

Humoristische Romane

Paul de Kock

Der Barbier von Paris.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dritte Auflage.

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1858.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Das Haus des Barbiers.

An einem Dezemberabend des Jahres 1632 durchlief ein Mann, der ungefähr vierzig Jahre alt sein mochte, einen hohen Wuchs und ein ziemlich schönes, aber finsteres und wildes Aussehen hatte und dessen schwarze Augen zuweilen den Ausdruck der Ironie annahmen, obschon nur ein flüchtiges Lächeln an seinen magern und blassen Lippen vorüberstreifte, mit raschen Schritten die Straße von Saint Honoré. Er nahm seine Richtung nach der Straße des Bourbonnais, indem er sich in einen braunen Mantel hüllte, welcher ihm kaum über die Kniee hinabfiel, und einen Hut mit breitem Rande über die Augen herabdrückte, der mit keiner Feder geziert war, aber sein Gesicht gegen den Regen schützte, der bereits in starken Tropfen zu fallen begann.

In dieser Zeit war Paris etwas ganz Anderes, als es gegenwärtig ist, und die Lage dieser schönen Hauptstadt war damals höchst kläglich; Straßen, die gar nicht oder wenigstens nur halb gepflastert waren; Haufen von Schutt und Unrath befanden sich hie und da vor den Häusern, oder versperrten den Weg, hemmten den Lauf des Wassers und verstopften die Kloaken. Diese Wasser, welche keinen Abfluß hatten, traten überall aus und bildeten Sümpfe, welche verderbliche Dünste aushauchten. Damals hätte man mit Wahrheit sagen können: „Paris, du Stadt des Lärms, des Koths und Rauchs."

Die Straßen waren nicht erleuchtet; man trug zwar Laternen, allein nicht Jedermann hatte solche, und zudem verscheuchten sie die Diebe nicht, die in großer Anzahl herumstreiften und tausend Unordnungen, sogar bei hellem Tage, begingen, da ihre Verbrechen

nur zu sehr durch das Beispiel der Pagen und Lakaien gerechtfertigt wurden, die sich jede Nacht ein Vergnügen daraus machten, die Vorübergehenden zu beschimpfen, Mädchen zu entführen, die Wachen zu necken, die Sergeanten zu schlagen, die Thüren der Läden einzusprengen und die friedlichen Einwohner auf tausendfache Art zu plagen; Ausschweifungen, gegen welche das Parlament vergebens Verordnungen erließ, die ohne Aufhören erneuert und ohne Aufhören ungestraft überschritten wurden.

Das Stehlen der Börsen und Mäntel war damals eine so gewöhnliche Sache, daß die Zeugen des Diebstahls sich damit begnügten, auf Kosten des Geprellten zu lachen, ohne jemals dem Diebe nachzulaufen.

Am hellen Tage wurden auf öffentlichen Plätzen Mordthaten begangen; die Verbrecher entfernten sich, ihre Schlachtopfer noch verhöhnend.

Man unterschied zwei Arten von Dieben: die Beutelabschneider (coupe-bourses) und die Manteldiebe (tire-laines); die Ersten schnitten kunstfertig die Schnüre der Geldbeutel ab, die man an seinem Gürtel zu tragen pflegte, die Zweiten rissen den Vorübergehenden die Mäntel schnell von den Schultern.

Vergebens richtete man von Zeit zu Zeit einige Verbrecher hin: diese Beispiele schienen die Kühnheit der Herumschwärmer und den Uebermuth der Pagen und Lakaien zu verdoppeln. Die Gerechtigkeit war kraftlos, seit man sie selbst auszuüben pflegte. Die Zweikämpfe waren fast so gewöhnlich als die Diebstähle; man hielt es für eine große Ehre, sich rühmen zu können, daß man viele Leute in die andere Welt geschickt habe.

Ohne Zweifel war dies nicht das goldene Zeitalter, ebensowenig konnte es jene gute alte Zeit sein, die von einigen Dichtern so gerühmt und von jenen mürrischen Geistern, den Bewunderern der Reifröcke und Wülste so sehr zurückgewünscht wird.

Es ist nicht unsere Absicht, Geschichte zu schreiben, allein

wir haben es für nöthig erachtet, den Leser zu erinnern, was Paris in dem Zeitpunkte war, in welchem unser Barbier lebte. Ohne Zweifel hatte man schon am Titel errathen, daß die Handlung nicht in unserer Zeit spielt, denn gegenwärtig haben wir in Paris Haarkünstler, Haarkräusler und Perrückenmacher, allein keinen Barbier.

Das Individuum, dessen Bild wir entworfen haben, blieb an der Ecke der Straße des Bourbonnais angekommen, vor einem ziemlich hübschen Hause stehen, auf dessen Vorderseite man in großen Buchstaben las: Touquet, Barbier — Badehalter. Damals kannte man den Luxus der Aushängeschilde nicht, und die Straßen von Paris boten den Blicken der Gaffer keinen Zug aus der griechischen oder römischen Geschichte über dem Laden eines Gewürzkrämers oder einer Weißzeughändlerin dar; das Portrait der Marie Stuart lud die Vorübergehenden nicht ein, eine Elle gedruckten Kattun zu kaufen, und der gehängte Absalon war nirgends zu sehen, um den Saal eines Haarkräuslers anzuzeigen.

Wir haben in Allem große Fortschritte gemacht. Der Mann, welcher vor dem Hause des Barbiers stehen blieb, hätte ohne Zweifel große Mühe gehabt, die Inschrift oberhalb des Ladens, der geschlossen war, zu lesen, denn es war bereits stockfinstere Nacht, und wie wir weiter oben bemerkt haben, kam keine Spiegellampe Denen zu Hülfe, welche Nachts in der Hauptstadt umherzugehen wagten. Allein das Individuum, das den Klopfer der Mittelthüre, welche den Eingang des Hauses bildete, so eben ergriffen hatte, that unverzüglich und wie Jemand, der seiner Sache gewiß ist, zwei aufeinanderfolgende Schläge. In der That, es war der Barbier selbst.

Nach Verfluß einiger Augenblicke ließen sich schwere Tritte hören, ein Licht schimmerte durch das Gitter, das sich oberhalb der Thüre befand. Bald öffnete sie sich und eine alte Frau erschien, eine Kerze in der Hand haltend. Sich verbeugend sagte sie: „Guter

Gott, mein theurer Herr, Sie haben erschrecklich schlechtes Wetter gehabt! . . . Sie müssen ganz durchnäßt sein! . . . Ich hatte meine Schutzheilige gebeten, sie möchte Ihnen nichts Böses zustoßen lassen. Ach! wenn man doch ein Geheimniß hätte, durch das man sich gegen den Regen schützen könnte! O, ich bin überzeugt, daß es Leute gibt, die den Elementen gebieten!"

Der Barbier antwortete nichts; er lief einem Gange zu, der in einen Saal zu ebener Erde führte, in dem man ein großes Feuer angezündet hatte. Hier angekommen, fing er an, seinen Mantel und seinen Hut abzulegen, dem ein Wald von schwarzen Haaren, die in wallenden Locken auf seinen Nacken herabfielen, entschlüpfte. Er nahm einen großen Dolch aus seinem Gürtel; denn es war damals gebräuchlich, nicht unbewaffnet auszugehen. Tonquet hing den Dolch über dem Kamine auf, dann warf er sich in einen Strohsessel und setzte sich vor das Feuer hin.

Während ihr Herr ausruhte, ging die alte Magd im Zimmer aus und ein; sie stellte einen Tisch neben den Stuhl, auf welchem der Barbier saß, zog aus einem Speiseschrank einen zinnernen Becher, Teller und ein Couvert hervor, und stellte mehrere Krüge mit Wein oder Branntwein und einige Schüsseln mit Fleisch auf den Tisch.

„Sind während meiner Abwesenheit Leute gekommen?" sagte der Barbier nach einigen Augenblicken.

„Ja, mein Herr: zuerst Pagen, um die Neuigkeiten des Stadtviertels zu erfahren, um Jedermann zu lästern und sich über die armen Frauen lustig zu machen, welche die Schwachheit haben, ihnen Gehör zu schenken. Ach, wie gottlos sind die jungen Leute heutigen Tags! wie sie sich ihrer Heldenthaten rühmen! . . . Einige Junggesellen sind gekommen, um sich rasiren zu lassen; dann jener Stutzer, den es so sehr entzückt, sich pudern zu lassen, und der behauptet, bald werde dies Jedermann thun; kann man sich die Haare so mit Mehl bestreuen lassen? ich ließe es noch

gelten, wenn es gegen einige Uebel schützte . . . Ach, ich vergaß und jener große Lümmel, der so pochend, so unverschämt ist, der, weil er ein Wamms von Atlas, einen Mantel von Sammt und auf seinem Hute einen schönen Federbusch und schöne silberne Schnüre hat, sich berechtigt glaubt, überall den Herrn zu spielen."

„Ach, Du willst von Monbart reden?"

„Ja, von keinem Andern; er hat großen Lärmen gemacht, als er Sie nicht hier fand; er sagte, seit Monsieur reich sei, vernachlässige er seine Kunden."

„In was mischt er sich?"

„Das hab' ich auch gedacht, mein Herr. Der Ritter Chaudoreille ist auch gekommen, er hat sich gestern auf der kleinen Pré-aux-clercs duellirt und seinen Gegner getödtet, und hatte diesen Abend noch ein Duell abzumachen. Gute heilige Jungfrau, ist es recht, daß sich die Menschen so tödten, und oft der erbärmlichsten Kleinigkeiten wegen!"

„Schlag' er sich, so lange er will, mir liegt wenig daran; es sind nicht meine Sachen. Sind nicht noch andere Personen gekommen?"

„Ach, jener Herr, der so drollig ist, der mich so oft lachen macht, und den ich einige Male jene Possen spielen gesehen habe, die Jedermann in sein Theater im Hôtel Bourgogne ziehen . . . Herr Heinrich Legrand.

„Sag' doch Turlupin (Hanswurst)."

„Turlupin also, weil dies der Name ist, den man ihm im Theater gibt, und mit dem man ihn auch in der Stadt benennt. Er ist mit jenem Andern gekommen, der mit ihm spielt, und, wie man sagt, die Rolle der Greise spielt, und die Prologe, die den Stücken vorhergehen, spricht."

„Dies ist Gautier-Garguille."

„Ja, mein Herr, so hat er ihn genannt. Sie wollten rasirt, gebadet und frisirt sein, da sie aber Sie nicht trafen, so spielte

einer von ihnen den Barbier, dann nahm der andere den Kamm und die Seifenkugel und erwies ihm denselben Dienst. Ich wollte dies anfänglich nicht zugeben, allein sie hörten nicht auf mich: sie machten tausend närrische Streiche. Haben Sie mich nicht genöthigt, im Laden Platz zu nehmen, und mich mit Essenz und Seife beschmiert! Einige Personen, welche im Vorübergehen Turlupin und seinen Kameraden erkannten, blieben vor dem Hause stehen. Bald vergrößerte sich ihre Zahl, und als sie das Haus verlassen wollten, konnten sie keinen Weg durch die Menge finden; allein, als Turlupin, der nie verlegen ist, die Neugierigen vergebens gebeten hatte, ihm und seinem Kameraden Platz zu machen, so ging er fort, holte aus dem Hinterladen ein Gefäß voll Wasser und goß es auf die Menge aus. Sie können sich denken, was jetzt für ein Getümmel und Geschrei unter den Leuten entstand. Turlupin und Gautier-Garguille benützten die Verwirrung, um sich zu entfernen."

„Und Blanca," sagte der Barbier, der die Erzählung der alten Margaretha mit Ungeduld anzuhören schien, „ich hoffe, daß sie nicht unten in dem Laden war, als diese Possenreißer eine so große Volksmenge vor meiner Wohnung versammelten?"

„Nein, mein Herr, nein; Sie wissen, daß Mademoiselle Blanca nur sehr selten in den Laden herunterkommt, und nie, wenn Leute daselbst sind. Heute, während Ihrer Abwesenheit, hat sie ihr Zimmer nicht verlassen, wie Sie es ihr anempfohlen haben."

„Das ist brav, recht brav," sagte der Barbier; hierauf näherte er sich dem Feuer, stützte den einen seiner Ellenbogen auf den Tisch und schien sich von Neuem seinen Betrachtungen zu überlassen, ohne auf das Geschwätz seiner Magd zu hören, die so eifrig fortfuhr, als ob ihr der Barbier die größte Aufmerksamkeit gewidmet hätte.

„Es ist ein reizendes Mädchen, diese Blanca, o ja, sie ist ein liebenswürdiges Kind, hübsch, sehr hübsch; ich fordere alle unsere Hofdamen auf, mir schönere Augen, einen frischeren Mund, weißere

Zähne zu zeigen . . . und die schönen Haare . . . rabenschwarz und bis über die Kniee herabwallend, und bei allem dem so sanft, so offenherzig, kein Gedanke von Koketterie! . . . ach, sie ist die Aufrichtigkeit, die Unschuld selbst. Es ist wahr, sie ist noch nicht sechszehn Jahre alt; allein es gibt Mädchen, die in diesem Alter schon den Verliebten Gehör schenken! . . . Wie schade wäre es, wenn dieser hübsche Schatz dem Teufel in die Krallen fiele! . . . allein wir werden ihn unangetastet erhalten . . . ja, ja, ich bin es versichert. Ich habe zu diesem Ende alle möglichen Anstalten getroffen; denn es reicht nicht hin, über ein junges Mädchen zu wachen; der Teufel ist so boshaft! und alle diese Junggesellen, diese Pagen, diese Studenten sind so unternehmend!... ohne die jungen Edelleute zu zählen, die sich kein Gewissen daraus machen, Mädchen und Frauen zu entführen, und als einzige Entschädigung denjenigen, welche dies übel aufnehmen, einen Stoß mit dem Degen versetzen, oder sie durch ihre Lakaien abbläuen lassen. Gute, heilige Margaretha, in welcher Zeit leben wir! Man muß sich beschimpfen, beleidigen, bestehlen lassen! . . . ja, selbst bestehlen lassen! . . . denn was hilft es, den Thäter über der That zu ertappen! Wenn man Recht verlangt, so fragt man, ob man als klagende Partei auftrete; wenn man nein sagt, so läßt man den Schuldigen frei, sagt man ja, so erkundigt man sich, ob man die Kosten der Procedur bezahlen kann; in diesem Falle hat man das Vergnügen, den Schurken vor seiner Thüre peitschen zu sehen; dies kommt einem jedoch theuer zu stehen. Ist man aber von einem Mächtigen, von einer hohen Standesperson beleidigt worden, so muß man schweigen, bei Strafe, sein Leben in der Bastille oder im Châtelet zu enden."

Margarethe schwieg einige Minuten lang, die Antwort ihres Herrn erwartend; da sie aber keine erhielt, so nahm sie an, er billige stillschweigend ihre Worte und faßte den Faden ihres Gesprächs wieder auf.

„Aber man behauptet, daß dies stets so gewesen ist. Die

kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, und die Vornehmen spotten über alle. Wer wollte es wagen, gegenwärtig zu prozessiren, wo die Advokaten und Prokuratoren die Prozesse fünf oder sechs Jahre lang herumziehen, von allen Händen Geschenke annehmen, um den Luxus ihrer Frauen und Töchter bestreiten zu können, und sich ein Spiel daraus machen, die armen Prozeßführer zu Grunde zu richten! . . . Was die Sergeanten betrifft, o, diese laufen überall herum, um Verbrecher aufzusuchen; allein wenn sie Diebe festhalten, so lassen sie sie bald wieder los, sobald diese ihren hungrigen Geldbeutel durch ein Stück Geld bereichert haben. Arme Stadt! Hören wir nicht jede Nacht einen erschrecklichen Lärmen! und doch wohnen wir noch in dem schönern Stadtviertel; aber dies verhindert nicht, daß man da Mordthaten und Diebstähle begeht. Da hört man ein Schreien, ein Waffengeklirr! . . . Wozu braucht man so viele Stadtrichter, Gerichtsdiener, Sergeanten, Häscher, wenn die Polizei so schlecht verwaltet wird? Nicht die Kaufleute beklage ich, sie würden sich dem Teufel um einen Sou verschreiben; sie verkaufen ihre Waare viermal theurer, als sie werth ist; um Käufer herbeizulocken, erlauben sie den Vorübergehenden, in ihre Läden zu treten, lassen ihnen Muße, mit ihren Frauen zu schwatzen, sie vor ihrer Nase am Kinn zu nehmen und ihnen verliebte Schmeicheleien zu sagen! . . . Alles dies um einen Topf Schminke oder ein Dutzend Schnüre zu verkaufen. Pfui! es ist eine Schande, Alles zu sehen, was bei ihnen vorgeht. Wenn ich in die Hallen gehe, um einzukaufen, so bin ich von Schurken umgeben, die sich ein Vergnügen daraus machen, die Käufer und Verkäufer zu plündern, in den Körben zu wühlen; dann muß ich Gesänge hören, die voll Unanständigkeiten und Zoten sind. Gute, heilige Margaretha, wo sind wir! . . . Die Schulkinder, ausschweifender als je, höhnen, schwelgen und begehen tausend liederliche Streiche; die jungen Leute von Stand besuchen die Spielhäuser, die Kneipen und sind

stets mit Dolchen oder Degen bewaffnet, und . . . ach! mein theurer Herr, der Satan hat sich unserer Stadt bemächtigt, er will sie als seine Beute verschlingen!"

Margaretha hielt von Neuem inne, um zu horchen. Der Barbier beobachtete noch immer das tiefste Schweigen, aber er schlief nicht; denn mehrmals war er mit seiner rechten Hand über seine Stirne gefahren und hatte seine Locken zurückgeworfen. Für einen, der gerne plaudert, ist es schon viel; gehört zu werden, oder wenigstens zu glauben, daß dies der Fall sei; die alte Magd war im Zuge, und sie fand selten eine so schöne Gelegenheit. Nach einer kurzen Pause fuhr sie daher wieder fort: „Dank dem Himmel, ich bin in einem guten Hause, und kann mit Stolz sagen, daß in den acht Jahren, seit denen ich bei dem Herrn bin, daselbst nichts Unschickliches und Unanständiges vorgegangen ist. Wohl erinnere ich mich noch, daß, als man mir vor acht Jahren sagte: „,Margarethe, Herr Touquet, der Barbier und Badehalter in der Straße des Bourbonnais, sucht eine Magd für sein Haus,'" ich mich mehr als einmal besonnen habe . . . ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr . . . dies kommt daher, weil die Häuser der Badehalter und Vermiether nicht im besten Geruche stehen; allein man sagte mir, Herr Touquet ist gegenwärtig wohlhabend, er vermiethet keine Zimmer mehr und begnügt sich damit, des Morgens sein Gewerbe zu treiben; übrigens nimmt er fast gar keine Besuche in seinem Hause an, wo er ein kleines Mädchen, das er an Kindesstatt angenommen hat, mit Sorgfalt erzieht. Bei meiner Treu', dies machte meiner Unschlüssigkeit ein Ende, und ich habe seither, nicht Ursache gehabt, meinen gethanen Schritt zu bereuen. Wenn des Morgens eine Menge Leute jeden Standes in den Laden kommt, so dringt doch Niemand in das Innere des Hauses ein. Der Herr lebt auf einem ehrenvollen Fuße, ich rühme mich dessen, und was ich am meisten bewundere, ist die Aufmerksamkeit, die er der jungen Waise widmet; denn ich glaube mich zu erinnern, daß der Herr

mir gesagt hat, sie sei eine Waise . . . ja, der Herr hat es mir gesagt. Gewiß verdient sie Alles, was man für sie thut, diese theure Blanca; aber ich glaube, ich habe Ihnen nicht gesagt, durch welche Mittel ich sie vor den Schlingen bewahre, die man der Unschuld legt. O, das ist ein Geheimniß! das ist wunderbar! . . . allein ich kann es dem Herrn wohl anvertrauen; unsere Nachbarin, die Seidenhändlerin, hat mich mit der Sache bekannt gemacht: man spricht über ein kleines Stück Schreibpergament gewisse Worte, dann macht man gewisse Zeichen, und dies wird ein Talisman, der gegen alles Unglück schützt. Einen solchen hatte die Königin Katharina von Medicis, die ihn stets an ihrem Busen trug. Hören Sie daher, mein Herr, wir dürfen nicht zweifeln, daß es Zauberer, daß es Schwarzkünstler gibt, weil der Teufel vor einigen Jahren in dieser Stadt zwei von ihnen erwürgt hat, diejenigen abgerechnet, welche durch das peinliche Gericht verurtheilt worden sind. Man thut daher nicht unrecht, wenn man sich gegen sie verwahrt, und der Talisman, den ich der Demoiselle Blanca gegeben habe, muß, weit entfernt, die bösen Geister herbeizulocken, sie wenigstens auf eine Entfernung von einer Stunde entfernt halten, und die Wirkung aller Zaubereien vereiteln, die man anwenden könnte, um über ihre Tugend zu siegen! . . . O, der kostbare Talisman, hätte ich ihn doch im zwanzigsten Jahre gehabt! . . . Aber Sie speisen nicht zu Nacht, mein Herr; haben Sie keinen Appetit?"

Touquet erhob sich rasch und sah auf eine hölzerne Uhr, die sich im Hintergrunde des Zimmers befand.

„Neun Uhr!" sagte der Barbier ungeduldig, „und er kommt nicht!"

„Wie, erwartet mein Herr Jemand diesen Abend?" fragte die alte Magd erstaunt.

„Ja, ich erwarte einen Freund . . . Stellet einen Becher weiter auf den Tisch, er wird mit mir zu Nacht speisen."

„Ich bezweifle sehr, daß er kommt," sagte Margarethe, die Befehle ihres Herrn ausführend, „es ist spät und erschrecklich schlimmes

Wetter; man muß sehr kühn sein, wenn man sich um diese Stunde allein auf die Straßen wagen will!"

In diesem Augenblicke wurde stark an die Thüre des Ganges geklopft, und der Barbier rief, während ein unmerkliches Lächeln um seine Lippen spielte: „Er ist es."

Zweites Kapitel.

Der große Herr und der Barbier.

Die alte Magd schrack zusammen, als sie klopfen hörte, und ihren Herrn anblickend, stammelte sie: „Soll ich öffnen, mein Herr?"-

„Ohne Zweifel. Habe ich Euch nicht gesagt, daß ich einen Freund erwarte," erwiderte der Barbier, neues Holz in's Feuer legend. „Geht geht, Margarethe, geht!"

Die alte Magd war sehr furchtsam, sie schien noch zu zaudern; ein Blick von ihrem Herrn machte sie entschlossen; sie nahm eine Lampe und schritt nach dem Gange zu, der in die Hausflur führte. Margarethe war achtundsechzig Jahre alt; Arbeit und Entbehrung hatten ihren Körper schon längst gebeugt; sie bewegte sich nur langsam vorwärts, und die hohen Absätze ihrer großen Pantoffeln ließen ein einförmiges Geräusch ertönen, dessen Takt die alte Person in keinen schnellern verwandeln konnte. Als sie sich mitten in der Hausflur befand, erscholl ein zweiter Schlag an die Thüre, der, stärker als der erste, alle Scheiben des Hauses erzittern machte.

„Ach, mein Gott!" sagte Margarethe, „man hat große Eile. Wer ist wohl der Freund meines Herrn, der so zu klopfen wagt? . . . Gewiß sind einige Scheiben zersprungen. Sollte es wohl Chaudoreille sein? O nein! der klopft nur ganz leise, ganz sanft an. Turlupin? Bah! ich würde ihn auf der Straße singen hören! zudem ist er keiner von den Freunden meines Herrn. Ach! ich bin sehr neugierig, zu erfahren, wer es sein mag."

Ihrer Neugierde ungeachtet, beschleunigte Margarethe ihre Schritte nicht, sie kam jedoch an der Thüre an, und nachdem sie sich in ihrem Herzen ihrer theuren Schutzheiligen anempfohlen hatte, entschloß sie sich, zu öffnen. Ein Mann, der in einen langen Mantel, den er gegen das Gesicht hielt, gehüllt war, und den Kopf mit einem Hut bedeckt hatte, dessen Ränder mit weißen Federn geschmückt waren, die ihm so weit über die Augen herabhingen, daß man diese nicht bemerken konnte, erschien am Eingange der Hausflur und fragte mit starker Stimme, ob hier wohl der Barbier Touquet wohne.

„Ja, mein Herr," sagte Margarethe, die sich umsonst bemühte, die Gesichtszüge der vor ihr stehenden Person zu erspähen; „ja, hier wohnt . . . und Sie sind ohne Zweifel der Freund, den mein Herr erwartet."

„In diesem Falle führen Sie mich zu ihm," sagte der Fremde.

Margarethe verschließt die Thüre und bittet den Unbekannten, ihr zu folgen. Die Hausflur und den langen Gang durchschreitend, kehrt sie sich oft um und hält ihre Lampe dem Fremden vor das Gesicht, unter dem Vorwande, ihm zu leuchten, in der That aber, um Etwas zu entdecken, woran sie das Individuum, das sie in das Haus eingeführt hat, erkennen könnte. Alle ihre Bemühungen sind vergeblich. Der Fremde beugt den Kopf nieder und hält den Mantel stets gegen das Gesicht. Margarethe sieht sich hierdurch darauf beschränkt, seine Halbstiefel zu untersuchen, die weiß, trichterförmig und mit Sporen versehen sind. Dies schien eine ausgesuchte Kleidung anzudeuten, allein viele Personen trugen damals solche; dieser Theil der Kleidung konnte daher Margarethe in ihren Muthmaßungen nicht sicher leiten.

Man kommt in dem Saale an, in welchem sich der Barbier befindet, und der Fremde tritt leichten Trittes ein, während die Dienerin zu ihrem Herrn sagt: „Mein Herr, hier ist die Person, die angeklopft hat; ich weiß nicht, ob es der Freund ist, den Sie erwarten . . . ich habe nicht sehen können . . ."

Der Barbier läßt Margarethen nicht Zeit, ihre Phrase zu vollenden, er eilt dem Fremden entgegen und führt ihn an das Feuer, während er zu ihm sagt: „So bist Du doch endlich angekommen! Ich befürchtete, die Nacht ... das schlimme Wetter ... allein setze Dich hierher, wir werden miteinander zu Nacht speisen."

„Gut," sagte die Dienerin zu sich, „wenn er zu Nacht speisen will, wird er nothwendig seinen Mantel ablegen müssen; und ich werde endlich sein Gesicht sehen können. Ich weiß nicht, warum ich ein so großes Verlangen trage, diesen Menschen kennen zu lernen. Wenn er ein Freund meines Herrn ist, so muß er nur selten hierher kommen; ich habe seine Stimme nicht erkannt, sein Wuchs ist der gewöhnliche ... er ist nicht sowohl klein, als groß, er muß jung sein ... ich wette, er ist ein hübscher Junge. Aus seinem Gange möchte ich schließen, daß er zum Kriegsstande gehört ... Wir werden sehen, ob ich mich getäuscht habe."

Die alte Person hatte ihre Augen unablässig auf den Fremden gerichtet, der sich in einen Stuhl geworfen hatte und durch keine Bewegung den Vorsatz verrieth, seinen Mantel und seinen Hut abzulegen, obschon beide vom Regen durchnäßt waren.

„Wenn es dem Herrn gefällig wäre," sagte Margarethe, sich dem Stuhle nähernd, auf welchem der Fremde saß; „so könnte ich ihm seinen Mantel abnehmen, da er ganz naß ist ... ich werde ihn trocknen, während er zu Nacht speist."

„Ihr könnt Euch diese Mühe ersparen," sagte der Barbier, sich plötzlich zwischen Margarethe und den Fremdling stellend, der sich nicht gerührt hatte; „man bedarf Eurer Dienste nicht. Entfernt Euch und geht zu Bette, ich werde die Hausthüre selbst verschließen, wenn mein Freund nach Hause geht."

Margarethe scheint durch diesen Befehl ganz versteinert. Sie blickt ihren Herrn an und will sich einige Bemerkungen erlauben; allein der Barbier heftet die Augen auf sie, und die Augen des Herrn Touquet haben zuweilen einen Ausdruck, der zum Gehorsam zwingt.

„Geht," sagt er von Neuem zu seiner Dienerin, „und vor Allem, kommt nicht wieder herab."

Margarethe schweigt; sie nimmt ihre Lampe, verbeugt sich vor ihrem Herrn und schickt sich an, den Saal zu verlassen, einen letzten Blick auf den Fremden werfend, der stets unbeweglich vor dem Feuer sitzt und dessen Züge sie nicht gewahren kann. Sie muß sich zu Bette legen, ohne ihre Muthmaßungen auf einige Thatsachen stützen zu können, ohne zu wissen, ob sie das Alter, den Stand, die Gestalt des Unbekannten richtig errathen hat; welche Pein für eine alte Jungfer! Allein ihr Herr zeigt ihr mit dem Finger die Thüre des Saales und Margarethe entfernt sich endlich.

Sobald die alte Dienerin sich entfernt hat und das Geräusch ihrer Tritte verklungen ist, bricht der Fremde in ein lautes Gelächter aus und wirft seinen Mantel und Hut von sich. Jetzt bemerkt man einen Mann von ungefähr sechsunddreißig Jahren mit feinen, edeln und geistreichen Gesichtszügen. Ein brauner Schnurrbart umschattet nur leicht die Oberlippe seines Mundes; der beim Lächeln sehr schöne Zähne sehen läßt; seine lebhaften, bald zärtlichen, bald wilden und leidenschaftlichen Augen bezeichnen eine große Gewandtheit, alle diese Gefühle auszudrücken; allein der Ekel und Ueberdruß, die sich auf den blassen und matten Gesichtszügen des Fremden ebenfalls abmalen, scheinen anzudeuten, daß er sich seinen Leidenschaften schon allzusehr überlassen hat und deßwegen nur noch mit Anstrengung von denselben wieder erregt werden kann. Seine Tracht ist reich und geschmackvoll; die Farbe seines Wammses ist ein zartes Blau; Gold und Seide verbinden sich darauf mit dem Sammt, der den Grundstoff desselben bildet; prächtige Spitzen zieren den Kragen, der auf seine Schultern zurücksinkt; ein breiter weißer Gürtel umschließt seinen Leib, und ein mit kostbaren Edelsteinen verzierter Degen blinkt an seiner Seite.

Seit der Entfernung seiner Dienerin hat der Barbier seinen

Ton gegen den Fremden geändert; an die Stelle der Vertraulichkeit, die Tonquet in Margarethens Gegenwart scheinbar angenommen hatte, sind Achtung und Unterthänigkeit getreten.

„Entschuldigen Sie mich, Herr Marquis," sagte er, sich ehrfurchtsvoll vor seinem Gaste verbeugend, „daß ich mir erlaubt habe, Sie zu duzen; allein das geschah ja bloß auf Ihren Befehl, um meine Magd besser zu täuschen und ihr alle Vermuthungen über Ihren Rang abzuschneiden."

„Es ist gut, sehr gut, mein werther Tonquet," sagte der Marquis; „was mich betrifft, so versichere ich Dich, daß es mich die größte Mühe gekostet hat, meine Ernsthaftigkeit in Gegenwart der armen Frau beizubehalten, die nicht wußte, welche List sie erdenken solle, um mein Gesicht zu sehen, was ihr übrigens nicht sehr viel geholfen haben würde, denn es ist mir nicht erinnerlich, daß sie mich früher schon irgendwo gesehen habe."

„Nein, gnädiger Herr, sie kennt Sie nicht, ich glaube es wenigstens, obwohl der Herr Marquis von Villebelle durch seine Galanterien und Waffenthaten so großes Aufsehen gemacht hat, sein Name und seine Abenteuer so bekannt geworden sind, daß die niedersten Klassen der Gesellschaft sie kennen. Ein Schrecken der Väter, Vormünder, Gatten und der Liebenden selbst ... denn Sie kennen keine Nebenbuhler ... wird Ihr Name von den Männern nur mit Schauder ausgesprochen und macht alle Frauen seufzen, die einen aus Hoffnung, die andern aus Erinnerung. Da der Herr Marquis überdies das Vergnügen überall gesucht hat, wo er der Schönheit begegnet ist, da er zuweilen zur bescheidenen Bürgerin herabgestiegen ist, und die niedrige Kaufmannsfrau wie die einfache Dorfbewohnerin mit seinen Blicken zu ehren gewürdigt hat, so wäre es nicht unmöglich, daß meine alte Margarethe in irgend einem Hause gedient hätte, wo der Herr Marquis Erinnerungen zurückgelassen hat. Es ist daher besser, daß sie Sie nicht gesehen hat, weil Sie incognito zu mir kommen."

„Ja, in der That, ich will unbekannt bleiben. Gegenwärtig muß ich meine Liebesabenteuer geheimer halten. Setze Dich nieder, Touquet, ich habe Dir Vieles zu erzählen.“

„Gnädiger Herr . . .“

„Setz' Dich nieder, ich will es so haben. Hier lege ich meinen Rang und meine Größe nieder; ich sehe in Dir den ersten Vertrauten meiner Liebesgeschichten wieder, den listigen Diener meiner Leidenschaften, den kühnen Schurken, dem das Geld die Einbildungskraft erhitzte und der keine Hindernisse kannte, wenn ein mit Pistolen gefüllter Beutel der Lohn seiner Dienste war. Du bist stets derselbe, ich bin es überzeugt.“

„Ach, gnädiger Herr, das Alter macht uns vernünftig. Vor siebenzehn Jahren hatte ich die Ehre, Ihnen das erste Mal zu dienen, allein seit dieser Zeit ist mein Kopf ruhiger geworden, ich habe nachdenken gelernt.“

„Wie, Du wärst ein ehrlicher Mann geworden? Vor zehn Jahren noch habe ich mich Deiner bedient; Du warst damals immer noch ein Spitzbube. Schreibt sich Deine Bekehrung von diesem Zeitpunkte her?“

„Der Herr Marquis spaßt unaufhörlich; er nennt die Dienste, welche ich ihm geleistet habe, Spitzbubenstreiche, weil ich ihm sehr ergeben war.“

„Nenne sie, wie Du willst, es liegt mir wenig daran; ich bin nicht der Mann, Meister Touquet, gegen den man den Heuchler und den Gewissenhaften spielen darf. Bist Du wirklich nimmer geneigt, mir nützlich zu sein? ist Dein Genie erloschen, und kann es durch Gold nicht mehr belebt werden?“

„Ich werde stets bereit sein, Ihnen zu dienen, Herr Marquis; Sie dürfen in meinen Eifer und meine Ergebenheit keinen Zweifel setzen.“

„Gut; das ist Alles, was ich von Dir verlange. Betrage Dich gegen die Andern wie ein Heiliger, wenn Dir dieses Ver-

gnügen macht, wenn Du Dich nur gegen mich stets so zeigst, wie Du ehedem warst."

Touquet antwortet nichts, allein er wendet den Kopf ab und seine Züge scheinen finsterer zu werden. Er faßt sich jedoch bald wieder, wendet sich lächelnd nach seinem Gaste um, der mit den Füßen an die Wände des Kamins stößt, und einige Zeit lang schweigend dasitzt, als ob er nicht mehr bei dem Barbier zu sein glaube. Dieser erwartete ungeduldig die Fortsetzung des Gesprächs von Seiten des Marquis. Nach Verfluß von fünf Minuten brach der edle Herr das Stillschweigen.

„Mein theurer Touquet, wenn die Ereignisse meines Lebens in meiner Einbildungskraft vor mir vorüberziehen, so wundere ich mich in der That, daß ich noch auf dieser Welt bin. Wie oft habe ich den Dolch eines Eifersüchtigen, eines Gatten, eines Vaters gegen mich gezückt gesehen! Wie viele Leute haben mir Verderben geschworen! Und die Frauen . . . wenn alle diejenigen, welche ich verrathen und verlassen habe, ihre Rachepläne gegen mich ausgeführt hätten! . . . Dank dem Himmel, wir sind weder in Italien noch in Spanien, und obschon es unter unsern Französinnen einige Rachsüchtige gibt, die einen langen Groll gegen einen Treulosen nähren, so sind doch Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit keine unverzeihlichen Verbrechen bei diesen Damen, die sich manchmal an unsere Stelle setzen und sagen, sie würden es ebenso gemacht haben wie wir."

„Es ist unzweifelhaft, gnädiger Herr, daß Ihr Leben, so lange ich wenigstens die Ehre gehabt habe, Ihnen meine Dienste zu widmen, eine ununterbrochene Reihe sehr anziehender und zuweilen sehr gefährlicher Abenteuer war. Entführungen und Verführungen, Zweikämpfe, offene Angriffe, nichts hielt Sie zurück, wenn Sie Etwas beschlossen hatten. Konnten Sie Hindernisse finden? . . . Reich, von edler Geburt, mächtig, schön gewachsen, galant, großmüthig bis zum Uebermaße . . . das Glück und die

Natur haben Alles für Sie gethan, Herr Marquis; Sie haben es sich zu Nutzen gemacht, Sie haben das Leben genossen; viele Männer in Frankreich haben Ihr Glück beneidet."

„Mein Glück! ... glaubst Du wirklich, daß ich glücklich gewesen sei?"

„Und wer hätte Sie hindern können, es zu sein, gnädigster Herr?"

„Nichts, und eben deßwegen vielleicht haben Ueberdruß und Langeweile mich selbst im Schooße der Vergnügungen und der Wollüste, die ich kostete, überfallen; zuweilen, ohne Zweifel, habe ich das Glück gekannt; allein es war so kurz, es entfloh so rasch! ... Der Anblick der Schönheit entflammt meine Sinne, macht mein Herz klopfen. Dieses reizende Geschlecht, das ich vergöttere, hat stets eine unumschränkte Herrschaft über mich ausgeübt. Beim Anblicke einer schönen Frau liebe ich, oder glaube ich wenigstens zu lieben; allein kaum sind meine Wünsche befriedigt, so erlöscht meine Liebe und ich bin genöthigt, einen neuen Gegenstand aufzusuchen, um meine starren Sinne wieder aufzuregen."

„Glücklicher Weise enthält diese Hauptstadt eine große Menge hübscher Gesichter; die Stadt und der Hof bieten Gegenstände genug dar, die Abwechslung in Ihre Vergnügungen bringen können."

„Alles nützt sich ab, das Gefühl wie das Gedächtniß. Ich fürchte, mein Herz werde durch vieles Feuerfangen endlich jenen schlechten Flintensteinen ähnlich werden, auf die der Hahn vergeblich schlägt. Ich bin der Hofintriguen müde; diese sind noch leichter als die andern! Was bieten sie Anziehendes dar? Nichts geschieht ohne Etikette, und dann ist man so höflich, so fein! ... wir wissen zu gut, was Lebensart ist, als daß wir uns über die Untreue ärgern könnten! Man verläßt sich, wie man zusammenkommt, unter tiefen Ehrfurchtsbezeigungen; man stirbt fast vor Langeweile. Die Buhlerinnen haben ebenfalls nichts Neues mehr für mich. Was sollte ich in den Cirkeln der Marion de Lorme thun?

ich sehe daselbst stets dieselben Gesichter. Obschon der Cardinal sie in Ruf gebracht hat, so finde ich diese Frau nicht so geistvoll, als man sie hat machen wollen! Wie verschieden ist sie von jener jungen und schönen Ninon. Von dieser wird man noch lange reden, sie wird es weit bringen, allein sie hat zu viel Geist und zu wenig Liebe für mich; mein vor der Zeit kalt gewordenes Herz muß an einem leidenschaftlichen Gemüthe wieder erwärmt werden: in der Stadt findet man nichts, das trefflicher wäre als diese Dame; die kleinen Bürgerinnen werden so kokett; es wäre noch erträglich, wenn sie grausam zu sein wüßten, allein ein Name, eine edle Haltung, ein reicher Mantel haben ihnen bald den Kopf verdreht! Die Kaufmannsfrauen erhaschen uns im Fluge, die gemeinen Dirnen locken uns an, und bei all dem werden die Ehemänner so gütig, so gefällig: sie fürchten uns wie's Feuer; unser Titel macht sie stumm. Bei Gott, das ist zum Verzweifeln! Wenn das so fortgeht, so werden wir auf türkische Weise lieben müssen; wir werden bloß noch das Schnupftuch auswerfen dürfen."

„Dann, Herr Marquis, wird man stets den Ausweg haben, vernünftig zu werden, und in den zehn Jahren, seit denen ich nicht mehr die Ehre gehabt habe, Ihnen zu dienen, werden Sie dies ohne Zweifel gethan haben?"

„Wahrlich, ja, denn man muß nicht von gemeinen Abenteuern sprechen, die nicht der Mühe werth sind, angeführt zu werden. Ich bin zur Armee gegangen, ich habe mich geschlagen, dies hat mir sehr gefallen, ich wäre gerne noch länger daselbst geblieben, allein es wurde Friede gemacht. Ich bin zurückgekommen, habe meine Ländereien besucht, habe mit einigen kleinen Bäuerinnen gelacht, die ziemlich hübsch, aber so linkisch, so einfältig waren! ... Apropos ich vergaß Dir zu sagen, daß ich mich verheirathet habe."

„Verheirathet! ... wie, gnädiger Herr, Sie? ..."

„Ohne Zweifel, ich mußte; mein Rang, meine Aemter am

Hofe ... und dann stack ich voll Schulden; dies beunruhigte mich nicht, allein man hatte diese Ehe angeordnet: der Kardinal, die Königin selbst wünschten sie. Ich habe die Tochter des Grafen von la Roche geheirathet. Meine Frau war sehr schön, sie hatte einen sehr sanften Charakter, beschäftigte sich nie mit meinen Intrignen; so wollte ich es haben. Ich liebte sie, so anständig als man seine Frau lieben kann; allein sie ist vor zwei Jahren gestorben und hat mir keine Erben hinterlassen. Dies ist sehr unangenehm; ich bin immer der Meinung, daß ich eine große Freude an Kindern haben würde."

„Sie sind also Wittwer, gnädiger Herr?"

„Ja; ich bin von Neuem Besitzer eines beträchtlichen Vermögens, bei Hof gut angeschrieben und besitze die Gunst des Kardinals; ich könnte, wenn ich wollte, die wichtigsten Aemter erhalten."

„Ich begreife jetzt, warum der Herr Marquis seine Intriguen mehr verheimlichen will."

„Ach, mein armer Tonquet, ich glaube zwar nicht, daß der Ehrgeiz mich jemals anstecken wird; allein man kann es nicht wissen, und es gibt wohl einige Gesetze der Wohlanständigkeit, die man nicht verletzen darf. Uebrigens macht das Geheimniß die einfachsten Handlungen anziehend! ... Allein Du selbst, hast Du Dich noch nicht unter die Fahne Hymens gestellt? ... ich finde Dich weniger lustig, weniger leichtfertig und weniger lebhaft als ehedem."

„Nein, Herr Marquis, ich bin stets noch Junggeselle."

„Nun, das ist, glaube ich, das Beste, was Du thun konntest. In Deinen Verhältnissen würde eine Frau Dich belästigen; Du, der Du eine Intrigue so gut, so verschwiegen zu leiten weißt! Die Frauen sind neugierig; sie würde Alles wissen wollen und dies würde Dir schaden; zudem bist Du nie sehr galant gewesen. Du kennst bloß das Gold! dies war Dein Gott! Dein Idol! Ein

gutgespickter Geldbeutel machte Dich erfinderisch und fähig, Wunder zu wirken .. es ist wahr, Du verspieltest ihn eine Viertelstunde nachher, und die Würfel oder die Karten raubten Dir bald die Frucht der Anstrengungen Deines Genies."

„Ah, gnädiger Herr! . . ."

„Ja, Du warst ein eben so guter Spieler als Spitzbube; ich erinnere mich noch recht wohl daran. Vielleicht bist Du seit zehn Jahren klüger geworden; ich möchte es fast glauben, denn Du scheinst wohlhabend, und dieses Haus kündigt keine Dürftigkeit an; diese Dienerin, dieses für Dich aufgetragene Essen . . . bei Gott, ich muß Deinen Wein kosten."

„Ah, gnädiger Herr, er verdient es nicht, Ihnen angeboten zu werden."

„Ich liebe stets das, was man mir nicht anbietet."

Während er dieses sagte, füllte der Marquis einen Becher mit Wein und trank ihn mit einem Zuge aus.

„Er ist nicht so gar übel, in der That!"

„Ach, gnädigster Herr, wenn er auf Ihrem Tische stünde..."

„Dann würde ich ihn abscheulich finden; allein was willst Du . . . Mannigfaltigkeit! . . . und Du bist also reich geworden?"

„Reich nicht, aber doch so wohlhabend, daß ich dieses Haus kaufen konnte."

„Wie! das Haus gehört Dir?"

„Ja, Herr Marquis."

„Der Teufel, Meister Touquet! . . . Sie müssen manchen schönen Fang gemacht haben, daß Sie Hausbesitzer geworden sind."

Das Gesicht des Barbiers zog sich zusammen; seine schwarzen Augenbraunen falteten sich, daß sie einander nahe kamen, er ließ die Augen langsam herumschweifen, und stammelte mit Mühe: „Herr Marquis . . . ich schwöre Ihnen . . ."

„Ach guter Gott! ich verlange keine Schwüre von Dir, armer Touquet," sagte der Marquis lächelnd. „Du bist ganz in Ver-

wirrung, als ständest Du vor dem Kriminalrichter! Glaubst Du, ich sei hieher gekommen, um mich über die Art zu erkundigen, auf welche Du Dein Glück gemacht hast? . . . Allein es sollen mich alle Teufel holen, wenn ich glaube, daß Du Dir dieses Haus durch bloßes Bartscheeren erworben hast."

„Gnädigster Herr, ich versichere Sie, daß meine Ersparnisse..."

„Ja, ja . . . es ist ganz gut! Lassen wir dies und sprechen wir von dem Gegenstande, der mich hieher führt; denn ich bin um irgend einer Sache willen zu Dir gekommen, und ich will verdammt sein, wenn ich sie nicht vergessen hatte."

Der Barbier scheint freier zu athmen, seine Gesichtszüge nehmen ihren gewöhnlichen Ausdruck wieder an, und er richtet die Augen auf den Marquis, den seine gewöhnliche Empfindungslosigkeit ein wenig verlassen zu haben scheint, um den Zweck seines nächtlichen Besuchs zu erklären.

„Als ich Dich diesen Morgen auf dem Pont-Neuf (die neue Brücke) bemerkte, verfolgte ich eben ein junges Mädchen von hübschem Aussehen; ohne eine vollkommene Schönheit zu sein, hat sie Anmuth und viel Einnehmendes in ihrer Haltung, und lebhafte und aufgeweckte Augen; ich glaube, es wird uns nicht schwer werden, sie zu besiegen. Sie verdoppelte jedoch ihre Schritte und antwortete auf meine Galanterien nichts; ich hüllte mich sorgfältig in meinen Mantel, weil ich von unsern liebenswürdigen Galgenvögeln nicht erkannt sein wollte, die mich ohne Zweifel verspottet haben würden, wenn sie mich einer Grisette nachlaufen gesehen hätten. Die Kleine blieb stehen, um einen Augenblick Tabarins Gesänge anzuhören. Während sie vor dem Marktschreier stand, bemerkte ich Dich und erkannte Dich auf der Stelle: Du hast eines von jenen Gesichtern, die man nie vergißt."

„Ich hatte den Herrn Marquis auch erkannt, ungeachtet des Mantels, in den Sie gehüllt waren; denn zehn Jahre haben Ihre Züge nicht verändert, gnädiger Herr, und man kann

sich in jener edlen Haltung nicht täuschen, die alle Schönen bezaubert."

„Du schmeichelst mir, Schelm! Du willst mir sagen, daß ich altere, allein wieder zur Sache. Sobald Du mir Deine Adresse gegeben hattest, kehrte ich zu der Kleinen zurück ..."

„Wenn mir der Herr Marquis diesen Morgen sein Anliegen mitgetheilt hätte, so würde ich ihm die Mühe erspart haben, diesem jungen Mädchen selbst nachzugehen."

„Nein, es machte mir Freude, sie noch weiter zu betrachten: zudem hatte ich nichts Besseres zu thun. Sie schlug den Weg nach der Altstadt ein, betrat die Straße la Calandre; ich sprach stets mit ihr, sie aber begnügte sich damit, zu lächeln, ohne mir zu antworten, allein der Ausdruck ihres Gesichts war keineswegs streng; endlich blieb sie vor dem Laden einer Parfümeriehändlerin stehen. Ich wollte mit ihr in denselben treten, allein sie widersetzte sich mir, indem sie mir in einem ganz eigenen Tone sagte: „„Der Herr Marquis von Villebelle ist zu bekannt, als daß ich mit ihm an irgend einen Ort hingehen dürfte, ich würde meinen guten Ruf verlieren, und ich bitte den Herrn Marquis, mich nicht zu compromittiren."" Nun, mein theurer Touquet, begreifst Du diese Dirne, die behauptet, daß ich sie um ihren guten Namen bringen könnte; was mich betrifft, so gestehe ich Dir, daß es mich so sehr überraschte, von diesem jungen Mädchen erkannt worden zu sein und sie so sprechen zu hören, daß ich wie ein Narr mitten auf der Straße stehen blieb, und während dieser Zeit verschwand meine schöne Eroberung in der Tiefe des Ladens."

„Ich sagte Ihnen ja, gnädigster Herr, daß Sie bei allen Ständen der Gesellschaft bekannt seien; sobald ein junges Mädchen zwölf Jahre alt ist, macht man ihr Angst mit Ihnen, wie mit dem Grafen von Ory, verliebten Andenkens."

„Um so besser. Die Frauen sind stets begierig, diejenigen Männer kennen zu lernen, die man ihnen als so gefährlich schildert.

Arme Eltern, indem sie ihre Kinder ermahnen, mich zu fliehen, bewegen sie sie, mir entgegen zu eilen. Hier, Touquet, ist Gold ... Du wirst dieses junge Mädchen sehen. Weil sie weiß, wer ich bin, kannst Du ihr wohl nicht versprechen, daß ich ihr treu seyn werde; doch daran liegt nichts, versprich immerhin. In drei Tagen hoffe ich sie in meinem kleinen Hause in der Vorstadt St. Antoine zu finden! ... Du weißt ..."

„Ja, gnädiger Herr, ich erinnere mich daran, es ist das, welches Sie schon lange besitzen."

„Ja, aber ich habe einen herrlichen Ort daraus gemacht; o, Du wirst sehen! ... Gemälde, Spiegel, Marmor, Alabaster verbinden sich daselbst mit Seide, Sammt, den kostbarsten Stoffen ... ich habe mehr als fünfzigtausend Franken darauf verwendet ... allein er ist göttlich. Wir haben daselbst herrliche Abendessen mit Montglas, Chavagnac, Villempré, Monteille und einigen andern Galgenvögeln vom Hofe gehalten."

„Habe ich nicht dorthin, Herr Marquis, jenes junge Mädchen gebracht, dessen Entführung so großes Aufsehen erregte? Dies war, glaube ich, unser erstes Abenteuer dieser Art. Sie waren damals höchstens neunzehn Jahre alt, und die Kleine ..."

„Was Teufel bringst Du mir da in Erinnerung?" sagte der Marquis, eine Bewegung des Unmuths machend, und den Beutel, den er so eben aus seinem Gürtel genommen und auf den der Barbier bereits gierige Blicke geworfen hatte, fest in der Hand drückend.

„Verzeihung, Herr Marquis," sagte Touquet, „allein ich glaubte Ihnen nicht zu mißfallen, indem ich Sie an ein Abenteuer erinnerte, das den Grund zu Ihrem Rufe legte! ... Die junge Person war schön und verständig, und der Vater, ein alter Schütze des Königs Heinrich, verstand keinen Spaß: seine Büchse war auf Sie gerichtet, die Kugel durchdrang Ihren Hut; allein Ihr Degen hielt den Greis zurück, und Sie streckten ihn zu Ihren

küssen, während ich das ohnmächtige Mädchen in meinen Armen forttrug."

„Schweige! ... schweige! ... Elender!" sagte der Marquis, sich rasch erhebend und auf den Barbier einen zornigen Blick werfend, den dieser mit dem vollkommensten Gleichmuthe aufzunehmen schien.

Die Unterhaltung wird von Neuem unterbrochen; der Marquis geht mit großen Schritten in dem Zimmer auf und nieder und scheint in seine Gedanken vertieft. Bald jedoch entwischen einige unzusammenhängende Worte seinem Munde; allein sie sind nicht an Touquet gerichtet. Der Marquis scheint lebhaft bewegt, indem er mit gedämpfter Stimme die Worte spricht: „Arme Estrelle! was ist aus Dir geworden? ... sie liebte mich ... sie hielt mich für einen bloßen Studenten! ... ich liebte sie ebenfalls ... ja ... nie seit jener Zeit habe ich ein Gefühl empfunden, das ich mit der Liebe vergleichen könnte, die sie mir einflößte! ... ich war so jung! ... ach, der Himmel ist Zeuge, daß ich mich mit ihrem Vater nicht schlagen wollte, ich suchte mich nur zu vertheidigen! ... Dank dem Himmel, seine Wunde war nur unbedeutend und bald wieder geheilt ... Allein Estrelle, als sie meinen Namen und diesen Vorfall erfuhr, verwünschte mich! ... ja? ... ich glaube sie noch zu hören! ... Dann entwischte sie aus dem Hause, wo ich sie verborgen hielt. Ich würde sie noch lieben ... seit dieser Zeit keine Nachricht! ... Und Du, Touquet, bist Du ihr seitdem nicht begegnet?"

„Nie, gnädigster Herr, habe ich sie gesehen oder von ihr sprechen gehört."

„Arme Estrelle!" sagte der Marquis noch einmal nach einer augenblicklichen Pause, und der Barbier bemerkte mit gedämpfter Stimme: „Sie wäre jetzt ungefähr vierunddreißig Jahre alt."

Diese Bemerkung schien den Kummer des Marquis ein wenig zu zerstreuen.

„Wirklich," sagte er, sich dem Feuer wieder nähernd, „muß

sie ungefähr so alt sein, wenn sie noch lebt ... Und ich, der ich sie mir so vorstellte, wie ich sie ehedem gekannt hatte ... wie die Zeit verfließt ... wohlan, vergessen wir Alles das. Alles genau erwogen, ist es ein Abenteuer wie jedes andere ... ein Kapitel in der Geschichte meines Lebens!"

„Und der Herr Marquis sagt also, daß jenes junge Mädchen in einem Parfümerieladen der Altstadt in der Straße la Calandre wohnt?"

„Wie, welches junge Mädchen?"

„Dasselbe, welchem der gnädige Herr diesen Morgen auf dem Pont-Neuf folgte."

„Ach, Du hast Recht; ich hatte es vergessen! Ja; Du wirst es leicht erkennen; ein schlanker Wuchs, eine ungezwungene Haltung, zwanzig Jahre, wie ich vermuthe, kastanienbraune Haare, schwarze Augen, ein mit schönen Zähnen besetzter Mund, eine etwas braune Gesichtsfarbe, ich halte sie für keine Französin, etwas Entschiedenes, Anziehendes in der Physiognomie, nichts, was Schüchternheit oder Offenherzigkeit ankündigt; dies ist Alles, was ich Dir mittheilen kann."

„Es ist hinreichend, Herr Marquis; in zwei Tagen, hoffe ich, wird die Person in Ihrem Hause sein."

„Es ist gut, sehr gut ... Hier, dies für Deine Mühe, ich verspreche Dir noch einmal so viel, wenn Deine Schritte von Erfolg sind."

Mit diesen Worten wirft der Marquis den mit Gold gefüllten Beutel, den er noch in der Hand hielt, auf den Tisch, und ein Lächeln entschlüpft den Lippen des Barbiers. Sein Gast greift nach seinem Mantel und setzt seinen breiten Hut auf den Kopf. „Es ist spät," sagte der Marquis, sich in seinen Mantel hüllend, „ich muß nach Hause gehen. Uebermorgen, um zehn Uhr Abends, werde ich mich wieder bei Dir einfinden und nach dem Erfolge Deiner Bemühungen fragen."

„Werde ich Leute in Ihrem kleinen Hause antreffen?“

„Ja, Marcel, einen meiner Leute, einen ergebenen Burschen, der beständig da wohnt, ich werde ihn von der Sache in Kenntniß setzen.“

„Dies genügt, gnädiger Herr. Ich hoffe, daß Sie auch bei dieser Gelegenheit mit mir zufrieden sein werden.“

„Ich verlasse mich auf Deinen Eifer ... die Kleine ist wirklich sehr hübsch ... und das wird mich auf einige Zeit zerstreuen können. Nun, mein theurer Touquet, erfüllen wir unsere Bestimmung! ... Die Galanterie, die Wollust, das Vergnügen ... dies ist mein Leben, dies ist die Bahn, welche das Schicksal oder meine Leidenschaften mir vorgezeichnet haben; ich kann keiner andern folgen, und ich gehe gegenwärtig wie ein Blinder, der sich auf die Vorsehung verläßt. Ich weiß nicht, ob diese Straße mich zum Glücke führen wird, allein ich kann mich nicht von ihr entfernen. Du hingegen kennst bloß das Gold und die Intrigue, Du strebst nach den Mitteln, Dein Vermögen zu vergrößern, und jenes Metall, das ich um meiner Launen willen verschwende, ist unaufhörlich der Gegenstand Deiner Wünsche ... Laß uns Jeder seine Bahn verfolgen, wir werden eines Tags finden, wer sich am besten dabei befindet.“

Der Marquis lenkt seine Schritte nach dem Verbindungsgang, der Barbier nimmt die Lampe und führt ihn in die Hausflur. An der Hausthüre angekommen, schlägt Touquet seinem Gaste vor, ihn bis zu seiner Wohnung zu begleiten.

„Ich danke Dir,“ sagte der Marquis, „allein das ist unnöthig, ich habe meinen Degen und fürchte nichts.“

Bei diesen Worten befindet sich der Marquis bereits auf der Straße und entschwindet den Blicken des Barbiers. Dieser schließt die Thüre und kehrt in den Saal zurück. Da angekommen, beeilt er sich, den Beutel zu nehmen, der auf dem Tische liegen geblieben war: er zählt die Stücke, die er enthält, und seine Augen können

sich nicht sättigen an dem Anblicke des Geldes. Allein bald läßt sich ein langsamer und trauriger Ton vernehmen: die Uhr von St. Eustach schlägt zwei Uhr.

Der Barbier erblaßt, seine Haare scheinen sich empvorzurichten; er wirft finstere Blicke um sich, als ob er eine Schreckensgestalt zu erblicken fürchtete. Dann fährt er mehrmals mit der Hand über die Stirne, schiebt den Beutel zu sich und nimmt seine Richtung nach der Thüre, mit finsterer Stimme die Worte murmelnd: „Zwei Uhr! ich will zu Bette gehen . . . Ach! könnte ich doch schlafen.“

Drittes Kapitel.

Blanca. — Eine Zaubergeschichte.

Der Tag ist auf diese lange und regnerische Nacht gefolgt, die Kaufleute haben ihr Läden geöffnet, die Wache ruht aus, während die kühnen Diebe der Nacht den Spitzbuben das Feld räumen, die ihr Gewerbe am hellen Tage und in den volkreichsten Stadtvierteln treiben. Das Gesinde ist auf den Beinen, die Männer verlassen das Ehebett (es war damals wenigstens bei den einfachen Bürgern ein seltener Fall, wenn ein Mann nicht bei seiner Frau schlief); die Liebenden, die von ihren Schönen geträumt haben, suchen einige ihrer Traumgesichte zu verwirklichen; diejenigen, welche mehr gethan haben, als bloß geträumt, ruhen am Tage von den Mühseligkeiten der Nacht aus, und die jungen Mädchen, die an ihre süßen Freunde denken, mögen sie nun wachen oder schlafen, fahren auch noch bei ihren täglichen Beschäftigungen fort, an sie zu denken. In jener Zeit war, wie in der jetzigen, die Liebe der Traum der Jugend, die Zerstreuung der des reifen Alters, und die Erinnerung der des Greisenalters.

Der Barbier stand des Morgens stets zuerst in seinem Hause

auf. Er hatte keine Gehülfen oder Diener, obschon sein Vermögen es ihm erlaubt hätte; allein wenn man ihn fragte, warum er keinen Jungen nehme, der ihm in seinem Laden beistehen könnte, so antwortete Touquet: „Ich brauche Niemand; ich kann mein Geschäft allein versehen und mag keine Faullenzer ernähren, die nichts thun können, als die Handlungen ihrer Herren ausspähen, um sodann bei andern Leuten ihre Erklärungen darüber zu machen.

Der Barbier wußte, daß Margarethe, obschon ein wenig neugierig und ziemlich geschwätzig, nicht fähig war, ihm in irgend Etwas ungehorsam zu sein; sie ging nie aus, ausgenommen, wenn sie die nöthigen Mundvorräthe einzukaufen hatte, und dann begab sie sich wieder zu dem jungen Mädchen, von dem sie uns gesagt und mit dem wir bald nähere Bekanntschaft machen werden. Margarethe kam nie in den Laden herab, außer wenn ihr Herr ausging, was sehr selten geschah. Ueberdies konnte der Barbier nicht ohne eine Magd sein, seit er die Erziehung der kleinen Blanca übernommen hatte.

Touquet öffnet den Laden in eigener Person. Er wirft einige Blicke auf die Straße; allein es ist noch nicht um die Stunde, um welche die Kunden kommen. Der Barbier ist in Gedanken verloren: er denkt an den Auftrag, den ihm der Marquis ertheilt hat; dann kehrt er an seine Thüre zurück, indem er sagt: „Chandoreille kommt diesen Morgen sehr spät . . . und doch ist heute sein Barttag.“

Margarethe erscheint am Eingange des Saals; nachdem sie sich nach allen Seiten umgesehen hat, vielleicht um sich zu überzeugen, ob der gestrige Besuch nicht mehr da sei, grüßt sie ihren Herrn ehrfurchtsvoll und sagt zu ihm: „Mein Herr, Mademoiselle Blanca ist auf und fragt, ob sie Ihnen einen guten Tag wünschen könne?“

Der Barbier wirft noch einen Blick auf die Straße und sagt,

sich in seinen Hinterladen begebend, zu seiner Dienerin: „Blanca kann kommen.“

Kaum hat Margarethe in dem Gange ein Zeichen gegeben, so eilt ein junges Mädchen, leicht wie ein Reh und frisch wie eine Rose, in den kleinen Saal, wo sie Touquet erwartet, und läuft mit dem liebenswürdigsten Lächeln auf ihn zu, ihn mit den Worten anredend: „Guten Tag, mein gütiger Freund.“

Sie bietet hierauf Touquet ihre offene Stirne dar, und der Barbier nähert sich und berührt sie kaum mit den Lippen. Man möchte glauben, ein peinliches Gefühl halte ihn zurück, und er fürchte, diese zarte Blume zu verletzen.

Margarethe hat bei dem Gemälde, das sie von Blanca entworfen hat, nicht geschmeichelt: das junge Mädchen ist eben so schön, als sie unschuldig und treuherzig scheint; ihre schwarzen Haare fließen in reichen Locken auf ihre Schultern nieder: der Puder, von dem die Hofdamen damals Gebrauch zu machen anfingen, hat Blanca's schönes Haupthaar nicht verdorben; ihre Haut stimmt vollkommen mit ihrem Namen überein; ihr Mund ist frisch und holdselig, und ihre blauen Augen, die von langen Wimpern überschattet werden, haben den sanftesten, unschuldigsten Ausdruck.

Schade nur, daß ihr schöner Körper in ein Korset eingezwängt ist, das weit hinabgeht und ihre Reize mit Gewalt zusammenzudrücken scheint; allein es war damals so Mode. Heutzutage haben wir einen bessern Geschmack.

Ungeachtet ihrer langen Taille, ihres engen Korsets, ihrer kurzen besetzten Aermel und ihrer Schuhe mit Absätzen ist Blanca dennoch schön; die Schönheit schmückt Alles, was sie trägt, und die Unschuld macht die Schönheit anziehender, die Anmuth wahrer. Blanca hat daher alle Eigenschaften, um zu gefallen. Gleichwohl scheint der Barbier die Reize des jungen Mädchens nicht zu bemerken; man möchte sagen, er fürchte sich, sie zu betrachten, wie er sich fürchtete, seine Lippen ihrer Stirne zu nähern.

„Haben Sie die Nacht gut zugebracht?“ fragte ihn Blanca.

„Sehr gut, ich danke Ihnen.“

„Margarethe fürchtete, Sie möchten erst spät zu Bette gegangen sein, weil einer Ihrer Freunde bei Ihnen speiste.“

„Ich weiß nicht, warum Margarethe sich diese Betrachtungen erlaubt, und was sie dazu antreiben konnte, Ihnen zu sagen, daß ich gestern Abend Gesellschaft bei mir gehabt habe.“

Diese Worte redend, wirft Tonquet einen strengen Blick auf die Alte, welche die Möbeln putzt und abstäubt, ohne ihren Herrn anzublicken.

„Allein, mein Freund,“ erwidert Blanca, „ist es denn etwas Unrechtes, wenn man mit einem seiner Freunde zu Nacht speist.“

„Nein, ohne Zweifel.“

„Welchen Fehler hat also Margarethe begangen, daß sie mir dieses sagte?“

„Eine Magd soll nicht unaufhörlich Alles ausplaudern, was ihr Herr thut. Es muß Ihnen, Blanca, sehr gleichgültig sein, ob ich des Abends Besuche habe oder nicht.“

„O, mein Gott, ja, weil Sie nicht haben wollen, daß ich in den Saal herabkomme. Indessen würde mir dies mehr Freude machen, als auf meinem Zimmer zu bleiben.“

„Ein junges Mädchen soll nicht mit Jedermann reden, und es kommen sehr viele Leute hieher, die ich kaum kenne.“

„Ja, des Morgens; allein Abends empfangen Sie bloß Ihre Freunde.“

„Ich empfange des Abends wenige Besuche, ausgenommen Chaudoreille, den Sie kennen.“

„O ja, und der mich lachen macht, so oft ich ihn erblicke; allein dies geschieht gegenwärtig selten, denn er gab mir Unterricht in der Musik, und ich glaube, daß ich gegenwärtig so viel davon verstehe als er. Sie wollen nie, daß ich mein Zimmer verlassen soll!“

„Blanca, dies kommt offenbar daher, weil dies nicht schicklich ist.“

„Allein wenn sie allein sind, möchte ich Ihnen lieber Gesellschaft leisten und mit Ihnen schwatzen, als Margarethens Geschichten anhören, die mich oft mit Schrecken erfüllen und nicht schlafen lassen.“

„Sie wissen, daß ich nicht sehr gesprächig bin; nach den Ermüdungen des Tages liebe ich die Ruhe.“

„Und Margarethe sagt, daß Sie erst spät zu Bette gehen, daß Sie lange Licht haben, und sie nicht weiß; ob Sie jede Nacht nur eine Stunde ruhen.“

Die alte Dienerin hustete vergeblich, um Blanca zum Schweigen zu bringen, allein diese merkte nicht darauf und fuhr fort zu sprechen, weil sie nichts Schlimmes dabei vermuthete. Margarethe putzt und wischt mit neuem Eifer, um die Blicke ihres Herrn zu vermeiden; allein dieses Mal ertönt die Stimme des Barbiers, und die alte Dienerin ist es, an die sie gerichtet ist.

„Margarethe, ich habe Euch, als Ihr in meine Dienste tratet, gesagt, daß ich die Neugierigen, die Unbescheidenen, die Diener, welche ihren Herrn ausspähen, verabscheue; erinnert Ihr Euch daran?“

„Ja . . . ja . . . mein Herr,“ sagte die alte Dienerin, indem sie fortfuhr, die Platte eines Tisches zu reiben.

„Wie könnt Ihr also wissen, ob ich spät zu Bette gehe, ob ich lange Zeit Licht habe, ob ich die Nacht hindurch nicht schlafe, da Ihr doch alle Abende um neun Uhr auf Euer Zimmer gehen und Euch sogleich zur Ruhe begeben sollt?“

„Mein Herr, ich bitte Sie um Verzeihung; allein manchmal, wenn es draußen stürmt; oder wenn es donnert, ist es mir unmöglich, zu schlafen; dann, mein Herr, stehe ich auf, um ein Gebet an meine Schutzheilige zu richten, oder meine Ofenschaufel und Feuerzänge kreuzweise hinzustellen, oder einen Zweig von

holz auf mein Bett zu legen, denn Sie wissen, mein Herr, daß das Buchsholz den Sturm beschwört, und wenn man früher solches Holz auf den Thurm Billi gelegt hätte, so wäre er im Jahre 1537 oder 38, ich weiß es nimmer ganz genau, nicht vom Blitze gänzlich zerstört worden."

„Ei! so geht mir doch zum Teufel mit Eurem Buchsholz und Eurem Thurme Billi, und antwortet mir auf das, was ich Euch frage."

„Ich bin bereit dazu, mein Herr: stets ist der Wind oder Sturm Ursache, daß ich nicht schlafe, und da mein Fenster denen Ihres Gemachs gegenüber steht, so habe ich manchmal Licht sehen können, und es hat mir geschienen, als gehen Sie in Ihrem Zimmer auf und nieder . . . ich weiß es aber nicht ganz bestimmt, denn Ihr Zimmer hat Vorhänge und der Schatten täuscht zuweilen."

„Da ich Euch die Mühe ersparen will, Euch zu überzeugen, ob ich schlafe oder nicht, so sollt Ihr diesen Abend noch ein anderes Zimmer beziehen und in dem Zimmer schlafen, das sich oberhalb meines Gemachs befindet."

„Wie, mein Herr, in jenem Zimmer, in das Niemand geht? Ich glaube nicht, daß es bewohnt worden ist, seit ich hier bin, und ich fürchte . . ."

„Es ist genug; Ihr habt bloß zu gehorchen und nur Euch zu bestreben, meine Handlungen künftig nicht mehr auszuspähen, oder ich werde genöthigt sein, Euch fortzuschicken."

„Mein Gott! wie leid thut es mir, Ihnen Anlaß dazu gegeben zu haben, Margarethe auszuschelten," sagte Blanca, sich dem Barbier nähernd; „wenn sie mir dies gesagt hat, so geschah es aus Besorgniß für Ihre Gesundheit; Sie wissen wohl, daß sie Ihnen sehr ergeben ist . . . Allein weil Sie dies erzürnt, so verspreche ich Ihnen, daß sie es nicht mehr thun wird. Nicht wahr, damit lassen Sie die Sache beruhen und zürnen ihr nicht mehr; gewiß?"

Blanca's Stimme ist so sanft, so rührend, daß Touquet seine strenge Miene ein wenig mildert und ihr fast lächelnd antwortet: „Es sei, darum lassen wir die Sache beruhen. Was Sie betrifft, Blanca, so fahren Sie fort, weise und gelehrig zu sein."

„Und Sie werden mir das Vergnügen machen, ein wenig mit mir auszugehen, nicht wahr? . . . Sie werden mir erlauben, auf der Pré-aux-Clercs oder auf dem Place-Royale spazieren zu gehen?"

„Wir werden sehen . . . wir werden später sehen; wechseln Sie, um sich zu zerstreuen, Ihre Arbeiten."

„Dies thue ich, mein Freund: ich verlasse oft meine Nadel, um Filet zu stricken, auch nehme ich zuweilen meinen Stickrahmen zur Hand . . . o! Sie werden sehen, ich mache in diesem Augenblicke etwas sehr Hübsches."

„Ich kenne Ihr Talent, Ihren Geschmack. Sie haben eine Zither und können darauf spielen; Chaudoreille hat Ihnen Unterricht ertheilt."

„Ja, gegenwärtig spiele ich so gut als er, denn ich glaube, daß er nicht sehr geschickt ist, obschon er sich für einen großen Musiker ausgibt! Allein alles das unterhält mich nicht; ich möchte mich lieber an's Fenster stellen, das auf die Straße geht, aber Sie wollen nicht, daß ich es öffne."

„Nein, Blanca, es gehen zu viele Leute vorüber. Sie würden von den Junggesellen, den Pagen, welche sich ein Vergnügen daraus machen, Unordnungen zu begehen, erblickt, beäugelt und beschimpft werden."

„Nun, ich werde mein Fenster nicht öffnen . . . doch wenn Sie wollten, würde ich eine Maske vornehmen, dann würden sie mich nicht bemerken."

„Man würde Sie nichts desto weniger bemerken; übrigens ist es nur den Hofdamen erlaubt, Masken zu tragen. Ich wiederhole es Ihnen, vermeiden Sie die Blicke dieser Schwindelköpfe, dieser Unverschämten, die alle Straßen durchlaufen und alle Fenster

begucken. Sie sind noch nicht sechzehn Jahre alt. In einigen Jahren werde ich Paris verlassen; ich werde dieses Haus verkaufen und mich auf's Land zurückziehen, dort werden Sie mehr Freiheit und Freude genießen, als Ihnen diese Stadt darbieten könnte. Allein es geht Jemand in den Laden; ich bitte, Blanca, kehren Sie wieder auf Ihr Zimmer zurück."

Das junge Mädchen grüßt den Barbier und eilt flüchtigen Tritts durch den Gang nach der Treppe, die zu ihrem Zimmer führt; beim Eintritt in dasselbe stößt sie einen leichten Seufzer aus und sagt, um sich herumblickend: „Immer hier ... immer das Nämliche sehen! ... das ist sehr traurig ... immer nur mit Margarethe reden! ... sie ist sehr gut, diese Margarethe, sehr gefällig, sie liebt mich sehr ... allein zuweilen sind ihre Geschichten sehr langweilig. Nun denn, weil es sein muß!"

Blanca nimmt hierauf ihren Stickrahmen zur Hand und singt während ihrer Arbeit eine von den drei Arien, welche ihr Musikmeister sie gelehrt hat.

Bald öffnet sich die Thüre des Zimmers: Margarethe ist dem jungen Mädchen nachgefolgt; allein sie kommt erst lange nach ihr an, weil ihre Beine nicht mehr so flink sind, wie in ihrem sechszehnten Jahre.

Die gute Alte macht ein mürrisches Gesicht, denn Blanca ist Ursache, daß sie ein anderes Zimmer beziehen muß, was für Margarethe nichts Geringes ist. Blanca bemerkt es, läuft der Alten entgegen, nöthigt sie, sich zu setzen und faßt ihre Hände, indem sie mit einem reizenden Lächeln zu ihr sagt: „Bist Du mir böse, meine Gute? Du hast wohl gesehen, daß ich das Alles gesagt habe, ohne zu denken, daß es Dir schaden könne."

Wer könnte Blanca's Lächeln widerstehen? Ein so sanftes Benehmen macht um so größeren Eindruck auf das Alter, als es ihm selten zu Theil wird; deßwegen verliert ein Greis manchmal den Verstand, wenn ein hübsches Mädchen ihm einen zärtlichen

Blick zuwirft, denn er ist seit langer Zeit nicht mehr an solche Blicke gewöhnt.

„Kann man gegen Sie erzürnt bleiben?“ sagte Margarethe, Blanca's Hände drückend. „Und doch ist es so unangenehm ... ein anderes Zimmer zu beziehen ... und in meinem Alter! ...“

„Ich werde Dir helfen, meine Gute, ich werde Alles tragen ...“

„Ach! es ist nicht deßhalb, es ist ja auf dem gleichen Stocke und man hat nicht weit zu tragen; allein das Zimmer, das ich seit den acht Jahren, in denen ich hier eingetreten bin, bewohne, war, Dank meinen Gebeten, meinen Vorsichtsmaßregeln, gegen die Besuche aller bösen Geister geschützt. Hier trotzte ich den Versuchen der Schwarzkünstler und Herenmeister, und Alles, was ich gethan habe, muß ich nun in dem neuen Zimmer, das ich beziehen werde, wieder thun.“

„Du glaubst also, Margarethe, daß die Herenmeister Dich besuchen würden, wenn Du nicht alle Deine Vorsichtsmaßregeln träfest?“

„Und warum nicht? Dringen diese Leute nicht aller Orten ein, wohin sie gelangen können? ... Dies kommt daher, weil es in Paris eine große Menge gibt; sie nehmen die Leichname von dem Galgen zu Montfaucon: sie begehen tausend Gräuelthaten, um ihre Herereien gelingen zu machen. Es ist ungefähr fünfzig Jahre ... ja, meine Mutter erzählte mir diese Geschichte, daß ein durch's Spiel zu Grunde gerichteter Lakai sich um zehn Thaler dem Teufel verschrieb. Der Dämon verwandelte sich in eine Schlange und nahm Besitz von dem Lakai, indem er ihm durch den Mund in den Leib kroch; von dieser Zeit an machte der Unglückliche schreckliche Grimassen, weil er den Teufel im Leibe hatte. Einige Jahre nachher wurde ein Hauptmann von der Wache durch einen Zauberer entführt ...“

„Ach, meine Beste, Du wirst mir wieder Geschichten erzählen, die mir des Nachts bange machen.“

„Ich sage dies nicht, um Ihnen Furcht einzujagen, sondern um Ihnen zu beweisen, daß man gegen die Schwarzkünstler auf der Hut sein und nicht jenen ungläubigen Leuten gleichen müsse, die an Allem zweifeln, da wir doch so viele Beweise von der Macht der Magie haben. Ich werde Ihnen nicht die Marschallin von Ancre anführen, und Urbain Grandier, der in dem Körper der Ursulinernonnen in Loudun Teufel einquartirt hatte, das ist zu furchtbar; allein ich will Ihnen bloß erzählen, was einem Zauberer, Cäsar Perditor genannt, begegnete: dies schreibt sich von ungefähr siebzehn Jahren her. Sie sehen, mein theures Kind, daß dies nicht sehr lange ist . . ."

„Allein, meine Gute, wenn Sie sich mit Ihrem Auszug beschäftigten!" sagt Blanca, die nicht sehr begierig schien, Margarethens Geschichte anzuhören.

„Wir haben Zeit," antwortet die alte Dienerin, ihren Stuhl dem des jungen Mädchens näher rückend und entzückt, eine Zaubergeschichte erzählen zu können, obschon sie ebenfalls dadurch in Schrecken gesetzt wird. Margarethe beginnt alsobald: „Dieser Cäsar war, sagt man, sehr geschickt in seiner Zauberkunst; er konnte, so oft es ihm einfiel, hageln und donnern lassen; er hatte einen vertrauten Geist und einen Hund, der seine Briefe forttrug und ihm die Antworten wieder zurückbrachte. Eine Viertelstunde von hier, in der Richtung von Gentilly, bewohnte er eine Höhle, in der er den Teufel und die ganze Unterwelt sehen ließ! . . . Ach, mein armes Kind, man sagt, daß man in einer großen Entfernung von der Höhle des Nachts ein furchtbares Geräusch hören konnte! . . . er bereitete Zaubertränke, welche zur Liebe nöthigten, und verfertigte Bilder aus Wachs, durch welche die Personen, die sie darstellten, langsam dahin starben. An einem Tage . . . nein, es mußte in einer Nacht sein, begab sich ein Greis in die Höhle; er schien sehr unglücklich. Ein großer Herr, ein Wüstling, kurz, ein elender Mensch hatte ihm seine Tochter, sein einziges Kind

geraubt, der Greis, der kein Recht erhalten konnte, begab sich in seiner Verzweiflung zu dem Zauberer, um von ihm zu erfahren, auf welche Weise er sich an seinem Beleidiger rächen könne ..."

„Meine Beste, es ist mir, als ob der Herr Ihren Namen rufe," sagte Blanca, Margarethe unterbrechend.

„Nein, nein, er ruft mir nicht ... Herr Touquet braucht mich bloß zur Essenszeit. Ich sagte also, daß der Greis sich zu dem Zauberer begab und dieser ihm seine Hülfe versprach. In der That, man hörte diese Nacht in der Höhle noch mehr Geräusch als gewöhnlich, so daß der Polizeilieutenant Leute dahin schickte und Cäsar gefangen in die Bastille geführt wurde, wo der Teufel ihn bald nachher erdrosselte."

„Und der Greis, meine Beste?"

„Er erschien nicht mehr in seiner Wohnung, ohne Zweifel, weil ihn der Teufel auch geholt, oder der große Herr erfahren hatte, in welcher Absicht er zu dem Zauberer gegangen sei, und ... kurz, man erfuhr nichts mehr von ihm; dies beweist stets, mein theures Kind, wie gefährlich es ist, mit diesen Leuten Umgang zu haben."

„Der kleine Talisman, den Sie mir gegeben haben und den ich bei mir trage, ist also nicht das Werk eines Zauberers?"

„Nein, gewiß, meine Kleine! im Gegentheil habe ich Ihnen denselben gegeben, um Sie gegen ihre Nachstellungen zu schützen; er steht unter der Obhut meiner Schutzheiligen! Mit ihm, meine theure Blanca, könnten Sie überall hingehen, Ihre Unschuld würde keine Gefahr laufen."

„Warum erlaubt mir aber in diesem Falle mein gütiger Freund nicht, mein Zimmer zu verlassen?"

„Ach, meine theure Blanca, weil Herr Touquet an keine Zaubermittel glaubt, und das ist sehr schlimm für ihn!"

„Allein warum tragen Sie, Margarethe, da Sie sich vor Allem fürchten, keinen solchen Talisman."

„Ach, mein Kind, der Ihrige hat vorzüglich die Eigenschaft, daß er Ihre Tugend bewahrt, und in meinem Alter bedarf man keines Talismans, um sie zu schützen.“

„Meine Tugend? Rauben denn die Zauberer den jungen Mädchen ihre Tugend?“

„Nicht bloß die Zauberer, sondern auch die Liebhaber, die Verführer, kurz, alle die schlechten Menschen, von denen Herr Touquet diesen Morgen gesprochen hat.“

„Und was würden denn diese Leute mit meiner Tugend machen?“

„Mein Kind, dies will sagen, daß sie Dir den Kopf zu verdrehen und Dir Geschmack für die Koketterie, die Unordnung, den Flitterstaat, die Lüge beizubringen suchen würden, kurz, Sie würden dann nicht mehr die weise, die sanfte Blanca sein.“

„Ach! ich begreife; allein, meine Beste, ich glaube, daß ich auch ohne Talisman an solchen Dingen nie Geschmack finden würde! Ich möchte nichts thun, das den Mann betrüben könnte, der für meine Kindheit Sorge getragen, der so viel für mich gethan hat, seit ich meinen Vater verloren habe!“

„Das ist sehr gut, mein Kind, aber sehen Sie, mit einem Talisman ... kurz, ich bin weit ruhiger, und wenn Herr Touquet daran glaubte wie ich, so würde er Ihnen ein wenig mehr Freiheit einräumen. Ich will ihn jedoch nicht tadeln, daß er für Sie die Schlingen der Bösen fürchtet... Sie werden jeden Tag hübscher!“

„Meine Beste, die Bösen quälen also die hübschen Mädchen?“

„Ach ja, meine Theure, ich erinnere mich daran! und unglücklicher Weise schenken die schönen Mädchen den Bösen oft gerne Gehör.“

„Sie schenken ihnen gerne Gehör, meine Beste? Sprechen sie denn besser als die andern Menschen.“

„Nein, das nicht, allein sie wissen sich so gut zu verstellen; ihre Worte klingen honigsüß, ihre Augen trügen, ihre Manieren ... Ach, wie freut es mich, daß Sie einen Talisman haben.“

„Aber, meine Beste, da ich mein Zimmer nicht verlasse ...“

„Ohne Zweifel! allein Sie werden Ihr Zimmer nicht stets hüten, und unter meiner Aufsicht, scheint es mir, könnte man Ihnen wohl zuweilen einen kleinen Spaziergang erlauben. Herr Touquet ist streng, sehr streng . . . mir ein anderes Logis anweisen, weil ich bemerkt habe, daß er Nachts nicht schläft! Ist es meine Schuld, wenn er nicht schläft?“

„Mir zu verbieten, mein Fenster zu öffnen . . .“

„Ach, weil es auf die Straße geht . . . und wenn er wüßte, daß Sie so oft durch die Scheiben sehen! Allein man kann Sie fast nicht sehen . . . diese Scheiben sind so klein, so enge beisammen.“

„O ja, sie gleichen fast einem Gitter.“

„Ein Vater würde nicht strenger sein.“

„Ach, Margarethe, er vertritt mir Vaterstelle.“

„Ja, ja, ich weiß es wohl, und doch ist er nicht einmal ein Verwandter von Ihnen, nicht wahr?“

„Nein, Margarethe, ich glaube nicht.“

„Nach dem, was ich erfahren habe, ehe ich in die Dienste meines Herrn trat, sind Sie die Tochter eines armen Edelmanns, der nach Paris kam, um einen Prozeß zu betreiben . . . es mag jetzt ungefähr zehn Jahre sein.“

„Ja, meine Beste. Ich war damals fünf Jahre und einige Monate alt; es scheint mir jedoch, daß ich mich noch meines Vaters erinnere . . . er war sehr gut, er umarmte mich oft.“

„Und erinnern Sie sich auch Ihrer Mutter?“

„Ach nein; allein ich erinnere mich, glaube ich, noch an jene Nacht, in der wir hier ankamen . . . wir waren lange im Wagen gesessen, wir kamen von weit her . . .“

„Und Herr Touquet räumte Euch ein Logis ein, denn er vermiethete damals Zimmer . . . alsdann . . .“

„Ich war sehr müde, man gab mir zu essen, dann legte man mich in diesem Zimmer, das ich seit jener Zeit inne habe, schlafen.

„Und dann?“

„Ich sah meinen Vater nie wieder. Den folgenden Tag sagte mir Herr Tonquet, daß er todt sei."

„Ja, er soll auf eine elende Weise um's Leben gekommen sein; es fanden damals, wie gegenwärtig nur zu oft noch, nächtliche Kämpfe zwischen Pagen, Lakaien und ehrlichen Bürgern statt, die sich bei ihrer Heimkehr von diesen lasterhaften Buben angegriffen sahen. In jener Nacht wurden tausend Unordnungen auf den Straßen von Paris begangen, mehrere Personen wurden ermordet, und Ihr armer Vater, der ausgegangen war, gerieth bei seiner Rückkehr in eine solche Rauferei, und kam um, indem er sich vertheidigen wollte. Dies ist Alles, was ich erfahren habe. Wissen Sie weiter?"

„Nein, Margarethe; übrigens weißt Du wohl, daß mein Beschützer es nicht gerne hat, wenn man davon redet."

„Ja, weil er fürchtet, es möchte Ihnen Kummer verursachen."

„Er ist so gütig gewesen, mich bei sich zu behalten, mich wie seine Tochter erziehen zu lassen, und meine Talente auszubilden, ich bin deßhalb auch von der größten Dankbarkeit gegen ihn erfüllt."

„O ja, er hat sich sehr gut benommen und liebt Sie, obschon er nicht viel schmeichelt oder viele Worte macht; ich bin überzeugt, daß ihm Ihr Wohl ungemein am Herzen liegt. Es scheint, er habe nicht im Sinne, sich zu verheirathen, obschon er noch sehr jung ist; er ist wohlhabend, wohlhabender sogar, als er scheinen will."

„Du glaubst, Margarethe?"

„Ach still! wenn er wüßte, daß ich dies gesagt, und daß ich ihn manchmal Gold zählen gesehen habe, er würde mich auf der Stelle fortschicken!"

„Du hast ihn Gold zählen gesehen?"

„Das habe ich Ihnen nicht gesagt, meine Theure; nein, nein, ich habe nichts gesehen. Ach Gott! wir schwatzen zu lange. Ich werde besser daran thun, mich mit meinem Auszug zu beschäftigen."

„Ich gehe mit Dir, meine Beste."

„Kommen Sie, weil Sie es so haben wollen."

Blanca folgt Margarethen, die auf ihr Zimmer geht und seufzend daran denkt, daß sie es verlassen muß. Um ihren Gram zu zerstreuen, beeilt sich Blanca, die Möbeln und Effekten der alten Dienerin in das gegenüber liegende Zimmer zu tragen. Vergebens ruft Margarethe ihr zu: „Sachte, meine Jungfer, tragen Sie nichts fort, was ich nicht überall mit geweihtem Wasser besprengt habe."

Blanca hat, um ihr eine Mühe zu ersparen, die Ausräumung bald vollendet, und Margarethe entschließt sich endlich, ihr neues Gemach zu beziehen, das sie abermals ihrer Schutzheiligen empfiehlt.

„Du wirst Dich hier besser befinden," sagte Blanca zu ihr, „dieses Zimmer ist bequemer, größer."

„Ich finde es sehr düster," sagt Margarethe, furchtsame Blicke um sich werfend; „dieser große Alkov, dieser düstere Umhang, diese Winkel... Ach! meine liebe Demoiselle, sehen Sie, wenn Sie so gut sein wollen, nach, ob in diesem großen Schrank nichts ist."

Blanca öffnet den Schrank, durchsucht ihn und findet ein kleines, mit Staub bedecktes Buch.

„Dies ist Alles, was ich gefunden habe, meine Beste," sagt sie, das Buch der Alten überreichend, die ihre Brille aufsetzt und sagt: „Laß uns ein wenig sehen, was es ist."

Margarethe kann endlich, nicht ohne Mühe, lesen: „‚Zauberbuch des Schwarzkünstlers Odoart, des berühmten Nestelknüpfers.'"

„Ach, mein Gott!" sagt Margarethe, das Buch fallen lassend, „ich bin verloren, wenn dieser Zauberer dieses Zimmer hier bewohnt hat; barmherziger Gott! ein Nestelknüpfer."

„Was will das heißen, ein Nestelknüpfer, meine Beste?"

„Das will heißen . . . das will heißen, Mademoiselle, ein sehr böser Mensch, der seinen Nächsten nicht liebt; kurz, ein Mensch, der Hexerei treibt und seinen Nächsten unglücklich macht."

„Ach! das ist sehr boshaft; gibt es noch solche Nestelknüpfer?"

„Ach ja, mein theures Kind, und sie behexen noch immer, denn ich habe in meinem Leben viele Personen getroffen, die von ihnen bezaubert worden waren. Laß uns das verbrennen, schnell verbrennen.“

Margarethe beeilt sich, das Zauberbuch in den Kamin zu werfen, wo es Feuer fängt; dann beginnt sie Gebete an ihre Schutzheilige zu richten, und Blanca kehrt in ihr Zimmer zurück und nimmt ihre Arbeit wieder zur Hand.

Viertes Kapitel.

Der Ritter Chauboreille.

Kaum hatten Blanca und Margaretha den hintern Saal verlassen, so eilte Touquet einem Manne, der in den Laden trat, mit den Worten entgegen: „Kommst Du doch einmal, mein theurer Chauboreille, Du läßt lange auf Dich warten, und ich habe heute gerade mit Dir zu reden.“

Die Person, die so eben in den Laden des Herrn Touquet getreten, war ein Mann von vierunddreißig Jahren, der aber wenigstens fünfundvierzig alt schien, so zusammengesunken war seine Gestalt, so eingefallen seine Wangen; seine gelbe Gesichtsfarbe war bloß durch zwei scharlachrothe Punkte auf seinen Backenbeinen contrastirt, die ihren Ursprung durch ihren schimmernden Glanz deutlich verriethen. Seine Augen waren klein, aber ziemlich lebhaft, und Herr Chauboreille rollte sie beständig umher, ohne sie jemals auf die Person zu heften, mit der er sprach; seine kurze und aufgestülpte Nase stach gegen die Größe seines Mundes ab, über welchem ein ungeheurer Schnurrbart, so roth wie seine Haare, thronte, während unter seiner Unterlippe ein Knebelbart wuchs, der sich auf seinem Kinn zuspitzte. Dieser Cavalier war nicht ganz fünf Fuß hoch, und die Magerkeit seines

Körpers ward noch sichtbarer in der engen Jacke, die ihn umschloß; an seinem Wammse fehlten an mehreren Orten Knöpfe, und einige schlechte Ausbesserungen waren nahe daran, Risse zu bilden. Dagegen gaben seine viel zu weiten Beinkleider seinen Schenkeln einen ungeheuern Umfang, und die Beine, die daraus hervorgingen, schienen noch hagerer; denn die Trichterstiefel, die er trug, und die auf seine Fußknöcheln zurückfielen, konnten die Mangelhaftigkeit der Waden nicht verbergen. Diese Stiefel, von dunkelgelber Farbe, hatten zwei Zoll hohe Absätze, an denen man stets Sporen bemerkte; das Wamms und die Beinkleider hatten eine verblichene Rosafarbe und waren von einem kleinen Mantel von derselben Farbe begleitet, der beinahe bis auf die Taille herabging; man denke sich hiezu noch eine sehr hohe Krause, einen kleinen, auf das Ohr gesetzten Hut, auf dem ein alter rother Federbusch wehte, einen alten Gürtel von grüner Seide, einen Degen, der weit länger war, als man sie trug, und dessen Griff bis an die Brust heraufreichte, und man wird ein getreues Gemälde von dem Manne haben, der sich den Ritter von Chaudoreille nannte, dessen leichter gasconischer Accent seine Abstammung verkündigte, und der im Gehen den Kopf emporrichtete, die Nase hoch trug, die Hand auf der Hüfte hatte und die Kinnkehle spannte, als ob er bereit sei, sich in Position zu stellen und alle Vorübergehenden herauszufordern.

Beim Eintritt in den Laden wirft sich Chaudoreille auf eine Bank, gleich einem Ermüdeten, und legt seinen Hut neben sich, indem er ausruft: „Laßt uns einmal ausruhen, ich habe es wohl verdient!... Au! welche Nacht! großer Gott, welche Nacht!“

„Ei der Teufel, was hast Du denn diese Nacht gethan, daß Du so ermüdet bist?“

„Ach, nichts, als was ich gewöhnlich thue, drei oder vier große Schlingel abgebläut, welche den Wagen einer Gräfin anhalten wollten; zwei Pagen, welche ein junges Mädchen insultiren

wollten, verwundet; einem Studenten, der durch das Fenster in ein Haus steigen wollte, einen tiefen Stich mit dem Degen beigebracht; vier Diebe, welche einen armen Edelmann ausplündern wollten, der Wache überliefert .... dies ist es ungefähr, was ich diese Nacht gethan habe."

„Alle Teufel," sagte Touquet, indem ein ironisches Lächeln um seinen Mund spielte, „weißt Du auch, Chauboreille, daß Du allein so viel ausrichtest, als drei Patrouillen; es scheint mir, der König oder der Herr Kardinal sollten ein so schönes Betragen belohnen und Dich zu irgend einem wichtigen Posten im Polizeidepartement ernennen, statt einen so wackern, so nützlichen Mann tagtäglich auf den Straßen umherirren und in die Spielhäuser und Kneipen laufen zu lassen, um daselbst einen Thaler zu erwischen."

„Ja," sagte Chauboreille, der sich stellte, als merke er auf den letzten Theil der Phrase des Barbiers nicht, „ich gestehe, daß ich sehr tapfer bin, und daß mein Degen dem Staate oft genützt hat, das heißt, den Unterdrückten; allein ich handle ohne Eigennutz, ich gebe den Regungen meines Herzens nach, das liegt im Blute. Zum Teufel! die Ehre vor Allem! und in unserem Jahrhundert scherzen wir nicht! ... Ich bin das, was man am Hofe einen Ehretollen nennt; ein beleidigender Blick, ein etwas kalter Gruß, ein Mantel, der an dem meinigen vorbeistreift, entblößt meinen Degen, ich kenne nur das! Ich würde mich mit einem Kinde von fünf Jahren schlagen, wenn es sich gegen mich verfehlte."

„Ich weiß, daß wir in einer Zeit leben, in der man sich um eine Kleinigkeit schlägt, aber ich habe nie sagen hören, daß Deine Zweikämpfe Aufsehen erregt haben."

„Der Teufel, mein lieber Touquet, die Todten können nicht sprechen, und die, welche mit mir zu thun haben, kommen nicht sobald wieder an's Tageslicht. Du hast von dem berühmten Balagni, mit dem Beinamen: der Brave, der vor ungefähr fünfzehn

Jahren im Duelle getödtet wurde, sprechen hören ... Nun denn mein Freund, ich bin sein Zögling und Nachfolger!"

„Es ist ein Unglück für Dich, daß Du nicht zwei Jahrhunderte früher auf die Welt gekommen bist; die Turniere fangen an aus der Mode zu kommen, und die Ritter, welche Beschimpfungen rächten und Riesen niederhieben, werden gegenwärtig nur noch in den Gemäldesammlungen gesehen."

„Es ist gewiß, daß, wenn ich in den Zeiten der Kreuzzüge gelebt hätte, ich zweitausend Saracenen-Ohren aus Palästina zurückgebracht haben würde; allein mein theurer Roland ist daselbst gewesen, dieser furchtbare Degen, den ich von einem Urvetter habe, der ihn von dem wüthenden Roland selbst erhalten hat. Er hat schon verteufelt viele Leute in die andere Welt geschickt!"

„Ich befürchte stets, er möchte Dich umwerfen, er scheint mir viel zu groß für Dich."

„Er ist jedoch um einen Zoll kürzer geworden, seit ich ihn habe, und das durch vielen Gebrauch; wenn ich noch eine Zeitlang so fortfahre, so wird er noch zu einem kleinen Dolch zusammenschmelzen."

„Lassen wir Deine Prahlereien, Chauboreille; ich habe von anziehenderen Dingen mit Dir zu reden."

„Wenn Du mich vorerst rasiren wolltest, ich habe es sehr nöthig; mein Bart wächst des Nachts zweimal stärker, wenn ich des Abends nichts zu Nacht speise."

„Es scheint also, daß Du seit einigen Tagen gefastet hast."

Während der Barbier alle nöthigen Anstalten trifft, um dem Ritter Chauboreille den Bart zu scheeren, schnallt dieser seinen Degen los, und nachdem er die Runde in dem Laden gemacht hat, um einen Ort aufzufinden, an den er ihn schicklicher Weise legen könnte, entschließt er sich, ihn auf seinen Knieen zu behalten; er entledigt sich seines Mantels, nimmt dann die ein wenig welke

Krause weg, die seinen Hals umgibt, und überläßt sein kleines, mageres und orginelles Gesicht der Sorge des Barbiers, der mit dem Becken und der Seifenkugel ausgerüstet vortritt.

Der Barbier fängt damit an, den langen Raufer, welchen Chaudoreille achtungsvoll auf seinen Knieen hält, in eine Ecke des Ladens zu werfen; der Ritter macht eine Bewegung der Verzweiflung und ruft: „Was machst Du, Unglücklicher? Du wirst meinen Roland zerbrechen . . . den Degen des Neffen Karls des Großen!"

„Wenn es eine gute Klinge ist, wird sie nicht zerbrechen. Wie soll ich Dir den Bart scheeren, wenn Du diese große Partisane auf den Knieen hältst?"

„Du hättest ihn wenigstens mit Vorsicht ergreifen sollen ... der Teufel! Du bist fast eben so rasch als ich."

„Willst Du, daß ich Dir den Schnauzbart abschneiden soll?"

„O nein, nie, nie! . . . ein Ritter ohne Schnauzbart! Wie kommst Du dazu? Willst Du, daß man mich für ein junges Mädchen halten soll?"

„Ich glaube nicht an eine solche Verwechslung."

„Das ist gleich; ich hänge mit Leib und Seele an meinem Schnauzbart . . . und der Knebelbart . . . das läßt gut . . . das gibt ein männliches Aussehen . . . Ah! der König Franz der Erste wußte wohl, was er that, als er diesen kleinen Büschel am Kinne trug . . . Findest Du nicht, daß ich im Aeußern eine entfernte Aehnlichkeit mit diesem Könige habe?"

„Eine sehr entfernte, in der That; denn ich wette, daß sie Niemand bemerken wird. Allein kommen wir zur Sache; ich habe Dir einen Auftrag zu geben. Du hast gegenwärtig freie Zeit?"

„Ja wohl, d. h. es gibt nichts, was ich um Deinetwillen nicht bei Seite zu legen bereit wäre . . . Ich habe zwar zwei oder drei verliebte Zusammenkünfte, und fünf bis sechs Ehrensachen . . . allein, dies kann verschoben werden . . ."

„Du kannst einige Pistolen gewinnen.“

„Ich bin der Mann, der in’s Feuer läuft, wenn es Dir nützen kann.“

„Die Sache geht mich nicht gerade selbst an.“

„Ja, ich verstehe . . . kitzliche Aufträge . . . Du weißt, daß ich Dir schon bei mancher Gelegenheit gedient habe.“

„Ich hoffe, Du wirst diesmal geschickter sein; denn die Art, wie Du Dich der letzten Aufträge, die ich Dir ertheilt hatte, entledigt hast, könnte mich nicht bewegen, mich Deiner noch einmal zu bedienen.“

„Ach! mein theurer Touquet, sei nicht ungerecht; es scheint mir, daß ich mich ziemlich gut dabei benommen habe. Erstens hast Du mir aufgetragen, einem Fräulein einen Brief zu überbringen, ohne daß die Eltern es erfahren . . .“

„Ja, und Du händigtest das Billet gerade ihrer Mutter ein.“

„Der Teufel, konnte ich errathen? Diese Frau hatte Schminke, Blumen, Spitzen . . . ein Corset, das ihr die Taille so dünn machte, als mein Daumen! Ich habe geglaubt, sie sei das Fräulein; mit ihren Reifen, ihren Basquinen, ihren ungeheuern Kopfbedeckungen werden die Weiber endlich machen, daß man sie gar nicht mehr unterscheiden kann . . .“

„Ein anderes Mal sagte ich Dir, Du sollest scheinbar einen Streit mit einem Deiner Freunde anfangen, damit sich Leute auf der Straße versammelten, und der Wagen einer jungen Frau, mit der man sprechen wollte, aufgehalten würde. Du läßt Dir zwei oder drei Ohrfeigen geben und läufst davon.“

„Ach, mein Freund, rechte deßhalb mit meiner Tapferkeit! Ich wußte wohl, daß der Streit nur scheinbar war; dessen ungeachtet fühlte ich bei der dritten Ohrfeige, daß mir das Blut in’s Gesicht stieg und ich lief weg, weil ich befürchtete, ich möchte mich erzürnen.“

„Dieses Mal, hoffe ich, wirst Du Dich besser betragen.“



Band XII. Seite 50.
Der Ritter Chaudoreille verfolgt den Hund, welcher ihm seine Halskrause gestohlen hat.

„Sprich, bedarfst Du meines Armes, meiner Tapferkeit?"

„Nein, Gott sei Dank, ich werde Deine Tapferkeit nicht auf die Probe stellen. Die Sache ist sehr einfach und wird keine große Anstrengung Deines Genies erfordern."

„Um so schlimmer, ich schwöre bei Roland, daß ich mich aufgelegt fühle, allen Gefahren zu trotzen ... Nimm Dich in Acht, mein Freund, Du näherst Dein Rasirmesser meiner Nase; Du wirst mir endlich noch ein Stück davon wegschneiden, und dies würde die Reize meiner Physiognomie verringern."

„Fürchten Sie nichts, tapferer Chandoreille, ich werde Ihr Gesicht respektiren! Es wäre jammerschade, wenn man es beschädigte."

„Ja, gewiß, und dies würde mehr als einer großen Dame, die sich herabläßt, Deinem Diener Gunstbezeugungen zu erweisen, Thränen entlocken."

„Diese großen Damen sollten Dir ein anderes Wamms schenken, denn das Deinige hat es wohl verdient, daß es in den Ruhestand versetzt wird."

„Mein Theurer, die Liebe hält sich nicht bei solchen Kleinigkeiten auf ... ich gefalle mit oder ohne Wamms ... die Haltung ist es, die Alles macht ... und ich steche mehr als einen Ritter aus, der mit Gold und Edelsteinen bedeckt ist. Wenn ich übrigens Spitzen, Manschetten und sonstigen Flitterkram wollte, so würde es mich bloß ein Lächeln kosten. Ach, mein Gott! gib doch Acht, mein lieber Touquet ... da kommt der Hund des Nachbars und nimmt meine Halskrause. Ach, der Galgenstrick; er hat sie in seinem Rachen ..."

„Du mußt sie ihm wieder abnehmen."

„Das ist schnell gesagt ... dieser verfluchte Hund beißt Jedermann."

Chandoreille springt halbrasirt auf und ergreift seinen Degen, den er aus der Scheide zieht; allein unterdessen verläßt der Hund

den Laden, mit der Halskrause im Munde, und der gascognische Ritter verfolgt ihn auf der Straße unter dem Rufe: „Meine Halskrause! Teufel auch, meine Halskrause! Haltet den Dieb an!"

Chaudoreille's Geschrei bewegt den Hund zu größerer Eile, und die Vorübergehenden staunen diesen halb entkleideten, auf der einen Wange rasirten und auf der andern mit Seife bedeckten Menschen an, der mit dem Degen in der Hand durch die Straße läuft und „„Dieb! Dieb!"" ruft. Die Gaffer versammeln sich, denn es gab solche schon im Jahre 1632; sie verfolgen Chaudoreille auf dem Fuße, um den Ausgang des Abenteuers zu erfahren; die Kinder werfen den Hund mit Steinen, und dieser verdoppelt seine Geschwindigkeit, schlägt den Weg nach einer Allee ein, und entschwindet den Blicken des Ritters, der ganz ermüdet, endlich Halt macht, einen tiefen Seufzer ausstoßend. Sein Zorn wächst, als er bemerkt, daß ihn Jedermann lachend anblickt; er schwört Rache, aber so leise, daß Niemand ihn hören kann, und durch die ihn umgebende Menge sich Bahn machend, begibt er sich niedergeschlagen wieder in das Haus des Barbiers.

„Du mußt toll sein, daß Du so durch die Straße rennst," sagte Touquet, den Chaudoreille's Entfernung ungeduldig gemacht hatte; „Du hättest es verdient, daß ich Dir den Rest Deines Bartes nicht abnehme."

„Zum Henker, Du hast das leicht sagen! ... Ich bin bestohlen! ... eine prächtige Halskrause ..."

„Du wirst eine andere umthun."

„Ich habe keine andere!"

„Durch ein Lächeln wirst Du Alles erlangen, was Du willst."

„Ja, aber ich bin jetzt nicht zum Lachen aufgelegt."

„Nun, beruhige Dich! Wenn unsere Sache gelingt, wie ich nicht zweifle, so werde ich Dir einige Thaler geben, womit Du Dir mehrere Krägen kaufen kannst; denn die Krausen sind nicht mehr Mode."

Diese Versicherung mildert Chandoreille's Kummer ein wenig, und er setzt sich nieder, um sich vollends rasiren zu lassen.

„Du mußt heute in die Altstadt gehen," erwiderte der Barbier, die Toilette des Ritters beendigend, „in die Calandrestraße, wo Du ungefähr mitten in der Straße in den Laden einer Parfümerie-Händlerin treten mußt."

„Ja, ja, ich kenne sie, bei ihr pflege ich mich zu versehen."

„Um so besser, Du wirst desto leichtern Zutritt haben; auch wirst Du wohl das junge Mädchen kennen, das ich Dir beschreiben werde: zwanzig Jahre, mittlere Gestalt, eine leichte Haltung, braune Haare, schwarze und ziemlich lebhafte Augen."

„Höre, ich glaube nicht, daß ich sie kenne, da ich schon seit zwei Jahren keine wohlriechenden Essenzen mehr gekauft habe, weil sie meine Nerven angreifen."

„Wenn Du Dich enthalten könntest, Chandoreille, mir jede Minute Lügen vorzuschwatzen, so würde mir dies großes Vergnügen machen."

„Was verstehst Du darunter? . . . ich lügen . . . ich schwöre Dir bei Roland . . ."

„Schweig' und höre! Ein großer Herr ist in das junge Mädchen verliebt, das ich Dir so eben beschrieben habe. Dieser große Herr ist der Marquis von Villebelle . . ."

„Zum Henker, der Marquis von Villebelle, das ist ein Schalk, der von sich reden macht; ich bin entzückt, für einen Menschen von diesem Schlag arbeiten zu können. Er ist eben so tapfer als großmüthig . . . ein Galgenvogel meiner Art! Ich will ihm Beweise von meinem Eifer und meinem Genie geben."

„Du mußt damit anfangen, Deine Zunge im Zaum zu halten, bedenke wohl, daß der geringste Mangel an Verschwiegenheit Dich theuer zu stehen kommen würde. Ich würde Dir den Namen des Mannes, in dessen Auftrag wir handeln, nicht genannt haben, wenn das junge Mädchen ihn nicht bereits wüßte; allein da sie ihn Dir selbst

nennen könnte, so ist es besser, daß Du ihn durch mich erfährst ... Erinnere Dich weiter, daß ich Dir den Auftrag ertheile, und nicht der Marquis. Ich könnte ihn selbst ausrichten, allein ich fange an, den Ruf eines rechtschaffenen und weisen Mannes zu erlangen; man glaubt allgemein, daß ich, zurückgekommen von den Irrthümern meiner Jugend, mich in keine Intriguen mehr mische, und es liegt mir sehr viel daran, diese gute Meinung, die man von mir gefaßt hat, nicht zu vernichten."

„Ah, Schurke, Du bist so boshaft als ein Affe; Du betreibst Deine Geschäfte deßwegen nur desto besser, und Deine kalte und strenge Miene täuscht Viele. Beim Henker! Du hast Recht, man muß sich verstellen; dies ist das wahre Wesen der Intrigue, und ich werde mich bestreben, künftig nicht mehr so zügellos und locker auszusehen, damit ich die kleinen Unschulden desto leichter verführen kann."

Der Barbier zuckt die Achseln und macht eine ungeduldige Bewegung, die sein Rasirmesser von Neuem der Nase des Ritters nahe bringt, dessen Gesicht noch bleicher wird, ausgenommen den Theil seiner Wangen, dessen Colorit unveränderlich scheint.

„Der Henker!" ruft Touquet aus, den Ritter mit der einen Hand an seiner Nasenspitze haltend, damit er sich nicht bewegen möge, und mit der andern ihm den Bart vollends abnehmend: „kannst Du Dich nie ruhig verhalten und mußt Du stets vor der Klinge meines Rasirmessers zittern? ... Du verdientest, daß Dir das ganze Gesicht zerfetzt würde. Mach', steh' auf, ... es ist geschehen."

„Großen Dank!" ruft Chaudoreille aus, der nun freier athmet. „Ich bin zugestutzt wie ein Cherubim. O! Du hast eine eben so geschickte als leichte Hand ... Ich bin Dir jetzt siebenundsiebenzig Bärte schuldig."

„Es ist gut, wir werden späterhin mit einander abrechnen."

„Ich weiß, daß Du Dich auf mich verläßt ... Du gleichst

nicht jenem Barbier, der einen meiner Freunde auf Kredit rasirt, und ihm jedes Mal einen Schnitt beibringt, um die Bärte darnach zu zählen."

„Laß uns über unsere Sache einig werden, bevor Leute kommen."

„Sprich immer, ich höre Dir zu, während ich mein Gesicht abwische."

„Du wirst also zu der Parfümeriehändlerin gehen und Etwas kaufen."

„Ach ja, einen Halskragen oder eine Krause zum Beispiel."

„Gleichviel!"

„Ich finde, daß die Krausen mir besser stehen."

„Schweig doch, verfluchter Schwätzer! Es handelt sich hier nicht von Deinem Aussehen. Du wirst Dich mit dem jungen Mädchen, das ich Dir beschrieben habe, in ein Gespräch einlassen; Du wirst ihr sagen, daß der Marquis von Villebelle bis zum Sterben in sie verliebt ist..."

„Ja, ich will ihr sagen, daß er sich vor ihren Augen erdolchen wird, wenn sie sich nicht ergibt..."

„Es handelt sich hier nicht vom Erstechen, Dummkopf; ein schönes Mittel, um eine Dirne zu verführen!"

„Allein ich verführe sie nie anders!"

„Man spricht von Andenken, Geschenken, Edelsteinen. Dies erweicht sie weit schneller."

„Jeder hat seine Methode; was mich betrifft, ich erweiche sie nie damit. Uebrigens werde ich Alles sagen, was Du verlangst; ich werde den Marquis großmüthig und prachtliebend darstellen, wie einen Gasconier."

„Kurz, Du wirst im Namen des Marquis eine geheime Zusammenkunft auf morgen Abend verlangen."

„Wo Das?"

„Wo Du willst; allein am besten in einem wenig besuchten Stadtviertel."

„Sehr gut; dann?“

„O, das Uebrige geht mich an.“

„Noch eines: wenn die Kleine keine Zusammenkunft gewähren wollte?“

„Kannst Du das glauben: ein Ladenmädchen, das weiß, daß es dem edlen Marquis von Villebelle gefallen hat? Ich bin versichert, daß sie bereits vor Ungeduld brennt, irgend einen Boten ankommen zu sehen. Du müßtest Dich sehr linkisch benehmen, wenn Du Deinen Zweck nicht erreichtest.“

„Sei ruhig, ich bin kein Lumpenhund, und ich wünsche, daß diese Geschichte mir die Gunst des Marquis erwerbe.“

„Noch einmal, nicht mit ihm, sondern mit mir wirst Du zu schaffen haben, und wenn Dir ein einziges Wort in Beziehung auf dieses Abenteuer entfährt, wenn Dir nur einmal das Unglück begegnet, von dem Marquis zu sprechen, so sei überzeugt, daß mein Scheermesser dieses Gesicht, das Du so werth zu halten scheinst, nicht unversehrt lassen wird.“

Die Augen des Barbiers kündigten den festen Entschluß an, sein Versprechen zu halten; Chandoreille beeilte sich daher, den Degen zu ergreifen, und sich ihn um den Leib schnallend, murmelte er: „Ja, ohne Zweifel halte ich mein Gesicht werth; es verdient dies auch und ich verdanke ihm sehr glückliche Augenblicke. Dieser Teufel von Touquet spaßt unaufhörlich. Allein unter Freunden darf man sich nichts übel nehmen; wir kennen Beide unsere gegenseitige Tapferkeit; es ist daher überflüssig, daß wir uns Beweise von ihr geben. Ich schwöre Dir bei Roland die größte Verschwiegenheit, und Du weißt, ob man auf mich zählen kann; Du kennst mich nicht erst seit heute: unsere Freundschaft schreibt sich schon von fünfzehn Jahren her. Wir sind zwei Schelme, die ihresgleichen suchen; wie viele Intriguen sind durch unser Talent glücklich geleitet worden! Du, auf herkulische Art gebaut, ein antikes Gesicht, von edler Haltung, wurdest von den großen

Damen, d. h. von den Frauen von hoher Gestalt angebetet. Ich, kleiner aber schön gewachsen, eine neuere Physiognomie, ich verlasse mich auf die Anmuth und Leichtigkeit. Die Liebe hat Dich nie sehr beschäftigt .. Du zogst das Geld vor. Ah, das Geld und das Spiel, daran fandest Du Dein Vergnügen; was mich betrifft, so liebe ich das Spiel auch, ich gestehe es . . . ich habe eine furchtbare Force im Piquet . . . allein die Galanterie nimmt einen großen Theil meiner Zeit weg; ich kann nicht anders. Ich liebe die Frauen und das ist nicht zu verwundern; ich bin ihr verdorbenes Kind, sie haben den Pfad meines Lebens mit Blumen bestreut, diejenigen nicht zu zählen, welche ich noch pflücken darf! Ich habe Ihnen mein Herz und meinen Degen geweiht; allein Liebe und Tapferkeit führen nicht immer zum Glücke! Du hast es schneller erhascht als ich, und ich wünsche Dir Glück dazu. Während ich der Spur einer Venus folgte, brachtest Du ohne mich irgend eine verwickelte Intrigue zu Stande. Denn dieses Haus gehörte ehedem nicht Dir, und gegenwärtig bist Du Eigenthümer davon. Es ist Dir nicht aus den Wolken zugefallen..."

„In was mengst Du Dich," sagte der Barbier in gereiztem Tone, „was liegt Dir daran, wie ich dieses Haus erworben habe? Habe ich Dich nicht bezahlt, so oft ich mich Deiner bediente; ja, habe ich Dir oft nicht mehr gegeben, als Du verdientest? . . . Laß es Dir gesagt sein, Chandoreille, wenn Du willst, daß wir gute Freunde bleiben sollen: wenn es Dir lieb ist, daß ich Dich zuweilen einige Thaler gewinnen lasse, so bleibe mit Deinen einfältigen Fragen zu Hause und suche nicht zu erforschen, was man nicht für gut findet, Dir anzuvertrauen, sonst werfe ich Dich zur Thüre hinaus, die Du dann nie wieder betreten wirst."

„Ei, ei, so, so! der Teufel! er ist ein kleiner Vesuv, dieser liebe Touquet. Pest! wenn ich mich meiner natürlichen Hitze so überließe wie Du, so würden wir schöne Auftritte erleben; es ist

vorbei... kein Wort mehr von der Sache! Du siehst mich angekleidet... nur meine Krause fehlt mir... was werde ich anfangen, um ohne sie ausgehen zu können!"

„Du bist ja eben erst halb entkleidet ausgegangen."

„Ja, da hatte ich meinen Degen in der Hand, und in solchen Augenblicken sehe ich nichts als mein Schlachtopfer. Das ist nun gleich, ich werde meinen Mantel ein wenig weiter heraufziehen. Ah! ich vergaß das Wesentlichste: um in dem Laden der Kleinen Etwas kaufen zu können, muß ich Geld haben, und ich sitze im gegenwärtigen Augenblicke im Trockenen."

„Hier, nimm diese zehn Thaler; dies ist eine Abschlagszahlung von dem, was ich Dir geben werde, wenn Du meine Absichten gut erfüllst."

„Abgemacht!" sagte Chaudoreille, das Geld nehmend und aus seinem Gürtel einen alten, vor Zeiten rothen seidenen Beutel ziehend, in den er die zehn Geldstücke, welche ihm der Barbier so eben gegeben hatte, einzeln und mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Miene fallen ließ.

„Es ist noch zu frühe," sagt Touquet, „um Dich zu der Parfümeriehändlerin zu begeben; diese Damen öffnen ihre Läden nicht so frühe wie wir. Könntest Du, in Erwartung des schicklichen Augenblicks, nicht zu Blanca hinaufgehen und ihr eine Lektion in der Musik geben? Dies würde sie zerstreuen, denn ich gestehe, daß sie auf ihrem Zimmer, wo bloß Margaretha bei ihr ist, wenig Unterhaltung haben wird."

Sobald Chaudoreille Blanca's Namen hört, hebt er die Augen gen Himmel empor und stößt einen Seufzer aus, den er alsbald erstickt, indem er ausruft: „A propos, wie befindet sie sich, dieses hübsche Kind? Ich war so eben im Begriff, nach ihr zu fragen, denn es ist schon mehr als hundert Jahre, daß ich sie nicht gesehen habe."

„Sie befindet sich sehr wohl; allein sie langweilt sich... sie möchte gerne ausgehen."

„Was der Teufel auch! warum schickst Du mich nicht öfter zu ihr, um ihr Gesellschaft zu leisten. Ich würde sie unterhalten, diese schöne Blanca, und ihr Etwas vorspielen."

„Ich bin nicht überzeugt, daß Du sie sehr unterhalten würdest. Blanca sagt, Du singest ihr stets das Nämliche und sie sei jetzt auf der Zither so stark als Du."

„Wie eigenliebig doch diese jungen Mädchen sind; ich gestehe, daß sie reißende Fortschritte gemacht hat, und das ist nicht zu verwundern: ich habe eine Lehrmethode, die einen Esel in den Stand setzen würde, den Ton zu halten. Uebrigens hat die Kleine Verstand; allein ich schmeichle mir, daß ich ihr noch lange Unterricht geben kann."

„Chaudoreille, ich habe Dir einen großen Beweis von Zutrauen gegeben, als ich Dir erlaubte, Blanca zu sehen; Du hast mir geschworen, nie von ihrer Schönheit zu sprechen."

„Sei ruhig, wenn man mich zufällig fragt, ob ich das junge Mädchen kenne, das Du erziehest, so antworte ich, wie wir mit einander übereingekommen sind, daß ich sie drei oder vier Mal gesehen habe, daß sie weder schön noch häßlich sei ... eines jener Gesichter, von denen man nichts sagen kann!"

„Das ist gut; wenn man wüßte, daß in diesem Hause eine der schönsten Jungfrauen von Paris wohnt, so hätte ich keinen ruhigen Augenblick mehr. Unaufhörlich von einer Schaar von Liebhabern, Galgenvögeln und Wüstlingen bestürmt, würde diese Wohnung der Sammelplatz aller schlechten Subjekte des Stadtviertels werden. Ich könnte mich keinen Augenblick entfernen, ohne daß einer von ihnen in Blanca's Zimmer zu schleichen suchen würde, und Margarethens Aufsicht, so wie die meinige, wäre unzureichend, um alle Unternehmungen der Galans zu vereiteln. Um mir alle diese Unannehmlichkeiten zu ersparen, entziehe ich Blanca den Blicken der Neugierigen."

„O! die Sache, von dieser Seite betrachtet, thust Du wohl

daran, und ich billige Dich! ... Du darfst sie nicht sehen, sie keine Minute ausgehen lassen! Wenn Du willst, werde ich überall sagen, daß sie abscheulich, einäugig, hinkend und buckelig ist."

„Nein, nein, man muß die Vorsicht nie zu weit treiben und in das entgegengesetzte Extrem verfallen!"

„Allein es wäre so schmerzlich, wenn irgend ein elender Abenteurer uns diese schöne Blume entrieße ..."

„Wie, uns entrieße?"

„Ich will sagen, Dir entrieße! Der innige Antheil, den ich an ihrem Wohle nehme, hat mich verleitet, so zu sprechen. Sie ist in der That ein Edelstein! ... Die Aufrichtigkeit, die Offenherzigkeit des ersten Alters! Ah! wie glücklich bist Du, Tonquet: ich wette, Du sparst diesen Schatz für Dich auf!"

„Für mich?" sagte der Barbier, die Stirne runzelnd. Hierauf trat eine augenblickliche Stille ein, während welcher Chaudoreille vor einem kleinen Spiegel stehend, sich nur damit beschäftigte, gewisse Geberden einzustudiren.

„Ich habe Dir bereits gesagt, daß ich die Fragen nicht liebe," antwortete endlich Tonquet; „allein ich sehe, daß Du so lange unverbesserlich sein wirst, bis Deine Schultern die Kraft meines Armes gefühlt haben ..."

„Stets Späße! ... Du bist der spöttischste Mensch!"

„Nun geh' zu Blanca hinauf; Du wirst drei Viertelstunden daselbst bleiben und Dich sodann durch den Hausgang wieder entfernen: ich will nicht, daß Leute, die sich in meinem Laden befinden werden, Dich aus dem Innern meines Hauses kommen sehen. Du wirst Dich hierauf an den bestimmten Ort verfügen und mir heute noch von dem Erfolge Deines Schrittes Bericht abstatten."

„Um die Zeit, wo Du zu Mittag speisest?"

„Nein, heute Abend, wenn es anfängt dunkel zu werden."

„Wie Du willst. Ach, mein Gott! gerade denke ich daran, wie soll ich ohne Krause zu meiner jungen Schülerin hinauf gehen."

„Wird Dich das am Singen hindern?"

„Nein, allein die Wohlanständigkeit ... dieser nackte Hals ... leihe mir einen Kragen ... irgend etwas ..."

„Alle Teufel! wozu so viele Umstände! ... und glaubst Du, daß Blanca Deinem Gesichte große Aufmerksamkeit schenkt?"

„Mein Gesicht! ... mein Gesicht! ... Man sollte glauben, wenn man Dich hört, ich sei ein Albinos ..."

„Es kommen Leute ... packe Dich."

Der Barbier schiebt Chandoreille in den Gang hinaus, von wo aus dieser, nachdem er ungefähr eine Viertelstunde lang nachgesonnen hatte, wie er seinen Mantel halten wolle, sich endlich entschließt, zu seiner Schülerin hinaufzusteigen.

Fünftes Kapitel.

Die Musiklektion.

Blanca arbeitete, an einem Fenster sitzend, dessen kleine und etwas schwarze Scheiben die Gegenstände auf der Straße kaum zu unterscheiden gestatteten. Indessen blickte das junge Mädchen zuweilen durch dieselben, um sich zu zerstreuen; nicht als ob sie traurig und bekümmert gewesen wäre, allein ein junges Mädchen, das sich ihrem sechszehnten Jahre nähert, fühlt in ihrem Herzen eine gewisse Leere und unbestimmte Wünsche, von denen sie sich nicht wohl Rechenschaft ablegen kann; sie seufzt, wird nachdenkend, ein Nichts stört sie, das geringste Geräusch, der Ton einer Stimme, die sie nicht kennt, beschleunigt die Pulse ihres Herzens; sie betrachtet sich öfter in ihrem Spiegel, macht ihre Toilette sorgfältiger; und doch kennt sie den Gegenstand noch nicht, den sie entzücken will. Allein ein geheimer Instinkt flößt ihr das Verlangen, zu gefallen, ein, weil sie anfängt, das Bedürfniß der Liebe zu fühlen, und alles das verursacht Träumereien und macht seufzen, ohne

daß man weiß warum . . . wenigstens in jener Zeit. Was die jungen Mädchen unserer Zeit betrifft, so träumen sie auch, allein man versichert, daß sie weniger seufzen.

Der Charakter des Barbiers, seine kalte und ernsthafte Miene in Blancas Gegenwart forderten nicht zum Zutrauen auf und imponirten dem jungen Mädchen, dessen offenes Herz einen Freund zu suchen schien. Sie war von Achtung und Gehorsam gegen Touquet erfüllt, sie betrachtete ihn als ihren Wohlthäter; allein sie konnte nicht offen mit ihm reden, denn die lakonischen Antworten des Barbiers kündigten wenig Lust an, sich in eine lange Unterhaltung einzulassen. Dagegen war Margarethe sehr schwatzhaft: sie hätte gerne einen ganzen Tag lang geplaudert; allein sie sprach von nichts als von Hexenmeistern, Schwarzkünstlern, Dieben, und dies unterhielt Blanca nicht, die diesen schrecklichen Geschichten ein sanftes Liebeslied oder eine Rittererzählung vorzog; denn die Liebe war die starke Seite der Ritter, und seiner Dame zwanzig Jahre treu zu bleiben war nicht die geringste Heldenthat eines Paladins.

Blanca träumte also, als man sanft an ihre Thüre klopfte, und bald erschien zwischen der Thüre und der Wand der kleine Kopf des Ritters Chandoreille, der in honigsüßem Tone fragte: „Kann man eintreten, interessante Schülerin?“

Blanca blickt auf und bricht in ein lautes Gelächter aus, als sie das Gesicht des Ritters erblickt; dies war die gewöhnliche Wirkung, welche seine Gegenwart auf das junge Mädchen hervorbrachte. „Treten Sie ein, treten Sie ein, mein werther Lehrer,“ sagte sie, sich erhebend, um Chandoreille zu grüßen, der nun mit seinem ganzen Leibe in dem Zimmer erscheint und Blanca drei so tiefe Verbeugungen macht, daß sein Degen jedesmal vorschießt und er, sich wieder aufrichtend, gezwungen ist, seinen Roland in die Scheide zu stecken.

„Ich bin so sehr gewöhnt, ihn zu ziehen,“ sagte Chandoreille,

seinen Degen wieder an seinen Ort bringend, „daß er nicht einmal zwei Stunden ruhig in seiner Scheide bleiben will... Nun! beruhige Dich, Roland; Du weißt wohl, mein theurer Gefährte, daß die Nacht nicht vorübergehen wird, ohne daß ich Dir Beschäftigung gebe."

„Wie, Herr Chaudoreille, Sie schlagen sich alle Tage?"

„Was wollen Sie, schöner Engel, das ist mein Element. Ich könnte nicht ruhig schlafen, wenn ich den Degen nicht gezogen hätte, und ich würde krank werden, wenn ich drei Tage zubringen müßte, ohne die Erde von irgend einem Schurken oder Nebenbuhler zu befreien!... Aber lassen wir das, und sprechen wir von Ihnen, holdes Geschöpf! Sie sind, scheint es mir, noch schöner, noch frischer geworden; Sie sind eine Knospe, die sich entwickelt, eine Blume, die aufgehen will, eine Frucht, die ... befinden Sie sich übrigens wohl?"

„Sehr wohl. Kommen Sie, um mir Unterricht in der Musik zu geben?"

„Ja, wenn Sie es erlauben wollen. Es ist schon lange, daß ich dieses Glück nicht mehr gehabt habe."

„Ich hoffe, Sie werden mich etwas Neues lehren."

„Der Tausend, ich habe Sie noch lange nicht Alles gelehrt, was ich verstehe! Uebrigens, wenn es an Neuigkeiten fehlen sollte, so könnten Ihre schönen Augen mich anfeuern, eine Ballade in sechszig Stanzen aus dem Stegreife zu dichten."

Blanca ergreift die Zither und reicht sie dem Ritter dar, der sie mit gegen den Himmel gerichteten Augen und einem tiefen Seufzer empfängt.

„Sind Sie krank, Herr Chaudoreille?" fragt das junge Mädchen, über dieses Stöhnen erstaunt. –

„Nein, ich bin nicht krank, und doch fühle ich mich nicht behaglich," antwortete Chaudoreille, das Augenblinzeln und Lächeln, das er vor dem Spiegel eingeübt hatte, in Anwendung bringend.

„Es scheint, Sie athmen sehr schwer," erwidert Blanca; „vielleicht hat Ihr Magen Ihr gestriges Nachtessen nicht recht verdaut."

„Verzeihen Sie mir . . . ich schwöre Ihnen, daß von demselben nicht mehr die geringste Spur in mir ist! . . . Ich verabscheue die Unverdaulichkeit; pfui! ich setze mich nie dem Fall aus, an ihr leiden zu müssen."

„Singen Sie mir, was Sie mich lehren sollen; darauf wird Ihnen besser werden."

„Sie ist die Unschuld selbst," sagt Chandoreille zu sich, die Zither stimmend, „sie erräth nicht, warum ich seufze; dessen ungeachtet merke ich, daß sie mich mit Vergnügen sieht ... Geduld, ihr Herz wird in Kurzem sprechen, und ich werde ihr Sieger sein."

Blanca hat ihre Arbeit wieder zur Hand genommen, Chandoreille setzt sich neben sie nieder, und nachdem er eine Viertelstunde lang damit zugebracht hat, die Zither zu stimmen, hustet er, räuspert, schnäuzt sich, kehrt sich auf seinem Stuhle um, ordnet seinen Mantel, verdreht den Mund, bringt seine Zunge auf die Lippen, und beginnt endlich mit greller und schneidender Stimme ein altes Klagelied, das Blanca schon hundert Mal gehört hat.

„Ich kenne dies, mein theurer Lehrer," sagt sie, ihn unterbrechend; „es ist eines von den drei Stücken, die Sie mich gelehrt haben."

„Glauben Sie?"

„Geben Sie Acht, ich will es Ihnen singen."

Blanca nimmt das Instrument, und sich mit Anmuth begleitend, verschönert ihre melodische Stimme das alte Klagelied. „In der That," sagt Chandoreille, „Sie machen die Uebergänge gerade so wie ich; es scheint mir, ich höre mich selbst."

„Lehren Sie mich daher ein anderes," sagt das junge Mädchen, ihm das Instrument wieder gebend, und Chandoreille stimmt ein Ringellied über die hohen Thaten Pipins des Kurzen an.

„Ich kenne es ebenfalls," sagt Blanca, ihn unterbrechend.

„In diesem Falle werde ich Ihnen ein reizendes Hirtenlied singen."

„Mein Gott, es wird das dritte sein, das Sie mich gelehrt haben. Sie kennen also keine anderen?"

„Verzeihen Sie mir; allein da ein verfluchter Hund mit meiner Krause zum Teufel ging, während man mir den Bart abnahm, so kann ich mit bloßem Halse keinen neuen Gesang wagen ... dies hemmt meine Stimmmittel; übrigens ist das Hirtenlied stets eine Neuigkeit, da ich Variationen dazu mache, so oft ich es singe."

„Nun, ich höre," sagt Blanca, die Augen auf die Straße richtend. Chandóreille stößt einen neuen Seufzer aus, und nachdem er sich die Stellung gegeben hat, die ihm die günstigste scheint, um seine Reize geltend zu machen, beginnt er das Hirtenlied, das er Blanca vorsang, so oft er ihr Unterricht ertheilte.

„J'ai perdu ma tourtérelle
„Est-ce point elle que j'oi?
„Je veux aller aprés elle ...
„Tu régrettes ta femelle!
„Hélas! aussi fais-je moi! ...
„J'ai perdu ma tourtérelle."

„Mein Täubchen ist dahin.
„Nun hab' ich es nicht mehr.
„Ich will jetzt nach ihm ziehn.
„Auch deins trübt dir den Sinn,
„Ach ja, das schmerzt recht sehr!
„Mein Täubchen ist dahin!"

In diesem Augenblicke zogen herumwandernde Sänger durch die Straße. Sie halten vor dem Hause des Barbiers und lassen, sich mit ihren Mandolinen begleitend, italienische Gesänge ertönen. Blanca hört zu. Diese Musik, die von der, welche ihr Lehrer ihr vorsingt, himmelweit verschieden ist, regt ihr Herz angenehm auf, und dem Fenster sich nähernd, ruft sie aus: „Ah! wie schön ist das!"

„Ja, ohne Zweifel; es ist hübsch," sagt Chandoreille, welcher der Meinung ist, das junge Mädchen spreche von dem Hirtenliede; „allein man muß auch den Ausdruck, den ich ihm gebe, wohl auffassen... Bemerken Sie doch: „Mein Täubchen ist dahin;" welch ein herzzerreißender Ausdruck des Schmerzes, heben Sie die Augen gen Himmel empor und schlagen Sie den Takt mit dem linken Fuße... „Nun hab ich es nicht mehr?..." einen leisen flötenden Ton ... dabei machen Sie eine Bewegung der Ueberraschung, und halten Sie mit der Fistel aus ... „Ich will jetzt nach ihm ziehen!..." eine verwirrte Miene und stets dasselbe Schlagen mit dem Daumen und dem Zeigefinger ... „Auch deins trübt dir den Sinn ..." dies verlangt langes Anhalten. „Ach ja!..." zartvorgetragene Cadenz: „das schmerzt recht sehr..." verstärken Sie den Ton und steigen Sie immer..."

„Ach! wie würde es mich freuen, wenn ich oft eine solche Musik hören könnte," sagte Blanca, die Chandoreille's Worte nicht beachtet und bloß auf die Italiener hört.

„Ich wünschte meinerseits, Ihnen alle Tage Unterricht zu ertheilen, verführerische Jugendblüthe; allein meine vielen Beschäftigungen!... und dann erlaubt Meister Touquet nicht oft, daß ich das Vergnügen Ihrer Gegenwart genieße ... und ferne von Ihnen singe ich unaufhörlich: „Auch deins trübt dir den Sinn..."

„Das ist ein Gondelliedchen, nicht wahr, mein Herr?"

„Nein, meine schöne Freundin, das heißt man ein Hirtenlied: der Lieblingsgesang unserer alten Troubadours und der Schäfer, welche um ihre Schäferinnen trauern."

„Schade, daß ich nicht italienisch verstehe!"

„Wie, italienisch?" wenn ich sage: „Nun hab' ich es nicht mehr?..."

„Schweigen Sie! schweigen Sie!... Jetzt singen sie französisch," sagt Blanca, sich an das Fenster stellend und dem Ritter durch einen Wink bedeutend, daß er sich nicht rühren solle,

„Was soll das heißen," rief der Zitherlehrer, sich mit Erstaunen erhebend, „ich soll schweigen!...kommt es daher, weil Sie mein Gesang zu sehr ergreift? Zum Teufel mit den Gassensängern, die Sie hindern, mich zu hören! Ich weiß nicht, was mich zurückhält, hinabzueilen und sie mit dem Degen in der Hand fortzutreiben."

„Wenn ich mein Fenster zu öffnen wagte," sagt Blanca seufzend; „aber nein, Herr Touquet hat es mir verboten!... das schöne Lied! . . . Ach, ich werde mich noch lange an dasselbe erinnern . . .

„Ich liebe und fürs Leben. Mein Lieb' ist mir ergeben!"

so schließt es."

„Nein, göttliche Blanca, die Worte lauten: „Mein Täubchen ist dahin, nun hab ich es nicht mehr."

Die Sänger haben sich entfernt. Blanca verläßt das Fenster, und sich umwendend bemerkt sie, wie Chaudoreille den Hals vorstreckt, um einen Ton länger auszuhalten. Sie kann die Lachlust nicht bändigen, zu der sie die Miene des Ritters anregt, und dieser gafft sie mit aufgesperrtem Munde an, nicht wissend, wie er ihr Gelächter deuten soll, als Margarethe in das Gemach tritt.

„Es ist endlich verbrannt," sagt die Alte beim Eintreten.

„Was denn?" ruft Chaudoreille aus, „der Braten?"

„Warum nicht gar! Ein Zauber-, ein Herenbuch! . . . es hat lange gedauert, bis es Feuer fing, diese Bücher sind an's Feuer so gewöhnt!"

„Was soll das heißen, Margarethe? Habt Ihr Zauberbücher? Ihr, die stets zittert . . . wollt Euch mit den Geistern der andern Welt in Verbindung setzen?"

„Ach, Gott behüte mich, Herr Chaudoreille; allein ich will Ihnen sagen, wie dieses Buch in meine Hände gekommen ist, in denen es jedoch nicht lange blieb, denn es kam mir vor, als verbrenne es mir die Finger. Mein Herr will, daß ich ein anderes Zimmer beziehen soll . . . weil . . . doch das wollte ich Ihnen nicht sagen . . ."

„Besinnet Euch ein wenig auf das, was Ihr mir sagen wollt.“

„Kurz, ich muß das Zimmer verlassen, das ich bisher bewohnt, und in ein anderes gehen, in das seit den acht Jahren, in denen ich in diesem Hause bin, Niemand den Fuß gesetzt hat, und das man ehedem wahrscheinlich eben so wenig bewohnte . . . es ist so schwarz, so düster; die Scheiben, auf denen ein zwei Zoll dicker Staub liegt, lassen das Tageslicht kaum in das Gemach dringen.“

„Ich glaube, Gott verzeih' mir, daß sie mir alle Spinngewebe herzählen wird, die sie daselbst gefunden hat . . . Was halten Sie davon, meine verführerische Schülerin?“

Blanca antwortet nichts, denn sie merkt nicht auf Margaretha's Worte: sie beschäftigt sich mit dem Schlußreime, den sie so schön gefunden hat, und wiederholt ganz leise: „Ich liebe und fürs Leben!“ und Chaudoreille, der sie in ihre Träumereien versunken sieht, will sie nicht stören, überzeugt, daß das junge Mädchen ihr Herz gegen die Reize des Hirtenliedes nicht hat verwahren können.

„Es ist nicht von Spinnen die Rede,“ beginnt die alte Dienerin in mürrischem Tone wieder; „wenn ich nur das gesehen hätte! ... allein in einem Schranke hat Blanca ein Teufelsbuch gefunden: es war das Zauberbuch eines Hexenmeisters, genannt Odoart. Haben Sie von diesem Zauberer gehört?“

„Ich erinnere mich nicht! wenn Ihr von einem tapfern beherzten Manne, von einem Ehrwüthigen mit mir sprächet, so würde ich ihn ohne Zweifel kennen . . . allein ein Zauberer, was Teufels soll ich mit einem solchen anfangen? . . . diese Leute schlagen sich nicht.“

„Herr Chaudoreille, da Sie tapfer sind, müssen Sie mir einen Dienst erweisen.“

„Worin soll er bestehen?“ sagt Chaudoreille, Margarethens Worten mehr Aufmerksamkeit schenkend.

„So eben, nachdem ich das Zauberbuch dieses Odoarts, mit dem Beinamen der große Nestelknüpfer, verbrannt hatte, habe ich mein Zimmer von Neuem untersucht und es, wie Sie sich leicht denken können, zuvor überall mit geweihtem Wasser besprengt.“

„Dann?“

„In dem Alkov habe ich eine kleine Thüre gesehen . . . man würde nie merken, daß sich daselbst eine Thüre befindet . . . allein obschon alt, habe ich doch gute Augen . . . während ich das Bett rückte, krachte das Getäfel, was mich diese Thüre unterscheiden ließ . . .“

„Zur Sache, ich bitte Euch,“ erwidert Chaudoreille, dessen Augen eine Unruhe blicken lassen, die er vergebens zu verhehlen sucht.

„Nun, mein Herr, ich gestehe Ihnen, daß ich es nicht gewagt habe, diese Thüre zu öffnen, sie verschließt ohne Zweifel irgend ein Cabinet; allein dieser Alkov ist so tief, so schwarz! Sie würden mich daher sehr verpflichten, wenn Sie mit mir hinaufstiegen und zuerst hineinträten, um das Gemach, das sich da befinden muß, zu untersuchen, denn ich wage es nicht, Herrn Touquet darum zu bitten; er würde sich über mich lustig machen.“

„Und er hätte Recht, der Teufel! wie, Margarethe, in Eurem Alter nicht mehr Muth haben?“

„Was wollen Sie, ich fürchte, es möchte sich irgend ein Kobold in diesem Cabinete befinden, der mir in's Gesicht spränge, wenn ich die Thüre öffnete, die vielleicht seit vielen Jahren verschlossen ist, denn ich habe Herrn Touquet nie in dieses Zimmer treten sehen.“

„Dringen die Kobolde nicht durch das Schlüsselloch ein? . . . Geht, Margarethe, Ihr seid eine Träumerin, und ich erröthe Eurer Kleinmüthigkeit wegen für Euch.“

„Kann man wohl sagen, daß die Zauberer in Paris selten sind? Hat man nicht im Arsenal ein besonderes Gericht niedergesetzt, um sie zu richten?“

„Dies ist wahr, ich gestehe es, allein ich sehe nicht, was Euch auf die Vermuthung bringt, daß es in diesem Hause solche gegeben habe."

„Ach, Herr Chaudoreille! . . . wenn ich Ihnen Alles sagte, was ich gesehen und gehört habe . . . und des Nachts alles Geräusch, das . . ."

„Was hast Du denn gesehen, meine Beste?" sagt Blanca, die aus ihrer Träumerei erwachte und eben die letzen Worte der Alten vernommen hatte.

„Nichts . . . nichts, Mademoiselle."

Und die alte Dienerin fügt in leiserem Tone, an den Ritter sich wendend, hinzu: „Mein Herr will es nicht haben, daß ich hievon rede, und er würde mich aus dem Hause jagen, wenn er erführe, daß . . ."

„Es ist genug, ich will nicht weiter davon hören," sagt Chaudoreille aufstehend und nach seinem Hute greifend: „und da Touquet Euch verbietet, diese Possen zu erzählen, so bitte ich Euch, mir die Ohren nicht mehr damit toll und voll zu schwatzen."

„Allein Sie werden mit mir hinaufsteigen, um dieses Cabinet zu besichtigen; nicht wahr, mein Herr?"

„Ach, mein Gott, ich höre zehn Uhr schlagen; ich sollte bereits in der Altstadt sein. Nicht um Eure alten Mährchen anzuhören, habe ich zehn Thaler erhalten. Ich eile fort; auf Wiedersehen, meine reizende Schülerin . . . ich bin entzückt, daß meine letzten Variationen Ihnen gefallen haben . . . ich hoffe, Ihnen in Kurzem eine neue Lektion geben zu können. Bei einem Lehrer wie ich müssen Sie nothwendig eine Virtuosin werden!"

Nach diesen Worten steht Chaudoreille auf, legt seine linke Hand auf seine Hüfte, rundet seinen rechten Arm, als ob er fechten wolle; allein statt seinen Roland aus der Scheide zu ziehen, greift er nach seinem Hute und macht Blanca eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, dann geht er rasch an Margarethe vorbei, die ihn

vergebens zurückhalten will, öffnet die Thüre und steigt schnell die Treppe hinab, die Worte trillernd:

„Auch deins trübt dir den Sinn,
Ach ja! das schmerzt recht sehr.“

Sechstes Kapitel.

Der Verliebte. — Die Plaudereien.

Der Laden des Barbiers war mit einer Menge Leute aus verschiedenen Ständen angefüllt: Bürger, Studenten, Pagen, Dichter, Abenteurer und sogar junge Edelleute; denn in dieser Zeit erlaubte der gute Ton den liebenswürdigen Wüstlingen, sich manchmal unter die niedersten Klassen der Gesellschaft zu mischen, theils um im Anhören der pikanten Volkssprache neue Aufregungen zu finden, theils um den Leuten, unter die sie sich mengten, irgend einen Streich zu spielen.

Der Laden des Meisters Touquet war groß und mit Bänken versehen, was fast ein Luxus in einer Zeit war, in der man selbst in den Theatern nicht saß. Der Barbier bediente seine Kunden mit einer großen Schnelligkeit; er versah Alles, antwortete Jedem, und richtete für sich allein so viel aus als zehn Perrückenmacher unserer Zeit. Seine gewandte und geschickte Hand hatte ihm den Ruf eines der besten Barbiere in Paris erworben und lockte viele Zierlinge in sein Haus, weil man unter der mittlern Klasse sich eine Ehre daraus machte, das Kinn streichelnd sagen zu können: Ich bin von Touquet rasirt worden. Allein die, welche er bedient hatte, blieben zuweilen noch eine Zeit lang in seinem Laden, um sich mit den Personen zu unterhalten, die noch warteten, bis die Reihe an sie kam. Da die meisten dieser Müßiggänger wünschten, einige Augenblicke über die Neuigkeiten des Tages und die Abenteuer der Nacht zu sprechen, so traf man um zehn Uhr Morgens stets ziemlich zahlreiche Gesellschaft bei Meister Touquet.

Hier sah man alle Arten von Toiletten; allein damals, wie auch gegenwärtig, war der Reichthum der Kleidung nicht immer ein Beweis von hohem Rang oder Wohlhabenheit. Der Geschmack am Luxus wurde allgemein, weil man bloß glänzenden Equipagen und prächtigen Kleidern Achtung zollte; das wahre Verdienst, unbekannt, glanz- und ruhmlos, blieb vergessen und dürftig! Man versichert, daß dies gegenwärtig noch so sei.

Bei Hofe konnte man sich leicht Zutritt verschaffen; man durfte, um daselbst eingeführt zu werden, nur nach Art der Höflinge gekleidet sein: ein Hut, auf dem ein Federbusch prangte, ein Wamms und Mantel von Atlas oder Sammt, einen Degen am Gürtel, und Alles das mit goldenen oder silbernen Treffen geschmückt, waren die nöthigen Erfordernisse. Jeder suchte sich diese glänzende Außenseite zu verschaffen, und man richtete sich zu Grunde, um reich zu scheinen.

Man suchte jedoch diesem Hange zum Luxus, der das Elend der Zeit nur schlecht verbarg, Einhalt zu thun.

Im Jahre 1633 und 34 wurden mehrere Edikte gegen die allzugroße Kleiderpracht erlassen; allein diese Gesetze wurden bald überschritten. Die Männer werden stets den Wunsch hegen, mehr zu scheinen, als sie sind, und die Frauen, zu verbergen, was sie sind.

Unter den verschiedenen, in dem Laden des Barbiers versammelten Individuen befand sich auch ein Mensch, der mit Niemand sprach und sogar an der Erzählung der scandalösen Abenteuer der verflossenen Nacht keinen Antheil zu nehmen schien. Es war ein junger Mensch, der höchstens neunzehn Jahre alt schien. Er hatte eine Gesichtsbildung, die keineswegs glücklich genannt werden konnte, denn man gibt diesen Namen gewöhnlich jenen Jubelmienen, jenen runden, frischen, rothen und vollen Gesichtern, die Gesundheit und Frohsinn athmen. Dieser hatte schöne Augen, allein eine blasse Gesichtsfarbe, edle Züge, allein ein etwas melancholisches Aussehen, kurz, er hatte ein sogenanntes interessantes

Gesicht, und diese sind im Allgemeinen in der Liebe glücklicher, als die glücklichen Physiognomien.

Die Kleidung dieses jungen Menschen war sehr einfach, keine Verzierung, keine Stickerei war auf seinem grauen Rocke zu sehen, der bis auf die Kniee mit Knöpfen versehen und nach Art unserer heutigen kleinen Reiseröcke geschnitten war; sein Gürtel war schwarz, keine flatternden Bänder an seinen Beinen oder Armen, kein Degen, keine Spitzen, keine Federn an den breiten Rändern seines Huts.

Er befand sich schon ziemlich lange in dem Laden des Barbiers. Bei seinem Eintritte hatten seine Augen etwas Anderes als den Herrn des Hauses zu suchen geschienen; er hatte sie in den Hinterladen geworfen, und warf sie noch oft dahin. Schon mehrmals war die Reihe an ihm gewesen, und Touquet hatte zu ihm gesagt: „Wenn es Ihnen beliebt, Herr Baccalaureus!“ Die Tracht des jungen Menschen war in der That die, welche die Studenten in Paris damals gewöhnlich trugen. Allein der Baccalaureus begnügte sich, auf jede Einladung zu antworten: „Ich habe keine Eile,“ und ein Anderer trat an seine Stelle.

Nach Verfluß einiger Zeit entfernten sich die Müßiggänger und Schwätzer, und der junge Mensch befand sich allein bei Touquet, der sein Betragen sonderbar zu finden anfing.

„Jetzt können Sie Ihren Platz keinem Andern mehr abtreten, sagte der Barbier, dem Fremden einen Stuhl anbietend. „In der That, ich werde Ihnen den Bart nicht abnehmen, denn Sie haben keinen am Kinn . . . allein Sie sind ohne Zweifel aus irgend einer Ursache hieher gekommen... Sie haben nur zu befehlen, mein Herr.“

„Ja,“ sagte der junge Mensch mit verlegener Miene, und seine Blicke noch nach dem Hinterladen richtend, „ich möchte . . . meine Haare sind zu lang und . . .“

„Setzen Sie sich hierher, Herr Baccalaureus; Sie werden sehen, daß ich geschickt bin. Ich handhabe die Scheere so gut, als das Scheermesser.“

Der junge Mann entschließt sich endlich, dem Barbier seinen Kopf zu überlassen; allein sobald dieser ihn einen Augenblick frei läßt, wendet er sich um und blickt in den Hinterladen.

„Suchen Sie Etwas, mein Herr?" sagt Touquet endlich, dem dieses Benehmen nicht entgeht.

„Nein ... nein ... ich sah bloß, ob Sie allein seien ..."

„Ja, mein Herr, Sie sehen, daß ich Niemand brauche, um meinen Kunden Genüge zu thun."

„In der That, man hat mir gesagt, daß Sie sehr geschickt seien."

„Und Sie haben auch Zeit gehabt, mein Talent zu beurtheilen, denn Sie befinden sich beinahe schon zwei Stunden in meinem Laden."

„Ich hatte durchaus keine Eile ... und dann wollte ich bei Ihnen einige Erkundigungen einziehen ... Sagen Sie mir, mein Freund, wer den ersten Stock dieses Hauses bewohnt?"

„Ich, mein Herr," sagt Touquet nach einer augenblicklichen Zögerung; der junge Mensch aber scheint unzufrieden darüber, daß er diese Frage gethan hat. „Darf ich wissen, mein Herr, in wiefern Sie dies interessirt?" fragt Touquet, den Unbekannten aufmerksam betrachtend.

„Ach! ... ich suche ein Logis in diesem Stadtviertel ... ich würde mich mit einem einzigen Zimmer begnügen ... Vermiethen Sie keine Zimmer, und könnten Sie mir nicht eines einräumen, wenn dieses Haus Ihnen gehört?"

„Dieses Haus gehört in der That mir, mein Herr, und doch kann ich Ihrem Wunsche nicht entsprechen. Schon seit langer Zeit vermiethe ich keine Zimmer mehr, und ich habe im ganzen Hause, das nicht sehr geräumig ist, keinen überflüssigen Raum."

„Wie! Sie sollten mir nicht einmal ein einziges Zimmer, ein einziges Cabinet überlassen können ... Ich wiederhole es, ich möchte in diesem Stadtviertel wohnen, weil ich oft in der Nähe des Louvre Geschäfte habe ... ich würde Ihnen Alles, was Sie von mir verlangten, dafür bezahlen."

„Alles!" sagte der Barbier, einen ironischen Blick auf die einfache Kleidung des jungen Menschen werfend. „Sie lassen sich vielleicht ein wenig zu weit ein, Herr Student. Uebrigens kann Ihrem Wunsche nicht genügt werden und ich muß Sie bitten, Ihrem Plane zu entsagen."

Touquet legt einen starken Nachdruck auf diese letztere Phrase, und eine leichte Röthe färbt das Gesicht des Jünglings. Allein der Barbier hat nun sein Geschäft beendigt, und der junge Mensch hat jetzt keine Veranlassung mehr, seinen Aufenthalt bei einem Manne zu verlängern, der nicht geneigt scheint, die Unterhaltung fortzusetzen, und dem er bereits zu viel gesagt zu haben befürchtet. Er steht auf, bezahlt und entfernt sich aus dem Laden, allein nicht ohne noch einmal nach den Fenstern des Hauses hinaufzuschauen.

„Das ist ein Verliebter," sagt Touquet zu sich, sobald sich der Unbekannte entfernt hatte. „Ja, seine Verwirrung . . . seine Blicke . . . seine Fragen . . . o, ich kenne Alles das! Ich habe den Liebenden zu oft schon gedient, als daß ich mich je hierüber täuschen könnte. Verflucht . . . das ist es eben, was ich fürchtete . . . Wie viele Unannehmlichkeiten sehe ich voraus! Wie viele Bekümmernisse stehen mir bevor! Er hat Blanca gesehen, aber wo? . . . wann? . . . wie? . . . Nie hat sie ohne mich das Haus verlassen, und das ist so selten . . . Gleichwohl ist dieser junge Mensch in sie verliebt, ich wollte hundert Goldstücke wetten. Holla! Margarethe, Margarethe!"

Die alte Dienerin hatte die starktönende Stimme ihres Herrn gehört: sie vollendet ein stilles Gebet an ihre Schutzheilige und steigt in den Laden hinab.

„Seit wann ist Blanca ausgegangen, ohne daß ich es weiß?" fragt der Barbier in barschem Tone.

„Ausgegangen, Mademoiselle Blanca?" antwortet Margarethe, ihren Herrn erstaunt anblickend.

„Ja, ausgegangen mit Euch. Antwortet schnell!"

„Gute heilige Jungfrau, das ist seit zwei Jahren nicht geschehen, damals war Blanca noch ein Kind; Sie erlaubten ihr nur zuweilen, mit mir einen Spaziergang auf dem großen Pré-aux-Clercs zu machen ... allein seit dieser Zeit ist die arme Kleine, glaube ich, nur zwei Mal mit Ihnen ausgegangen, und dazu war es noch Nacht, und Blanca hatte einen sehr dichten Schleier ..."

„Ich frage Euch nicht, ob sie mit mir ausgegangen sei. Und ist während meiner Abwesenheit kein Mensch gekommen, der mit Euch von Blanca gesprochen und sich Zutritt zu ihr zu verschaffen gesucht hätte?"

„Den würde ich gut empfangen haben! kennen Sie mich so wenig? ... Den Ritter Chaudoreille ausgenommen, sieht das Fräulein Niemand; was den Letztern betrifft, so hat er ihr diesen Morgen eine Musiklektion gegeben ..."

„O, Chaudoreille ist nicht gefährlich! ... allein wenn irgend ein Student, irgend ein junger Page in meiner Abwesenheit käme und Blanca zu sprechen suchte, so seid darauf bedacht, diese Laffen sogleich fortzuschicken."

„Ja, Herr, ja. Sie können ruhig sein ... Hat übrigens dieses schöne Kind nicht stets den kostbaren Talisman bei sich, der es vor jeder Gefahr bewahrt? Ich würde zehn Liebhaber herausfordern, ihr den Kopf zu verdrehen, so lange sie ihn trägt, und ich wache darüber, daß sie ihn nie von sich entfernt."

„Wachet darüber, daß sie ihr Fenster nie öffnet, das wird besser sein. Falls dies vorkäme, so wäre ich genöthigt, ihr den kleinen Saal, der auf den Hof geht, als Wohnung anzuweisen."

„Ach, Herr! Blanca würde dort vor Langeweile sterben; man sieht da fast gar nichts, und die arme Kleine, die nicht ausgeht, müßte daselbst des Tags bei Licht arbeiten."

„Wenn das nicht wäre, so würde sie es schon längst bewohnen," sagt Touquet mit gedämpfter Stimme, und gibt der Dienerin einen Wink, sich zu entfernen, was diese mit den Worten thut: „Welch

ein Unglück, nicht an Zaubermittel zu glauben! Wenn der Herr daran glaubte, so würde er dieser armen Kleinen nicht jedes Vergnügen rauben."

Der Barbier hatte sich in seiner Meinung, daß der junge Mensch, der seinen Laden so ungern verlassen hatte, ein Verliebter sei, nicht betrogen.

Der Gesang der Italiener hatte Blanca's Ohren so sehr bezaubert, daß sie sich an das Fenster gelehnt und sich in dieser Stellung nicht gerührt hatte, während ihr Musiklehrer Variationen zu dem Hirtenlied machte. In eben diesem Augenblicke ging Urbain vorüber; er war stehen geblieben, um die Musik anzuhören, und während dessen hatten sich seine Blicke nach Blanca's Fenstern gerichtet. Anfänglich hatte er nichts als sehr kleine Scheiben gesehen; allein später hatten seine Augen hinter diesen Scheiben ein so schönes Gesicht und so schöne Augen bemerkt, daß er unbeweglich stehen geblieben war, die Blicke auf jenes Fenster geheftet: an welchem das reizende Bild regungslos stand.

Nach Beendigung der Musik war die schöne Gestalt verschwunden, und der junge Mensch hatte zu sich gesagt: „Es ist also kein Irrthum: in diesem Hause lebt ein Engel, eine Gottheit."

Und da dieser Engel, diese Gottheit das bescheidene Haus eines Barbiers bewohnte, so hatte der Baccalaureus in den dritten Himmel zu dringen geglaubt, als er in den Laden des Meisters Touquet eintrat; allein zu irdischeren Gedanken zurückgekommen, als er nur Leute sah, die sich den Bart abnehmen ließen, was nichts Göttliches an sich hat, aller Essenzen ungeachtet, mit denen man uns das Kinn einschmiert, hatte Urbain in der Hoffnung, die reizende Gestalt des ersten Stocks daselbst zu erblicken, seine Blicke in den Hinterladen geworfen, und seinen Aufenthalt bei dem Barbier so sehr als möglich verlängert.

Wir haben gesehen, was das Resultat seiner Unterhaltung mit Meister Touquet war. Der junge Mensch entfernt sich miß-

vergnügt; er sieht ein, daß es ein Mißgriff von ihm gewesen ist, den Barbier auszufragen, der wahrscheinlich der Vater der Person ist, die er bereits anbetet; denn die jungen Leute wurden in jener Zeit fast eben so schnell von Liebe entflammt, als in der unserigen. Er fühlt, daß er, ehe er in den Laden trat, einige Erkundigungen bei den Nachbarn des Barbiers hätte einziehen sollen, und entschließt sich, da zu enden, wo er hätte beginnen sollen. Die Bäcker haben von jeher sehr richtige Aufschlüsse über ihre Nachbarn ertheilen können, weil die Nachbarn alle gezwungen sind, zu dem Bäcker zu gehen oder zu schicken. Urbain bemerkt einen Bäckerladen in einer geringen Entfernung; er eilt in denselben und knüpft, während er einen Semmel bezahlt, ein Gespräch mit einer Frau an, die sich an dem Zähltische befindet: bald mischen sich alle Mägde, die in diesem Augenblicke herbeikommen, in die Unterhaltung.

„Kennen Sie einen Barbier in dieser Straße?“

„Einen Barbier? Ja, mein schöner Herr, da unten an der Ecke der Straße Honoré, den Meister Touquet ... Haben Sie mit ihm zu schaffen?“

„O, das ist ein geschickter Mann in seinem Fache! auch ist er sehr reich geworden ... durch Bartscheeren oder irgend etwas Anderes, ich kann es Ihnen nicht gewiß sagen! Nicht wahr, Frau Ledoux?“

„Es ist gewiß,“ sagt Frau Ledoux, einen Korb voll Gemüse auf den Zähltisch stellend, „daß Touquet nicht immer in dem besten Rufe gestanden ist! Ich bin schon zwanzig Jahre in diesem Stadtviertel und, Gott sei Dank, ich weiß Alles, was da vorgegangen ist, Alles, was man da gethan hat, und Alles, was man noch da thut. Ich will nur anführen, daß ich gestern Abend gegen zehn Uhr Madame Grippart mit einem jungen Menschen zurückkommen sah, der sie vor dem Laden des Spezereihändlers verließ, nachdem sie seine Hand mehr als eine Stunde in den ihrigen ge-

halten hatte, während, welcher Zeit der arme Grippart schlief, denn er geht um neun Uhr zu Bette. Es geschieht ihm übrigens Recht, er sagt seine Frau rieche aus dem Munde; über solche Sachen spricht man nicht... Allein, um auf Meister Touquet zurückzukommen, so ist das ein verschmitzter Schlaukopf; er hat sich vor ungefähr fünfzehn Jahren in dieser Straße niedergelassen und das Haus gemiethet, das Herrn Richard, Ihr wißt Nachbarin, dem alten Tuchhändler, gehörte..."

„Ihm, dessen Frau im siebenten Monate ihrer Ehe mit zwei ziemlich fetten und ziemlich quatscheligen Zwillingen niederkam?"

„Ja, und die ihrem Vater nicht im mindesten glichen. Touquet wurde damals Zimmervermiether und Barbier-Badehalter, und die Chronik sagt, er sei zudem noch den jungen Leuten von Stande bei ihren Liebesabenteuern beigestanden. Er hatte damals zwei Ladenjungen, und hätte reich werden sollen; gleichwohl aber ward er eine Zeitlang bettelarm, denn seine Ladenjungen verließen ihn, weil er sie nicht bezahlen konnte. Man erstaunte daher vor zehn Jahren, als er die Erziehung der Tochter eines Mannes übernahm, den er nicht kannte, der zufällig ein Logis bei ihm gemiethet hatte, und der in einem nächtlichen Streite zwischen einigen schlechten Subjekten und den Wachen getödtet wurde. Der arme Mann! ... man fand seinen Leichnam da unten... in der Straße St. Honoré vor dem Laden des Krämers ... erinnern Sie sich daran, Frau Legras?"

Frau Legras, die in diesem Augenblicke in die Bäckerwohnung tritt, wirft sich unverzüglich auf einen Sessel und ruft aus: „Guten Tag, meine Damen! Großer Gott, wie theuer sind heute die Fische! man kann nicht an sie hin!"

Urbain sagt seufzend zu sich: „Ach, die Fische werden uns vom Barbier entfernen; allein um in der Liebe Fortschritte zu machen, muß man oft Geduld haben!" und das, was sich von all diesem Geklatsch auf Touquet bezog, war dem jungen Studenten ungemein willkommen.

„Ich wollte einen Aal kaufen, um meinen Mann damit zu bewirthen, aber unmöglich ...“

„Ist dies sein Leibessen?“

„Nein, aber er hat mich gestern um die Bastille spazieren geführt, und eine Galanterie ist die andere werth! ... Ich kann mit Stolz sagen, daß es wenige Haushaltungen gibt, in denen so große Eintracht herrscht wie in der unserigen; in den vier Jahren, seit denen ich mit Herrn Legras verheirathet bin, haben wir uns bloß fünfmal geschlagen, allein stets wegen Kleinigkeiten. Wovon schwatzen Sie denn, meine Damen?“

„Von Touquet, unserem Nachbar, über den der Herr hier Erkundigungen einzuziehen wünscht ...“

„Von Touquet, dem Barbier? ... So wahr ich lebe, meine Damen, Sie können sagen, was Sie wollen, allein ich liebe diesen Menschen nicht.“

„Er ist nichts desto weniger ein schöner Mann.“

„Ja, von derselben Gestalt wie Herr Legras; allein in seiner Gesichtsbildung liegt etwas Hartes, Falsches und Wildes.“

„Ja, seit einiger Zeit, denn ehedem war er fröhlicher, offener ... gegenwärtig schwatzt er nicht mehr ... er spielt den Stolzen.“

„Darüber darf man sich nicht wundern, er ist reich geworden.“

„So, durch's Bartscheeren vielleicht?“

„Wohl eher dadurch, daß er einigen großen Herren bei ihren Liebesgeschichten behülflich war ... irgend eine Schönheit aus Auftrag entführte!“

„Bitte, meine Damen, keine Bosheit! Was mich betrifft, so wissen Sie wohl, daß ich keine Lästerzunge bin! Herr Touquet ist sehr geschickt in seinem Fache. Ich weiß wohl, daß er manches Gesicht hat einschmieren müssen, um das Haus, in welchem er wohnt, kaufen und baar bezahlen zu können; allein man sagt, der Barbier sei gegenwärtig eben so vernünftig als sparsam.“

„Wenn der Teufel alt wird ...“

„Touquet ist nicht alt; er hat kaum vierzig Jahre."

„Deßwegen wird es ihm auch Glück gebracht haben, jenes kleine Mädchen an Kindesstatt anzunehmen."

„Dies habe ich dem Herrn erzählt. Arme Kleine! ... man hat nicht einmal gewußt, wer ihr Vater war ..."

„O ja, Nachbarin, man hat bei ihm einen Brief mit der Adresse gefunden: Herrn Moranval, Edelmann."

„Ach, es war ein Edelmann?"

„Ja, meine Theure. O, ich erinnere mich an Alles das, als ob es gestern gewesen wäre!"

„Wie glücklich ist man, wenn man ein solches Gedächtniß hat! Und was enthielt dieser Brief?"

„Es scheint, daß er nur aus einigen Zeilen bestand, aus denen man eben nicht sehr viel Erhebliches ersehen konnte; man ermahnte diesen Moranval zu großer Vorsicht in der Sache, die ihn nach Paris führte!... Allein, welche Sache?... man weiß nichts hierüber."

„Fand man nichts Anderes bei ihm?"

„Nein; sicher wurde der arme Mann geplündert, nachdem er getödtet worden war."

„Man ging aber doch ohne Zweifel zu Touquet, und erkundigte sich bei ihm über das, was er von dem Manne wußte?"

„Touquet antwortete dem Gerichtsbeamten, dieser Mann sei den Tag zuvor bei ihm angekommen und habe sich für einen Edelmann ausgegeben, der einige Zeit lang in Paris bleiben müsse; er habe zuerst verlangt, man solle seine kleine Tochter zu Bette bringen, dann sei er ausgegangen, mit dem Bemerken, daß er einige Stunden ausbleiben werde; er habe ihn des Nachts lange erwartet, und durch das öffentliche Gerücht erst am folgenden Morgen erfahren, daß man bei Anbruch des Tages in der Straße St. Honoré einen Mann erdolcht gefunden habe. Bereits wegen seines Gastes

besorgt, habe er sich zu dem Schlachtopfer begeben und den Mann in demselben erkannt, der den Abend zuvor bei ihm angekommen sei."

„Ich hoffe, daß dies eine Geschichte ist!... Unglücklicher Weise erfährt man viele ähnliche Geschichten; unsere Straßen sind wahre Mördergruben, und nach neun Uhr auszugehen, ist nicht gerathen. Die Herren vom Parlamente erlassen jedoch ziemlich oft Dekrete; es scheint jedoch, daß dies nicht viel nützt. Es ist noch nicht lange, daß ein Rath der Untersuchungskammer auf ähnliche Weise ermordet wurde."

„Das Parlament hat kürzlich eine neue Ordonnanz gegen das schlechte Gesindel erlassen; nicht wahr, mein Herr?"

„Ja," sagte Urbain, „der Generalprokurator hat sich über die Mordthaten und Räubereien beklagt, die täglich, sowohl auf den Landstraßen als in dieser Stadt und in ihren Vorstädten, durch bewaffnete Personen begangen werden, welche in die Häuser der Privaten einbrechen, und zwar durch die Nachlässigkeit der Polizeibeamten. Das Parlament hat gestern einen neuen Befehl ergehen lassen, wonach Vagabunden, heimathlose Leute und Nachtdiebe die Stadt Paris und ihre Vorstädte binnen vierundzwanzig Stunden räumen sollen."

„Ah! darum haben wir diese Nacht einen noch weit größern Lärm gehört!"

„Und der Barbier Touquet ist nicht verheirathet?" beginnt Urbain wieder, der die Unterhaltung auf den Gegenstand, der ihn anzieht, zurückzuführen wünscht."

„Nein, er ist noch Junggeselle," sagt Frau Ledoux.

„Also ist das junge Mädchen, das bei ihm wohnt ..."

„Das ist die Kleine, die er an Kindesstatt angenommen hat..."

„Sie hat keinen andern Beschützer?"

„Und welchen sollte sie denn haben, da Niemand ihre Eltern kennt! Touquet hat, sagt man, große Sorge für sie getragen; diese

Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen. Er hat zur Bedienung der Kleinen eine Magd zu sich genommen, die alte Margarethe ... eine Schwätzerin, die überall nach Schutzmitteln gegen den Wind, den Donner und die Zauberer, oder auch nach Zaubermitteln fragt, die ihre theure Blanca vor den Schlingen der Liebhaber bewahren können."

„Blanca! das ist also der Name des jungen Mädchens?"

„Ja, so nennt man sie."

„Und diese alte Frau ist allein bei ihr?"

„Ei, ist das nicht genug? Uebrigens geht die Kleine niemals aus, und streckt die Nase nicht einmal zum Fenster hinaus."

„Sagen Sie mir doch, meine Damen, glauben Sie nicht, gleich mir, daß der Barbier dieses hübsche Kind für sich erzieht, und daß er ihr nur deßwegen so große Aufmerksamkeit widmet, weil er in sie verliebt ist?"

„Wahrhaftig, das könnte wohl möglich sein, mein Herr... Touquet ist noch jung, er will sie vielleicht heirathen."

„Bah! ich wenigstens glaube das nicht. Erstens versichert man, die junge Person sei nicht schön ... ich habe dies von jenem kleinen, magern Schurken mit dem langen Degen gehört, der oft zu dem Barbier geht; er behauptet, die Waise sei sehr häßlich."

„Häßlich!" ruft Urbain lebhaft aus „das ist eine abscheuliche Lüge!"

„Der Herr hat sie also gesehen!" rufen alsbald die Gevatterinnen aus, den jungen Menschen mit boshafter Miene anblickend. Dieser fühlt, daß er eine Unklugheit begangen hat; allein da er von diesen Damen nichts mehr zu erforschen hat, so macht er ihnen eine tiefe Verbeugung und verläßt schnell den Laden, indeß die Gevatterinnen unter sich sagen: „Der ist nun weggegangen und hat uns nicht gesagt, was er von Touquet wollte!"

„Allein Urbain hat genug erfahren, und auf dem Wege zu seiner Wohnung, in der Straße Montmartre, kommt er zu folgender Betrachtung: „Sie ist nicht die Tochter des Barbiers; er

hat Vaterstelle bei ihr vertreten, allein er hat keine anderen Ansprüche auf sie als solche, welche ein dankbares Herz für empfangene Wohlthaten zugesteht. Sie ist die Tochter eines Edelmannes, um so besser; mein Vater war auch Edelmann, er hat unter König Heinrich tapfer gefochten. Die alten Krieger erinnern sich noch des Kapitäns Dorgeville, und der Name, den er an mich vererbt hat, ist rein und fleckenlos. Ich bin allein, bin mein eigener Herr, habe, wie sie, keine Eltern mehr, seit vor einem Jahre der Tod mir meine gute Mutter geraubt hat; mein Vermögen ist nicht sehr beträchtlich: zwölfhundert Livres Einkommen und ein kleines Haus an den Ufern der Loire ist Alles, was mir mein Vater hinterlassen hat; allein sie hat auch nicht mehr, und wenn ich arbeite, werde ich sie glücklich machen können. Ich habe es bis zum Baccalaureus gebracht... allein ich will eine nichts versprechende Laufbahn verlassen, die Wissenschaften führen zu langsam zum Glücke! ... Weiß ich nicht genug, wenn es mir gelingt, ihr zu gefallen? ... Ja, damit muß ich mich zu allererst beschäftigen. Wenn sie mich liebt, so verlange ich von dem Barbier ihre Hand; wenn er ihr Glück sichern will, so wird er sie mir nicht ausschlagen können... wofern er nicht selbst... wenn diese Frauen die Wahrheit gesagt hätten, wenn er in sie verliebt wäre? Der rauhe Ton, in welchem er mir diesen Morgen geantwortet hat, seine Weigerung, mir ein Logis in seinem Hause einzuräumen, könnten mich bewegen, es zu glauben... Und jener Elende, der frech genug war zu behaupten, sie sei häßlich... da doch mein Auge noch nie einen entzückenderen Gegenstand erblickt hat... Ah! nicht von ihr wollte er sprechen. Was auch geschehen mag, ich will sie sehen, will ihr die ganze Liebe, die sie mir eingeflößt hat, offenbaren, und wenn es mir gelingt, ihr zu gefallen, so wird nichts mich hindern können, ihr Gatte zu werden."

Dies sind, wird man sagen, sehr närrische Anschläge in Betreff eines jungen Mädchens, deren Gesicht man bloß durch dunkle

Fensterscheiben erblickt hat, und auf den Besitz dieses fast eingebildeten Gegenstandes baut Urbain bereits das Glück seines Lebens. Allein gehen wir auf uns selbst zurück, und wir werden finden, daß wir wahrlich nicht vernünftiger sind! Glücklich wären wir zu nennen, wenn sich zwischen uns und den Träumen, in denen wir uns wiegen, immer nur die Dicke einer Fensterscheibe befände.

Der Knoten der Intriguen schürzt sich.

Chandoreille eilt mit großen Schritten nach der Altstadt; die zehn Thaler, welche er in seinem Beutel fühlt, auf den er beim Gehen aus Klugheit beständig die Hand hält, veranlassen ihn, den Kopf noch dünkelhafter empor zu richten. Er hat seinen kleinen Hut auf sein linkes Ohr dergestalt gesetzt, daß die alte rothe Feder, die auf ihm prangt, genau auf sein rechtes Auge zurücksinkt und der Ritter bei jedem Schritte, den er thut, seinen Blick an dem Schwanken seines Federbusches weiden kann.

Nie hat sich Chandoreille so leicht, so mit sich selbst zufrieden gefühlt. Blanca's Bild schwebt noch vor seinen Augen, und stets voll Zuversicht auf sein Verdienst, überredet er sich, daß die junge Unschuld ihn nicht mit Gleichgültigkeit sehe. Andererseits schmeichelt das ihm aufgetragene Unternehmen seiner Eigenliebe; er hält sich für den Freund, den Vertrauten des Marquis von Villebelle, obgleich dieser noch nie ein Wort mit ihm gesprochen hat; allein er glaubt, daß die Gewandtheit, mit der er dessen Liebesprojekte befördern werde, dem großen Herrn bälder oder später zu Ohren kommen und ihm seine Gunst erwerben werde. Von diesen Gedanken erfüllt, beeilt er sich, den ihm von Touquet bezeichneten Laden zu erreichen.

Ehe er hineintritt, faßt Chandoreille seine Gedanken noch einmal zusammen: „Es handelt sich hier," sagt er zu sich, „nicht davon, wie ein Schulfuchs auszusehen und das ganze Magazin unter einander zu werfen, ohne Etwas zu kaufen; vergessen wir

nicht, daß ich der Abgesandte eines großen Herrn bin. Man hat mir zehn Thaler als Abschlagszahlung an der für meine Dienste mir zugedachten Belohnung gegeben, ich kann daher wohl vierundzwanzig Sous ausgeben."

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hat, öffnet er die Thüre des Ladens und tritt schnell hinein; allein während er eine Wendung machen will, um sich mehr Anstand zu geben und zu gleicher Zeit rechts und links zu grüßen, schleudert er die Scheide seines Rolands an eine Scheibe der Glasthüre und zerschmettert sie in tausend Stücke.

Chandoreille geräth in Verwirrung und sein Gesicht zieht sich in die Länge, denn er berechnet, daß der Preis der Scheibe die Ausgabe, die er machen wollte, bereits übersteigt. Zwei junge Mädchen, welche in dem Comptoir links sitzen, brechen in ein schallendes Gelächter aus, während eine alte, ihnen gegenüber sitzende Frau zwischen den Zähnen murmelt: Wie ungeschickt das doch ist!"

„Ich werde es bezahlen," sagt endlich Chandoreille, einen tiefen Seufzer holend.

„In der That, ich glaube es wohl," erwidert die Handelsfrau, „allein hat man auch je irgend Jemand einen größern Degen tragen sehen?"

Bei diesen Worten richtet sich der Ritter wieder empor, hält sich auf seinen Fußspitzen und sagt, dem alten Weibe einen zornigen Blick zuwerfend: „Es fällt mir sehr auf, daß man sich solche Bemerkungen erlaubt; ich trage die Waffe, die mir geziemt, und wenn ein bärtiges Kinn mir etwas der Art gesagt hätte, so würde mein Degen auf der Stelle das Maß von seinem Körper genommen haben."

„Was ich darüber gesagt habe, war nicht, um Sie zu kränken, mein Herr," erwidert die alte Handelsfrau, einen mildern Ton annehmend; „es schien mir nur, dieser lange Haudegen hindere Sie im Gehen."

„Mich hindern! . . . das ist noch ärger!" Mit diesen Worten

kehrt Chandoreille der Handelsfrau den Rücken und nähert sich den jungen Personen. „Ich bin nicht hieher gekommen," redet er sie an, „um über die Länge meines Degens zu streiten, lassen wir diese Frau faseln."

„Was wünscht der Herr?" sagt ein junges, schielendes Mädchen mit platter Nase, dicken Lippen, krummem Kinn und einer dunkelrothen Gesichtshaut, die mit einer Schichte von Firniß überzogen zu sein scheint. Chandoreille betrachtet sie einige Augenblicke und sagt bei sich: „Der Henker, sie gleicht dem Gemälde, das man mir von der Kleinen entworfen hat, nicht ganz; doch die Liebe ist blind und die großen Herren lieben die originellen Physiognomien."

Allein nachdem Herr Chandoreille die Person, die so eben das Wort an ihn gerichtet, eine Zeitlang betrachtet hatte, wendet er sein Auge von ihr ab und erblickt ein anderes Frauenzimmer, das Bänder mit der Elle mißt. Beim ersten Blicke hat der Abgesandte des Barbiers das junge Mädchen erkannt, dessen Bild man ihm entworfen hat: es ist genau so, wie es Meister Touquet ihm beschrieben hatte, nur die Farbe seiner Augen, die es auf den Zeug richtet, hat er noch nicht bemerken können. Chandoreille nähert sich ihm und macht ihm eine anmuthige Verbeugung, indem er leise zu sich sagt: „Das ist unsere Person; ich habe einen erstaunlich feinen Takt, um richtig zu errathen. Andere würden eine ganze Stunde lang schwanken; allein ich erkenne diejenigen, welche man mir bezeichnet hat, auf den ersten Blick, und ich täusche mich nie."

„Das sind köstliche Bänder," sagt Chandoreille, indem er sich mit unbefangener Miene auf das Comptoir stützend, nachlässig sein Kinn streichelt und die leichten Manieren, sowie den unverschämten Ton der Stutzer jener Tage nachzuahmen sucht.

Das junge Mädchen blickt jetzt nach dem Ritter auf: der Glanz, der Ausdruck ihrer Augen hemmen Chandoreille mitten in einem Complimente, von dem er die glücklichste Wirkung erwartete.

„Der Henker! welcher Blick, welches Feuer!“ sagt er zu sich, einen Schritt rückwärts tretend, während das Mädchen fortfährt, ihn zu betrachten, was ihn vollends so sehr bezaubert, daß er eine leichte Kreiswendung wagt, bei welcher Rolands Scheide einer auf einem benachbarten Tabouret sitzenden Katze beinahe das Auge ausgeschlagen hätte.

Ein spöttisches Lächeln schwebt auf den Lippen des jungen Mädchens, während sie zu Chandoreille sagt: „Welches Band wünschen Sie, mein Herr?“

„Welches Band? ... meiner Treu, ich weiß es selbst nicht recht ... Etwas, das zu meiner übrigen Kleidung paßt ... ich will eine Bandrose für Roland.“

„Wer ist dieser Roland, mein Herr?“

„Mein Degen, schöne Brünette, den ich Jedem in den Leib stoßen werde, der läugnet, daß Sie die schönsten Augen auf der Welt haben.“

Entzückt über sein Compliment, sagt Chandoreille ganz leise zu sich: „Nehmen wir uns in Acht, gehen wir nicht zu weit, seien wir nicht zu liebenswürdig, vergessen wir nicht, daß ich nicht für meine Rechnung hier bin ... dieses junge Mädchen scheint bei meinem Anblicke zu entbrennen ... Zum Henker! wenn ich eine Krause hätte, so würde ich, ohne es zu wollen, die Kleine dem Marquis von Villebelle wegkapern! ... Nun, Chandoreille, verbirg Deine Reize, wenn Du kannst, schieße Deine Blicke nicht auf diese hübsche Person und beeile Dich, ihr zu sagen, daß Du nicht der bist, mit dem sie sich beschäftigen muß.“

Während Chandoreille sich dies sagt, beschaut und entrollt er zwanzig verschiedene Arten von Bändern, nähert sie dem Griffe seines Degens und blickt von Zeit zu Zeit umher, um sich zu versichern, ob er sprechen könne, ohne von den zwei andern Frauenzimmern, welche sich in dem Laden befinden, gehört zu werden. Dieses Benehmen entgeht dem jungen Mädchen nicht, die zu den

Zeichen von Einverständniß, welche ihr Chandoreille gibt, lächelt und zu erwarten scheint, daß er sich deutlicher erkläre. Zum Glücke für den Letzteren treten zwei Personen in den Laden, und während die Alte und das andere Frauenzimmer damit beschäftigt sind, sie zu bedienen, knüpft er mit halblauter Stimme die Unterhaltung also an: „Ich bin nicht bloß hieher gekommen, um ein Band zu kaufen, himmlisches Geschöpf!“

„Wenn Sie etwas Anderes verlangen, so sprechen Sie, mein Herr, man wird Sie bedienen.“

„Julie, sind Sie noch nicht fertig mit diesem Herrn?“ sagt die Alte in ungeduldigem Tone, den langen Raufer des Ritters, der, so oft er sich bewegt, die Augen ihrer Katze bedroht, mürrisch anblickend.

„Der Herr entschließt sich nicht,“ erwidert Julie, während Chandoreille mit unverschämter Miene ausruft: „Es scheint mir, daß es mir freisteht, die Farbe auszuwählen, die mir gerade gefällt . . . Wenn ein Mensch wie ich in einen Laden kommt, so muß man, mein Schatz, darauf bedacht sein, ihn so lange als möglich daselbst aufzuhalten; wenn Ihnen meine Kundschaft lieb ist, so lassen Sie mich mit diesem schönen Kinde schwatzen, so lange es mir gefällt.“

Diese unverschämten Reden waren damals so sehr Mode, daß die Handelsfrau schwieg, statt den Ritter zur Thüre hinauszuwerfen, was gegenwärtig einem Stutzer geschehen könnte, der sich wie Chandoreille benähme.

„Beim Henker, wenn man diese Spießbürger nicht an ihren Ort verwiese, sie würden, glaube ich, sich erlauben, uns Bemerkungen zu machen,“ sagte Chandoreille, ein rosenrothes Band zum zwanzigsten Male seinem Wammse nähernd. „Diese Farbe paßt gut für mich . . . Was halten Sie davon, anbetungswürdiger Sprößling?“

„Ich glaube, daß diese Bänder zu frisch sind, um zu den

Kleidern des Herrn zu passen, und das wird immer grell abstechen."

„Ich gestehe, daß der Sammt meiner Jacke ein wenig abgeschossen ist; allein was wollen Sie, wenn ein Mensch sich schlägt, so wird er nothwendig bestaubt und beschmutzt ... meinen Mantel da habe ich erst sechs Wochen, und ich wette, daß Sie ihm ein Alter von wenigstens einigen Monaten geben."

„Entschließen Sie sich doch, was Sie für ein Band wollen, mein Herr!" sagt das junge Mädchen, ohne seine Frage zu beantworten.

„Nun denn, ich will eine rosenfarbene Bandrose," sagt Chaudoreille und fügt in geheimnißvollem Tone hinzu: „Ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen."

„Ich muthmaße es," erwidert Julie.

„Aha!" sagt Chaudoreille zu sich, „ich wette, sie glaubt, daß ich in sie verliebt sei, und erwartet mit Ungeduld meine Erklärung. Ich bin unverbesserlich! ... ich lasse mich hinreißen ... und ich verdrehe ihr den Kopf, ohne es zu merken. Beeilen wir uns, sie zu enttäuschen."

„Nein, schöne Brünette, Sie muthmaßen nichts," erwidert er, die Augen mit koketter Geberde niederschlagend, „ich muß Ihnen gestehen, daß es sich nicht von mir handelt, und daß ich nur der Gesandte der Liebesgötter bin, wenn Sie mich vielleicht für Amor selbst gehalten haben."

Ein lautes und anhaltendes Lachen, in das Julie ausbricht, hindert Chaudoreille fortzufahren; er weiß anfangs nicht, wie er sich diese Ausbrüche von Heiterkeit erklären soll; allein da seine Eigenliebe ihn die Dinge stets in dem für ihn günstigsten Lichte erblicken läßt, so entschließt er sich, ebenfalls zu lachen, indem er zu dem jungen Mädchen mit halblauter Stimme sagt: „Nicht wahr, es ist sehr drollig, mich die Rolle eines Liebesbotschafters spielen zu sehen? Mich, der ich ihnen fast alle ihre Eroberungen wegkapere! ... das ist in der That sehr lustig!"

„Nun denn, Herr Gesandter, theilen Sie mir Ihre Botschaft mit," sagt Julie, einen mitleidigen Blick auf den Abgesandten werfend.

Chandoreille blickt noch einmal umher, legt einen Finger auf seinen Mund, betrachtet die Personen, die sich in dem Laden befinden, entfernt das Tabouret, auf welchem die Katze liegt, von sich, beugt sich dann zu Julie mit der Miene eines Verschwörers vor und flüstert ihr in's Ohr: „Ein großer Herr schickt mich zu Ihnen . . . er ist ein gewaltig reicher Mann . . . und ein Günstling des . . . ein Liebhaber welcher . . ."

„Es ist . . . es ist der Marquis von Villebelle," sagt die ungeduldige Julie, „ich weiß es schon lange! Was will er von mir? was hat er Ihnen mir zu sagen aufgetragen? Nun, mein Herr, machen Sie doch . . ."

„Ich muß sehr geschickt sein," sagt Chandoreille zu sich, „weil man, ohne daß ich spreche, Alles erräth, was ich sagen will! ... Da Sie seinen Namen wissen," beginnt er wieder, sein Gesicht von Neu'em Juliens Ohre nähernd, die ihn ungestüm zurückstößt, „so habe ich nicht nöthig, ihn Ihnen zu nennen; dieser große Herr betet Sie an."

„Er hat Ihnen ohne Zweifel nicht den Auftrag gegeben, mir seine Gesinnungen auszudrücken."

„Nein, aber er hat mir aufgetragen, Sie um eine geheime Zusammenkunft zu bitten; wenn Sie ihm diese Gunst nicht gewähren, so legt er in den vier Winkeln dieser Straße Feuer ein, um das Vergnügen zu haben, Sie zu retten. Ich flehe Sie an, schöne Julie, denn so nennt man Sie, glaube ich, was mich vermuthen läßt, daß Sie keine Französin sind . . . Habe ich richtig errathen?"

„Hat man Sie beauftragt, mich dies zu fragen," sagt Julie, einen verächtlichen Blick auf Chandoreille werfend.

Dieser beißt sich auf die Lippen, setzt seine linke Hand an seine Hüfte und sagt mit gedämpfter Stimme: „Was werde ich

dem edeln Marquis von Villebelle sagen, dessen Busenfreund ich bin und den ich in diesem Augenblicke vertrete?"

„Daß er seine Gesandten besser wählen solle!" sagt Julie in trockenem Tone.

„Ich wußte es doch," sagt Chaudoreille zu sich, einige Schritte zurücktretend; „sie ist in mich verliebt geworden, denn meine Person hat noch immer unwiderstehliche Reize! Das Alles ist sehr unangenehm . . . ich hätte mich ein wenig verhüllen oder wenigstens meinen Augen nicht erlauben sollen, neue Wunden zu schlagen ... es ist hier Geld zu gewinnen; der Teufel, verlieren wir es nicht aus dem Gesichte."

Chaudoreille sagt nun wiederholt zu Julien, indem er sie aus Klugheit nur sein Profil sehen läßt: „Was werde ich dem Marquis sagen; wo gehen Sie morgen Abend spazieren?"

Das junge Mädchen schweigt einige Augenblicke und scheint in tiefes Nachdenken verloren; während dieser Zeit betastet Chaudoreille seinen Beutel und sagt, mit Ungeduld die Antwort des Mädchens erwartend, zu sich: „In jedem Falle werde ich die zehn Thaler nicht zurückgeben."

„Morgen Abend um acht Uhr auf der Brücke la Tournelle," sagte endlich die junge Italienerin, denn Julie war in der That keine Französin.

„Das ist genug," antwortet Chaudoreille, stets eine solche Stellung behauptend, daß dem jungen Mädchen nur sein Profil sichtbar ist. „Ich verlange nicht weiter von Ihnen und ich entferne mich aus Furcht, mein Anblick möchte eine Aenderung Ihres Entschlusses bewirken."

Der Abgesandte hat bereits die Thüre geöffnet, als Julie ihn zurückruft. „Sie vergessen Ihr Band zu bezahlen, mein Herr!" sagt sie zu ihm.

„Das ist bei Gott wahr; hol' mich der Teufel! ich mache stets solche Streiche; ich bin unbegreiflich unbesonnen!"

Mit diesen Worten zieht Chaudoreille seinen Beutel heraus

und macht ein ungeheures Gerassel mit den zehn Thalern, die er enthält, indem er sie mehrmals in seiner Hand zählt und wieder zählt. „Ich weiß nicht, ob ich Münze zu mir genommen habe," sagt er, „gewöhnlich trage ich nur Gold bei mir, das ist leichter ... Wie viel muß ich bezahlen, schöner Engel?"

„Dreißig Sous, mein Herr."

„Dreißig Sous für eine Bandrose!" ruft Chauboreille aus, sonderbare Geberden schneidend und die Thaler in seinen Beutel zurückschiebend; „das scheint mir ziemlich theuer! Sie sehen, daß das Band sehr schmal ist."

„Es fällt mir auf," sagt Julie lächelnd, „daß ein Mensch, der nur Gold bei sich trägt, um eine solche Kleinigkeit handelt."

„Ich handle nicht, aber noch einmal, es scheint mir, man könnte Etwas nachlassen, und um vierundzwanzig Sous muß man eine prächtige Bandschleife erhalten. Doch gleichviel, ich sträube mich nicht, zu bezahlen. Geben Sie mir den Rest zurück."

Seufzend bietet er einen von seinen Thalern dar, und während Julie ihm den Rest zurückgibt, befestigt er seine rosenfarbene Bandrose an Rolands Griff; die Wirkung, welche das Band hervorbringt, lindert den Kummer ein wenig, den er darüber empfindet, daß er dreißig Sous ausgeben muß. Er nimmt die Münze, und sich ohne Zweifel erinnernd, daß man noch eine andere Forderung an ihn machen könne, läuft er nach der Thüre, stürzt auf die Straße hinaus und verschwindet mit Blitzesschnelle.

„Und meine Scheibe," sagt die alte Handelsfrau, „hat er meine Scheibe bezahlt?"

„Ach, mein Gott, nein, Madame!" erwidert Julie.

„Ach! ich war es überzeugt . . . laufen Sie doch, meine Demoisellés, laufen Sie ihm doch nach, diesem unverschämten Laffen, der mit seinem alten abgeschabenen Mantel und seiner Feder, mit der ich nicht einmal meine Küchenbretter putzen möchte, den galanten Herrn spielen will, Alles durcheinander wirft, meiner

Katze beinahe die Augen ausstößt, und mir Unverschämtheiten sagt, zwei Stunden lang um eine Bandrose handelt, und endlich davon läuft, ohne die Scheibe zu bezahlen, die er zerbrochen hat ... der Spitzbube, der Beutelschneider ..."

Die zwei Frauenzimmer hatten die Thüre des Ladens geöffnet und auf die Straße geschaut, allein der Herr Ritter war nirgends mehr zu sehen. „Daran bin ich Schuld, Madame," sagt Julie; „ich hätte ihm den Betrag der Scheibe abfordern sollen "

„Ja, Mademoiselle, das wird sie ein ander Mal lehren, nicht mehr auf die Reden dieser Herren zu hören, die viel Lärmen machen und keinen Sou in der Tasche haben."

Die junge Italienerin antwortet nichts; es ist wahrscheinlich, daß in diesem Augenblicke Chandoreille und die Scheibe sie nicht beschäftigen.

Die Nacht ist eingebrochen; seit einigen Stunden hört man keinen Laut mehr in dem Laden des Barbiers, der, seiner Gewohnheit zufolge, seine Läden schließt, sobald sich der Tag neigt, da er des Abends keinen Fremden zu empfangen pflegt und keine Kunden mehr erwartet.

Diesen Augenblick hat Touquet zu seinem Mittagessen gewählt, obschon man damals dieses Mahl gewöhnlich weit früher einnahm. Das Mittagessen des Barbiers konnte daher auch für ein Nachtessen gelten.

Sobald Margarethe aus ihrer Küche ruft: „Man erwartet Sie, Mademoiselle!" verläßt Blanca ihr Zimmer und eilt in den untern Saal herab, wo das Essen aufgetragen ist. Touquet speist mit dem jungen Mädchen; dieser Augenblick des Tages vereinigt sie am längsten, obschon der Barbier ihn, wie es scheint, so viel als möglich abzukürzen sucht. Er bleibt nur so lange bei Tische, als er zur Befriedigung seines Appetits nothwendig bleiben muß, und beantwortet Blanca's Aeußerungen nur durch einsilbige Worte, um die Dauer der Mahlzeit nicht zu verlängern.

Auch dieses Mal sitzt der Barbier wie gewöhnlich an dem Kamine und erwartet Blanca's Ankunft; allein sobald sie erscheint, heftet er gegen seine Gewohnheit die Augen auf das junge Mädchen und scheint in den ihrigen lesen zu wollen.

Erstaunt, sich von dem Manne, dessen Blicke ihrem Lächeln stets ausgewichen waren, auf diese Art betrachtet zu sehen, schlägt Blanca unwillkürlich ihre Augen, aus denen Offenherzigkeit und Unschuld sprechen, nieder, und eine stärkere Röthe schmückt ihre Wangen, denn die Blicke des Barbiers haben etwas Durchdringendes, an das sie nicht gewöhnt ist.

Allein Tonquet scheint bereits beruhigt: der Ausdruck der Gesichtszüge des jungen Mädchens hat seine Besorgnisse verjagt. Er setzt sich an den Tisch und gibt dem liebenswürdigen Kind ein Zeichen, seinen gewohnten Platz einzunehmen. Die Mahlzeit scheint wie gewöhnlich still vorübergehen zu wollen; bloß Margarethe wagt, indem sie die Teller wechselt und die Schüsseln herbeibringt, einige Phrasen, welche Blanca durch ein Paar Worte beantwortet. Allein plötzlich ruft das junge Mädchen, das sich an eine angenehme Idee zu erinnern scheint, aus: „Mein Freund, haben Sie diesen Morgen die Musik gehört?“

„Die Musik?“ sagte Tonquet, Blanca verstohlen anblickend; „ich glaube sie gehört zu haben.“

„O, sie war sehr schön! Anfänglich wurde italienisch gesungen, dann eine Romanze in französischer Sprache . . . warten Sie . . . ich glaube, ich weiß den Schlußreim noch.“ Blanca singt jetzt mit Ausdruck:

„Ich liebe und für's Leben,
Mein Lieb' ist mir ergeben.“

Der Barbier zieht seine dichten Brauen zusammen, während Blanca spricht. „Wie! Sie haben die Romanze schon gelernt?“ fragt er in ironischem Tone.

„Nicht die ganze Romanze, sondern bloß den Schlußreim.“

„Und dies ist das erste Mal, daß Sie sie hörten?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie hatten also Ihr Fenster geöffnet?“

„Nein, obschon ich Lust dazu hatte; allein ich hatte mich ganz an die Scheiben gelehnt, um besser zu hören.“

„Und besser zu sehen, ohne Zweifel?“

„Sehen? O, ich wollte nur hören,“ erwidert Blanca, fast erschrocken über den Ausdruck der Augen des Barbiers.

„Sind keine Vorhänge an Ihrem Fenster?“ erwidert Touquet nach einem augenblicklichen Stillschweigen.

„Ja, mein Herr!“ erwidert furchtsam das junge Mädchen.

„Blanca, ich habe es Ihnen schon oft gesagt, ich sehe es nicht gerne, wenn man sich von den Leichtfüßen, die in den Straßen auf und abgehen, beäugeln läßt . . .“

„Aber, mein Freund, kann man mich denn hinter den Scheiben sehen?“

„Ja, ohne Zweifel.“

„Nun, mein Freund, wenn Ihnen das mißfällt, so werde ich mich denselben nicht mehr nähern.“ Gerührt von Blanca's Sanftmuth nimmt der Barbier eine mildere Miene an, und sich vom Tische erhebend, sagt er fast in liebreichem Tone zu ihr: „Gehen Sie auf Ihr Zimmer zurück, Blanca; ich werde mich bald bemühen, Ihr Leben minder einförmig zu machen; ja, ich fühle, daß Sie nicht beständig in einer so traurigen Zurückgezogenheit bleiben können.“

„Ach, ich befinde mich wohl, mein Freund, und wenn ich nur die Romanze ganz lernen könnte . . . allein Herr Chaudoreille singt mir nur sein Hirtenlied, und das ist gar nicht unterhaltend.“

„Ich werde Ihnen andere kaufen.“

„Ach! suchen Sie diejenigen zu erhalten, die ich diesen Morgen gehört habe:

„Ich liebe und für's Leben.“

Werden Sie sich daran erinnern?“



„Ja, ja, ich werde mich daran erinnern. Allein ich erwarte Jemand . . . gehen Sie auf Ihr Zimmer zurück.“ Blanca grüßt den Barbier und kehrt fröhlich auf ihr Zimmer zurück, während Touquet, sie mit den Augen verfolgend, zu sich sagt: „Nun, ich hatte keine Ursache, besorgt zu sein, sie kennt ihn nicht.“

Eine Stunde nach dieser Unterhaltung klopft man an die Thüre des Barbiers, und Margarethe öffnet dem Ritter Chandoreille, der mit der wichtigen Miene eines Menschen, der sehr mit sich zufrieden ist, in den Saal tritt.

„Du kommst sehr spät,“ sagt Touquet, ihm durch ein Zeichen bedeutend, daß er sich setzen solle.

„Was Teufel, mein Theurer, glaubst Du, daß die Sache so rasch gehe?“

„In keinem Falle glaube ich, daß Du bis jetzt in dem Laden geblieben bist, in den ich Dich geschickt habe.“

„Nein, ohne Zweifel; allein ich habe daselbst eine gute Zeit zugebracht, dann mußte ich zu Mittag speisen. Du hattest mich nicht eingeladen, Dein Mittagessen zu theilen ... ich glaube wenigstens?“

„Zur Sache, ist Dein Unternehmen gelungen? Lege mir Rechenschaft ab von Deiner Sendung.“

„Ich bin bereit dazu, nur warte, bis ich mir die Stirne ein wenig abgewischt habe.“

Der Barbier macht eine zornige Bewegung, während Chandoreille mit einem kleinen seidenen Schnupftuch, das er aus Klugheit nie auseinander wickelt, über sein Gesicht fährt. Nachdem er noch einige Ausrufe in Betreff seiner Mattigkeit gethan hat, während welcher Touquet vor Ungeduld mit den Füßen auf den Boden stampft, beginnt er seine Erzählung.

„Um von hier in die Altstadt zu gehen, konnte ich zwei Wege einschlagen; ich konnte sogar drei einschlagen.“

„Schwätzer, schlage meinethalben zwölf ein, nur komme endlich an!“

„Ich muß wohl daselbst angekommen sein, weil Du siehst, daß ich wieder zurückgekommen bin! Ich habe mich für die neue Brücke, dann für den Quai, bis zur Straße entschlossen... Du weißt wohl, wo man so gute Törtchen verkauft."

„Chauboreille, spottest Du meiner?"

„Nein, ich glaube nur, Dir Alles sagen zu müssen, was ich gethan habe; allein Du bist so ungestüm!... kurz, ich habe den kürzesten Weg eingeschlagen. Endlich befinde ich mich in dem Laden, wo die Kleine arbeitet."

„Das ist ein Glück!"

„Ich trete mit jener Anmuth ein, die mich charakterisirt; ich grüße anfänglich eine Alte, die rechts sitzt; ich grüße hierauf zwei junge Mädchen, die links sitzen; mitten in dem Laden sehe ich bloß eine Katze, die auf einem Tabouret schläft."

„Du grüßtest sie auch, ohne Zweifel?"

„Ah! wenn Du mich unterbrichst, so werde ich irre. Man fragt mich, was ich wünsche; ich antworte, meine Absichten verhehlend: „‚Lassen Sie mich Bänder sehen.'" Man zeigt mir gelbe, blaue, rothe, grüne, pomeranzenfarbige. Während dieser Zeit betrachte ich die zwei Kleinen und da die Natur mich mit einem durchdringenden Scharfblicke begabt hat, so erkenne ich auf der Stelle die, welche Du mir beschrieben hast."

„Du sprachst mit ihr?"

„Einen Augenblick Geduld; Du sollst sogleich sehen, wie ich die Sache eingefädelt habe. Ich bin klug genug, mich von ihr bedienen zu lassen; sie fragt mich, für welche Farbe ich mich entschließe, und ich, als feiner Schlaukopf, entschließe mich nicht, um die Unterhaltung zu verlängern. Endlich kommen durch einen sehr glücklichen Zufall andere Personen in den Laden; jetzt sind wir weniger beobachtet..."

„Und Du sagtest ihr, was Dich zu ihr führte?"

„Ich entschließe mich zuerst für die Rosafarbe, und lasse mir

eine Bandrose für meinen Roland daraus machen .... schau', findest Du, daß mir dies gut steht?"

Mit diesen Worten steht Chaudoreille auf und nähert seinen Degen dem Gesichte Touquets, der den Ritter ein wenig unsanft auf seinen Stuhl zurückwirft und ausruft: „Bezwänge ich meinen Unwillen nicht, so würde ich Dir die Knochen zerbrechen, um Dir zu zeigen, ob man meine Geduld so mißbrauchen dürfe."

„Man hat kein Vergnügen davon, eine Intrigue mit Dir zu leiten," sagt Chaudoreille, ein wenig bestürzt darüber, daß er so plump auf seinen Stuhl zurückgefallen ist. „Allein Du willst, daß ich zur Sache schreite. Nun denn: ich habe dem Mädchen die Absichten des Marquis von Villebelle mitgetheilt."

„Seine Absichten? Ich habe sie Dir nicht anvertraut."

„Das heißt, seine Liebe, seine Flamme ... kurz, ich habe sie um eine geheime Zusammenkunft auf morgen Abend gebeten."

„Nun?"

„Sie zauderte lange, dachte lange nach, jetzt verdoppelte ich meine Beredsamkeit; ich malte ihr den Marquis, aus Verzweiflung sterbend, falls sie seinen Wünschen nicht entspräche ..."

„War denn dies aber nöthig, Schwachkopf?"

„Ja gewiß, dies war sehr nöthig! Die Kleine schwankte."

„Grimassen!"

„Nein, im Gegentheil, sie machte mir sehr bedeutungsvolle Geberden."

„Nun, wird sie kommen?"

„O ja, bei Gott, sie wird kommen! ... allein ich war es, der sie dazu bewegen mußte."

„Morgen Abend?"

„Ja, um acht Uhr."

„Wo das?"

„Auf der Brücke la Tournelle."

„Gut."

„Als ich einmal ihre Antwort hatte, ließ ich mir die Bandrose befestigen und . . .“

„Erspare mir das Uebrige, ich weiß genug.“

„Du mußt gleichwohl noch wissen, daß ich, indem ich zu eilig grüßte, eine Scheibe zerbrach, für die ich einen Thaler bezahlen mußte, der mir, wie ich hoffe, wieder erstattet werden wird. Ah! das ist nicht Alles, ich weiß auch noch, daß die Schöne Julie heißt, und ich wollte wetten, daß sie eine Italienerin ist. Du siehst, daß ich meine Zeit nicht verloren habe; bist Du zufrieden mit mir?“

„Ja, es ist nicht ganz übel,“ sagt Touquet in sanfterem Tone und sich einem Tische nähernd, auf den Margarethe wie gewöhnlich einige Becher und eine zinnerne Kanne mit Wein gestellt hatte. „Dein ewiges Geschwätz abgerechnet, bin ich ziemlich mit Dir zufrieden; trink einmal.“

„Du heißest die Genauigkeit der Einzelnheiten Geschwätz,“ sagt Chaudoreille, einen von den Bechern bis an den Rand füllend. „Was mich betrifft, so suche ich stets zu beweisen, daß ich das Geld nicht stehle, das man mir gibt; was die Scheibe betrifft, so mußte ich Dich mit diesem Umstande bekannt machen, denn es sind mir nur noch neun Thaler geblieben; ach! ich vergaß . . . und die Bandrose hat mich zwei Thaler gekostet, ich habe daher eigentlich nur sieben Thaler empfangen.“

„Zwei Thaler diese elende Schleife!“ sagt der Barbier, einen spöttischen Blick auf den Degengriff des Ritters werfend. „Chaudoreille, Du hast Deine Bestimmung verfehlt, Du hättest Intendant werden sollen, denn Du hast ein eigenes Talent, die Rechnungen anzuschwellen!“

„Was meinst Du mit diesen Worten, ich bitte Dich.“

„Daß diese Bandrose höchstens fünfzehn Sous werth ist.“

„Ja, für einen Reisenden, für einen Unbekannten vielleicht, aber wenn man einen großen Herrn repräsentirt; so ziehen einem die Kaufleute die Haut ab. Ich glaubte nicht filzig sein zu dürfen;

wenn man das Dreifache von mir verlangt hätte, ich würde es gegeben haben, ohne ein Wort zu verlieren, so bin ich."

„Beruhige Dich," sagt Touquet, über die Hitze lachend, mit der Chandoreille zu beweisen sucht, daß er drei Thaler ausgegeben habe; „man wird Dir Deine Auslagen ersetzen."

„O, das bekümmert mich nicht. Allein was soll ich morgen thun? Soll ich der Zusammenkunft beiwohnen? soll ich die Kleine entführen?"

„Nein, das geht mich an; ich kann mich Deiner bedienen, um das Wild aufzujagen; allein ich halte Dich nicht für fähig, es zu erlegen."

„Du kennst mich noch sehr wenig, mein theurer Touquet! Ich glaubte, Du würdest meiner Geschicklichkeit und Tapferkeit mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen! Wenn Du wüßtest, wie viele Intriguen ich glücklich geleitet habe! In den schwierigen Augenblicken muß man mich sehen; ich trotze Allem, ich würde eine Venus vor den Augen des Mars entführen, und alle Vulkane würden mir keine Furcht einjagen."

„Ich zweifle nicht daran, aber ich will Dich nicht auf die Probe stellen."

„Um so schlimmer für Dich, denn Du würdest unglaubliche Dinge sehen! Kein Hinderniß hält mich auf. Wenn ich Etwas im Kopf habe, so bin ich ein Achilles; höre, ich wünschte, Du befändest Dich einmal zufällig in irgend einer Gefahr, kurz, Du bedürftest meiner Hülfe, dann würde ich blitzesschnell, meinen Roland in der Hand, herbeieilen und . . ."

In diesem Augenblicke ließ sich ein Geräusch auf der Straße vernehmen und Touquet sagte, Chandoreille's Arm ergreifend: „Still! schweige, ich höre Etwas!"

„Was liegt uns an dem, was man auf der Straße thut? Es sind vielleicht junge Leute, die sich belustigen, lassen wir sie machen. Ich sagte Dir also, daß ich, meinen furchtbaren Degen schwingend . . ."

„Schweige, Unglücklicher!“ fällt der Barbier ein, den Ritter fest am Arme packend. „Es beginnt wieder!“

Man hört jetzt deutlich die Töne einer Guitarre, auf der man in der Nähe des Hauses spielt.

„Es ist Jemand, der die Musik liebt,“ sagt Chaudoreille.

„Bst, hören wir,“ sagt Touquet, dessen Gesichtszüge die lebhafteste Unruhe ausdrücken, während der Ritter mit schwacher Stimme murmelt: „Er spielt nicht sehr gut, meine Lektionen würden ihm wohl zu Statten kommen.“

Jetzt läßt sich eine Stimme vernehmen und singt, sich mit der Guitarre begleitend, eine Romanze, deren Schlußreim den Barbier an die Worte erinnert, die ihm Blanca vorgesagt hat.

„Kein Zweifel mehr,“ sagt Touquet, sich rasch erhebend, „ihretwegen singt man. Ah! Tollkühner, ich will Dir die Lust benehmen, wieder hieher zu kommen.“

Mit diesen Worten greift der Barbier nach dem Dolche, der am Kamine hängt, während Chaudoreille erblaßt und stammelt: „Was Teufel hast Du denn? was kommt Dich an? wem gilt dies?“

„Einem Unverschämten, der sich vor diesem Hause befindet; komm', Chaudoreille, folge mir. Wären es ihrer zehn, sie müßten die Spitze meines Dolches fühlen; komm', Du sollst auch das Vergnügen haben, diese Schurken zu züchtigen.“

Mit diesen Worten eilt Touquet in den Laden und beeilt sich, die Thüre zu öffnen, da er auf diesem Wege schneller auf die Straße kommen kann, als wenn er durch den Gang ginge. Während er hastig aufschließt, erhebt sich Chaudoreille wie ein Wüthender und macht dreimal die Runde in dem Saal mit dem Ausruf: „Der Teufel! wo hab' ich meinen Degen hingelegt?“ Nach dieser Promenade bemerkt er, daß Roland nie von seiner Seite gewichen war, und ruft nun Touquet, der ihn nicht mehr hören kann, zu: „Wie unbesonnen ich doch bin ... in meiner Eile sah ich ihn nicht mehr ... ich bin sogleich bei Dir ... ich darf ihn nur noch

aus der Scheide ziehen . . . auf denn, Roland . . . aber diese verfluchte Schleife hält ihn zurück . . . verflucht sei diese Bandrose . . . Touquet, hier bin ich, halte sie ein wenig hin,' bis ich Roland aus der Scheide gebracht habe!" Allein der Barbier befindet sich bereits auf der Straße, während Chaudoreille, der in dem Saale zurückbleibt, unerhörte Anstrengungen zu machen scheint, um seinen Degen zu ziehen, und dabei fortwährend schreit: „Ich komme sogleich . . . die Unverschämten sollen mich in der Nähe sehen . . . Verfluchte Bandrose, ohne sie hätte ich schon fünf oder sechs getödtet!"

Siebentes Kapitel.

Die Unterhaltung am Kamine.

In der That, der Gesang mit Guitarrebegleitung galt Blanca. Die Liebenden sind unvorsichtig: Urbain liebte zum erstenmale, denn man muß den Namen Liebe nicht jenen augenblicklichen Launen beilegen, die verfliegen, sobald sie befriedigt sind, und in jener Zeit erlaubten sich die jungen Leute bereits, einige Grillen zu haben; allein wenn sie wahrhaft liebten, so dauerte dies, sagt man, länger als heutigen Tags, hauptsächlich bei den Spießbürgern; die Großen haben stets Vorrechte.

Eine erste Liebe läßt uns viele Unvorsichtigkeiten begehen, bei der zweiten hat man ein wenig mehr Erfahrung, bei der dritten weiß man sein Spiel zu verbergen; man bedarf in Allem der Uebung. Wenn die Frauen nicht bei ihrer ersten Liebe stehen bleiben, so geschieht dies einzig und allein, um sich diese Uebung zu erwerben, und uns stände es sehr übel an, ihnen ein Verbrechen daraus machen zu wollen.

Allein Urbain war es gleichgültig, ob seine Liebe an den Tag kam; er hatte unaufhörlich das entzückende Wesen, das er hinter den Scheiben erblickt hatte, vor Augen, und er brannte

vor Begierde, es von Angesicht zu Angesicht zu betrachten. Was er in dem Bäckerladen gehört, hatte seine Hoffnungen bestärkt und seine Liebe vielleicht erhöht, denn es lag etwas Romantisches in der Geschichte der jungen Waise. Außerordentliche Dinge entflammen die Einbildungskraft, und die eines Verliebten fängt sehr leicht Feuer.

Allein ehe man die Hindernisse, die dem Besitze des geliebten Gegenstandes entgegen stehen, aus dem Wege zu räumen sucht, muß man sich die Zuneigung dieses Gegenstandes erwerben, weil sonst alle Pläne, die man entwirft, zu nichts führen. Man kann der Eifersucht eines Nebenbuhlers, dem Späherauge eines Vormünders, dem Zorne der Rache und den Dolchen von tausend Argwächtern trotzen; allein nicht der Gleichgültigkeit der Person, die man liebt: vor diesem Hindernisse verschwinden alle Glücksträume; ein von wahrer Liebe ergriffenes Herz will ein Herz finden, das dem seinigen antworte; jene thierische Liebe, die sich mit dem Besitze des Körpers begnügt, ohne sich um den Besitz der Seele zu bekümmern, konnte nur bei den ehemaligen kleinen Tyrannen stattfinden, welche die Reisenden plünderten und eine Frau mit dem Degen in der Faust eroberten, sie dann hinter sich auf ihr Pferd setzten, wie ein Mauthbeamter sich einer verbotenen Waare bemächtigt, und davon eilten, um sich mit ihrer Beute in ihrem Schlosse zu vergnügen, sich wenig darum kümmernd, daß ihre rohen Liebkosungen durch Thränen erwidert wurden.

Heutigen Tages ist die Liebe feiner: man wünscht vor Allem zu gefallen, und mit seinen Guineen will ein fetter Lord ebensowohl das Herz als die Hand einer schönen Tänzerin rühren, und dies gelingt ihm, weil die Tänzerinnen im Allgemeinen das Herz in der Hand haben.

Während Urbain sich mit der ganz einfachen Betrachtung, daß er sich vor Allem die Zuneigung der Waise erwerben müsse, beschäftigte, warf er die Augen auf einen kleinen Spiegel oberhalb

seines Kamins. Der Spiegel strahlte Urbain ein Paar sehr schöne Augen, denen die Liebe einen zärtlichen und schmachtenden Ausdruck verlieh, gut gewölbte Augenbrauen, einen angenehmen Mund, eine edle Stirne, kurz ein Ganzes entgegen, das nicht geeignet war, ein junges Mädchen in die Flucht zu treiben, und ziemlich zufrieden mit dem Spiegel, lächelte der Liebende sich ein wenig an, indem er sagte: „Warum sollte sie mich nicht lieben können?" Nichts macht koketter als die Liebe.

Unser Liebhaber brachte den Tag damit zu, Pläne zu entwerfen, an den Spiegel zu gehen und Seufzer auszustoßen. Die Nacht kam; er fühlte jetzt, daß er den ganzen Tag über noch nichts gegessen habe; nur die ohne Hoffnung Liebenden haben, wie sie wenigstens sagen, keinen Appetit. Da Urbain noch keine Ursache hatte, an der Gegenliebe der Waise zu verzweifeln, so begab er sich in eine bescheidene Schenke. Dieser Name bezeichnete damals keinen Ort, an welchem man schlechte Gesellschaft traf. Peter Corneille, Bois-Robert, Rotrau, Colletet, Scarron und selbst viele große Herren besuchten die Häuser der Schenkwirthe, welche die Restaurateurs der früheren Zeit waren.

Während er sein bescheidenes Mahl einnahm, sagte Urbain zu sich: „Wie soll ich sie sehen? wie soll ich mich ihr zu erkennen geben? Blanca! der hübsche Name! wie er so gut für sie paßt! Allein dieser Barbier scheint nicht sehr umgänglich; sein Haus ist eine wahre Festung; dieses reizende Mädchen muß jedoch wissen, daß ich sie liebe, daß ich sie anbete. Diesen Morgen hörte sie den Sängern zu; die letzte Romanze, welche sie gesungen haben, schien ihr großes Vergnügen zu machen. Ich kenne sie, diese Romanze; nun wohl! ich will sie diesen Abend unter ihrem Fenster singen; vielleicht wird sie sich zeigen, vielleicht wird sie ihr Fenster öffnen, um frische Luft einzuathmen."

Die Luft war ein wenig scharf, denn man befand sich in einer strengen Jahreszeit; allein ein Liebender glaubt sich stets

im Frühlinge. Entzückt von seinem Gedanken läuft Urbain nach Hause, um seine Guitarre zu holen, und harrt mit Ungeduld auf den Augenblick, in welchem die Straßen leer sind, um einem Mädchen, das er nicht kennt, ein Abendständchen zu bringen.

Diese spanische Sitte war damals in Frankreich sehr gebräuchlich; es gibt sogar noch viele kleine Städte, in denen sie sich erhalten hat, und in denen die Liebenden zwischen zehn und elf Uhr Abends, sich mit der Guitarre begleitend, ihre Liebesgefühle im Gesange ausströmen. Allein in den großen Hauptstädten besingen nur noch die Blinden und die Orgelspieler die Liebe auf den Straßen.

Als die den Liebenden günstige Stunde herbeigekommen war, hatte sich Urbain in die Straße **des Bourdonnais** verfügt: er hatte das Haus des Barbiers leicht erkannt, da er es des Morgens ziemlich lange betrachtet hatte. Ein kleines Licht, das durch die Scheiben von Blanca's Fenster schimmerte, schien zu verkünden, daß das junge Mädchen noch nicht schlafe, und nun hatte Urbain, ohne zu bedenken, daß die andern Bewohner des Hauses ihn hören würden, gesungen, und seiner Stimme den zärtlichsten Ausdruck gegeben.

Wir haben gesehen, welche Folge diese Unbesonnenheit hatte; bei dem Geräusche der sich öffnenden Riegel entfernte sich der junge Mensch schnell, und, am Eingange der Straße **des Mauvaises-Paroles** versteckt, hörte er die Drohungen und Schwüre des Barbiers.

„Er ist davon gelaufen!“ sagte der Barbier, in den Saal zurückkehrend und seinen Dolch erzürnt auf den Tisch werfend. Diese Worte scheinen den Zauber gelöst zu haben, der Rolands Klinge in der Scheide zurückhielt, und Chandoreille zieht seinen Degen mit Blitzesschnelle, fährt mit ihm in der Luft umher und rennt hastig in den Laden, indem er ausruft: „Ah! jetzt meine Herren Sänger, jetzt sollt ihr eure Wunder erfahren.“

„Ich habe Dir schon einmal gesagt, es sei Niemand mehr

da!" ruft Touquet aus, während Chandoreille Miene macht, die Thüre zu entriegeln. „Ich war zu laut; der Schlingel wird mich gehört haben, er hat sich aus dem Staube gemacht."

„Weißt Du gewiß, daß Niemand mehr da ist," sagt Chandoreille, immer noch seinen Degen schwingend.

„Ja, ohne Zweifel."

„Ich habe Lust, mich davon zu überzeugen und die Straße zu durchsuchen."

„Wenn Dir dies Vergnügen macht, so steht es Dir frei."

„Nein, es fällt mir bei, daß dies eine Dummheit wäre. Sie werden vielleicht wieder kommen; es ist besser, man läßt sie ohne Mißtrauen herbeikommen, dann wollen wir über sie herfallen, und ich werde keinen Pardon geben."

Mit diesen Worten steckt der Ritter seinen Roland wieder in die Scheide und begibt sich in den Saal zurück, wo er sich am Kamine niedersetzt und von Neuem einen Becher mit Wein füllt, den er auf einen Schluck austrinkt, um, wie er sagt, seine Wuth zu besänftigen. Der Barbier ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder; er war in heftiger Bewegung, und da er Chandoreille's Gegenwart nicht zu bemerken schien, murmelte er von Zeit zu Zeit in düsterem Tone: „Was ich fürchtete, geschieht endlich! Diese schöne Blume ist bemerkt worden ... sie werden sie Alle pflücken wollen ... sie werden wissen wollen, wer sie ist, woher sie kommt! Dies wird tausend Gespräche, tausend Nachforschungen zur Folge haben ... und wer weiß, wohin das führen wird ... Ich Dummkopf! ... ich hatte wohl nöthig, dieses Kind in meinem Hause zu behalten ... ich glaubte einen Meisterstreich zu thun ... ich glaubte, dies würde jeden Verdacht entfernen. Mußte ich nicht voraussehen, daß sie eines Tages sechszehn Jahre alt sein werde, daß sie reizend werden müsse, und daß man, um sie zu besitzen, alle Kunstgriffe, deren ich mich für Andere oft bedient habe, in Anwendung bringen werde?"

„Mein theurer Freund," sagte Chauboreille, zum dritten Male seinen bis an den Rand gefüllten Becher an die Lippen bringend, „mein wackerer Touquet, wenn Du die Kleine nicht mehr bei Dir behalten willst, so gib sie mir und ich stehe Dir dafür, daß kein Süßling es wagen wird, sie anzusehen."

„Ich sie Dir geben?" sagt der Barbier, als ob er jetzt erst bemerkt hätte, daß Chauboreille gegenwärtig sei. „Von wem sprichst Du? Antworte!"

„Ei, der Henker! Du, Du sprichst von der jungen Blume, die Du gepflegt hast, ich habe Dich sehr wohl gehört."

„Du hast mich gehört!" schreit Touquet, Chauboreille an dem Arme fassend, mit dem er den vollen Becher hielt; „und was habe ich gesagt? Was hast Du gehört? Sprich, Elender! . . . sprich sogleich!"

„Nimm Dich in Acht, Du schüttelst mir den Arm . . . sieh' da, mein Wamms ist bereits voller Weinflecken! . . . Alle Teufel! Du wirst mir ein anderes geben müssen!"

„Was hast Du gehört?" wiederholt der Barbier mit furchtbarer Stimme, seine geballte Faust gegen Chauboreille erhebend, während er ihm mit der andern den Arm so heftig schüttelt, daß ein großer Theil des Weins die Wangen und den Hals des Ritters benetzt.

„Nichts, nichts! ich schwöre Dir!" stammelt der Ritter, die Augen niederschlagend, um den Blicken des Barbiers nicht zu begegnen; „ich sagte Dir bloß, daß dieser Wein eine ausgezeichnete Blume habe, und daß, wenn Du mir einige Bouteillen davon zum Aufbewahren geben wolltest, ich sie allen Blicken entziehen wollte . . . ich glaube, daß ich dies sagen wollte, denn Du wirfst durch Dein krampfhaftes Festhalten an meinem Arme alle meine Gedanken durcheinander . . . ich weiß selbst nicht mehr, was ich sage."

Touquet läßt Chauboreille's Arm los, gleichsam beschämt

über seine wüthende Bewegung, und sagt, sich neben ihn setzend, in ruhigerem Tone: „Es gibt Dinge, die ich geheim zu halten wünsche, nicht, als ob sie sehr wichtig wären ... Uebrigens denke ich nicht, daß Du Dich jemals erfrechen wirst, Etwas über mich zu schwatzen ... Du weißt zu gut, daß mein Dolch Dich augenblicklich des Organs berauben würde, von dem Du einen solchen Gebrauch machtest!“

„Der Teufel! von was soll ich schwatzen?“ sagt Chaudoreille, mit seinem kleinen seidenen Schnupftuche sein Gesicht und seine Kleider abwischend, und die Lippen zusammenklemmend, als ob er befürchte, Touquet wolle ihm bereits die Zunge ausschneiden. „Du hast mir nie Etwas von Deinen Angelegenheiten gesagt und ich bin nicht der Mann, der die geringste Lüge zu erfinden fähig wäre.“

„Ich habe Dir gesagt, was Jedermann weiß: daß ich Blanca bei mir aufgenommen habe, weil sie als Waise bei mir geblieben war, und daß ich im Uebrigen hinsichtlich ihres Vaters und ihrer Familie nichts weiter erfahren habe. Sie ist gegenwärtig groß und hübsch, es werden sich nun Liebhaber einfinden, und dies ist mir unangenehm. Sie werden alle möglichen Erkundigungen über dieses junge Mädchen einzuziehen suchen, sicherlich aber über diesen Punkt nicht mehr erfahren, als ich Dir bereits gesagt habe. Der Mensch, der so eben gesungen hat, ist mir bekannt: er ist diesen Morgen in meinen Laden gekommen, und hat daselbst zwei Stunden zugebracht in der Hoffnung, Blanca werde daselbst erscheinen ... Verstehst Du mich, Chaudoreille?“

„Ich verstehe Dich, wenn Du willst,“ sagte der Ritter, sein Wamms unausgesetzt reibend, „denn ich weiß nicht mehr, ob ich Dich verstehen darf oder nicht ... ich werde mich hierin ganz nach Deinem Wunsche richten.“

„Ich wünschte, Du wärest ein wenig minder einfältig,“ sagt der Barbier, einen verächtlichen Blick auf seinen Nachbar werfend.

„Keine doppelsinnigen Worte," erwidert Chandoreille, „Du weißt, daß ich sie nicht liebe! ... Dieser verfluchte Wein wird Flecken zurücklassen, und für den Augenblick wüßte ich nicht, woher ich ein anderes Wamms nehmen sollte."

„Es ist ein Kind, ein Schüler, der noch keinen Bart am Kinne hat!" sagt der Barbier nach einem augenblicklichen Stillschweigen, das nur durch das Reiben unterbrochen wird, das der Ritter noch immer vermittelst seines Schnupftuchs auf den mit Wein befleckten Stellen seiner Kleidung fortsetzt: „was er so eben gethan hat, beweist seine geringe Erfahrung in Liebesintriguen. Vor meiner Thüre singen! mich hören zu lassen, daß er da ist! Der arme Knabe hätte es noch sehr nöthig, in die Schule geschickt zu werden."

„Es ist gewiß, daß er auf der Guitarre keine vorzügliche Stärke besitzt."

„Ich glaube nicht, daß Blanca ihn kennt ... nein ... allein diese Romanze, die er gesungen hat ... der Schlußreim seines Liedes war derselbe, den mir Blanca gesagt hat: Mein Lieb' ist mir ergeben ..."

„Das ist nichts gegen: „‚Auch dein's trübt dir den Sinn'" ... der Henker! ... welche Verschiedenheit der Melodie!"

„Nein, Blanca ist die Aufrichtigkeit selbst ... sie würde mir nichts von dieser Romanze gesagt haben, wenn sie diesen jungen Menschen kennte. Der Teufel! warum lehrst Du sie auch bloß alte, abgedroschene Sachen aus den Zeiten Ludwigs XII.? Wenn Du ihr etwas Hübsches zu singen wüßtest, so würde nicht die erste beste Romanze, von herumwandernden Troubadours gesungen, sie dergestalt in Verwunderung setzen."

„Wie! meinst Du mich?" sagt Chandoreille, den Kopf emporrichtend.

„Ohne Zweifel, weil Du Dich Professor der Musik nennst."

„Mein theurer Touquet, merke wohl auf das, was ich Dir

jetzt sage: ich werde Dich nie über Deine Art, den Bart zu scheeren, zu Rede stellen, mische Dich daher auch nicht in meine Art, die Musik zu lehren. Jedem das Seinige! ... Du kennst das Sprüchwort. Ich lehre meine Zöglinge bloß Meisterstücke, und ich werde ihnen den Kopf nicht voll stopfen mit den unbedeutenden Gurgeleien dieser elenden Hanswurste, die aus Neapel hergelaufen kommen und stets dieselben Läufe trillern."

„Dann ist es traurig, daß die jungen Mädchen diese Läufe Deinen Meisterstücken vorziehen. Du hast Blanca diesen Morgen Lektion gegeben; sie hat mir gesagt, Du habest sie mit Deinem Hirtenliebe gelangweilt."

„Wenn ein Anderer als Du mir das sagte," rief Chaudoreille aus, unwillig von seinem Sitze aufspringend, „so würde ich glauben, daß es aus Eifersucht geschähe! ... Allein es wird spät; der heutige Tag war ermüdend für mich, und ich werde mich jetzt zur Ruhe begeben. Wenn Du jedoch willst, daß ich noch länger bleiben soll, aus Furcht, die Sänger möchten wieder kommen, so bin ich bereit, Dir meine Ruhe aufzuopfern."

„Nein, nein, das ist unnöthig," sagt der Barbier lächelnd; „sie werden nicht mehr zurückkommen, begib Dich zu Bette."

„Du bedarfst also meiner Dienste auf morgen Abend nicht?"

„Nein! doch wenn Du auf der Brücke la Tournelle zur festgesetzten Stunde spazieren gehen willst, so kannst Du uns als Aufpasser dienen."

„Es ist genug," sagt Chaudoreille, sich den Hut in's Gesicht drückend, „Du kannst auf mich rechnen, gelt' es Leben oder Sterben; ich werde mich an dem bestimmten Orte pünktlich einfinden ... und Roland wird den Handel verstehen. Leb' wohl."

Mit diesen Worten eilt der Ritter in den Gang und die Hausflur, und öffnet die Thüre des Hauses. Er streckt den Kopf in die Straße hinaus, und nachdem er rechts und links umher-

geblickt hat, rennt er hastig fort wie ein Hirsch, der den Klang des Jagdhorns hört.

Achtes Kapitel.

Das Kabinet. — Die Entführung.

Alles hängt an einander, Alles verkettet sich in dieser Welt! Es gibt keinen Zufall, allein sehr viele Prallstöße, die sich einander die glücklichen oder unglücklichen Ereignisse zuwerfen, wegen deren wir das Schicksal segnen oder anklagen, ohne auf die Quelle, die sie hervorgebracht hat, zurückzugehen, was uns in der That manchmal zu weit führen würde.

Urbain segnete den Zufall, als er noch Licht in Blanca's Zimmer bemerkte; allein wenn das junge Mädchen sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte, so kam dies daher, daß Margarethe sich nicht hatte entschließen können, in ihrem neuen Gemach zu schlafen, bevor sie wußte, wohin die kleine, in ihrem Alkov befindliche Thüre führe. Wenn sie ihrem Herrn nicht eingestanden hätte, daß sie ihn des Nachts wachen sehe, so würde ihr dieser kein anderes Logis angewiesen haben, und so hatte wiederum Margarethens Geschwätz Blanca erlaubt, die süße und zarte Stimme Urbains zu hören, der die Romanze, die sie diesen Morgen entzückt hatte, sang.

„Ja, Mademoiselle,“ sagte die Alte einige Augenblicke, ehe der junge Verliebte sang, „ich fühle, daß ich vor Schrecken sterben werde, wenn ich in diesem garstigen Zimmer, das ehedem von einem Magier bewohnt wurde, allein schlafen muß . . . und ohne zu wissen, wohin jene kleine Thüre führt . . . vielleicht in das Laboratorium dieses Odoart . . . Wer weiß, ob er sich nicht noch daselbst befindet! Diese Zauberer verschließen sich manchmal halbe Jahrhunderte lang in ihre Wohnungen und suchen Geheimnisse auf, um das menschliche Geschlecht zu behexen. Ich bin überzeugt,

daß Herr Touquet, der sich um Alles, was die Zaubereien betrifft, sehr wenig bekümmert, dieses Zimmer nicht ein einziges Mal besucht hat. Erlauben Sie mir, mein Kind, die Nacht auf Ihrem Zimmer zuzubringen; morgen, wenn es Tag ist, wollen wir jene Thüre gemeinschaftlich öffnen, weil der Ritter Chaudoreille die Gefälligkeit nicht gehabt hat, es zu thun. Ich werde die Nacht in diesem Sessel zubringen, da werde ich mich weit besser befinden, als in meinem Zimmer da oben, und Ihnen, ehe wir einschlafen: einige anziehende Geschichten erzählen."

Blanca hatte Margarethen die verlangte Gunst nicht verweigern wollen; die Alte war an ihrer dritten Hexengeschichte, und das junge Mädchen, dem die Augen zuzufallen anfingen, war im Begriffe, sich in's Bett zu legen, als die Klänge der Guitarre sich vernehmen ließen. Blanca horchte, gab Margarethen ein Zeichen, sie solle schweigen, und erkannte bald mit Entzücken die Melodie. welche sie lernen wollte. Zur Nachtzeit hat die Musik etwas Süßes, etwas Verführerisches; sie findet den Weg zur Seele schneller. Urbains Stimme war beugsam und melodisch; Blanca blieb wonnetrunken, regungslos stehen, als ob sie durch die geringste Bewegung einen Ton zu verlieren gefürchtet hätte, während Margarethe mit erstaunter Miene und gähnendem Munde das liebenswürdige Kind betrachtete, ohne, wie es schien, von der Musik in gleichem Grade ergötzt zu werden. Allein Margarethe war über sechzig Jahre alt; die Musik konnte daher nicht mehr dieselbe Wirkung auf sie hervorbringen, wie auf Blanca; die Töne trafen nur ihr Ohr, während sie im Herzen des sechszehnjährigen Mädchens einen süßen Nachhall fanden. Bald machte das Geräusch, das sich auf der Straße hören ließ, Blanca's Glück ein Ende; sie erkannte die Stimme des Barbiers, und die Drohungen, welche er ausstieß, erfüllten sie und Margarethen mit Schrecken. Die Letztere rief alsbald aus: „Zu Bette, schnell zu Bette, mein Kind, und löschen wir das Licht. Wenn Herr Touquet bemerkte, daß Sie noch wachen...

wenn er mich hier fände ... Ach, gute heilige Jungfrau! ich wäre verloren!"

„Allein, warum erzürnt er sich so über den Sänger?" sagt Blanca; „ist es wohl verboten, des Abends in den Straßen zu singen? Es machte mir so großes Vergnügen, diese Romanze zu hören! Was that dieser junge Mensch Böses ... denn es war ein junger Mensch der sang, nicht wahr, meine Gute? Es ist nicht die Stimme eines Greisen. Ach, wie schön sang er! nie noch habe ich eine so schöne Stimme gehört ... es machte einen ganz eigenen Eindruck auf mich ... mein Herz schlug, allein vor Freude ... und Du, Margarethe?"

Margarethe, deren Herz bloß vor Furcht schlug, begnügte sich zu wiederholen: „Gehen Sie schnell zu Bette, blasen wir das Licht aus, und vor Allem sagen Sie morgen nicht, daß Sie den Sänger gehört haben; dies würde beweisen, daß Sie nicht schliefen. und Herr Touquet will, daß man schlafe, sobald man zu Bette ist."

Blanca mußte wohl den dringenden Aufforderungen der alten Dienerin nachgeben; sie ging zu Bette, allein sie konnte nicht schlafen; die Stimme des jungen Sängers hallte noch in ihren Ohren, und bei dem geringsten Geräusche, das sie auf der Straße hörte, glaubte sie, es rühre von dem Sänger her. Was Margarethe betraf, so streckte sie sich, nachdem sie das Licht ausgeblasen hatte, auf dem Sessel neben dem Feuer aus, und schlief ein, ein Gebet murmelnd, das die bösen Geister verjagen sollte.

Der Tag ist auf diese ereignißreiche Nacht gefolgt: Blanca hat sich bereits von ihrem Lager erhoben, sie scheint tiefsinnig und befangen. Die Stimme des jungen Menschen macht sie noch immer träumen; noch nie gekannte Wünsche regen sich in ihrer Brust, und sie seufzt, als sie einen Blick auf die Straße wirft. Margarethe geht an ihre Arbeit, indem sie zu Blanca sagt: „In der Stunde, in welcher der Herr mit seinen Kunden am meisten beschäftigt ist, wollen wir uns Beide in mein Zimmer begeben; allein, mein Kind,

sprechen Sie ja nicht von Musik.“ Blanca verspricht es mit dem Bemerken: „Wie kann man sich erzürnen, wenn Jemand eine so schöne Arie unter unsern Fenstern singt?“

Der Barbier spricht mit dem jungen Mädchen nicht von dem Abenteuer der vergangenen Nacht; er begnügt sich, Blanca zu beobachten, und das liebenswürdige Kind, das sich noch an die Drohungen erinnert, die er gegen den jungen Menschen ausgestoßen hat, trägt kein großes Verlangen, mit ihm zu schwatzen; sie beeilt sich, auf ihr Zimmer zurückzukehren, wohin ihr Margarethe alsbald nachfolgt.

„Dies ist der Augenblick,“ sagt die alte Dienerin. „Der Herr hat mehrere Personen zu rasiren. Kommen Sie, mein Kind, steigen Sie mit mir hinauf, und haben Sie vor Allem keine Furcht; ich habe alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um die Kobolde zu verjagen.“

„Furcht!“ sagte Blanca lächelnd, weil sie bemerkt, daß Margarethe zittert; „nein, meine Beste, nein; ich versichere Dich, daß ich nicht mehr an Deine geheime Thüre dachte.“

Mit diesen Worten eilt Blanca nach der Treppe und steigt schnell hinauf, während ihr Margarethe langsam folgt, indem sie sagt: „Glückliches Alter, in welchem man sich nicht vor Schwarzkünstlern fürchtet, weil man ihre ganze Bosheit noch nicht kennt! Es ist freilich wahr, daß sie einen Talisman hat!“

Vor der Thüre angekommen, tritt Blanca rasch hinein, während die Alte niederkniet und sich ihrer Schutzheiligen empfiehlt. Endlich entschließt sie sich, ihr neues Gemach ebenfalls zu betreten, und wirft unruhige Blicke um sich her, während Blanca, welche in den Alkov läuft, das Bett bereits in die Mitte des Zimmers gezogen hat.

„Einen Augenblick noch, Unbesonnene!“ ruft ihr Margarethe zu; „muß man denn so rasch verfahren?“

„Aber, meine Beste, je schneller wir diese Thüre öffnen, desto bälder wirst Du beruhigt sein.“

„Beruhigt! . . . ich wünsche es. Haben Sie Ihren Talisman? meine Kleine?“

„Ohne Zweifel! Hast Du ihn nicht selbst in mein Corset genäht?“

„Es ist richtig.“

„Ich sehe die Thüre nicht, von der Du mir gesagt hast.“

„Ach! sie ist ganz in das Täfelwerk eingefügt.“

„Ach! da ist sie.“

„Nur einen Augenblick noch gewartet, Mademoiselle, bis ich geweihtes Wasser vor uns ausgesprengt habe.“

„Allein es ist kein Schlüssel da, wie sollen wir öffnen?“

„Wir werden es versuchen; ich habe mehrere Schlüssel bei mir, die ich fand, als ich das Haus reinigte, vielleicht ist einer unter ihnen, der diese Thüre öffnet.“

Zitternd verfügt sich Margarethe in den Alkov. Sie zieht aus ihrer Tasche ein halbes Dutzend verrosteter Schlüssel von verschiedener Größe und will mit einem davon den Versuch machen; allein ihre unsichere Hand kann das Schloß nicht finden, und Blanca nimmt den Schlüssel und probirt ihn, aber ohne Erfolg, was sie mit einem zweiten eben so vergeblich thut. Als sie mit dem dritten den Versuch macht, stößt sie ein Freudengeschrei aus, denn der Schlüssel hat sich gedreht, und Margarethe bekreuzt sich, die Worte stammelnd: „Ach mein Gott! die Thüre wird sich öffnen?“

In der That, die Thüre weicht Blanca's Anstrengungen: sie öffnet sich krachend und in ihren Angeln knarrend. Jetzt bietet sich den Blicken der beiden Frauen ein viereckiges Kabinet dar; allein da es bloß von der kleinen Thüre, die so eben geöffnet worden ist, Licht empfängt, diese Thüre sich im Hintergrunde eines ziemlich tiefen Alkovs befindet, das Zimmer selbst aber sehr finster ist, so begreift man leicht, daß es in dem Kabinet kaum Tag ist.

Blanca ist auf der Schwelle der Thüre stehen geblieben, und Margarethe drei Schritte zurückgewichen, die Worte ausrufend:

„Sehen Sie . . . sehen Sie, mein Kind, daß ich Recht hatte, als ich glaubte, diese Thüre führe irgendwohin . . . O! da ist es so schwarz wie in einer Höhle.“

„Treten wir herein, meine Beste.“

„Allein ja nicht ohne Licht . . . warten Sie, ich will mein Licht anzünden. Ich weiß nicht, ob es klug von uns ist, in dieses Kabinet zu treten.“

„Allein, Margarethe, Du siehst wohl, daß Niemand da ist.“

„Ich sehe nichts als Finsterniß . . . hier . . . nehmen Sie die Lampe und gehen Sie voran, meine Kleine . . . Sie haben Ihren Talisman . . . es wird Ihnen nichts begegnen.“

Blanca tritt zuerst hinein; sie scheint neugieriger als unruhig, während die Alte sich nur ungern entschließt, ihr zu folgen. Das Kabinet hat sechs Fuß im Quadrat; es enthält nichts als zwei große leere Koffer, die auf dem Fußboden stehen, und welche die Zeit mit Staub und Spinngeweben bedeckt hat.

„Nun, meine Beste,“ sagte Blanca lächelnd, „wo sind denn die Zauberer? Ich sehe hier nichts Erschreckendes.“

„In der That,“ antwortet Margarethe, um sich her blickend, „es sind nur vier Wände hier zu sehen . . . keine andere Verbindungsthüre! Diese Koffer sind leer . . . Ich bin überzeugt, daß man sie seit einem halben Jahrhundert nicht von ihrer Stelle bewegt hat! Gleichviel, ich schwöre Ihnen, daß ich nie mehr in dieses Kabinet treten werde . . . ich weiß nicht, warum ich mich da nicht wohl fühle ... O! wie der Boden unter unsern Füßen kracht!“

„Dies kommt daher, weil man hier schon lange nicht mehr gegangen ist; dieses Haus ist alt.“

„Kommen Sie, mein theures Kind, wir wollen dieses Kabinet verlassen, ich werde die Thüre zweifach verschließen und sie nicht mehr öffnen, so lange ich in diesem Zimmer wohne.“

Mit diesen Worten zieht die alte Dienerin das junge Mädchen hinaus und verschließt die kleine Thüre zweifach, zwischen

den Zähnen murmelnd: „Ach, wenn irgend ein Zauberer sie öffnen will, so wird dieses Schloß ihm keinen Widerstand leisten; allein jeden Abend werde ich meine Ofenschaufel und Feuerzange übereinander gekreuzt vor diese Thüre stellen.

Nach Beendigung dieser Besichtigung steigt Blanca in ihr Zimmer hinab, die Romanze trillernd, die der junge Mensch am Abend zuvor gesungen hat, und Margarethe geht wieder an ihr Geschäft.

Der Barbier hat sein Mittagsmahl früher eingenommen, als gewöhnlich, und um sechs Uhr Abends verläßt er seine Wohnung, nachdem er wiederholt zu Margarethen gesagt hatte: „Verdoppelt Eure Wachsamkeit, lasset nicht einen einzigen Menschen ohne meine Erlaubniß in Blanca's Zimmer dringen, und gebt mir Nachricht, wenn Ihr irgend einen Sänger auf der Straße hört."

Die Alte hat versprochen, zu gehorchen. Touquet hüllt sich in seinen Mantel und begibt sich fort, um den Auftrag des Marquis zu vollziehen. Gewöhnt, ähnliche Intriguen zu leiten, weiß er, wo er sich Alles verschaffen kann, was er bedarf, und um drei Viertel auf acht Uhr befindet er sich auf der Brücke la Tournelle, während hundert Schritte von ihm zwei Menschen neben einer Art von Reisewagen, mit zwei Pferden bespannt, seine Befehle erwarten.

Schon lange ging Chandoreille auf der Brücke spazieren; aus Furcht, die auf acht Uhr festgesetzte Zusammenkunft zu verfehlen, war er schon um sechs Uhr angekommen. Den Kopf in die Schultern vertieft, und das Kinn unter einem kleinen Mantel verbergend, suchte er sich die Miene eines Verschwörers zu geben; die linke Hand auf Rolands Griff und mit der andern seinen Mantel zusammenhaltend, ging er bald langsam, bald schnell, und so oft Jemand an ihm vorüberging, ermangelte er nicht, auf eine verständliche Weise zu murmeln: „Wie lange sie ausbleibt! . . wer kann sie zurückhalten! ich brenne, ich sterbe vor Ungeduld!

Sobald er Touquet bemerkt, läuft er auf ihn zu, hebt den Zipfel seines Mantels auf, blickt dann umher, ob Niemand vorübergehe, und sagt in geheimnißvollem Tone zu ihm: „Da bin ich!"

„Ei, der Teufel! ich sehe wohl, daß Du es bist," sagt der Barbier, die Achseln zuckend; „allein ich möchte lieber die Kleine sehen."

„Sie ist noch nicht erschienen, ich stehe dafür; ich habe allen Frauen unter die Nase gesehen."

„Es ist noch nicht acht Uhr, wir müssen noch eine Zeitlang warten."

„Sei ruhig, ich will mich in einen Hinterhalt legen und alle weiblichen Gesichter aufmerksam beobachten."

„Nimm Dich in Acht, daß Du nicht ein Paar Ohrfeigen fängst; dies würde einen Auflauf verursachen, und das wäre mir keineswegs lieb."

„Ohrfeigen? Küsse willst Du sagen! Allein ich blicke sie sauer an, damit sie nicht in Versuchung gerathen."

Sich den Hut über die Augen herabdrückend, entfernt sich Chaudoreille, so große Schritte nehmend, als seine kleinen Beine ihm erlauben.

Nach Verfluß von drei Minuten kehrt Chaudoreille eilig zurück und sagt zu dem Barbier: „Da ist eine Frau, die eben von der Brücke Maria herkommt und sich auf diese begibt."

„Nun! ist es die, die wir erwarten? Du mußt es wissen, wenn Du ihr unter die Nase gesehen hast."

„Nein, dieses Mal habe ich mich zurückgehalten, weil sie ein Mann am Arme führt, und dieser hätte erschreckt werden können."

„Wenn ein Mann bei ihr ist, so kann sie nicht unser Mädchen sein; man bringt zu einer verliebten Zusammenkunft keine Zeugen."

„Das hat seine Richtigkeit," sagt Chaudoreille und entfernt sich von Neuem.

Einige Minuten nachher kommt er zu Touquet zurück und

ruft aus: „Da ist eine andere Frau, die ihre Richtung hieher nimmt; allein diese ist allein, ich habe mich davon überzeugt.“

„Ist es unsere Schöne?“

„Nein, sie ist es nicht.“

„Nun, Einfaltspinsel, was sprichst Du denn von ihr?“

„Ich thue es, damit Du keine Fehlgriffe thust, ich habe geglaubt, Dich davon in Kenntniß setzen zu müssen.“

„Chaudoreille, erweise mir den Gefallen und verhalte Dich ruhig; ich werde ohne Deine Hülfe das Mädchen recht gut zu erkennen wissen, obschon ich es noch nie gesehen habe; ich bin gewiß, daß ich mich nicht täusche. Aber beim Teufel, wenn sie nicht kommt, so werde ich Dich unter der Brücke Wasser schlucken lassen, damit Du Deine Aufträge künftig besser ausrichten lernst.“

Chaudoreille hat die letzten Worte des Barbiers nicht gehört und sich bereits von ihm entfernt; allein er kommt hastig und mit verwirrter Miene zurück.

„Was ist es wieder?“ fragt Touquet.

„Eine Wachpatrouille, die ich so eben bemerkt habe und die an uns vorüberziehen wird.“

„Was kümmert uns aber die Wache? Ist es verboten, auf der Brücke spazieren zu gehen? Und sähe sie uns selbst ein Mädchen entführen, so stehe ich dafür, daß sie sich nicht in die Sache mischen würde.“

„Haben wir kein verdächtiges Aussehen?“

„Du flößt mir Mitleid ein.“

„Ich will mir eine lachende Miene geben, um allen Verdacht zu entfernen.“

„Hier hast Du Etwas, um Dir mehr Muth einzuflößen.“

Mit diesen Worten gibt der Barbier dem Ritter einen Stoß mit dem Fuße; allein dieser empfängt ihn singend und begnügt sich damit, den angegriffenen Theil seines Körpers zu reiben und zugleich Läufe zu trillern, weil die Wache in diesem Augenblicke

an ihnen vorüberzieht. Sobald er die Patrouille aus dem Gesicht verloren hat, athmet er freier und ruft aus: „Sie werden uns für bloße Troubadours gehalten haben!"

„Sie werden Dich für einen Narren gehalten haben! Der Teufel hole die Memmen . . . sie sind zu nichts gut, als Alles zu verderben!"

„Ich erzürne mich über eine Sache nicht, die mich nichts angehen kann, allein bei wichtigen Veranlassungen ist, scheint es mir, die List oft so viel werth als die Tapferkeit."

Der Barbier fängt an ungeduldig zu werden, als endlich ein junges Mädchen auf der Brücke erscheint, das langsam geht und von Zeit zu Zeit um sich her blickt; Chaudoreille hat sie nicht bemerkt, obschon er bei der Straße des Deux-Ponts im Hinterhalte liegt.

Touquet nähert sich der Unbekannten; er betrachtet sie: es ist das junge Mädchen, das der Marquis ihm beschrieben hat. Die Demoiselle blickt ihrerseits den Barbier aufmerksam an und scheint zu erwarten, daß er das Wort an sie richte.

„Sind Sie nicht die Signora Julia?" sagt der Barbier mit leiser Stimme, sich dem jungen Mädchen nähernd.

„Und Sie der Barbier Touquet?" erwidert ihm diese, ihre schwarzen und feurigen Augen auf ihn heftend.

Der Barbier ist erstaunt, sich von einer Person nennen zu hören, der er unbekannt zu sein glaubt; allein nachdem er das junge Mädchen von Neuem betrachtet hat, versetzt er: „Weil Sie mich kennen, so werden Sie wissen, daß mich der Marquis von Villebelle zu Ihnen schickt."

„Der Marquis ist sehr ungalant," erwidert Julia, „daß er zu einem ersten Rendezvous nicht selbst kommt."

„Die großen Herren haben nicht über alle ihre Augenblicke zu gebieten; zudem wünscht der Herr Marquis sich nicht auf dieser Brücke mit Ihnen über seine Liebe zu unterhalten. Ich habe den Auftrag, Sie . . ."

„In sein kleines Haus in der Vorstadt St. Antoine zu führen, ohne Zweifel?“

„Es scheint mir, Signora, Sie seien von Allem unterrichtet, was den Marquis betrifft; ich habe Ihnen deßwegen nichts mehr zu sagen, als daß der Wagen hundert Schritte von hier bereit steht.“

„Nun, so lassen Sie uns gehen.“

„Wahrlich,“ sagt der Barbier zu sich, Julien seinen Arm anbietend, „das ist ein junges Mädchen, das sich ohne viele Umstände entführen läßt. Allein ich gestehe, sie hat in ihrer Stimme, in ihren Manieren etwas Entschiedenes, etwas Pikantes, das in Erstaunen setzt und gefällt.“

Sie hatten den Wagen beinahe erreicht, als Chaudoreille sich hören ließ. Er lief dem Barbier nach und schrie: „Da ist eine Frau, die vom Thore la Tournelle herkömmt, es ist unsere Kleine, ich habe sie an ihrem Gange erkannt.“ Als Chaudoreille diese Worte gesprochen hatte, befand er sich neben dem Barbier und bemerkte die Person, die er am Arme führte.

„Wie! ... was soll das heißen? ... darf ich meinen Augen trauen!“ ruft der Ritter aus; „es ist unsere Schöne? ... und wo Teufels ist sie hergekommen! Gleichviel, wir haben sie, das ist das Wesentliche! ... Ich werde Euch als Bedeckung dienen.“

Chaudoreille zieht seinen Degen, und den Barbier, der ihm zuruft, er solle sich entfernen, nicht hörend, läuft er auf den Wagen zu und ruft den zwei Menschen, die sich bei demselben befinden, zu: „Meine Freunde, hier ist sie! ... Geschicklichkeit! Muth! Alle Teufel! sie muß freiwillig oder gezwungen hineinsteigen.“

Er öffnet den Kutschenschlag und erstaunt ein wenig, als er die junge Person sich zuerst in den Wagen schwingen sieht; er ist im Begriff, ein Gleiches zu thun und sich neben sie zu setzen, als Touquet, der ihn an seinen Beinkleidern packt, ihn vier Schritte weit auf das Pflaster hinausschleudert, sich neben Julia in den Wagen setzt und dem Kutscher zuruft: „Fortgefahren!“

„Wie, Heidensatan! sie wollen sie ohne mich entführen?“ sagt Chaudoreille, wieder aufstehend „Nein, bei allen Teufeln nicht! man soll nicht sagen, daß ich das Abenteuer nicht beendigt habe! Zudem hat man mir nur eine Abschlagszahlung gegeben, und ich will bezahlt sein, ehe der Marquis der Kleinen müde ist.“

Augenblicklich stürzt Chaudoreille dem Wagen nach; an's Laufen gewöhnt, erreicht er ihn, steigt hinten auf denselben und läßt sich im vollen Galopp davon führen, indem er sich fest an den Trobbeln hält, die ihm als Stütze dienen.

Neuntes Kapitel.

Das kleine Haus. — Neues Spiel.

Der Wagen ist bald an dem Thore St. Antoine vorüber, das sich damals nicht an dem äußersten Ende der Vorstadt befand, sondern an dem Orte, an welchem die Straße von den Boulevards durchschnitten wird, und der den Vagabunden, Pagen, Lakaien und Beutelschneidern häufig als Vereinigungspunkt diente. Das Lusthaus des Marquis lag in der Nähe der Vallée de Fécamp (die gegenwärtig durch eine diesen Namen führende Straße, welche die Fortsetzung der Straße la Planchette bildet, ersetzt ist). Diese finstern und übelberüchtigten Orte damals mitten in der Nacht zu durchlaufen, hieß sich eben so großen Gefahren preisgeben, als wenn man durch den Wald von Bondy ging. Gleichwohl hatten viele große Herren diesen Theil der Stadt zum Schauplatze ihrer Liebesabenteuer gewählt; sie besaßen daselbst Lusthäuser, ihre gewöhnlichen Rendezvous, und begaben sich oft incognito dahin, aber stets gut bewaffnet.

Der Wagen hält vor einer Ringmauer; Chaudoreille blickt

nach allen Seiten umher. Das Haus steht einzeln und die Mauer scheint einen Garten zu umschließen. Allein Touquet ist bereits ausgestiegen; er nähert sich einer kleinen Pforte, welche der Ritter nicht bemerkt hatte, und zieht eine Klingel; ehe man kommt, um zu öffnen, hat Chaudoreille seinen Platz verlassen und Julien seine Hand angeboten, um ihr aus dem Wagen steigen zu helfen.

Man öffnet; ein Mann erscheint; er hält eine Laterne in der Hand, und die Augen auf den Wagen und die Dame, die aus ihm steigt, werfend, begnügt er sich, dem Barbier lächelnd eine tiefe Verbeugung zu machen. „Ihr Herr wird Ihnen gesagt haben ...“ flüstert ihm Touquet zu.

„Ja, mein Herr,“ antwortet der Diener, „ich erwartete Sie.“

Der Barbier dreht sich, um Julia einzuführen, und bemerkt Chaudoreille, der, den bloßen Degen in der Hand, vor dem Kutschenschlag steht, als ob er den Dienst einer Schildwache versähe. Der Barbier macht unwillkürlich eine Bewegung der Ungeduld; nachdem er Julien hat hinein gehen lassen, nimmt er Chaudoreille beim Mantel, und indem er ihn derb vor sich herstößt, läßt er ihn auch in den Garten eintreten, indem er ihm sagt: „Weil Du uns bis hieher gefolgt bist, so wirst Du uns wohl irgend einen Dienst versehen müssen.“

„Das ist meine Pflicht, Sapperlot,“ antwortet der Ritter, während der Barbier die Thüre des Gartens verschließt, nachdem er zu den beiden Menschen, die sich neben dem Wagen befinden, gesagt hat: „Wartet auf mich.“

Man tritt in eine Lindenallee, die zum Hause führt. Der Garten ist finster; der Bediente, welcher die Laterne trägt, geht voraus, und Chaudoreille, welcher der Letzte ist, sieht sich von Zeit zu Zeit ängstlich um; er will eine Unterhaltung anknüpfen und hat bereits ausgerufen: „Dieser Garten scheint mir sehr groß zu sein!“ allein der Barbier dreht sich um und heißt ihn schweigen. Um sich für dieses gezwungene Stillschweigen zu entschädigen,

haut Chaudoreille, der seinen entblößten Roland stets in der Hand hält, auf alle Bäume ein, an denen er vorübergeht.

Man kommt im Hause an und tritt in eine Hausflur, in deren Hintergrund sich eine Treppe befindet, während rechts und links Thüren in die Gemächer des Erdgeschoßes führen. Julia, die ihren Begleitern gefolgt ist, ohne Etwas zu reden, scheint Alles, was sich ihren Blicken darbietet, aufmerksam zu untersuchen. Chaudoreille, der sich jetzt neben dem Manne, welcher die Laterne trägt, befindet, stößt einen Schrei der Verwunderung aus und sagt: Ei, der Henker! ich täusche mich nicht! ... es ist Marcel ... einer meiner alten Freunde. Du erkennst mich nicht! ... ich bin Chaudoreille ... wir waren sechs Monate mit einander im Gefängnisse ... allein einer Kleinigkeit wegen! ... ich habe dasselbe, weiß wie der Schnee, verlassen.

„Schweigt, ihr Einfaltspinsel!“ ruft der Barbier aus, „ihr könnt Eure Wiedererkennung später feiern. Wo ist das Gemach der Madame?“

„Im ersten Stockwerk,“ erwidert Marcel, nachdem er Chaudoreille die Hand gereicht hat, der sie ihm schüttelt, als ob er seinen besten Freund wieder gefunden hätte.

„Führen Sie uns dahin,“ sagt Touquet, „und Du ... bleibe hier.“

Dieser Befehl galt dem Ritter, dem er eben nicht sehr willkommen war; allein er mußte gehorchen. Als jedoch Chaudoreille bemerkte, daß in der Hausflur, in der man ihn gelassen hatte, kein Licht war, und er sich nun in der vollkommensten Dunkelheit befand, so stieg er einige Stufen der Treppe hinauf und rief mit bebender Stimme: „Laßt mich nicht lange so allein hier ... die Nacht ist kalt und ich fürchte den Schnupfen zu bekommen.“

Marcel geht voran, Julien und dem Barbier den Weg zu weisen, und nachdem er sie durch mehrere Zimmer, die bloß seine

Laterne erleuchtete, geführt hatte, öffnet er eine Thüre mit den Worten: „Hier ist das Gemach, wo Madame ausruhen kann.“

Julia kann einen Schrei der Verwunderung nicht unterdrücken, und der Barbier selbst steht erstaunt da. Das Zimmer, in das sie treten, ist durch einen an der Decke des Zimmers hängenden Kronleuchter erhellt, und der Schein der Wachskerzen erlaubt den Luxus, mit dem dieser Ort dekorirt ist, zu bewundern. Reizende Gemälde, verführerische und wollüstige Bilder zieren das Getäfel, blaue Behänge, bei denen sich Seide und Silber kunstreich verbinden, venetianische Spiegel, persische Teppiche, Armleuchter, auf denen Wohlgerüche brennen, während in einiger Entfernung natürliche Blumen in Krystallvasen zu Pyramiden aufgerichtet sind — Alles trägt dazu bei, aus diesem Zimmer einen Lustort zu machen, wo man Alles vereinigt hat, was die Sinne berauschen und Wonne einflößen kann.

Julia und der Barbier sind in das erleuchtete Gemach getreten; Marcel bleibt ehrfurchtsvoll an der Thüre stehen und scheint Befehle zu erwarten.

„Dieser Ort ist herrlich,“ sagt Julia; „allein ich sehe den Marquis nicht.“

„Sie werden ihn bald sehen, Madame,“ erwiedert Touquet; „in einer Stunde wird er hier sein. Indessen belieben Sie Alles zu verlangen, was Ihnen angenehm sein kann; Ihren Wünschen wird auf der Stelle entsprochen werden. Diese Klingel wird unten gehört . . . nicht wahr, Marcel?“

„Ja, mein Herr; und da Madame vielleicht Etwas zu essen wünscht, so habe ich in dem anstoßenden Kabinet ein kleines Abendessen bereitet.“

Marcel zeigte eine, durch einen Spiegel verhüllte Thüre; der Barbier öffnete sie, und man sah ein zweites, kleineres, aber gleichfalls beleuchtetes und eben so prachtvoll ausgeschmücktes Zimmer, nur waren die Behänge von hochrothem Sammt und mit

goldenen Fransen geschmückt, während in dem erstern Zimmer hellblau und Silber die Alleinherrschaft führte.

„Er hat mich nicht betrogen," sagte Touquet zu sich, einen Blick in das zweite Zimmer werfend, „als er mir sagte, er habe einen bezaubernden Aufenthalt aus diesem Hause gemacht. Welcher Luxus! welche Pracht! ... wie viel Geld ist für Alles das ausgegeben worden ... und doch fühlt er sich nicht glücklich!"

Julia hatte sich auf ein Ruhebett gelegt und schien nachdenkend. Der Barbier grüßte sie, und Marcel ein Zeichen gebend entfernte er sich mit ihm aus dem Gemache.

Marcel war ein Bursche von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, klein, dick und unbekümmert; sein Gehorsam und seine Pünktlichkeit waren unvergleichlich; allein er war mit sehr wenig Genie begabt und nicht im Stande, eine Intrigue zu leiten. Der Marquis, der verschlagenere, thätigere und unternehmendere Leute brauchte, der aber Marcels Treue schätzte, hatte ihm die Aufsicht über sein Lusthaus anvertraut, weil er ihn auf keine andere Art zu gebrauchen wußte. Hier beschränkten sich Marcels Dienstverrichtungen auf eine passive Befolgung der Befehle, die ihm ertheilt wurden; allein allen Intriguen, deren Schauplatz dieses Lusthaus war, fremd, wußte er zuweilen sogar den Namen der Person nicht, die während eines kurzen Zeitraums unumschränkte Beherrscherin dieses Orts war: es lag ihm wenig daran, und seine Sorglosigkeit war eine Bürgschaft für seine Verschwiegenheit — eine Eigenschaft, welche das Amt, das er bekleidete, erheischte.

„Sie kennen Chaudoreille," sagte der Barbier zu Marcel, mit ihm durch den Gang schreitend, der zur Treppe führte.

„Ja, mein Herr," antwortete der Diener, einen Seufzer ausstoßend: „ich habe ihn kennen gelernt ... in einer ziemlich unglücklichen Sache, weil sie mich sechs Monate lang in's Gefängniß gebracht hat, und Gott weiß, daß ich unschuldig war. Vor ungefähr sieben Jahren, ich stand noch in Diensten des Herrn Mar-

quis, befand ich mich in einer Schenke, Chauboreille war auch da! er spielte Piquet mit zwei andern Rittern, und forderte mich auf, mitzuspielen. Ich ließ mich dazu bewegen, spielte und verlor. Er nahm meine Stelle ein, entlehnte einige Thaler von mir, indem er mir erklärte, daß wir associrt seien, und spielte mit einem überraschenden Glücke; ich war entzückt, ihn gewinnen zu sehen, als unsere Gegner behaupteten, er betrüge. Jetzt entspann sich ein Streit: statt uns zu bezahlen, wollte man uns schlagen, was einen großen Lärm verursachte; die Sergeanten kamen mit ihren Häschern an, und man führte Chauboreille und mich in's Gefängniß. Auf diese Art wurden wir mit einander bekannt. Allein seit dieser Zeit verabscheute ich das Spiel, und würde mich nie mehr entschließen, eine Karte anzurühren."

„Um so besser für Sie, beharren Sie nur fest auf diesem Entschluß."

Der Barbier und Marcel stiegen jetzt die Treppe hinab, als der Ruf: „Dieb, Dieb! Wache, Wache! Mörder, Mörder!" ihr Ohr erreichte. Dieses Geschrei kam vom Garten her, und Touquet erkannte die Stimme des Ritters.

„Mit welchem Teufel hast Du zu schaffen," sagte der Barbier, seine Tritte beschleunigend, während Marcel ihm folgend, wiederholt ausrief: „Diebe? das ist sonderbar! die Thüren schließen doch gut und die Gartenmauer ist zehn Fuß hoch."

Müde, ohne Licht länger in der Hausflur zu bleiben, war Chauboreille in den Garten zurückgekehrt, wo man, ungeachtet der Mond von Wolken verschleiert war, die Gegenstände um sich her erkennen konnte. Der Ritter sang ein Ringellied, das er mit seinem Roland accompagnirte, indem er mit ihm auf die zur damaligen Jahreszeit blätterlosen Baumzweige loshieb. Plötzlich steht beim Eingange in ein Gebüsch eine große weiße Figur vor Chauboreille; er macht Halt und ruft mit bebender Stimme: „Wer da!"

Man antwortet ihm nicht, und er hält es für klug, seine Frage nicht mehr zu wiederholen und in das Haus zurückzukehren.

Allein in seiner Bestürzung verfehlt er den Weg, und bei der Krümmung einer Allee bemerkt er eine andere Person vor sich, die eine Keule in der Hand hält, mit der sie auf ihn schlagen zu wollen scheint. In diesem Augenblicke macht Chauboreille, der sich zur Flucht zu schwach fühlt, den Garten von Geschrei wiederhallen.

Von seiner Stimme geleitet, sind der Barbier und Marcel bald bei ihm. „Was hast Du denn? warum dieses Geschrei?“ sagt Touquet zu ihm.

„Seht Ihr nicht diesen Elenden, der mich da unten erwartet, um mich zu Boden zu schlagen, während sein Mitschuldiger in einem andern Gebüsch verborgen ist!“

Der Barbier dreht sich, um den Ort zu betrachten, nach welchem Chauboreille mit der Hand hinweist; Marcel thut ein gleiches, indem er die Laterne vorhält. Bald bricht der Letztere in ein lautes Gelächter aus, und der Barbier ruft: „Ich war überzeugt, daß dieser Schlingel uns noch mehr Dummheiten machen werde.“

„Wie, Dummheiten? . . . Alle Teufel, warum antworten mir diese Leute nicht, wenn ich ihnen zurufe: wer da!“

„Das würde ihnen schwer werden,“ erwidert Marcel; „der, welchen Du da unten bemerkst, ist Herkules, der die lernäische Hider tödtet, und der Andere ist wahrscheinlich Merkur oder Mars, vielleicht hat Dir sogar Venus Furcht eingeflößt.“

„Furcht eingeflößt? Nein, meiner Treu' nicht; allein man setzt die Leute davon in Kenntniß, wenn man einen Olymp in seinem Garten hat; in jedem Fall, wenn es Merkur ist, kann er sich rühmen, fünf oder sechs Streiche mit der flachen Klinge meines Rolands erhalten zu haben, und er bekam sie mit keiner todten Hand.“

„Und wenn das junge Mädchen Dein Geschrei gehört hat, Elender!“ sagte der Barbier, nach der kleinen Thüre hinschreitend.

„Ich denke nicht," sagt Marcel; „das Gemach, in welchem sie sich befindet, geht auf die andere Seite des Gartens."

Der Barbier öffnet jetzt die Pforte, durch welche Sie hereingekommen waren. „Bleibe bei Marcel," sagt er zu Chauboreille, „der Marquis wird kommen; und wenn er mir einige Befehle zu ertheilen hat, so wirst Du sogleich zurückkommen, um sie mir kund zu thun; allein vor dem Marquis hast Du nur den Stummen zu spielen. Wenn Dir ein einziges Wort entschlüpft, wenn Du ein neues Ungeschick begehst, so sei überzeugt, daß ich Dich dafür bestrafen werde."

Mit diesen Worten schwingt sich Touquet in den Wagen, der auf der Stelle fortfährt. Chauboreille ist entzückt, daß er zurückbleiben darf, da er die Hoffnung hat, den Marquis zu sehen und ihm Beweise von seiner tiefen Einsicht zu geben; er faßt Marcels Arm, und sich erinnernd, daß dieser von sanfter Gemüthsart ist und er ihm leicht Etwas weis machen kann, wünscht er sich Glück zu dem Zufalle, der ihn in seine Nähe gebracht hat.

Der Barbier ist in der Nähe seiner Wohnung ausgestiegen. Er bezahlt die Leute, schickt den Wagen fort, und beeilt sich, sein Haus zu erreichen, denn der Marquis wird sich um zehn Uhr bei ihm einfinden, und diese Stunde ist nicht mehr fern. Margarethe öffnet ihrem Herrn, der die gewöhnlichen Fragen in Betreff der jungen Blanca an sie richtet, und die alte Dienerin schwört bei ihrer Schutzheiligen, daß keine männliche Person mit dem Mädchen gesprochen hat.

Touquet schickte Margarethen fort; er will den Marquis allein erwarten. Zehn Uhr ist schon lange vorbei, und der Barbier, welcher Complimente und eine neue Belohnung erwartet, fängt an, über den geringen Eifer des Marquis zu erstaunen, als man endlich an die Hausthüre klopft, und der große Herr von Neuem in die Wohnung des Barbiers tritt.

„Wahrlich, mein armer Touquet, ich hätte unser Rendez-

vous beinahe vergessen," sagte der Marquis, sich in einen Sessel werfend.

„Wie, gnädiger Herr, Sie hätten eine Liebesangelegenheit vergessen können? Das setzt mich in Erstaunen, ich gestehe es."

„Du solltest es jedoch besser begreifen als ein Anderer; muß man nicht endlich dessen müde werden, was man alle Tage thut? Ich bin für Alles das ganz stumpf. Ich hatte, Gott verzeih' es mir, die Kleine gänzlich vergessen; ich war im Hôtel von Bourgogne mit Chavagnac, Montheil und einigen andern guten Freunden; Turlupin, Gautier-Garguille und Gros-Guillaume haben uns sehr belustigt. Diese Schelme sind sehr spaßhaft; sie haben großen Zulauf; der ganze Hof wird sie besuchen; man drängt sich um sie, besonders seit sie ein Possenspiel im Palaste des Kardinals gegeben haben, und Richelieu ihnen erlaubt, im Hôtel von Bourgogne zu spielen, trotz der Protestationen der Schauspieler. Von da sind wir in die Schenke gegangen; wir kamen so recht in's Lachen, schlugen einige Spießbürger, die uns einen Tisch streitig machen wollten; sie schrieen wie der Teufel, die Sergeanten kamen, allein wir nannten uns ganz leise, und die Häscher des Königs halfen uns die ganze Canaille zur Thüre hinauswerfen; wir blieben Herren vom Schlachtfelde, das konnte nicht anders enden. Ich habe nie so sehr gelacht; Chavagnac wollte durchaus einen Pfannkuchen auf dem Gesichte eines fetten Krämers essen . . . der arme Teufel machte vor Schrecken schon schreckliche Grimassen . . . es war sehr komisch; er kam mit zwölf Gläsern Branntwein ab, die er nacheinander hinunterschütten mußte; dann ließen wir ihn die Treppe von oben bis unten hinabrollen . . . kurz, mein Theurer, Du begreifst, daß mir durch Alles das die kleine Brünette aus dem Sinn kam. Erst als im Laufe der Unterhaltung von einem Hauptspitzbuben gesprochen wurde, fielst Du mir ein und so kam mir auch wieder unser Rendezvous in Erinnerung. Nun wie steht es damit?"

„Gnädiger Herr, ich habe Ihre Wünsche erfüllt, und seit einer Stunde befindet sich das junge Mädchen in Ihrem Lusthause."

„Bah! wie? ist wirklich Alles schon beendigt? ... Da hat die Demoiselle, wie es mir scheint, nicht viel Umstände gemacht."

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Marquis, daß sie in der That ohne viele Umstände in den Wagen gestiegen ist ..."

„Ein wenig Widerstand würde mir besser gefallen haben; es ist widerwärtig, bloß wünschen zu dürfen! ... Diese jungen Mädchen zeigen eine ungemeine Bereitwilligkeit, wenn man von einem großen Herrn mit ihnen spricht! Es thut mir fast leid, daß ich mich mit dieser eingelassen habe, denn der Teufel hole mich, wenn ich die geringste Zuneigung zu ihr habe! ... Um ein Nichts würde ich sie wieder an den Ort zurückführen lassen, von wo man sie geholt. ... was sagst Du dazu, Touquet? es wäre recht drollig, nicht wahr?"

Der Barbier, empfindlich darüber, daß der Marquis bei der Nachricht von der Entführung des jungen Mädchens so wenig Freude an den Tag legt, antwortet mit kalter Miene: „Ich sehe, daß der gnädige Herr die Person, die ihn vor zwei Tagen entzückt hatte, in der That gänzlich vergessen hat; wenn er sich an sie erinnerte, so würde er sich nicht so gleichgültig gegen ihren Besitz zeigen."

„Wie, ist sie in der That schön? Hältst Du sie für fähig, mich einige Zeit zu fesseln?"

„Ich weiß nicht, gnädiger Herr, ob sie dieses Glück haben wird; allein ich habe viele Buhlerinnen nach der Mode gesehen, die diese junge Italienerin nicht aufwogen."

„Sie ist also eine Italienerin?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Um so besser, das wird meinen Sinn ein wenig ändern."

„Sie nennt sich Julia; ihr Gesicht hat, ohne regelmäßig schön zu sein, etwas Pikantes, etwas Verführerisches; es liegt

in ihrer Stimme, in ihren Manieren, kurz in ihrer ganzen Person Charakter . . . Originalität . . . kurz, es ist keine von den schmachtenden Schönheiten, deren man so viele trifft."

„Weißt Du, daß Du meine Neugierde lebhaft erregst; ich bin nun zufriedener mit dem Abenteuer. Nun, morgen wollen wir Alles das bewundern."

„Morgen! . . . wie, gnädiger Herr, und dieses junge Mädchen, das Sie mit Ungeduld erwartet?"

„Sie wird dennoch so lange seufzen müssen; ich habe meinen Freunden versprochen, wieder zu ihnen zu kommen und die Nacht mit ihnen zuzubringen; unter ehrlichen Leuten muß man sein Wort halten! . . . Die schöne Julia wird sich gedulden."

„Ich habe auch einen meiner Leute bei Marcel zurückgelassen; im Falle der Herr Marquis mir einige neue Befehle zu ertheilen gehabt hätte, würde er sie mir überbracht haben, da Marcel das Haus nicht hätte verlassen können."

„Nun gut, Dein Mann wird warten, man wird ihm dafür einige Pistolen weiter geben. Ja! und ich muß Dich auch bezahlen. Hier ist Gold, das ich diesen Morgen beim Spiel gewonnen habe. Aber die Zeit verstreicht, ich wette, die Schelmen werden ungeduldig; ich eile wieder zu ihnen. Wir werden die Nacht herrlich zubringen; wir sind so recht im Zug, uns zu unterhalten . . . wir werden den guten Einwohnern von Paris Streiche spielen, die Wache durchprügeln, die Sänftenträger anhalten, und ich stehe nicht dafür, daß wir nicht einige Mäntel auf dem Pont-Neuf stehlen."

Der Marquis entfernt sich schnell, und der Barbier verschließt seine Thüre, zu sich sagend: „Gehe es jetzt wie es wolle, was liegt mir daran! . . . ich bin bezahlt."

Während diese Zusammenkunft in der Straße des Bourdonnais stattfand, verläßt das Mädchen, das man in dem wollüstigen Boudoir gelassen hat, das Ruhepolster, nachdem sich diejenigen, welche sie eingeführt, entfernt hatten. Sie nähert sich einem Spiegel,

in welchem man sich von Kopf bis zu Fuß betrachten kann; ein Spiegel reicht hin, um ein junges Mädchen zu zerstreuen und ihr Beschäftigung zu machen. Julia ordnet ihren Kopfputz, wühlt mit den Fingern in den Haaren, bessert ihre Locken aus, besieht sich, lächelt sich an. Julia ist kokett, jede Frau ist es ein wenig, sagt man; um über das mehr oder weniger zu urtheilen, darf man nur die Minuten zählen, die sie vor ihrem Spiegel zubringt, und gewöhnlich ist es nicht die Schönste, die sich am längsten in ihm betrachtet.

Endlich scheint Julia mit sich selbst zufrieden, sie entfernt sich von dem Spiegel und durchläuft das Boudoir, so wie das benachbarte Zimmer, die Gegenstände betrachtend und bewundernd, die sie, so lange man sie beobachten konnte, mit Gleichgültigkeit zu sehen geschienen hatte. Sie bleibt vor einer Pendeluhr stehen, die ein kleiner Amor von Alabaster trägt; der Zeiger steht auf elf Uhr. Julia seufzt, ihre Stirne wird finsterer, und sie wirft sich auf einen Sessel, indem sie stammelt: „Er kommt nicht!"

Während das junge Mädchen, die Pendeluhr betrachtend, seufzt, läßt sich Chaudoreille in den Speisesaal führen, da er, wie er sagt, vor Hunger stirbt, und schon seit dem frühen Morgen im Dienste des Herrn Marquis in der Stadt umherläuft. Marcel beeilt sich, seinem Gaste ein gutes Nachtessen vorzusetzen, dem der Ritter Gerechtigkeit widerfahren läßt. Während des Essens erzählt Chaudoreille seinem alten Freunde seine Heldenthaten, und da ihm Marcel mit dem größten Vertrauen zuhört, so hat unser Gasconier, entzückt, Jemand gefunden zu haben, der seine Prahlereien für wahr hält, bereits fünfzehn Nebenbuhler getödtet und zwanzig Schlachtofer von der Tyrannei befreit, ehe er an der zweiten Schüssel ist.

„Mein Freund," sagte Marcel, große Augen machend und sich ein Glas mit Getränk füllend, „es scheint mir, daß Du einen hitzigen Kopf hast!"

„Hitzig, sage doch kochend, sage vulkanisch! ... Es ist nicht meine Schuld, aber ich kann mich nicht mäßigen! ... ich bin ein von Ehrgefühl gleichsam besessener Mann ... ein wahrer Teufel, das ist das richtige Wort.“

„Allein, warum riefst Du denn um Hülfe gegen die Bildsäulen im Garten?“

„Höre mich, mein theurer Marcel: ich konnte erstens nicht errathen, daß es Bildsäulen waren, und wenn man tapfer ist, glaubt man überall Diebe zu sehen. Du begreifst Alles das nicht, weil Du ein sehr ruhiges Blut hast: dann fühlst Du wohl, daß ich mich nicht erfrechen konnte, im Hause des Herrn Marquis von Villebelle irgend eine Person zu tödten, ohne ihn zuvor um Erlaubniß gebeten zu haben.“

„Bst! ... hier nennt man den Herrn Marquis nie bei seinem Namen!“

„Ah! ich verstehe, das ist gut; hier ist Verheimlichung nöthig... Potz Tausend! es ist der Schauplatz der Incognito-Liebschaften! Sag' mir doch, Marcel, bewohnst Du dieses Haus schon lange?“

„Beinahe fünf Jahre.“

„Du mußt schöne Sachen gesehen haben!“

„Ich habe nichts gesehen, denn hier muß man sehen und nicht sehen.“

„Ich verstehe recht gut ... Was Teufels! hältst Du mich für einen Lumpenkerl? ... Das ist gleich, Du hast einen goldenen Platz! ... Der Marquis ist großmüthig, nicht wahr?“

„Ja.“

„Du erhältst wenigstens zwanzig Pistolen jährlich?“

„Das Doppelte.“

„Glücklicher Schelm! ... wenn ich Schelm sage, so will ich damit sagen, Du seiest der ehrlichste Mensch von der Welt, den ich kenne ... ich glaube sogar, Du bist der einzige, den ich kenne ... Der gute Marcel! ... wie freut es mich, Dich wieder

gefunden zu haben! . . . ich habe Dich überall gesucht, in den Akademien, in den Kneipen, in den Spielhäusern . . ."

„O! es ist schon lange, daß ich nicht mehr spiele!"

„Bah! . . . Du scherzest."

„Nein, seit unserem Abenteuer verabscheue ich das Spiel; in's Gefängniß zu wandern, wenn man unschuldig ist, das ist sehr unangenehm."

„Ei, mein Freund, dafür gibt es um so mehr Spitzbuben, die nicht dahin wandern! . . . Das gleicht sich aus. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich immer spiele . . . das unterhält mich! Zudem ist es ein Vergnügen der großen Herren; es gibt nichts Edleres, als zu spielen und sogar selbst seine Hosen dabei zu verlieren."

„Da ich nur ein Bedienter bin, so brauche ich diese Mode nicht nachzumachen."

„Du hast Unrecht, man muß stets die großen Herren nachäffen. Du hattest eine ungemeine Stärke im Piquet!"

„Ich? . . . o! ich war im Gegentheil sehr schwach darin . . ."

„Reine Bescheidenheit, meiner Treu': Ich will bei Dir in die Schule gehen; wir haben zu Nacht gespeist, laß uns, bis Dein Herr kommt, eine Partie machen, um die Zeit zu vertreiben . . ."

„Das wäre schwer, ich habe keine Karten hier. Wenn ich da oben zufällig solche finde, die mein Herr und seine Freunde benützt haben, so verbrenne oder verkaufe ich sie."

„Das ist unangenehm, und ich, der ich fast immer ein Piquetspiel in der Tasche führe, muß es gerade heute zu Hause lassen."

„Hier, Chaudoreille, koste diesen Liqueur . . . dies wird besser sein als spielen." Mit diesen Worten füllt Marcel zwei Tassen mit Vanillenrahm und stellt eine vor seinen Gast hin.

„Ja, ich liebe den Liqueur sehr," sagte Chaudoreille, „dieser hat einen ausgesuchten Geschmack; allein wir könnten zu gleicher Zeit trinken und spielen . . ."

„Ich sage Dir aber, daß ich keine Karten habe."

„Du hast wenigstens Würfel?"

„Eben so wenig."

„Kugeln?"

„Nein."

„Damenspiele, Domino's?"

„Kein Spiel, sage ich Dir."

„Zum Teufel mit Dir! ... Wie kann man die Zeit hinbringen, ohne zu spielen ... Ach! da kommt mir ein köstlicher Gedanke! ... In diesem Augenblicke habe ich ein kleines, sehr angenehmes Spiel erdacht, das Du leicht begreifen wirst. Du hast Deine volle Liqueurtasse vor Dir, ich habe die meinige ... sie sind von gleicher Größe; ich spiele mit Dir um einen Thaler auf die erste Mücke ..."

„Welche Mücke?"

„Höre wohl, es fehlt nicht an Mücken in diesem Zimmer; der, in dessen Tasse zuerst eine fliegt, wird dem Andern einen Thaler abgewinnen ... Bist Du damit zufrieden?"

„Das ist ein sehr drolliges Spiel, allein ich bin dabei."

„In diesem Falle aufgemerkt!"

Chandoreille rührt sich nicht; die Augen abwechslungsweise auf seine Tasse und die seines Gegners gerichtet, erwartet er ungeduldig den Augenblick, in dem eine Mücke den verzuckerten Liqueur kosten würde. Keiner von ihnen macht eine Bewegung, aus Furcht, die beflügelten Insekten zu erschrecken. Schon fünf Minuten lang sitzen sie regungslos vor ihrer Tasse, als Marcel nießt.

„Hol' Dich der Teufel!" ruft Chandoreille aus, „Du hast die schönste Mücke verjagt, die sich meiner Tasse näherte ... sie war gerade im Begriffe, hineinzufliegen ..."

„Ist es mein Fehler, wenn ich nießen muß?"

„Das heißt betrügen, mein Theurer, und dem Recht nach solltest Du die Partie verlieren."

„Du spaßest ohne Zweifel?"

„Ich will Dir dieses Nießen noch hingehen lassen, allein

wenn Du es wiederholst, so zählt es . . . Aufgemerkt: die Mücken fliegen."

Man schweigt von Neuem still; von Zeit zu Zeit blickt Chaudoreille in die Luft und scheint die Mücken flehentlich zu bitten, seinen Liqueur zu kosten. Endlich fliegt eine Mücke herbei; allein sie will aus Marcels Tasse trinken.

„Ich habe gewonnen!" ruft dieser aus.

„Einen Augenblick!" sagt Chaudoreille, vor Unwillen auf den Boden stampfend. „Laß mich den Fall beurtheilen."

„Hier kann doch kein Zweifel stattfinden. Die Mücke ist noch in meiner Tasse."

„Allein es fragt sich, ob es wirklich eine Mücke ist; ich kann keinen Thaler verlieren, denn man kauft die Katze nicht im Sack."

„O, betrachte sie, so lange Du willst."

Chaudoreille steht auf und streckt den Kopf vorwärts, um besser in die Tasse sehen zu können, die vor Marcel steht; allein kaum hat er sich durch diese Bewegung seinem Gaste genähert, so ruft er, die Hand an die Nase haltend, aus: „Die Wette gilt nicht! . . . die Sache kann nicht zu Stande kommen!"

„Was soll das heißen?" ruft seinerseits Marcel aus, vom Tische aufstehend.

„Ich wiederhole es Dir, daß die Wette nicht gilt."

„Und warum?"

„Warum? . . . Alle Teufel! weil Du einen so unreinen Athem hast, daß die Fliegen im Fluge sinken; hieraus siehst Du, daß die Partie nicht gleich ist."

„Chaudoreille, ich will die Sache als einen Spaß betrachten und kein Geld von Dir nehmen; allein ich schmeichle mir, einen wenigstens eben so frischen Athem zu haben, als Du."

„Die Sache als einen Spaß betrachten?" sagt der Ritter, die Hand an seinen Degengriff legend. „Willst Du mich foppen? Alle Teufel, wenn ich das wüßte!"

„Nun, nun, sei nur ruhig!“

„Glaubst Du, ich sei der Mann, der Deine Beleidigungen duldet? . . . Bei meinem Roland! ich weiß nicht, was mich zurückhält . . .“

„Bist Du bald fertig?“

„Alle Teufel! . . . Wenn ich glaubte, daß Du mich ärgern wolltest! . . . Als ob es mir auf einen Thaler ankäme! Wenn ich hundert verloren hätte, so würde ich sie Dir eben so gut bezahlt haben!“

„Es ist gut, lassen wir das.“

Je mehr Marcel sich bemüht, seinen Gast zu besänftigen, desto mehr tobt und schreit dieser, denn er glaubt, man fürchte ihn, und er will dies dazu benützen, den Erzürnten zu spielen; er zieht sogar seinen Degen und rennt in dem Saale auf und ab, seine kleinen Augen herumrollend, als ob er Alles zusammenhauen wolle. Marcel, der endlich ungeduldig wird und sieht, daß seine Bitten nichts fruchten, entschließt sich jetzt, einen hinter eine Thüre gelehnten Besen zu ergreifen, und sich zur Wehr stellend, erwartet er den Angriff seines Feindes.

Allein diese Handlung hat Chandoreille's Wuth plötzlich besänftigt; er bleibt stehen, und sich an die Stirne schlagend, wie Jemand, den ein plötzlicher Gedanke erleuchtet, ruft er aus: „Großer Gott, was wollte ich thun! . . . Im Hause des edlen Marquis von Villebelle sogar lasse ich mich vom Zorne hinreißen. Ach, mein Feuerkopf! Wie bös bin ich auf mich! Alles ist vergessen, Marcel; komm in meine Arme, ich verzeihe Dir!“

Marcel, stets ein guter Bursche, wirft seinen Besen weg und reicht dem Ritter die Hand. Man setzt sich wieder an den Tisch, spielt aber nicht mehr, und während in dem obern Gemach, beim Anblick des Zeigers der Pendeluhr, geseufzt wird, endigen die zwei Gäste in dem untern Saale damit, daß sie, die köstlichen Weine und Liqueurs des Marquis schlürfend, einschlafen.

Zehntes Kapitel.

Der Pont-Neuf (die neue Brücke). — Tabarin.

Der schlechte Erfolg der Nachtmusik hat den jungen Urbain nicht abgeschreckt; wenn man recht verliebt ist, verliert man den Muth nicht leicht. Unser Liebender ist nach Hause zurückgekehrt, den eifersüchtigen Barbier verwünschend, denn er zweifelt nicht, daß Touquet das junge Mädchen aus Eifersucht so strenge bewacht; allein durch seine Drohungen nicht sehr in Schrecken gesetzt, schwört Urbain, bis zu Blanca vorzudringen, und Alles zu thun, um sich ihre Zuneigung zu erwerben.

Schwören ist eine sehr leichte Sache! Wie viele Schwüre sind nur seit einem halben Jahrhundert schon geschworen und gebrochen worden! Allein hier handelt es sich nur von Liebesschwüren; diese sind lustiger, und wer sie bricht, ist der Verzeihung nicht immer unwürdig. Urbain, der geschworen hat, er wolle Blanca sehen, ist gleichwohl über die Art verlegen, auf welche er diesen Zweck erreichen soll. Allein in der Liebe schwört man immer zuerst und denkt dann erst nach; auch in den Geschäften gibt es viele Leute, die es gerade so machen.

Am Morgen, der auf die Nacht, in welcher er gesungen hat, folgte, geht Urbain in der Nähe der Wohnung des Barbiers spazieren; allein er wagt es nicht, in das Haus zu treten, nach welchem er seufzend hinblickt. Um von dem Barbier nicht gesehen zu werden, geht er nicht einmal an dem Laden vorbei und blickt nur aus der Ferne nach den Fenstern; Niemand zeigt sich an ihnen; sie scheinen dazu verdammt, nie geöffnet zu werden. Er erwartet, daß die alte Dienerin das Haus verlassen werde. Endlich öffnet Margarethe die Thüre der Hausflur; sie geht aus, um die nöthigen Lebensmittel einzukaufen.

Urbain verliert die gute Alte nicht aus dem Gesicht, aber

er wagt es nicht, mit ihr in die Läden zu treten. Allein wie soll er ein Gespräch anknüpfen? ... Im neunzehnten Jahre ist man zur Einleitung einer Intrigue noch sehr ungeschickt. Endlich nähert er sich zitternd Margarethen in dem Augenblicke, als sie an ihm vorbeigehen will.

„Was wollen Sie von mir,“ sagt die Alte in trockenem Tone zu ihm, denn der Anblick eines jungen Herrn flößte ihr stets Besorgnisse ein, und sie erinnert sich unaufhörlich an die Befehle ihres Herrn. Die Augen niederschlagend, stammelt der junge Mensch: „Madame, ich möchte ...“

„Ich bin keine Madame, ich bin Jungfer.“

„Mademoiselle ... wenn ich es wagen dürfte ...“

„Was?“

„Sie zu bitten ...“

„Sprechen Sie doch!“

„Mir Nachrichten über Demoiselle Blanca zu geben!“

„Ueber Demoiselle Blanca? ... O, o! ich weiß, was Sie wollen, mein junger Zierling ... fort, fort, gehen Sie Ihres Wegs ... in der That, Sie haben sich an die rechte Person gewendet! ... Wenn Sie von diesem lieben Kinde sprechen wollen, so wenden Sie sich zu meinen Herrn, er wird Ihnen antworten und zwar auf die gehörige Weise.“

Mit diesen Worten entfernt sich Margarethe von Urbain und murmelt, nach Hause zurückkehrend: „der Herr hat Recht, wir müssen unsere Aufmerksamkeit verdoppeln, damit dieses hübsche Mädchen nicht von diesen schlechten Menschen belagert wird.“

„Sie haben Alle geschworen, mich zur Verzweiflung zu bringen,“ sagt Urbain zu sich, tief betrübt über den schlechten Empfang, der ihm von der Alten zu Theil geworden war; „allein aller ihrer Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, werde ich sie sehen, werde ich mit ihr sprechen!“

Um desto besser über die Mittel, sie zu sehen, nachdenken zu

können, entfernt sich Urbain von dem Hause des Barbiers; er läuft in der Irre umher und kommt bald auf dem Pont-Neuf an.

Der Pont-Neuf war damals der Versammlungsort der Fremden, Intriguanten, der Müßigen, Spitzbuben und der neuen Ankömmlinge aus den Provinzen. Es war der lebhafteste Ort der Hauptstadt; stets angefüllt von einer Menge Neugieriger, welche sich um Quacksalber drängten, die Heilmittel für alle Schäden verkauften und Possen aufführten, von wandernden Bankhaltern, welche Taschenspielerkünste trieben, von Lieder-, Stahlwaaren-, Bücher-, Spielzeug-Verkäufern, bot er den Beobachtern lustige Scenen und ein sehr lebendiges Gemälde dar.

Tabarin, der durch seine öffentlichen Schauspiele bekannt geworden ist und von dem sogar der große Molière einige Schnurren entlehnt hat, hatte damals seinen Aufenthalt auf dem Pont-Neuf gegen den Dauphineplatz; er war dem berüchtigten Signor Hieronimo nachgefolgt, der in dem Hofe des Palastes Salbe gegen Brandschäden verkaufte, indem er sich öffentlich die Hände verbrannte und sie alsdann mit seinem Balsam heilte, während Galinette-la-Galine die Vorübergehenden durch seine Nebenpossen herbeilockte.

Außer Tabarins Schauspiel gab es auf dem Pont-Neuf noch mehrere andere Theater; Meister Gonin, ein sehr geschickter Taschenspieler, hatte sich daselbst niedergelassen und ergötzte die Pariser durch seine Gewandtheit, und in einer geringen Entfernung hatte Briochée sein Marionettentheater.

Tabarin, als bloßer Hanswurst eines Salbenverkäufers, spielte den Einfältigen und richtete an seinen Herrn tausend lächerliche Fragen. Dieser, als Arzt gekleidet, beantwortete Tabarins Possen, wobei er ihn ein Mal über das andere einen dummen Esel, ein fettes Schwein u. s. w. nannte, und dieses Schauspiel lockte die Menge herbei. Man sah daselbst nicht bloß das Volk, sondern auch Personen aus den ersten Ständen der Gesellschaft.

Urbain, der, in seine Liebesträume versunken, umherirrte, d. h. ohne vor sich hinzusehen, und alle Personen, die sich ihm näherten, mit dem Ellbogen stieß, fand sich von der Menge vor das Theater des Modehanswurstes hingetrieben. Der junge Baccalaureus vernimmt schallendes Gelächter um sich her, er sieht große Herren, junge Mädchen, Arbeiter, gemeine Dirnen, die, das Gesicht in die Höhe gerichtet, entzückt einem Menschen zuhören, der einen Harlekinshut auf dem Kopfe und eine bunte Jacke mit weiten Hosen an hat, und dessen Gesicht durch eine Maske verhüllt ist; dieser Mensch ist Tabarin.

Sein Herr, als Doktor gekleidet, den Kopf mit einer baskischen Mütze bedeckt, das Kinn mit einem langen Barte geschmückt, hält Schachteln mit Salbe oder Balsam in den Händen.

Urbain macht es maschinenmäßig wie die Andern, er sieht und hört zu, um zu erfahren, was den Pflastertretern jener Zeit so viel Vergnügen macht; hören wir auch einen Augenblick zu:

Tabarin. „Welche Leute halten Sie für die Höflichsten?"

Der Herr. „Ich war in Italien, ich sah Spanien und habe einen großen Theil Deutschlands bereist, aber ich fand nirgends so viele Höflichkeit als in Frankreich. Die Franzosen küssen sich, schmeicheln einander, sagen sich tausend schöne Dinge, grüßen durch Hutabnehmen . . ."

Tabarin. „Sie betrachten also das Hutabnehmen als einen Beweis von Höflichkeit? Ich bedanke mich vor solchen Artigkeitsbezeugungen."

Der Herr. „Der Gebrauch, den Hut zum Zeichen des Wohlwollens abzunehmen und damit denjenigen, die man grüßt Ehre, Achtung und Freundschaft zu bezeigen, ist alt."

Tabarin. „Demnach würde nach Ihrer Ansicht die ganze Höflichkeit im Abnehmen des Hutes bestehen? Wollen Sie nun wissen, welches die höflichsten Leute der Welt sind?"

Der Herr. „Nun, welche, Tabarin?"

Tabarin. „Die Pariser Straßendiebe, denn sie nehmen Einem nicht nur den Hut, sondern auch in den meisten Fällen den Mantel ab."

Diese Witzelei wurde mit ungeheurem Beifall und Gelächter von der versammelten Menge aufgenommen, unter welcher sich ohne Zweifel auch einige Straßendiebe befanden, die mittlerweile ihr Gewerbe ausübten und dabei noch stärker lachten als ihre Nachbarn.

Urbain theilt diese allgemeine Heiterkeit nicht; allein er merkt auf eine neue Scene, welche der Hanswurst spielt. Tabarin, der zu seiner Isabelle, die von Cassandra und einer alten Duenna bewacht wird, schleichen will, weiß seinen Zweck nicht anders zu erreichen, als dadurch, daß er sich als Frau verkleidet, und in dieser Tracht gelingt es ihm, eine geheime Zusammenkunft mit seiner Geliebten zu erlangen.

Die Harlekinsmaske, die Tabarin in seiner weiblichen Tracht beibehält, gibt zu tausend Späßen Anlaß, welche die Lachlust der Menge erregen, und bei denen der Anstand nicht immer gewissenhaft beobachtet wird; allein das Publikum des Pont-Neuf läßt sich nicht leicht einschüchtern, und die Frauen von Stand, die diesem Schauspiele beiwohnen, begnügen sich, ihre Fächer vor das Gesicht zu halten und auszurufen: „Ach, das sind ungeziemende, ärgerliche Handlungen: man sollte ihm wenigstens die Geberden verbieten!"

Die seltsame Verkleidung des Hanswurstes erweckt in Urbain einen Plan. Warum sollte er nicht dasselbe Mittel gebrauchen, um sich in das Haus des Barbiers zu schleichen? Ist es nicht die Liebe selbst, die ihm diese List eingibt, indem sie ihn zum Zeugen dieser Scene in dem Augenblicke macht, in welchem er seinen Kopf abmartert, um Mittel zu ersinnen, zu Blanca gelangen zu können?

Mag es nun die Liebe, das Schicksal oder der Zufall sein, was unsern Liebenden hierhergeführt hat, immerhin entzückt ihn

sein Gedanke, und, Tabarin tausendmal dankend, ist er auf nichts mehr als auf die Ausführung desselben bedacht. Alsbald drängt er sich durch die ihn umgebende Menge, stößt eine Grisette mit dem Ellbogen, bleibt an dem Mantel einer alten Dame hängen, tritt einer kleinen Maitresse, die, auf den Arm eines jungen Studenten gestützt, sich unter das Publikum geschlichen hatte, auf den Fuß; allein gleichgültig gegen die Scheltworte, die man gegen ihn ausstößt, macht sich Urbain fortwährend Platz, bis er sich endlich aus dem Getümmel herausgewunden hat, von wo er, kaum Athem schöpfend, in seine Wohnung läuft.

Hier angekommen, öffnet der junge Baccalaureus die Schublade eines kleinen Sekretärs von Nußbaum und zählt sein Geld; denn in jeder Angelegenheit muß man sich immer an dieses verfluchte Geld wenden, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen und schneller zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen.

Seine Ersparnisse bestehen bloß in sechszig Livres; das ist sehr wenig, man würde damit in unsern Tagen nicht in das Boudoir einer Lais gelangen können; allein wenn die Schönheit die Gefährtin der Unschuld ist, so ist der Zutritt um vieles leichter.

Zudem will Urbain nicht die Tracht einer großen Dame wählen, er will sich vielmehr in eine Bäuerin verkleiden: sein linkisches Wesen wird auf diese Art weniger bemerkt werden. Er betrachtet sich in seinem kleinen Spiegel: kein Bart, nicht das kleinste Härchen am Kinn. Urbain hüpft vor Freuden, obschon er einige Tage früher nach einem Knebelbart geseufzt hatte. Jetzt, da er sich in ein Mädchen verwandeln will, entzückt es ihn auch, daß er keine höhere Gestalt hat, und, seine kleinen Füße und niedlichen Hände betrachtend, ruft er aus: „Wie glücklich ist man, wenn man nicht stark, robust und ein schöner Mann ist!“

Es fragt sich nun nur noch, wie er sich die nöthigen Kleidungsstücke verschaffen soll. Er nimmt seine Thaler, begibt sich zu einem Trödler und verlangt ein Hauskleid für eine Landmagd von seiner

Größe. Man legt ihm Alles vor, was zum weiblichen Costüm gehört: Rock, Mieder, Schürze, Haube, Halstuch, Schuhe; man läßt ihn für Alles das dreimal so viel bezahlen, als es werth ist, und unser junger Mensch ist entzückt. Diese Einkäufe haben Zeit weggenommen; Urbain nimmt sein Mittagsmahl ein, dann kehrt er gegen Abend mit seinem kleinen Paket unter dem Arme in seine Wohnung zurück, so zufrieden als Jason, da er das goldene Vließ wegtrug; als Pluto, da er die Proserpina entführte; als Apollo, da er der Schlange Python die Haut abzog; als Herkules, da er die goldenen Aepfel aus dem Garten der Hesperiden stahl; oder als Paris, da er die Frau des Menelaus entführte; und wahrlich, alle diese Leute waren doch sehr zufrieden.

In seinem Zimmer angekommen, schlägt unser Liebender Feuer. Hierauf schreitet er sogleich zur Umwandlung seiner Tracht und behält von dem männlichen Costüm bloß die Kleidungsstücke bei, die er für nöthig hält, um unter dem weiblichen Rocke nicht zu frieren. Urbain probirt den Rock, dann das Mieder, dann will er Alles das anlegen; allein er kommt nicht damit zurecht, er zieht eine Schnur statt einer andern an, er trennt die Kleider auf, zerreißt sie, sticht sich; der arme Knabe geräth in Verzweiflung; er betrachtet sich in seinem kleinen Spiegel und sieht wohl, daß sein neuer Anzug nicht gehörig geordnet ist; er wird damit nie zu Stande kommen: Was nun thun? Nur eine Frau ist mit allen diesen Geheimnissen der Toilette ihres Geschlechts vertraut; er muß daher eine Frau bitten, ihm zu Hülfe zu kommen; er erinnert sich glücklicher Weise, daß in dem Stocke unter ihm ein alter Junggeselle wohnt, dessen flinke und hübsche Magd ihm stets eine anmuthige Verbeugung macht. Alsbald springt Urbain, seinen Rock und sein Mieder, so gut er kann, am Leibe haltend, die Treppe hinab und klingelt bei seinem Nachbar.

Die Magd öffnet und bricht in ein lautes Gelächter aus, als sie den jungen Menschen halb männlich, halb weiblich gekleidet



Band XII. Seite 152.
Duell zwischen Urbain und dem Marquis von Villebelle.

erblickt. Allein ein hübscher Junge von neunzehn Jahren interessirt stets, wie er auch gekleidet sein mag, und Urbain sagt zu der Dienerin mit rührender Stimme: „Ach, meine Beste ... ich bin in großer Verlegenheit ... ich will mich in ein Frauenzimmer verkleiden, und ich kann die Sache nicht zu Stande bringen, wie liebenswürdig wären Sie, wenn Sie mir einen Augenblick hälfen."

„Recht gern," erwidert das runde Mädchen, und ohne sich bitten zu lassen, folgt sie Urbain in sein Zimmer, wo sie immer stärker lacht, als sie sieht, auf welche Art er sein weibliches Costüm angelegt hat. „Sie gehen also auf den Ball?" sagt sie zu ihm.

„Ja, und ich möchte so verkleidet sein, daß man mich nicht erkennen könnte."

„O gut, warten Sie, ich, ich will Sie ankleiden, und ich verspreche Ihnen, es soll Ihnen gut stehen."

Alsbald fängt sie an, Alles, was Urbain gemacht hat, umzuändern. „Das ist Alles gar nicht elegant," sagt sie.

„So wollte ich es, ich will ganz einfach gekleidet sein."

„Allein Sie müssen noch ein Unterröckchen haben, um es darunter anzuthun ... das ist noch nicht genug; Sie haben keine Hüften wie wir ... man muß Ihnen welche machen ... und diese Haube! ... Ei! wie garstig! ... die würde Ihnen gar nicht stehen ... ich werde Ihnen eine von mir holen und Alles, was Sie brauchen. O, ich will, daß Sie hübsch aussehen."

Ohne auf Urbain, der ihr dankt, zu hören, läuft die junge Magd in ihr Zimmer, von wo sie bald wieder zurückkommt, mit Allem versehen, was nöthig ist, um aus dem jungen Menschen ein artiges Mädchen zu machen. Die neue Haube wird probirt; sie paßt vollkommen gut. Urbain ist entzückt; er weiß nicht, wie er dem jungen Mädchen seine Dankbarkeit bezeugen soll, und diese wird mit seinem Kopfputze nicht fertig; Locken müssen gemacht, Haare zurückgekämmt werden; sie verbirgt ihm das Kinn, befestigt Stecknadeln an ihm, bleibt stehen, betrachtet ihn und ruft aus:

„Er sieht wirklich recht hübsch aus! ... Eine so weiße Haut, ein so sanftes Gesicht; die Leute werden sich täuschen, das ist gewiß. Warten Sie jetzt noch eine Weile, daß ich Ihnen Brüste mache."

„Ist das wohl nöthig?"

„Wie, ob das nöthig sei? Ah wie mögen Sie das fragen."

„Allein ich ersticke in diesem Mieder . . ."

„Ach, wir ersticken noch ganz anders in den unsern, aber das thut nichts. Um hübsch zu sein, muß man ein wenig leiden. Warten Sie, daß ich Ihnen die Taille zusammenziehe ... daß ich Ihnen Hüften mache . . . und dann die . . . Ah, bei einer Dame muß dies sein . . . daran erkennt man das Geschlecht."

Die junge Magd findet an Urbain immer noch Etwas auszubessern, und dieser versteht sich, um gut verkleidet zu werden, zu Allem, was sie will, mit dem besten Anstande von der Welt, indem er jeden Augenblick wiederholt: „Wie gut Sie sind Mademoiselle! wie kann ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen!"

Sei es nun, daß Urbain endlich ein Mittel gefunden hatte, seine Dankbarkeit zu beweisen, oder daß die Magd dem jungen Menschen noch etwas Anderes thun mußte, die Toilette dauerte länger als zwei Stunden. Erst nach Verfluß dieser Zeit verließ das runde Mädchen, roth wie eine Kirsche, den jungen Menschen mit den Worten: „Es ist geschehen, Sie sehen durchaus keiner Mannsperson mehr gleich ... Sie können jetzt ausgehen ... Schlagen Sie die Augen nieder, blicken Sie seitwärts, machen Sie kleine Schritte, schwanken Sie ein wenig mit den Hüften, spitzen Sie den Mund, heben Sie Ihr Kleid ein wenig weit auf und Sie werden das Ende der Straße nicht erreichen, ohne eine Eroberung gemacht zu haben. Adieu, mein Herr, wenn Sie mich wieder brauchen, so schonen Sie mich ja nicht."

Die junge Magd hat sich entfernt, und nachdem Urbain seinen Gang eine Zeit lang einstudirt hat, faßt er den Entschluß, sich in seiner neuen Tracht auf die Straßen von Paris zu wagen.

Elftes Kapitel.

Nächtliches Abeuteuer.

Der Baccalaureus fühlt sich in seiner weiblichen Verkleidung auf den Straßen von Paris ziemlich unbehaglich. Ob es gleich Nacht ist und die Straßen nur schwach beleuchtet sind, so glaubt er doch, so oft Jemand an ihm vorbeigeht, er sei erkannt, und macht sich schon darauf gefaßt, von den Sergeanten angehalten zu werden, die ihn nach dem Beweggrunde seiner Verkleidung fragen und ein Lösegeld von ihm verlangen könnten, wenn er fortführe, als Frauenzimmer in der guten Stadt Paris umherzugehen, in der man sich nur in dem Falle, daß man mit vollen Händen Geld ausstreut, für das ausgeben kann, was man nicht ist; da nun Urbain keinen Thaler bei sich hat, weil man nicht an Alles denken kann, wenn man als Frauenzimmer verkleidet ist, so fühlt der junge Verliebte wohl, daß er den Händen der Gerechtigkeit ausweichen müsse. Diebe fürchtet er in Wahrheit nicht, das hieß damals viel und heißt auch jetzt noch Etwas.

Nach und nach faßt Urbain Muth; er gewöhnt sich an seine Kleidung, und gewisse Reden, welche von Vorübergehenden an ihn gerichtet werden, beweisen ihm, daß man sich hinsichtlich seines Geschlechts täuscht. Urbain ist nicht geneigt, die etwas ritterlichen Artigkeiten, die man ihm sagt, zu beantworten; er begnügt sich damit, seine Schritte zu verdoppeln. Endlich hat er die Straße **des Bourdonnais** erreicht; allein jetzt erst fällt es ihm bei, daß es schon zu spät ist, um in das Haus des Barbiers dringen zu können. Es ist unwahrscheinlich, daß Margarethe jetzt ausgeht; seine Verkleidung wird ihm daher erst am folgenden Tage zu Statten kommen können; es war daher unnütz, sie so bald anzulegen. Allein, macht ein Liebender solche Betrachtungen? Da übrigens Urbain sich an das Tragen der weiblichen Tracht gewöh-

nen will, so ist es ihm nicht unlieb, daß er des Nachts den ersten Versuch damit gemacht hat. Mit diesen Gedanken beschäftigt, schlendert er vor dem Hause des Barbiers umher, nach Blanca's Fenstern blickend und ihr tausend Seufzer zuschickend, die sie nicht hört, weil sie schläft, und die sie wahrscheinlich auch nicht hören würde, wenn sie wach wäre.

Sich ganz dem Vergnügen überlassend, unter den Fenstern seiner Schönen zu seufzen, bedenkt Urbain nicht, daß, wenn es natürlich ist, einen jungen Menschen des Nachts auf der Straße warten oder seufzen zu sehen, ein Frauenzimmer, das allein und so spät noch ein Gleiches thut, zu manchen Muthmaßungen Anlaß gibt. Plötzlich wird der junge Liebende durch eine männliche Person aus seiner Entzückung gerissen, die ihn stark am Knie zwickt und mit heiserer Stimme zu ihm sagt: „Es scheint mir, mein Mütterchen, daß der, welchen Du erwartest, saumselig ist; wenn Du meinen Arm annehmen willst, so wollen wir bei dem Wirthe da unten weißen Wein kosten. Ich bin ein Kunde . . . es sind Kabinete dort . . .“

Urbain dreht sich um und erblickt einen großen lustigen Schalk in der Tracht eines Sänftenträgers. Sehr wenig erfreut über das Abenteuer, eilt der junge Baccalaureus davon, seinen Galan zurücklassend; allein kaum ist er zweihundert Schritte von ihm entfernt, so wird er von Neuem von zwei Pagen angehalten, die ihn umarmen wollen; es gelingt ihm jedoch, ihnen zu entkommen, und er eilt weiter fort. Bald reden ihn Studenten, dann Lakaien und dann Soldaten an; einige verfolgen ihn. Um ihnen zu entrinnen, verdoppelt Urbain seine Geschwindigkeit, und um besser laufen zu können, hebt er seinen Rock bis an die Kniee auf; allein je weiter er ihn aufhebt, desto hitziger verfolgen ihn diese Herren.

„Der Teufel!“ sagt der fliehende Urbain zu sich, „ich habe mich nicht in ein Frauenzimmer verkleidet, um mich von allen Pagen und Lakaien in der Stadt kneipen zu lassen. Die Männer

haben den Teufel im Leibe! . . . Ich sehe jetzt ein, daß es angenehmer ist, Hosen zu tragen als Weiberröcke; allein morgen werde ich zu Blanca gehen; deßhalb Muth gefaßt . . . sie werden mich vielleicht in Ruhe lassen."

Mit diesen Worten sprang Urbain über die Gossen und durchlief die Straßen, von Schweiß triefend, und fast erstickend in seinem Mieder und unter dem künstlichen Busen, mit dem ihm die junge Magd die Brust besetzt hatte. Da er die Straßen, die vor ihm lagen, auf's Gerathewohl einschlug, um seinen Eroberungen zu entgehen, so wußte er endlich selbst nicht mehr, in welchem Stadtviertel er sich befand.

Da Urbain Niemand mehr hinter sich hört, so bleibt er stehen und schöpft Athem. Er erkennt den Ort, an welchem er sich befindet; er ist über die Brücken gegangen und in dem großen Pré-aux-Clercs angekommen, in welchem man Häuser zu bauen und Straßen zu eröffnen anfing, wie man es in dem kleinen Pré-aux Clercs gethan hatte, der gegen das Ende der Regierung Heinrichs IV. ganz mit Häusern bedeckt war.

„Gut! das ist die neue Straße, die man Verneuil nennt," sagte Urbain zu sich, „da ist der Chemin-aux-Vaches, wo man die Straße St. Domingo baut. Ich weiß nun, wo ich bin, allein ich will ein wenig ausruhen; meine Wohnung ist zu weit entfernt, als daß ich mich sogleich wieder auf den Weg begeben könnte. Ich bin ganz erschöpft, ich muß Athem holen; dieses Stadtviertel ist menschenleer, die Nacht ist vorgerückt; ich darf daher hoffen, daß ich keine Eroberungen mehr machen werde."

Urbain schürzt seine Röcke auf und setzt sich auf einen Stein; nach Verfluß einer halben Stunde fühlt er sich nicht mehr ermüdet, steht auf und schickt sich an, in sein Logis zu eilen. Ruhig vorwärts gehend, wünscht er sich Glück dazu, daß ihm Niemand mehr begegnet, allein während er an der Straße Bourbon vorübergeht, bemerkt er plötzlich vier Menschen, die aus derselben hervorkommen,

und als sie ihn erblicken, plötzlich Halt machen, um ihm den Weg zu versperren. „O, o! was ist das? . . . so spät! . . . das Wild hat sich noch nicht zur Ruhe gelegt!“

„Bei meiner Ehre, ein herrliches Zusammentreffen . . . es ist eine kleine Pächterin!“

„Um so besser, ich liebe die Bäuerinnen sehr . . .“

„Der Teufel! Marquis, eine Bäuerin, die mitten in der Nacht in Paris spazieren geht? . . . Das ist eine Unschuld, die sich der Gefahr sehr auszusetzen scheint . . .“

„Still, Ritter, Du hast stets böse Gedanken! . . . Ich wette, das arme Kind ist bloß in die Stadt gekommen, um seine Eier zu verkaufen!“

„Mag sie gekommen sein, in welcher Absicht sie will, sie wird in keinem Falle zurückkehren, ohne daß mein Schnurrbart sich auf ihren schönen Mund gedrückt hat.

Urbain sieht an der Sprache und den Manieren dieser Herren, daß er es mit Galgenvögeln von hohem Stande zu thun hat; da er ihnen nicht entfliehen kann, denn er ist von allen Seiten umringt, so sucht er sich von ihnen loszuwickeln, indem er mit zarter Fistelstimme sagt: „Meine Herren, ich bitte, lassen Sie mich; ich bin nicht das, für was Sie mich halten.“

Allein seine Bitten werden nicht gehört; man drängt sich um ihn, drückt ihn. Urbain, den dieses Benehmen ungeduldig macht, sieht zu seiner Befreiung keinen andern Ausweg mehr, als den, sein Geschlecht zu verrathen; er ruft daher in seiner natürlichen Stimme aus: „Lassen Sie mich in Ruhe, meine Herren! Ich wiederhole Ihnen, daß Sie sich nicht an die rechte Person gewendet haben.“

Diese Worte, die der Baccalaureus auf eine Art sprach, die keinen Zweifel über sein Geschlecht mehr gestattete, bringen auf die vier jungen Herren die Wirkung des Medusenhauptes hervor; sie bleiben regungslos stehen; allein bald erheben alle vier ein

schallendes Gelächter und rufen aus: „Es ist eine männliche Person! . . . o, das Abenteuer ist einzig!“

„Ja, meine Herren, es ist eine männliche Person,“ erwidert Urbain; „ich hoffe jetzt, daß Sie mir gestatten werden, meinen Weg fortzusetzen.“

„Was mich betrifft, so habe ich nichts dagegen,“ sagt einer der Unbekannten.

„Hör', Villebelle,“ sagt ein Anderer, „laß' doch diesen Knaben gehen, Du siehst wohl, daß es kein Mädchen ist! Ich glaube, Gott verdamme mich, daß der Wein, den wir getrunken haben, ihn seinen Irrthum nicht erkennen läßt: ist es nicht wahr, Ritter?“

„Bei Gott, meine Herren, es ist so!“ erwidert der Marquis von Villebelle, denn er war es in der That. Wie er dem Barbier gesagt hatte, brachte er den Rest der Nacht mit seinen Freunden auf eine lustige Art zu, indem er nach anziehenden Abenteuern in den Straßen der Hauptstadt jagte. Von Wein und sonstigen starken Getränken erhitzt, war der Marquis, der bei solchen Gelegenheiten stets das Beispiel der Tollheit und Ausschweifung gab, dem jungen Urbain am hitzigsten zu Leibe gegangen; und hielt ihn auch, trotzdem er sich zu erkennen gegeben, fortwährend zurück.

„Einen Augenblick, mein Knabe,“ sagte er, Urbain festhaltend; „wir wissen, daß Du kein Mädchen bist, das ist sehr gut; allein bei allen Teufeln, es müssen Dir lustige Abenteuer begegnet sein, daß Du Dich so vermummt hast. Erzähle sie uns, das wird uns ergötzen, dann wollen wir Dich frei lassen.“

„Ja, ja,“ wiederholen die Andern; „er muß uns sagen, warum er sich in ein Frauenzimmer verkleidet hat.“

„Ich werde es morgen bei dem kleinen Lever des Kardinals erzählen.“

„Ich werde es der Marion Delorme mittheilen.“

„Ich werde Bois-Robert bitten, es für den Hof in Verse zu bringen.“

„Colletet soll eine Komödie daraus machen. Nun, sprich doch!“

„Noch einmal, meine Herren, lassen Sie mich meinen Weg fortsetzen,“ erwidert Urbain ungeduldig. „Mit welchem Rechte fragen Sie mich? ich habe Ihnen nichts zu sagen, und ich will mich entfernen.“

Dieses sagend, sucht er den Marquis von Neuem zurückzudrängen; allein dieser versperrt ihm den Weg, zieht seinen Degen und ruft aus: „Bei meiner Ehre! der kleine gute Mensch spielt den Unverschämten ... Ah! das ist zu närrisch. Rede, oder wir lassen Dich wie einen Pudel über unsere Klingen springen.“

„Unverschämter!“ rief Urbain wüthend aus, „wenn ich eine Waffe hätte, so würden Sie sich keine solche Reden erlauben, oder Sie hätten sie schon bereuen müssen.“

„In der That, nun, ich will sehen, wie Du den Degen führst! Komm, Ritter, leihe ihm den Deinigen.“

„Wie, Villebelle, Du willst ...“

„Ja, ohne Zweifel, ein Duell mit einer Bäuerin, das wird lustig sein. Schnell, meine Herren, bilden Sie einen Kreis.“

Mit diesen Worten nimmt der Marquis den Degen eines seiner Gefährten und reicht ihn Urbain dar. „Hier nimm,“ sagt er zu ihm, „und vertheidige Dich. Hab Acht, Mädchen — Junge! wir wollen sehen, ob Du so tapfer als eigensinnig bist.“

Urbain reißt dem Marquis den Degen hastig aus der Hand und greift ihn sogleich an; obschon seine Röcke und sein Mieder ihn belästigen, so fällt er doch mit Ungestüm auf seinen Gegner aus, der, seine Hiebe parirend, jeden Augenblick ausruft: „Gut! ... sehr gut, bei meiner Ehre! ... sehen Sie doch, meine Herren! wie degagirt ... und dieser Stoß ... Teufel, wie er darauf losgeht ... Es erfordert meine ganze Fertigkeit, um ...“

Ein Stich, der ihm einen Theil des Vorderarms durchdringt, hemmt die Rede des Marquis; sein Degen entfällt ihm, seine Freunde umgeben und halten ihn, Urbain selbst eilt ihm zu Hülfe.

„Es ist nichts, es ist nichts," sagt der Marquis; „lebe wohl, mein Freund, Du bist ein Tapferer; es freut mich, Deine Bekanntschaft gemacht zu haben, obschon ich nicht weiß, mit wem ich es zu thun gehabt habe. Wenn Du eines Tags in Verlegenheit kommen solltest, wenn Du einen schlimmen Handel abzumachen oder einen Beschützer nöthig hättest, so komm in mein Hôtel, frage nach dem Marquis von Villebelle, und Du wirst mich bereit finden, Dir zu dienen."

Mit diesen Worten ergreift der Marquis die Hand des jungen Menschen, drückt sie ihm mit Herzlichkeit und entfernt sich dann, gestützt auf die jungen Edelleute, die seine Wunde mit ihren Schnupftüchern verbunden haben. Unser Verliebter aber eilt, noch ganz betäubt von diesem Abenteuer, schnell in seine Wohnung zurück.

Zwölftes Kapitel.

Die Zusammenkunft unter vier Augen.

Die ereignißreiche Nacht ist der Morgenröthe gewichen und der Schlaf hat Juliens Augen noch nicht berührt: aufgeregt und ungeduldig ist sie zwanzig Mal von dem Sopha aufgesprungen und hat an der Thüre gelauscht, in der Meinung, ein Geräusch zu vernehmen, und in der Hoffnung, den Marquis erscheinen zu sehen. Aber sie hörte alle Stunden dieser ihr endlos scheinenden Nacht schlagen, und der verführerische Marquis kam nicht.

Die Stirne der jungen Italienerin hat sich umwölkt; ihre Augen, in denen stets ein lebhaftes Feuer glänzt, drücken nicht mehr dieselben Gefühle aus: eine düstere Flamme sprüht in ihnen. Julia's Busen ist beklemmt; sie seufzt, sie läuft in dem Zimmer, dessen Eleganz keine Reize mehr für sie hat, planlos umher, geht an den Spiegeln vorüber, ohne sich in denselben zu betrachten; ihre Eitelkeit fühlt sich gedemüthigt durch die Gleichgültigkeit des

Marquis, dessen Betragen in der That nicht zu entschuldigen war. Welche Frau wird eine solche Vernachlässigung verzeihen? Sich freiwillig entführen zu lassen, um hernach die ganze Nacht in der Einsamkeit zuzubringen! . . . Die Liebe entschuldigt Vieles, allein die Eigenliebe entschuldigt nichts.

Sobald der Schein der Kerzen vor dem aufgehenden Morgenlichte erblaßt, öffnet Julia die Thüre des Boudoirs, durchläuft mehrere Zimmer und kommt endlich in den Corridor. „Sie fürchten nicht, daß ich entwische," sagt sie, einen bittern Seufzer ausstoßend; „sie haben keine Vorsichtsmaßregel ergriffen, um mich zurückzuhalten; allein der Herr Marquis und sein würdiger Agent glauben, ich fühle mich schon dadurch ganz glücklich, daß ich in dieses Haus geführt worden sei! Geduld . . . eines Tags werden sie mich vielleicht besser kennen lernen."

Julia steigt die Treppe hinab. Obgleich man schon mitten im Winter war, war es doch ein schöner Morgen. Die junge Italienerin tritt durch den Säulengang hinaus und vertieft sich in die Gärten, deren lange Baumgänge sie, ganz ihren Gedanken nachhängend, durchläuft.

Der Tag hat Marcel und seinen Gast an dem Tische schlafend, an welchem sie zu Nacht gespeist hatten, überrascht. Marcel, welcher zuerst erwacht, ruft seine Gedanken zurück und begreift nicht, warum sein Herr die ganze Nacht hindurch nicht gekommen ist, denn die Thürglocke tönt in dem Saale, in welchem sie geschlafen haben, und der Marquis ist nicht der Mann, der sich nicht hören läßt.

Marcel stößt den Ritter, der seine kleinen Augen öffnet und erstaunt um sich blickend in die Worte ausbricht: „Alle Teufel! . . . ich bin nicht in meinem Logis in der Straße Brisemiché, noch in dem Spielhause in der Straße Vidé-Gousset . . . wo Teufels hab' ich denn die Nacht zugebracht? . . . Mein Beutel . . . wo ist mein Beutel? . . . ich hatte acht Thaler darin!"

Chauboreille betastet sich schnell und zählt sein Geld, während Marcel zu ihm sagt: „Wache doch ganz auf und erinnere Dich, wo Du bist ... hältst Du mich für fähig, Dich zu bestehlen?"

„Ach, was für ein Ochsenkopf bin ich! ... Du theurer Marcel ... ich erinnere mich jetzt an Alles ... Verzeihung, mein Freund, allein im ersten Augenblicke glaubte ich mich in der Schenke, wo ich zuweilen übernachte! Was Teufel, es ist heller Tag!"

„Ja, und der Herr Marquis ist heute Nacht nicht gekommen; ich begreife es nicht ..."

„Das ist in der That höchst sonderbar, und die arme Kleine, die wir mit so viel Mühe hierher brachten, was der Henker wird sie seit gestern gethan haben?"

„Sie wird geschlafen haben wie wir."

„Ach, mein lieber Marcel, man sieht wohl, daß Du das schöne Geschlecht nicht studirt hast! ... Schlafen? ... eine Frau, die zum ersten Male ihren Sieger erwartet? ... sie hätte lieber den Mond gefressen als geschlafen."

„Allein wenn der Sieger nicht kommt, muß man wohl einen Entschluß fassen."

„Nie. nie, sage ich Dir! ... Höre einmal folgendes Beispiel: Ich hatte einmal einer Baronin an dem Strand der Seine in der Nähe des Thurmes Nesle ein Rendezvous gegeben; es war auch Winter und schrecklich kalt. Unerwartete Hindernisse, ein Duell, verhindern mich, zu meiner Schönen zu gehen. Ich werde verwundet und muß acht Tage lang im Bette liegen. Als ich am neunten Tage zufällig an dem verabredeten Ort vorbeikam, wen sehe ich noch daselbst?"

„Deine Baronin?"

„Getroffen! Allein die arme Frau war seit vier Tagen erfroren und einzig darum, weil sie den Ort des Rendezvous nicht hatte verlassen wollen."

„Unsere Dame hatte ein gutes Feuer und Alles, was sie

wünschen konnte. Sie wird nicht erfroren sein, während sie auf meinen Herrn wartete."

„Sag' mir doch, Marcel, was meinst Du, wenn ich hinaufginge und ihr liebenswürdige Sachen sagte, um sie ein wenig zu zerstreuen."

„Nein, das könnte dem Herrn Marquis mißfallen."

„Ach, Du hast Recht, es könnte seine Eifersucht rege machen."

„Wäre es nicht besser, wenn Du die Person aufsuchtest, die Dich hier gelassen hat, um ihr zu sagen, daß der gnädige Herr nicht gekommen ist?"

„Nein, mein theurer Marcel, Touquet hat mir gesagt, ich solle hier die Befehle des Marquis erwarten, und ich muß seine Instruktionen befolgen; mag er vierzehn Tage nicht kommen, das ist mir ganz gleich, ich verlasse Dich nicht. Du hast einen guten Keller und Mundvorräthe jeder Art, ich befinde mich recht gut hier; ich werde bloß Karten für die nächste Nacht holen und Dich dann Vortheile lehren, von denen Du nichts ahnst."

„Meinetwegen, ich will unser Frühstück zubereiten und mich dann erkundigen, ob die Dame Etwas wünscht."

„Gut, während dieser Zeit werde ich den Garten durchlaufen und mit Deinem Herkules Bekanntschaft machen."

Chandoreille legt seinen Mantel zurecht, ordnet seine neue Krause, die er zufällig gekauft hat, die ihn aber entzückt, weil sie ihm bis an die Ohren geht. Er setzt seinen Hut auf, ringelt seine Haare, und in den Garten gehend, trillert er: „Komm' Morgenroth, ich fleh' Dich an!" ein Gesang, den der gute König Heinrich in Aufnahme gebracht hatte. Vor jeder Bildsäule bleibt er mit stolzer Miene stehen und schneidet denen, welche ihm den Abend zuvor bang gemacht hatten, schiefe Gesichter.

Beim Heraustreten aus einem Baumgange bemerkt er Julien, die in einem Gebüsche sitzt, das noch nicht durch Blätterwerk beschattet ist. Das junge Mädchen ist in Gedanken vertieft und hat

ihn nicht kommen hören. Chaudoreille berathschlagt mit sich, ob er sie anreden oder seines Wegs gehen soll; er enschließt sich zu dem erstern und nähert sich ihr, seine linke Hand auf seine Hüften stemmend, den Leib vorwärts biegend und sein gewöhnliches Lächeln vorbereitend. Julia schlägt die Augen rasch auf; da sie aber den Ritter erblickt, kann sie sich eines unmuthigen Gefühls nicht erwehren und sagt barsch zu ihm: „Was wollen Sie von mir?"

Bestürzt hält Chaudoreille mitten in seinem Lächeln inne und kann nicht sogleich antworten. „Wer schickt Sie zu mir?" beginnt Julia wieder; „ist der Marquis hier? . . . oder sein Vertrauter, der Barbier Touquet?"

„Nein, schöne Dame . . . ich bin im gegenwärtigen Augenblicke mit Ihnen und Marcel allein in diesem Hause . . . ich habe diese Nacht Ihrer Sicherheit wegen durchwacht . . . ich glaubte immer, der Marquis werde kommen."

„Wer ist dieser Marcel? Ohne Zweifel der Diener, der uns geöffnet hat?"

„Richtig errathen."

„Dient er dem Marquis schon lange in diesem Hause?"

„Nein, nein, ich glaube erst vier oder fünf Jahre."

„Und Sie, sind Sie schon früher hier gewesen?"

„Gestern war es das erste Mal."

Julia schweigt und Chaudoreille beginnt nach Verfluß einer Minute wieder: „Kennen Sie wohl meinen Busenfreund, den Barbier Touquet?"

„Was liegt Ihnen daran," antwortet die Italienerin, dem Ritter einen verächtlichen Blick zuwerfend.

„Sicherlich nichts. Aber weil Sie ihn genannt haben . . . er ist zweifelsohne ein sehr achtungswerther Mann; ich rechne es mir zur Ehre, sein Freund zu sein."

„Das gereicht Ihnen zum Lobe," sagt Julia, indem ein ironisches Lächeln um ihren Mund spielt.

„Ja, gewiß," erwidert Chaudoreille, der Julia's Lächeln zu seinem Vortheile deutet, „wir waren mit einander im Feuer ... er ist tapfer ... o, hierin lasse ich ihm Gerechtigkeit widerfahren! ... er hat sich stets ehrenhaft benommen."

„Stets? ... und hat er auch zuweilen von seinen Verwandten, von seinem Vater mit Ihnen gesprochen?"

„Meiner Treu' nicht, ich glaube nicht, daß er aus den ersten Ständen der Gesellschaft stammt ... in diesem Punkte stehe ich unendlich weit über ihm; die Chaudoreille sind Vollblut, und ihr Stamm steigt zurück bis auf Noah. Unter Karl dem Kahlen ließ sich einer meiner Vorfahren scheeren ..."

„Was liegt mir an dem, was Ihre Vorfahren thaten! Ich spreche mit Ihnen von der Familie des Barbiers."

„Richtig, allein mein Freund Touquet hat wenig mit mir davon gesprochen; ich glaube, er ist ein Lothringer, und er hat mir gesagt, er habe sein Vaterland frühzeitig verlassen und sei noch sehr jung nach Paris gekommen. Nur da kann das Genie glänzen; auch hat Touquet sein Glück gemacht! Und ich ... Gott sei Dank, ich bin ..."

Hier fielen Chaudoreille's Augen auf sein an mehreren Orten durchlöchertes Wamms; er bedeckte es mit seinem Mantel und fuhr fort: „Ich wäre sehr reich, wenn ich mich nicht wegen der Weiber zu Grunde gerichtet hätte." Julia, die auf die letztere Phrase nicht gemerkt hatte, sagt halblaut: „Er muß reich sein, wenn er dem Marquis bei allen seinen tollen Streichen beigestanden ist."

„Er verheirathet sich nicht," fährt Chaudoreille fort, „und doch könnte er gegenwärtig eine gute Partie treffen ... sein Haus in der Straße des Bourdonnais ist ein hübsches Eigenthum ... vielleicht will er wegen der Kleinen nicht ... vielleicht will er sie selbst heirathen ... dies würde mich nicht in Erstaunen setzen ..."

„Welche Kleine?" fragt Julia neugierig.

„Das junge Mädchen, das er an Kindesstatt angenommen hat, und das jetzt sechszehn Jahre alt ist.“

„Der Barbier Touquet hat ein Mädchen an Kindesstatt angenommen?“

„Ja, ohne Zweifel! Wie kommt es, daß Sie, die ihn kennen, dies nicht wissen? . . . es ist doch eine der besten Handlungen seines Lebens!“

„Touquet hat eine gute Handlung verrichtet?“ sagt Julia ironisch lächelnd; „das wäre mir nicht eingefallen! Und ist das junge Mädchen hübsch?“

„Der Teufel! ob es hübsch ist? ich glaube es doch! . . . es ist ein . . . aber nein,“ sagt Chaudoreille, sich plötzlich besinnend, „sie ist ganz und gar nicht schön, im Gegentheil, sie ist häßlich, man kann sogar sagen, sie sei abstoßend.“

„So eben nannten Sie sie schön, und jetzt machen Sie sie sehr häßlich . . . Sie scheinen selbst nicht zu wissen, was Sie sagen wollen, Herr Chaudoreille.“

„Neben Ihnen, schönes Dämchen, kann man leicht den Kopf verlieren; aber bei diesem Degen schwöre ich Ihnen . . .“

Da sich in diesem Augenblicke die Glocke der Gartenthüre vernehmen läßt, so hält Chaudoreille inne: in der Vermuthung, es sei der Marquis, und es würde gefährlich für ihn sein, wenn man ihn bei einer Unterhaltung mit Julia allein anträfe, entläuft er durch den ersten besten Baumgang, und eilt zu Marcel zurück, indeß die junge Italienerin ängstlich lauscht und ein lebhafteres Hochroth ihre Wangen färbt.

Marcel öffnet; allein nicht der Marquis, sondern bloß Touquet tritt ein. „Ihr Herr hat sich heute Nacht duellirt,“ sagt er zu Marcel, „er ist verwundet, aber nur leicht, wie es scheint. Ich will mit dem jungen Mädchen reden. Es wird zu wissen verlangen, was Alles das bedeuten soll . . . wo ist es gegenwärtig?“

„Im Garten,“ sagt Chaudoreille, „allein ich versichere Dich,

daß es sich da nicht zu langweilen scheint ... es ist wahr, ich habe mit ihm geschwatzt, und ..."

„Hatte ich Dir es erlaubt? ... Du bist sehr kühn, daß Du Dich mit einer Frau unterhältst, auf die der Marquis die Augen geworfen hat ..."

„Ja, ich gestehe, daß ich sehr kühn bin ... allein ich glaube, Du sagtest, daß der Marquis sich geschlagen hat; weißt Du mit wem?"

„Schwachkopf, was geht das uns an? Glaubst Du, ich habe ihn gefragt?"

„Es ist wahr, es geht uns nichts an, aber ..."

„Du hast hier nichts mehr zu schaffen, pack' Dich."

„Ich mich packen?"

„Ja, und das auf der Stelle."

„Ohne dem gnädigen Herrn vorgestellt zu werden? Das ist sehr unangenehm; allein ... wenigstens ... es scheint mir, wenn man mich nicht mehr braucht, so sollte man mich bezahlen."

„Nimm, hier sind noch zehn Thaler, das ist hundert Mal mehr, als Du werth bist."

„Sehr gut, allein die Bandrose und die zerbrochene Scheibe..."

„Der Henker! bist Du nicht zufrieden, Schlingel?"

„Doch, doch, ich bin sehr zufrieden!"

„Ich will nicht murren," sagt Chaudoreille zu sich, „er könnte sich an die Bärte erinnern, die ich ihm schuldig bin."

„Geh'!" sagt der Barbier, mit dem Finger nach der Gartenthure weisend. Der Gasconier schiebt die so eben erhaltene Summe schnell in seinen Beutel, steckt diesen sodann sorgfältig in seinen Gürtel und brummt vor sich hin: „Zehn und acht macht achtzehn ... alle Teufel! damit könnte ich das Spielhaus in der Straße Vidé Gousset und die Bank in der Straße Coup-George sprengen." Dann drückt er seinem Freunde Marcel die Hand und geht, mit seinem Mantel stolzirend, durch die kleine Thüre hinaus, die er nicht weit genug findet, seit er achtzehn Thaler besitzt.

Der Barbier, beeilt, den Auftrag, den ihm der Marquis gegeben hat, zu vollziehen, um bei Ankunft seiner Kunden wieder in seinem Hause zu sein, durchläuft den Garten mit großen Schritten und begegnet Julien, die bei seinem Anblicke ihre Hoffnung abermals schwinden sieht.

„Madame," sagt Tonquet, das junge Mädchen grüßend, „das Betragen des Herrn Marquis hat Ihnen wenigstens als sehr außerordentlich erscheinen müssen; Sie werden es entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß er sich heute Nacht auf dem großen Pré-aux-Clercs geschlagen hat nnd verwundet worden ist."

„Er ist verwundet?" sagt Julia mit Theilnahme, und fürchtet man?"

„Nein, Madame, er ist bloß leicht am Arme verwundet; der Herr Marquis hat mir dieses Ereigniß diesen Morgen bei Tagesanbruch mitgetheilt und mir den Auftrag gegeben, Sie davon in Kenntniß zu setzen, er hofft, bald wieder hergestellt zu sein und in vier oder fünf Tagen Sie besuchen zu können, um sich selbst zu entschuldigen; allein wenn Sie sich hier langweilen, so steht es Ihnen frei, in Ihren Laden zurückzukehren, ich werde Sie unterrichten, sobald . . ."

„Nein," sagt Julia, den Barbier barsch unterbrechend, „ich werde hier bleiben, glauben Sie denn, ich habe meine Wohnung verlassen, um wieder dahin zurückzukehren? Ich werde den Marquis erwarten."

„Sie können thun, was Ihnen beliebt, man hat den Befehl, jedem Ihrer Wünsche zu genügen."

Der Barbier grüßt Julien, und nachdem er Marcel die Befehle des Marquis mitgetheilt hat, verläßt er das kleine Haus und kehrt schnell in seine Wohnung zurück.

Fünf Tage sind verflossen, seit die junge Italienerin das wollüstige Gemach bewohnt, in welchem sie ein Klavier, eine Zither, einige Bücher, Bleistifte, Zeichnungen und eine Garderobe fand,

die mit Allem versehen ist, was die Reize der Schönheit vermehren kann. Marcel, stets gehorsam und verschwiegen, befriedigt alle ihre Wünsche, ohne sich die geringste Frage zu erlauben, und Julia richtet nur das Wort an ihn, wenn sie Etwas von ihm verlangt, wovon sie sich Zerstreuung verspricht, denn der herrlichste Ort schützt nicht gegen die Langeweile.

Der Abend des sechsten Tages ist schon vorgerückt. Julia, die sich mit Koketterie geputzt hat, in der Erwartung, der Marquis werde kommen, sieht ihre Hoffnung abermals schwinden und hat sich auf den Sopha hingestreckt, wo ihre Träumereien einem leichten Schlummer Platz machten, als die Thürr des Zimmers sich leise öffnet, und der Marquis von Villebelle am Eingange des Gemachs erscheint.

„Sie ist schön, sehr schön," sagt der Marquis, das nachlässig auf den Sopha hingestreckte junge Mädchen einen Augenblick betrachtend und ihm dann einige Schritte näher tretend. Das hierdurch entstandene Geräusch weckt die junge Italienerin auf, und die Augen öffnend, erblickt sie den grossen Herrn, der, in ein reiches und zierliches Costüm gekleidet, das seine Anmuth und edle Haltung noch mehr hervorhebt, lächelnd an ihrer Seite Platz nimmt.

Julia macht eine Bewegung, um sich aufzurichten. „Bleiben Sie," sagt der Marquis, „Sie sind so schön in dieser Stellung! Ich bedaure, Ihren Schlaf gestört zu haben."

„Gnädiger Herr, ich erwartete Sie nicht mehr," sagt Julia, die Verwirrung zu verbergen suchend, in die sie der Anblick des Marquis versetzt; „und seit sechs Tagen allein an diesem Orte..:"

„Ja, Sie haben Langeweile haben müssen, ich begreife es; allein, meine Schöne, mein Abgesandter wird Ihnen gesagt haben, daß ich nicht daran Schuld war. Mein Arm ist sogar noch nicht geheilt; allein ich habe dem Verlangen nicht widerstehen können, das liebenswürdige Kind zu sehen, das aus Liebe zu mir in der Einsamkeit leben will."

„Aus Liebe zu Ihnen gnädiger Herr?“ sagt Julia, die Augen abwendend, um den verliebten Blicken des Marquis zu entgehen; „und was veranlaßt Sie, zu glauben, daß ich Sie liebe?“

„Ah! bei meiner Ehre, das ist göttlich! ... Erwarteten Sie denn einen Andern hier, mein Engel?“

„Ich erwarte, gnädiger Herr, daß Sie mir sagen, aus welchem Grunde Sie mich aus meiner Wohnung haben entführen lassen.“

„Köstlich! ... bei allen Teufeln, köstlich! ... sie weiß nicht, warum man sie hierher gebracht hat! ... Man hat es Ihnen also nicht gesagt, kleine Listige?“

„Von Ihnen allein will ich es hören, gnädiger Herr.“

„Das ist billig. Amor richtet durch Gesandte wenig aus: dieser Gott liebt die Pagen und Bedienten nicht, er will sein Geschäft selbst verrichten ... Nun! zuerst einen Kuß, und wir werden uns dann besser verstehen.“

Julia entwindet sich den Armen des Marquis, die sie umfangen wollen, und entfernt sich von ihm mit den Worten: „Ich bitte Sie, mein Herr, unterlassen Sie diese Freiheiten, die mich beleidigen.“

„Die Sie beleidigen?“ sagt der Marquis, in ein Gelächter ausbrechend, indeß Julia's Wangen ein lebhaftes Hochroth färbt. „Ah! was soll das heißen? ... spielen wir hier Komödie ... oder will man mich für die Langeweile eines sechstägigen Harrens büßen lassen? Noch einmal, meine liebe Freundin, es ist nicht meine Schuld, ein Duell in dem Augenblicke, in welchem ich am wenigsten daran dachte ... Ach! ich muß Dir das erzählen, es ist sehr drollig; ich kam mit vier guten Freunden von der Schenke; wir waren ein wenig benebelt, suchten mit Jedermann Streit anzufangen, zerbrachen die Scheiben, schlugen die Wachen, rißen den guten Bürgern die Perrücken vom Kopfe ... Was willst Du? Man muß die Zeit gut zubringen und den Herren vom Parlamente zeigen, daß man sich nicht unter den Befehlen begriffen hält, welche den

Vagabunden, den Pagen und Lakaien verbieten, des Nachts Lärm in den Straßen von Paris zu machen. Zuletzt treffen wir ein Mädchen, dieses Mädchen war ein Jüngling; er will uns nicht sagen, warum er sich verkleidet hat, und ärgert sich über unsere Späße. Einer von uns gibt ihm seinen Degen und wir schlagen uns. Für einen jungen Menschen focht er, bei meiner Ehre, höchst tapfer! Es war ein Vergnügen! Kurz, er hat mir diese Schramme beigebracht, die ich noch fühle und die mich hindert, meinen Arm recht zu gebrauchen; daher meine Schöne, bitte ich Dich, spiele nicht allzusehr die Grausame, denn ich bin nicht im Stande, einen Angriff auszuhalten."

Der Marquis nähert sich Julien und will sie von Neuem in seine Arme schließen, allein sie windet sich los und nimmt in einiger Entfernung von dem Marquis Platz, während sie dieser lächelnd betrachtet und, eine Jagdmelodie summend, sich auf das Ruhepolster hinstreckt.

Der Busen des jungen Mädchens hebt sich rascher, sie blickt seitwärts und verhüllt sich die Augen mit der rechten Hand.

„Was ist es denn?" sagt der Marquis nach Verfluß einiger Minuten. „Weinen wir zufälliger Weise? In der That, meine Kleine, ich begreife Sie nicht; man hat mir gesagt, Sie seien ganz freiwillig hierher gegangen; die Strenge, die Sie gegenwärtig annehmen, muß mich daher in Erstaunen setzen. Nun, beruhigen Sie sich, ich werde vernünftig sein, weil Sie es so wollen."

Dieses sprechend, setzt sich Villebelle an Julia's Seite und ergreift eine ihrer Hände, die er in den seinigen drückt. Die junge Italienerin heftet die Augen auf den Marquis; in den Zügen des Letztern lag etwas Edles, etwas Verführerisches, das ihm nur zu leicht Verzeihung für seine Kühnheit auswirkte. Gewohnt zu siegen, war er unternehmend aus Gewohnheit nicht aus Geckenhaftigkeit, und Juliens Widerstand setzte ihn in Erstaunen, ohne ihn zu erzürnen.

„Warum weinen Sie?“ sagt er zu ihr.

„Ich habe geglaubt, daß Sie mich lieben, und Sie verachten mich.“

„Ich Sie verachten? ... Nein, schönes Mädchen; ich werde Sie lieben ... wie ich lieben kann, und das wird dauern ... so lange es dauern kann, was wollen Sie weiter?“

„Ich will Liebe... eine beständige, wahrhafte, aufrichtige Liebe...“

„Ah! eine beständige Liebe ... meine gute Freundin, Sie fordern viel! Können wir das versprechen, wir Männer? Und aufrichtig gesprochen, wenn es den größten Damen des Hofes nicht gelingt, so soll ein niederes Mädchen hoffen dürfen, den Marquis von Villebelle zu fesseln?“

„Nun gut,“ sagt Julia, sich stolz erhebend und der Thüre zuschreitend, „das niedere Mädchen wird sich nicht in die Laune des großen Herrn fügen.“

„Bei meiner Ehre! ... sie würde gehen ... glaube ich,“ sagt der Marquis, Julien sanft zu dem Sopha zurückführend. „Ich bitte, keinen Verdruß ... befinden wir uns denn hier, um uns zu erzürnen? ... Die Zeit flieht mit reißender Schnelle; sie nimmt jede Minute einige Funken von jenem schöpferischen Feuer, das Liebe und Wollust einhaucht, mit sich fort! Warten wir, um aus dem Becher des Vergnügens zu trinken, nicht, bis der Feuerherd erloschen ist! ... Man wird Sie lieben, man wird Sie anbeten, Boshafte; allein was bieten Sie mir als Preis einer solchen glühenden Liebe an?“

„Ein Herz, das Sie anders zu lieben wissen würde, als Sie bisher geliebt worden sind, das sein Glück darin fände, nur für Sie zu schlagen, das keinen Gedanken hätte, der Ihnen fremd wäre, keinen Wunsch, der sich nicht auf Sie bezöge!“

Bei diesen Worten glänzte ein lebhafteres Feuer in Juliens Augen; sie heftete sie auf den Marquis, da sie die Leidenschaft, die er ihr eingeflößt hatte, nicht mehr zu verbergen suchte.

„Herrliche Augen!“ sagt Villebelle nach Verfluß einer Minute, „allein ein wenig zu viel Ueberreizung in den Gefühlen ... Sie sind Italienerin, und das sieht man; der brennende Himmelsstrich, unter welchem Sie geboren wurden, erlaubt Ihnen nicht, die Liebe wie wir Franzosen, lachend und scherzend zu behandeln, und doch ist dies die beste Manier; die andern sind zu traurig.“

„Sagen Sie vielmehr ... daß wir allein wahrhaft zu lieben wissen ... während Ihr Herren den Namen Liebe der einfachsten Laune beilegt, der Euer Herz ganz fremd bleibt.“

„Höre, meine theure Freundin, alle Deine Reden über die Metaphysik der Liebe werden mich nicht so überzeugen, als ein einziger Deiner Küsse. Und wie? immer noch Widerstand! ... Den Umstand, daß ich verwundet bin, zu benützen, ist nicht großmüthig.“

„Waren Sie immer großmüthig, gnädiger Herr?“ sagt Julia, den Marquis zurückstoßend; „und haben Sie sich gerade hier in dieser Wohnung keine Vorwürfe zu machen?“

„Aha! meine Kleine, willst Du mir eine moralische Vorlesung halten?“ sagt Villebelle lächelnd. „Es scheint mir, Du mißbrauchest meine Geduld ein wenig! ... Auf meine Ehre, Deine Augen sind mehr dazu geschaffen, Vergnügen als Weisheit auszudrücken ... Predigten in Deinem Munde! ... Eine kleine Grisette, die hierherkommt, um die Rolle der Lucretia zu spielen! ... Genug, meine Schöne, lassen wir diese Possen. Hast Du diese Sentenzen bei Tabarin oder Briochée gelernt?“

Julia steht auf, ihre Augen funkeln, ihre Wangen überzieht ein glühendes Roth, und einen zermalmenden Blick auf den Marquis schleudernd, ruft Sie aus: „Und Sie, gnädiger Herr, wo haben Sie gelernt, einen Vater zu morden, um ihm seine Tochter zu rauben?“

Villebelle steht einige Minuten lang wie vernichtet, seine Blicke sind auf Julia gerichtet, die, selbst erschrocken über die Veränderung, welche mit der ganzen Person des Marquis vorgegangen ist, ängstlich zu erwarten scheint, was er ihr sagen wird.

Endlich steht der Marquis auf und murmelt mit einer Stimme, welche nicht mehr dieselbe ist: „Was veranlaßt Sie zu der Vermuthung, daß ich ein solches Verbrechen begangen habe? . . . Sprechen Sie, antworten Sie, ich befehle es Ihnen."

„Gnädiger Herr," sagt die junge Italienerin, „ich habe die Entführung der schönen Estrelle, der Tochter des alten Delmar erzählen hören; allein der Barbier Touquet war damals schon Ihr Agent. Ich zweifle nicht, daß er es war, der Sie bewogen hat, sich gegen einen Greis zu waffnen, der seine Tochter vertheidigte."

„Sie haben von einem Abenteuer sprechen hören, das schon seit siebenzehn Jahren vergessen ist, und Sie sind kaum zwanzig Jahre alt! Sie sagen mir nicht Alles; haben Sie die schöne Estrelle gekannt, lebt Sie noch? Ach, reden Sie, reden Sie, und zählen Sie auf meine ganze Dankbarkeit, wenn Sie mir diese Unglückliche wieder auffinden helfen!"

„Sie liebten Sie also?" sagt Julie seufzend und den Marquis zärtlich anblickend.

„Ja, ja, ich liebte sie . . . ich würde sie noch lieben . . . Ich bitte Sie, lebt sie noch? Antworten Sie mir."

„Ich weiß nichts weiter von ihr, gnädiger Herr, als Sie selbst; ich schwöre es Ihnen. Ich habe nie eine Frau getroffen, welche diesen Namen führte; nur der Zufall hat mich mit diesem Abenteuer bekannt gemacht. Als ich Sie sah, als ich mich in diesem Hause befand, in das jene Estrelle geführt worden war, so drängte sich mir die Erinnerung an jene Ereignisse auf; verzeihen Sie mir, daß ich sie Ihnen in's Gedächtniß zurückgerufen habe . . . Sie waren damals noch sehr jung! ich weiß auch, daß der alte Delmar an seiner Wunde nicht starb. Was seine Tochter betrifft, so wiederhole ich Ihnen, daß ich nicht mehr von ihr erfahren habe als Sie selbst. Allein Sie hatten mich dadurch beschimpft, gnädiger Herr, daß Sie mich jenen Weibern gleichstellten, die Sie sich durch Ihre Reichthümer täglich unterwerfen, während

Ihre Liebe das einzige Gut ist, nach welchem ich trachte . . . ich bin Italienerin . . . ich habe mich gerächt."

Der Marquis antwortet nichts; er geht langsam in dem Zimmer auf und nieder und stößt von Zeit zu Zeit, die Augen herumwerfend, Seufzer aus; allein er scheint nicht mehr zu bemerken, daß Julia da ist.

„Ja," sagt der Marquis, das Boudoir betrachtend, „hier habe ich einen Monat mit ihr zugebracht; diese Wohnung war damals noch nicht, was sie heute ist . . . Ich habe sie zu verschönern, zu verändern gesucht, um ihr Andenken von mir zu entfernen, allein jene seligen Augenblicke, die ich hier an ihrer Seite verlebte, habe ich seither nicht mehr genossen."

Ein langes Schweigen folgt auf diese Worte; endlich nimmt der Marquis seinen Hut und Mantel, macht Julien eine leichte Verbeugung und spricht mit halblauter Stimme: „Ich werde Sie morgen wieder sehen." Dann eilt er fort und verläßt das Lusthaus in einer ganz andern Gemüthsstimmung, als er es betreten hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Ursula und die Zauberin von Berberie.

Seit seinem nächtlichen Zweikampfe hatte Urbain seine weibliche Tracht mehrere Tage lang nicht mehr angelegt. Da es ihm durchaus nicht darum zu thun war, weitere Eroberungen zu machen oder sich Abenteuern auszusetzen, die sich nicht immer zu seinem Vortheile enden konnten, so sah er ein, daß er, bevor er sich wieder verkleide, überzeugt sein müsse, daß seine List ihn in die Nähe der schönen Blanca bringen werde. Er späht daher zu allererst Margarethen wieder aus, indem er unaufhörlich in der Nähe der Wohnung des Barbiers herumschlendert, er zieht neue Erkundigungen über den Charakter der alten Dienerin ein und nimmt

sich vor, ihre Leichtgläubigkeit zu seinem Vortheil zu benützen. Nachdem sein Plan einmal entworfen ist, tritt ein von ihm bezahlter alter Commissionär zu Margarethen und fragt sie, ob sie keinen Platz für eine sehr sanfte und sittsame junge Bäuerin wisse, die kürzlich nach Paris gekommen sei und keine Beschäftigung habe. Die alte gibt zwei Adressen, wo man, sagt sie, das junge Mädchen vielleicht annehmen werde, und setzt ihren Weg fort.

Den folgenden Morgen wird Margarethe, während sie wie gewöhnlich Lebensmittel einkauft, von einer jungen Bäuerin von bescheidenem Benehmen und linkischer Haltung angehalten, die sie grüßt und ihr mit niedergeschlagenen Augen dankt.

„Wofür dankst Du mir, mein Kind?“ sagt Margarethe, „ich kenne Dich nicht.“

„Dafür, daß Sie sich gestern meiner angenommen, damit ich einen Platz finde . . .“

„Ah! bist Du es, die man mir empfohlen hatte?“

„Ja, Mademoiselle.“

„Und hat man Dich angenommen?“

„Nein, Mademoiselle.“

„Das thut mir leid, denn Du scheinst mir sehr sanftmüthig, sehr ehrbar! Woher bist Du, mein Kind?“

„Von Verberie, Mademoiselle.“

„Warum bist Du nach Paris gekommen?“

„Ich habe meine Eltern verloren . . . und glaubte in einer großen Stadt leicht Arbeit finden zu können.“

„Ja, allein die großen Städte sind sehr gefährliche Aufenthaltsorte für geordnete junge Mädchen, wie Du eines zu sein scheinst, man hat Dir dies ohne Zweifel gesagt, mein Kind.“

„O ja, Mademoiselle, allein ich fürchte mich nicht.“

„Wie! Du mußt Dich für sehr geschickt, für sehr stark halten, daß Du glaubst, Du werdest den Schlingen entgehen, die man Dir legen kann.“

„O, das ist es nicht, Mademoiselle; sondern es ist .... ich wage nicht es zu sagen ... es ist ein Geheimniß!"

Das Wort Geheimniß macht auf eine alte Frau denselben Eindruck, wie das Wort Liebe oder Heirath auf ein junges Mädchen: es regt alle ihre Sinne auf. Margarethens kleine Augen beleben sich, indem sie ausruft: „Wie, mein Kind! Du hast ein Geheimniß? Ich bin nicht neugierig, allein ich nehme Antheil an Deinem Schicksale, ich wünschte Dir nützlich zu werden, aber Du mußt mir auch Alles mittheilen, was Dich betrifft. Was ist das für ein Geheimniß, das Du nicht zu sagen wagst?"

„Mademoiselle, ich wollte es Niemand in Paris mittheilen, denn man sagt, es gebe daselbst Spitzbuben, die mir meinen Schatz rauben könnten ..."

„Du besitzest einen Schatz?"

„O ja, Mademoiselle; allein ich könnte damit Hunger sterben!"

„Ei, was liegt daran, mein Kind? Haben nicht alle jungen Mädchen einen Schatz, der nicht zu bezahlen ist: die Unschuld, die Tugend! ... und diejenigen, welche ihn am sorgfältigsten bewahren, sind nicht immer die reichsten! Wenn ich in vergoldeten Prachtwägen jene Buhlerinnen, jene schamlosen Frauen sehe, die im Luxus und im Ueberflusse leben, ach! so empört sich mir das Herz im Leibe! ... Allein kommen wir auf Dein Geheimniß zurück, mein Kind ... würdest Du Dich wohl weigern, es mir anzuvertrauen?"

„O nein, Mademoiselle; Ihr Aussehen ist so ehrwürdig, so gütig, daß ich Ihnen nichts verweigern kann."

Margarethe lächelt und versetzt der Bäuerin einen sanften Schlag auf den Arm, denn das Lob ist eine Blume, deren Wohlgeruch man in jedem Alter liebt. „Sprich, sprich doch," sagt sie.

„Mit Vergnügen, Mademoiselle, würde ich dies thun, allein es ist eine sehr lange Geschichte, und ich muß diesen Morgen in

mehrere Häuser gehen . . . wenn Sie mir erlauben wollten, sie Ihnen diesen Abend in Ihrer Wohnung zu erzählen . . . das wäre besser, denn ich wage es nicht, Alles das auf der Straße zu sagen, man könnte mich hören und mich für eine Zauberin halten, und man hat mir mit dem peinlichen Gericht so bange gemacht! Gott weiß jedoch, Mademoiselle, daß ich nichts von der Magie verstehe, und daß ich den Teufel so sehr fürchte als die Menschen!"

„O, o!" sagt Margarethe, deren Neugierde im höchsten Grade erregt war, „dieses Geheimniß hat demnach an und für sich Etwas Außerordentliches?"

„Ja, Mademoiselle."

„Wahrhaftig! das setzt mich in Verlegenheit . . . Dich in's Haus aufzunehmen, ist schwierig ... wo wohnst Du, mein Kind?"

Urbain zögert einen Augenblick, dann erwidert er: „In der Nähe des Thores Saint-Antoine . . ."

„Ach, mein Gott! das ist eine Stunde von hier . . . dahin kann ich nicht gehen; mein Herr ist ein sehr strenger Mann . . . er will nicht, daß man Besuche von Jemand annehme . . ."

Margarethe denkt einige Augenblicke nach; endlich trägt ihre Neugierde den Sieg davon. „Nun gut," sagt sie, „komme diesen Abend um sieben Uhr, es wird Nacht sein; allein betrachte dieses Haus unten genau . . . diesen Gang . . ."

„O, ich werde es erkennen."

„Klopf' nicht an, bleibe in der Nähe der Thüre, ich werde Dir öffnen, und Du wirst dann mit mir auf mein Zimmer gehen. Um diese Stunde bedarf mein Herr gewöhnlich meiner Dienste nicht mehr und verläßt den untern Saal nicht."

„Es ist genug, Mademoiselle, ich werde mich um sieben Uhr einfinden."

„Wie heißt Du?"

„Ursula Leboux."

„Vor Allem, Ursula, ermahne ich Dich, sprich mit Niemand

von dieser Sache. Dich auf mein Zimmer zu nehmen ist kein Verbrechen, ich weiß es; allein mein Herr ist ein wenig lächerlich, er könnte mir es übel aufnehmen; zudem, mein Kind, bedarf es in jeder Sache der Verschwiegenheit! . . . Du wirst mir diesen Abend Dein Geheimniß erzählen, Ursula?"

„Ja, Mademoiselle."

„Um sieben Uhr . . . da unten."

„O, ich werde nicht ausbleiben."

Urbain entfernt sich, entzückt über den Erfolg seiner List und kaum athmend, so sehr hemmen die Hoffnung, Blanca zu sehen, und das Mieder, in das er eingezwängt ist, seine Respiration. Margarethe aber sagt, in ihre Wohnung zurückkehrend, zu sich: „Dieses junge Mädchen hat eine so sanfte als ehrliche Miene, und es ist nichts Unrechtes, sie einen Augenblick auf mein Zimmer zu nehmen . . . das wird meine arme kleine Blanca, die seit einigen Tagen traurig ist und sich mehr als gewöhnlich zu langweilen scheint, ein wenig zerstreuen, und wir werden jenes Geheimniß erfahren, das ... ach, mein Gott! wäre es doch bald sieben Uhr."

Margarethe eilt zu Blanca; seit der Nacht des Abendständchens war das liebenswürdige Kind schwermüthiger als zuvor; es sang bloß den Schlußreim seiner Lieblingsromanze, und die Hirtenlieder, die alten Tensons, die Ringellieder ergötzten es nicht mehr. Margarethe nähert sich ihr und sagt mit halblauter Stimme und in geheimnißvollem Tone: „Wir werden diesen Abend einen Besuch bekommen."

„Einen Besuch!" sagt Blanca; „ah, Herrn Chaudoreille ohne Zweifel?"

„Nein, eine sehr artige, sehr anständige Bäuerin, die Sie nicht kennen. Ein armes Kind, das einen Schatz besitzt . . . und einen Platz als Köchin sucht . . . das rechtschaffen zu bleiben wünscht . . . und deßwegen nach Paris gekommen ist . . . das vor dem Teufel Angst hat . . . und nichts fürchtet . . ."

„Aber, meine Gute, ich begreife nicht . . .“

„Bst, bst, schweigen Sie doch; sie wird diesen Abend kommen und uns ihre Geschichte erzählen: es handelt sich von einem sehr merkwürdigen Geheimnisse . . . aber stille! Herr Touquet darf dies nicht merken, denn er könnte dieser armen Ursula verbieten, mit uns zu schwatzen, und das würde mir Ihretwegen sehr leid thun, denn es wird Sie ein wenig zerstreuen.“

„O, sei ruhig, meine Gute, ich werde nichts sagen!“ ruft Blanca aus, vor Freuden in dem Zimmer umherhüpfend, weil die Ankündigung dieses Besuches ein außerordentliches Ereigniß für sie ist, und die geringste Neuigkeit denjenigen, welche ihr Leben ohne alle Zrestreuung zubringen, großes Vergnügen macht. So zerstreut und beschäftigt ein Sturm oder ein Platzregen einen armen Gefangenen; so wird eine Bouteille Wein ein herrliches Fest für den Tagelöhner, der nur Wasser zu trinken gewöhnt ist; so befriedigt ein Theaterbillet die höchsten Wünsche der armen Arbeiter, die täglich zehn Sous verdienen, so macht ein kleines Kleid von Kattun eine ehrliche Grisette glücklich; und so erwarten diejenigen, welche die ganze Woche arbeiten, den Sonntag mit Ungeduld, während Schauspiele, Gastmähler, Musik, schöne Kleider das Herz vieler Leute nicht mehr zu erfreuen vermögen. Sollte man da nicht auf den Gedanken kommen, daß die Armen glücklicher als die Reichen seien?

Endlich schlägt die Uhr von St. Eustach sieben; der Barbier hat Blanca und Margarethen schon lange auf ihr Zimmer zurückgeschickt. Die alte Dienerin steigt langsam die Treppe hinab, wobei sie so wenig als möglich Geräusch zu machen sucht und das Licht ihrer Lampe mit der Hand verhüllt. Sie öffnet die Hausthüre und bemerkt die Bäuerin, die bereits seit einer Viertelstunde hier wartete. „Es ist gut,“ sagt Margarethe, „Du bist pünktlich; aber bst, sprich nicht, mach kein Geräusch und lasse Dich führen.“

Urbain nickt grüßend mit dem Kopfe und tritt in die Haus-

flur, deren Thüre Margarethe sachte zuschließt. Jetzt hat unser Verliebter den Gipfel der Freude erreicht; es däucht ihm, er athme eine reinere Luft in diesem, von seiner Geliebten bewohnten Hause; er glaubt sich in dem Wohnorte der Seligen, während er eine kleine Wendeltreppe hinaufsteigt, und die schwarzen und alten Mauern, die ihn umgeben, haben mehr Reize in seinen Augen, als der Marmor und die goldenen Zimmerdecken des Louvre.

„Du wirst meine Gebieterin sehen,“ sagt Margarethe, „ich habe sie unterrichtet; aber fürchte Dich nicht: sie ist so liebenswürdig als gut, Du kannst ohne Gefahr vor ihr reden, sie ist die Verschwiegenheit selbst; übrigens kommt keine Seele zu ihr, und sie geht niemals aus. Mein Herr fürchtet für sie die Unternehmungen jener Zieraffen, jener schlechten Menschen, welche die armen Mädchen bloß zu beschwatzen suchen ... es ist wahr, daß meine kleine Blanca so hübsch ist ... sie würde allen unsern großen Herren den Kopf verdrehen. Du wirst sie sehen und selbst darüber urtheilen können; jetzt sind wir vor ihrem Zimmer. Komm doch und zittere nicht so; wie kindisch ist doch das.“

Urbain zitterte in der That, und das Herz schlug ihm so stark, daß er sich einen Augenblick an die Mauer lehnen mußte.

Während dessen öffnet Margarethe die Thüre und sagt zu Blanca: „Da ist sie ...“

Blanca steht auf, um dem jungen Mädchen entgegen zu gehen, das ihr die Alte zuführt und das sie mit dem liebenswürdigsten Lächeln empfängt. Urbain hat die Augen erhoben, er hat Blanca gesehen, und seine Gemüthsbewegung wächst. Er hatte ihre Gesichtszüge durch die Fensterscheiben nur unvollkommen erblicken können, und der reizende Gegenstand, den er vor sich sieht, steht hundertmal über dem Bilde, das seine Erinnerungen und seine Einbildungskraft sich schufen. Er bleibt bestürzt und unbeweglich stehen und wagt es nicht, einen Schritt vorwärts zu thun, da er

noch an seinem Glücke zweifelt und wonnetrunken das liebenswürdige Mädchen betrachtet, das ihn anlächelt und seine Hand mit den Worten ergreift: „Treten Sie doch ein, setzen Sie sich nieder und wärmen Sie sich. Wie! fürchten Sie sich denn vor mir?"

„Das sagte ich ihr auch," fällt Margarethe ein, „allein sie ist unglaublich furchtsam! Uebrigens gereicht ihr dies zum Lobe; möchte sie in Paris diese Bescheidenheit nur immer beibehalten!"

Blanca faßt den jungen Studenten bei der Hand und führt ihn an das Kamin. Als ihre zarten Finger die seinigen berühren, athmet Urbain kaum und sagt mit schwacher Stimme: „Ach, Mademoiselle, wie sind Sie so gütig!"

„Ach, sie hat eine sehr einnehmende Stimme," ruft Blanca alsbald aus, „findest Du es nicht so, Margarethe!... eine Stimme, die ich, scheint es mir, schon einmal gehört habe ... Es ist sonderbar ... ich kann mich nicht erinnern ..."

„Sie täuschen sich, mein Kind," sagt Margarethe; „was mich betrifft, so finde ich Ursula's Stimme ein wenig dumpf: allein bedenken wir, daß wir sie nicht lange hier behalten dürfen ... und sie muß uns eine gewisse Geschichte erzählen."

„Laß sie doch „einen Augenblick ausruhen," sagt Blanca, „sie sieht ermüdet aus. Bedürfen Sie Etwas?"

„Ich danke Ihnen," sagt Urbain, die Augen auf das liebenswürdige Kind heftend, sie aber sogleich wieder niederschlagend, denn er befürchtet, sie möchte in ihnen die ganze Liebe lesen, die seine Brust entflammt hat, und er sieht wohl ein, daß der Augenblick übel gewählt wäre, um sich ihr zu entdecken. Zudem ist er in Blanca's Nähe so glücklich, daß er sein Glück verlängern will, und, Dank seiner Verkleidung, er kann das liebenswürdige Mädchen sehen, er kann ihre Reize, ihre Holdseligkeit genießen, ihren Charakter erkennen, weit besser, als wenn er sich ihr in seiner wahren Gestalt zeigte. Vor einem Liebhaber ist das freimüthigste Mädchen stets schüchtern, verlegen, zurückhaltend, während es sich

in der Nähe einer Person seines Geschlechtes den Eindrücken, die es empfindet, ohne Zwang überläßt.

„Sie suchen also einen Platz?“ sagt Blanca, sich neben Urbain niedersetzend.

„Ja, Mademoiselle.“

„Sind Sie schon lange in Paris?“

„Vierzehn Tage, Mademoiselle.“

„Und Ihre Eltern?“

„Ich habe keine mehr, Mademoiselle, ich bin Waise ...“

„Armes Mädchen! ... Sie theilen dasselbe Schicksal mit mir, ich bin auch Waise, und hätte sich Touquet meiner nicht angenommen, so hätte ich mein Brod durch Händearbeit verdienen müssen.“

„Sie, Mademoiselle?“ sagt Urbain mit Feuer; allein er beherrscht sich und setzt mit halblauter Stimme hinzu: „Das wäre ein großes Unglück gewesen.“

„Meine theure Blanca,“ sagt Margarethe, „nicht damit Sie ihr Ihre Geschichte erzählen, sondern damit sie uns ein Geheimniß, das sie angeht mittheile, ist sie hierhergekommen ... Komm, Ursula, sprich doch, mein Kind.“

Urbain seufzt; er möchte lieber der schönen Blanca zuhören, als für Margarethen sprechen, allein er muß die Wünsche der alten Person erfüllen, er bedarf ihrer, und dadurch, daß er ihre Neugierde immer rege erhält, hofft er Blanca oft zu sehen. Er beginnt daher seine Erzählung, seine Stimme stets verstellend. Während er spricht, hat das liebenswürdige Kind die Augen unverwandt auf ihn geheftet, eine Gunst, die er seiner Kleidung verdankt, die ihn aber den Faden seines Gesprächs oft verlieren läßt.

„Sie haben ohne Zweifel von Johanna Harviliers, die vor einem Jahrhundert durch ihre Zaubereien und Hexereien so berühmt geworden ist, sprechen hören?“

„Nein, niemals,“ sagte Margarethe, ihren Stuhl näher zu

Urbain hinrückend und ihren Hals vorstreckend, weil das Wort Zauberei bereits seine elektrische Wirkung auf die alte Magd hervorgebracht hat. „Erzähle uns die Geschichte dieser Hexe, mein Kind, und vergiß keine einzige Thatsache.“

„In Verberie im Jahre 1528 ist Johanna Harvilliers geboren,“ beginnt Urbain; „ihre Mutter, die, sagt man, eine böse Frau war, weihte ihre Tochter, sobald sie sie geboren hatte, dem Teufel. Als Johanna zwölf Jahre alt war, erschien ihr der Teufel unter der Gestalt eines schwarzen, bewaffneten und gestiefelten Mannes . . .“

„Meine Gute,“ sagt Blanca, „der Teufel kann also jede Gestalt annehmen, die ihm gefällt?“

„Ja, ohne Zweifel! . . . ich habe es Ihnen hundertmal gesagt, er verwandelt sich, wie er will . . .“

„Du hast mir stets gesagt, meine Gute, daß er in Gestalt einer schwarzen Katze erscheine.“

„In Gestalt einer Katze oder eines Mannes, was liegt daran!“

„Bis jetzt fürchtete ich mich bloß vor den Katzen, jetzt werde ich mich auch vor den Männern fürchten.“

„Hören Sie, Mademoiselle, wenn Sie dieses junge Mädchen immer so unterbrechen, so werden wir seine Geschichte niemals erfahren. Fahre fort, mein Kind.“

Urbain gibt Blanca einen verstohlenen Wink mit den Augen und fährt in seiner Erzählung fort: „Der schwarze Mann sagte zu Johanna, wenn sie sich ihm weihen wolle, so werde er sie tausend Geheimnisse lehren, durch die sie den Leuten, nach ihrem Belieben, Gutes oder Böses werde zufügen können. Johanna Harvilliers gab den Vorschlägen des Teufels nach, sprach die Formeln aus, die er ihr vorsagte, und wurde bald eine berühmte Hexe, die auf einer Gabel zum Hexensabbath ritt. Johanna machte in der Nähe von Verberie einen Versuch mit ihrer Kunst; allein der Zauberei angeklagt, mußte sie sich eine Zeitlang verbergen. Sie

hatte einen Nachbar, der sie verrathen hatte; sie verlangte nun von dem Teufel ein Zaubermittel, um sich an ihrem Nachbar zu rächen. Der Teufel gab ihr ein Pulver, mit dem Bemerken, wenn sie es auf einen Weg streue, wo ihr Feind vorübergehe, so werde ihm dies eine tödtliche Krankheit zuziehen. Johanna befolgte den Rath des Teufels. Allein eine andere Person ging zuerst über den Weg und wurde das Opfer des Zaubermittels. Tief betrübt ging Johanna zu dem Kranken, gestand ihm, daß sie an seinem Unglücke schuld sei und versprach, ihn zu heilen; allein dies gelang ihr nicht, sie wurde daher verhaftet und ins Gefängniß geworfen. Man spannte sie auf die Folter, sie gestand, daß sie Hexe sei und wurde verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Dies fand den letzten Tag des Aprils 1578 statt."

„Wie, sie war Zauberin und ließ sich verbrennen?" rief Blanca erstaunt aus.

„Ja, Mademoiselle."

„Ach, wie drollig das ist! Und was nützt es alsdann, Zauberer zu sein?"

„Blanca, Sie sind noch zu jung, um über das urtheilen zu können," sagte Margarethe.

„Und man hat den Teufel auch verbrannt?"

„Nein, Mademoiselle, das konnte man nicht."

„Das ist Schade, dann brauchten wir uns jetzt nicht mehr vor ihm zu fürchten!"

„Kann man den Teufel nicht verbrennen?"

„Der Teufel wird stets existiren, mein Kind."

„Du hast mir jedoch gesagt, meine Gute, daß der heilige Michael sich mit ihm geschlagen und ihn besiegt habe!"

„Ja, ohne Zweifel, er hat ihn besiegt, allein das half so viel wie nichts. Nun! Ursula, fahre fort, denn ich sehe in Allem dem noch nicht, welchen Bezug es auf Dich hat, daß diese Johanna schon vor sechzig Jahren verbrannt worden ist."

„Ich bin dazu bereit, Mademoiselle," sagte Urbain, seine Gedanken wieder sammelnd, die durch Blanca's schöne Augen nach etwas ganz Anderem als nach der Zauberei hingelenkt waren. „Da man zur Zeit der Johanna Harviliers in Verberie und der Umgegend von nichts sprach, als von Sabbathen, die in der Nähe von Pont-la-Reine, auf der Landstraße von Compiègne und im Walde Ajeux gehalten würden; da man von nichts als von Gabelreitern, Sabbathheren und Zauberern hörte, so begaben sich die guten Einwohner des Landes, die sich gegen diese ganze Teufelsbrut verwahren wollten, in die Kapelle Karls des Großen (so nannte man noch die Kirche des heiligen Peters) und baten die guten Mönche um Etwas, das sie gegen Zaubereien und Hexereien schützen könnte ..."

„Sehr gut gedacht, in der That," sagt Margarethe, „sie konnten nichts Gescheiteres thun, und was gab man ihnen, mein Kind?"

„Die guten Väter gaben ihnen einen Rock, den ein tugendhafter Einsiedler getragen, der sich während seines ganzen Lebens die Dämone stets eine Stunde weit vom Leibe gehalten hatte. Ein ganz kleines Stück von diesem Rocke reichte hin, den, der es trug, gegen jede Gefahr zu schützen. Sie können hieraus abnehmen, mit welchem Eifer Jedermann sich bemühte, ein Stück davon zu erhalten."

„O! ich glaube es gerne ... wenn ich dabei gewesen wäre, was würde ich nicht gegeben haben, um ein Stück davon zu erhalten!"

„Höre aber, meine Gute," sagt Blanca, „das ist ja, wie mein ..."

„Bst! lassen Sie Ursula ausreden, mein Kind."

„Kurz, Mademoiselle, eine meiner Vorfahren, die damals lebte, hatte das Glück, ein Stück von dem Kleide des frommen Einsiedlers zu erhalten. Sie hinterließ es ihrer Tochter, die es

hinwieder meiner Mutter hinterließ, von der ich es habe, und so ist dieser Talisman in meine Hände gekommen, und deßwegen fürchte ich in Paris nichts und wage mich des Nachts allein auf die Straßen."

„O, das ist sehr sonderbar!" ruft Blanca aus, „das ist wie bei mir, ich habe auch einen Talisman, der mich vor jeder Gefahr bewahrt, und doch will man nicht einmal haben, daß ich an's Fenster trete! ... Es kommt übrigens daher, daß mein Beschützer, der Barbier, nicht an Talismane glaubt."

„Er hat sehr Unrecht, Mademoiselle," sagt Urbain.

„Ja, gewiß," sagt Margarethe; „allein, mein theures Kind, hast Du den Deinigen gegenwärtig auch bei Dir?"

„Ja, Mademoiselle, von dem trenne ich mich nie ..."

„Laß ihn uns sehen ... laß uns diese kostbare Reliquie sehen ... das bloße Berühren derselben muß Heil und Segen bringen!"

Urbain durchsucht eine Tasche seiner Schürze und zieht ein kleines, sorgfältig zusammengewickeltes Papier hervor; er öffnet es, und ein Tuchabschnitzel von seinen Hosen erscheint, den er der alten Dienerin darreicht, indem er auf seine Lippen beißt, um seinen Ernst nicht zu verlieren. Margarethe, die ihre Brille aufgesetzt hat, nimmt das kleine Stück Tuch ehrfurchtsvoll in die Hand, küßt es dreimal und ruft aus: „Das ist es? O! o! wie schön das ist! ... es verbreitet einen Geruch der Heiligkeit um sich!"

„Du findest das, meine Gute," sagt Blanca, das kleine Stück Tuch verwundernd anblickend; „ich wenigstens hätte niemals geglaubt, daß dieser kleine Lappen irgend eine Kraft hätte ..."

„Lappen! ... ach! meine theure Blanca, „sprechen Sie mit mehr Ehrfurcht von dieser Reliquie!"

„O! mein Talisman ist weit hübscher ... es ist ein kleines Pergamentblatt; sehen Sie ... hier ist er ..."

Mit diesen Worten deutet Blanca auf ihren Busen, und ihr

Halstuch halb öffnend, gibt sie Urbain ein Zeichen, in ihr Mieder zu blicken.

Dieser läßt sich nicht lange bitten; sein Auge schaut mit Entzücken unter das Mieder des liebenswürdigen Kindes, das die Güte hat, es halb offen zu halten, damit er besser sehen könne. Zwei schöne Rosenknospen sind da verschlossen, und Urbain, der diesen Schatz, den noch kein profanes Auge bewundert hat, und tausend Schönheiten, welche die Einbildungskraft nie so vollkommen darstellen kann, entdeckt, ruft unwillkürlich aus: „Ach, welche Reize!"

„Nicht wahr," sagt Blanca lächelnd, „das ist schöner als jenes Stück Tuch?"

Urbain kann nicht antworten; er bleibt regungslos stehen, die Augen immer noch auf den Ort geheftet, wo das liebenswürdige Kind seinen Talisman verborgen hat, indeß Margarethe das Stückchen Hosenzeug immer noch andächtig anschaut, es küßt und zu wiederholten Malen ausruft: „Dieser hat seine Proben abgelegt! ... er ist noch weit kostbarer!"

Blanca hat ihr Halstuch wieder zurückgelegt, und Urbain, noch ganz aufgeregt durch das, was er so eben gesehen hat, stößt einen tiefen Seufzer aus. „Was haben Sie?" sagt das Mädchen, den jungen Menschen, den sie für eine einfache Bäuerin hält, mit Theilnahme anblickend, „Sie scheinen Kummer zu haben?"

„Ach, Mademoiselle, ich denke daran, daß ich allein und ohne Hülfe in dieser Stadt bin ... daß ich weder Verwandte noch Freunde habe ..."

„Armes Mädchen! ... Nun, wir werden Ihre Freundinnen sein, wir Beide; ja, ich fühle, daß ich Sie bereits liebe, Ursula."

„Ist's möglich, Mademoiselle! Ach, wenn es wahr wäre..."

„Wie! wenn es wahr wäre? ... o, ich lüge niemals; was ich fühle, sage ich augenblicklich ... ist dies nicht ganz natürlich? Und Sie, glauben Sie, daß Sie mich auch lieben werden?"

„Ob ich Sie lieben werde!“ sagt Urbain mit Wärme: allein an Margarethens Gegenwart sich erinnernd, setzt er mit weniger Feuer, aber mit einem Tone, der aus dem Herzen dringt, hinzu: „O ja, Mademoiselle! ... und mein ganzes Leben lang!“

„Ach, wie angenehm ist es, eine Freundin seines Alters zu haben,“ sagt Blanca, die Hand des jungen Studenten fassend; „nun werde ich wenigstens Jemand haben, mit dem ich lachen und schwatzen kann ... Margarethe schwatzt sehr gerne, aber sie lacht nie, und dann spricht sie bloß von Zauberei ... von Teufeln und Dingen der Art ... Wir Beide werden von etwas Anderem sprechen, nicht wahr, Ursula?“

„Ja, Mademoiselle.“

„Ach, ich weiß sehr wenig, ich! ... denn ich bin immer allein auf diesem Zimmer und gehe niemals aus, obgleich ich Lust dazu hätte. Mein Beschützer unterhält sich nicht mit mir ... ich empfange bloß den Besuch eines einzigen Mannes.“

„Eines Mannes!“ sagt Urbain unruhig.

„Ja, meines Musiklehrers ... früher machte er mich lachen, jetzt langweilt er mich, denn er singt mir immer dieselbe Leier.“

Urbain athmet freier und sagt: „Sie verstehen Musik Mademoiselle?“

„Ein wenig,“ sagt Blanca; „und Sie, Ursula, singen Sie auch?“

„Zuweilen.“

„Um so besser, Sie werden mich die Gesänge Ihres Landes lehren und ich Sie die, welche ich weiß.“

„Sie werden mir also erlauben, Sie wieder zu besuchen, Mademoiselle?“

„Gewiß, jeden Abend, wenn Sie können ... bedenken Sie doch, daß ich mich allein langweile, statt daß ich in Ihrer Gesellschaft mich ergötzen werde. Nicht wahr, Margarethe, sie kann uns jeden Abend besuchen, und Herr Tonquet kann darüber nicht böse werden?“

Margarethe war während dieser ganzen Unterhaltung in Nachdenken und Entzücken über Ursula's Talisman verloren; sie würde Alles in der Welt gegeben haben, um ihn in ihrer neuen Wohnung zu besitzen, wo sie fast zu keinem Schlafe kommen konnte. Allein durch Erwähnung des Namens ihres Herrn wird sie aus ihren Betrachtungen gezogen und ruft aus: „Was sagen Sie von Herrn Touquet? . . . er wisse, daß wir dieses junge Mädchen ohne seine Erlaubniß empfangen? o nein . . .“

„Allein, meine Beste, wir müssen ihn um dieselbe bitten.“

„Ah, Mademoiselle,“ sagt Urbain, „er würde sie Ihnen verweigern und ich dann des Vergnügens beraubt sein, Sie zu sehen.“

„Wenn es so ist, so wollen wir ihm nichts sagen; aber wenn er Sie in seine Dienste nähme? . . .“

„Der Herr will Niemand mehr im Hause haben,“ sagt Margarethe, „was sollte Ursula hier thun?“

„Es ist Schade . . . denn Ursula muß doch einen Platz finden, um leben zu können; wie unangenehm doch das ist, einen Talisman zu haben, der Einen vor jeder Gefahr schützt . . . und ihn dabei doch Hungers sterben läßt . . . So ist es gerade mit dem meinigen.“

„O, ich kann noch eine Zeitlang warten,“ sagt Urbain, „ich besitze einige Mittel, und ich verzehre sehr wenig . . .“

„Haben Ihre Vorfahren,“ sagt Margarethe, „Gelegenheit gehabt, die Kraft dieses Talismans zu erproben?“

„Ja, Mademoiselle, bei manchen Gelegenheiten . . . und vorzüglich meine Mutter, der ein Abenteuer begegnete . . .“

„Ein Abenteuer?“ sagt die Alte, den Stuhl dem Kamine nähernd; in diesem Augenblicke schlug die Glocke der Kirche neun Uhr. „O Himmel! neun Uhr,“ sagt Margarethe, „es ist sehr spät, Du mußt gehen, mein Kind; wenn mein Herr bemerkte, daß wir noch nicht im Bette sind, könnte er die Ursache davon wissen wollen; wir müssen uns jetzt trennen . . .“

„Und das Abenteuer, das Sie uns erzählen wollten?“ sagt Blanca.

„Morgen, wenn Sie es erlauben,“ erwidert Urbain.

„Ja, ja, morgen, nicht wahr, meine Gute?“

„Es sei so,“ sagt Margarethe, die ebenfalls begierig ist, die Geschichte zu hören, „allein stets dieselbe Vorsicht; Ursula, laß es ja Niemand wissen . . .“

„O, ich werde schweigen, Mademoiselle, Sie können sich darauf verlassen.“

„Das ist gut; hier, nimm Deinen Talisman. Nimm Dich ja in Acht, daß Du ihn nicht verlierst. Ach Gott! wie glücklich wäre ich, wenn ich ebenfalls einen solchen hätte.“

Urbain empfängt das Stückchen Tuch mit einer Verbeugung und schiebt es in seine Tasche, während Margarethe die Lampe ergreift, um ihm zu leuchten. „Sie gehen allein fort,“ sagt Blanca, „und weit vielleicht?“

„Nach dem Thore St. Antoine.“

„O Himmel, und fürchten Sie sich nicht so spät auf den Straßen?“

„Hat sie nicht ihren Talisman bei sich?“ sagt Margarethe.

„Ach, es ist wahr, ich dachte nicht mehr daran.“

„Adieu, Ursula; morgen sehen wir uns wieder, nicht wahr?“

„Ja, Mademoiselle.“

Das liebenswürdige Kind reicht Urbain die Hand, der im Begriffe ist, sie an seine Lippen zu drücken, allein sich erinnernd, daß er ein Frauenzimmer vorstellt, sich damit begnügt, sie zärtlich zu drücken. Nachdem er noch einen liebevollen Blick auf Blanca geworfen, folgt er Margarethen. Die Alte geleitet ihn mit derselben Vorsicht zurück, mit der sie ihn eingeführt hatte, und schließt die Hausthüre ganz leise wieder zu, während sie zu ihm sagt: „Morgen sehen wir uns wieder, und vergesse ja nicht, Deinen Talisman jedesmal mitzunehmen.“

Vierzehntes Kapitel.

Die Liebe und die Unschuld. — Der Regen und der Talisman.

Urbain ist in einem schwer zu beschreibenden Wonnetaumel in seine Wohnung zurückgekehrt; Blanca's Anblick, der sanfte Ton ihrer Stimme, ihre Anmuth, ihre Offenherzigkeit, ihre anziehende Unbefangenheit haben seine Liebe noch erhöht; was er sah, übertraf bei weitem das, was er erwartete, und wenn er bedenkt, daß er sie den nächsten Tag wieder sehen, sie wieder hören und mit ihr sprechen, daß ihre sanfte Hand sich arglos auf die seinige stützen wird, so hat er Mühe, sich zu beherrschen. Die Erinnerung an das halb geöffnete Mieder mag wohl nicht den geringsten Antheil an diesem beseligenden Rausche haben.

Schade nur, daß er dem liebenswürdigen Kinde nicht gestehen kann, wer er ist und wie viel Liebe sie ihm eingeflößt hat; allein Urbain fühlt wohl, daß er nicht zu rasch zu Werke gehen dürfe und sich vor Allem Blanca's ganzes Zutrauen erwerben müsse. In seiner weiblichen Tracht wird ihm dies leicht sein; sie hat ihm bereits gesagt, daß sie ihn liebe. Es ist wahr, das Geständniß dieses Gefühls galt Ursula; allein der That nach ist es doch Urbain, der es ihr eingeflößt hat.

Den Tag über legt Urbain seine gewöhnlichen Kleider wieder an, und sobald die Nacht einbricht, zieht er sie aus, um sich wieder in die weibliche Tracht zu hüllen, an die er sich immer mehr gewöhnt. Zudem ist die Nachbarin stets bereitwillig bei der Hand, wenn es sich davon handelt, den jungen Menschen zu verkleiden; sie ist ungemein gefällig gegen ihn und nicht karg mit ihrem Unterricht. Urbain weiß ihn zu benützen, weil ein junger Mensch sich besser darauf versteht, ein Halstuch zu zerknittern, als es anzulegen, und ein bis zum Wahnsinne verliebter Jüngling zuweilen an großen Zerstreuungen leidet, während welchen die Hülfleistungen einer jungen Magd ihm sehr nothwendig sind.

Urbain hat sich pünktlich zur bestimmten Zeit eingefunden, und Margarethe ihn mit demselben Ceremoniel wie am Abend zuvor eingeführt. Blanca empfängt ihn auf die liebenswürdigste Weise; sie geht ihm entgegen, und in dem Augenblicke, in welchem er ihr eine bescheidene Verbeugung macht, gibt ihm das treuherzige Kind einen sanften Kuß auf jede Wange. Einen Augenblick lang ist Urbain außer sich, sein Herz entbrennt, und hätte ihn nicht Margarethens Stimme wieder zum Bewußtsein gebracht, so würde er Blanca an sein Herz gedrückt und ihr die empfangenen Küsse hundertfältig zurückgegeben haben. Allein die Alte, stets begierig, die außerordentlichen Abenteuer, welche auf den Talisman Bezug haben, erzählen zu hören, sagt, Urbain an das Kamin hinziehend: „Jetzt, meine Kinder, laßt uns die Zeit nicht durch eitle Ceremonien verlieren; Ihr wißt, wie schnell sie vorüberflieht, wenn man anziehende Dinge erzählt; setzet Euch. Ursula wird uns das Abenteuer erzählen, das ihrer Mutter begegnet ist.“

Urbain, noch ganz aufgeregt durch Blanca's Kuß, beginnt eine Geschichte, die er am Morgen ersonnen hat und die Margarethen entzückt, weil sie ihr die wunderbare Kraft des Talismans beweist. Nach beendigter Erzählung verlangt die Alte die Reliquie zu betrachten, da sie überzeugt ist, daß sie, wenn sie sie des Abends berührt habe, bei Nacht in ihrem Zimmer weniger Gefahr laufe. Blanca unterhält sich hierauf mit Urbain und singt ihm mit halber Stimme eines von den Liedern, die sie weiß. Das offenherzige Kind kennt die angebliche Ursula erst seit einem Tage, und schon betrachtet sie sie als ihre Schwester, nennt sie ihr Freundin und erzählt ihr alle auf sie Bezug habenden Begebenheiten und Umstände, denn Blanca, die fern von der Welt erzogen wurde, hat nicht gelernt, ihre Gesinnungen zu verbergen, und das, was sie nicht fühlt, zu heucheln; ihr Herz ist rein und ihre Worte sind nur der Ausdruck dessen, was ihr dieses eingibt.

Blanca ermangelt nicht, Urbain den Schlußreim ihrer Lieblings-

romanze zu singen, und dieser bebt vor Freude, als er sieht, daß, der Vorsichtsmaßregeln des Barbiers ungeachtet, seine Töne sich in das Gedächtniß der schönen Blanca eingegraben haben, die zu ihm sagt: „Gleich das erste Mal, als ich Sie reden hörte, glaubte ich die Stimme zu vernehmen, die bei Nacht unter meinem Fenster gesungen hat ... ach, sie war sehr lieblich, diese Stimme! ... die Ihrige, Ursula, gleicht ihr ein wenig. Schade, daß Ihnen die Romanze nicht bekannt ist, die man sang."

„Sie ist mir bekannt," sagt Urbain, „ich glaube es wenigstens, denn ich habe sie oft singen hören, und dadurch habe ich sie meinem Gedächtnisse eingeprägt."

„Ah, welches Glück! singen Sie sie mir, Ursula, ich bitte Sie darum!"

„Aber wenn Herr Touquet ..."

„O, er ist in seinem Zimmer; übrigens können Sie ja ganz leise singen! ... Ah, sehen Sie, Margarethe schläft, das ist gut, sie wird Sie nun nicht zurechtweisen."

In der That ist die alte Magd über dem unaufhörlichen Beschauen des kleinen Fleckchens Tuch eingeschlafen. Urbain befindet sich gleichsam ganz allein bei seiner Geliebten, sein Herz klopft vor Entzücken, lange Seufzer dringen aus seiner Brust, und er muß die Augen abwenden, um Blanca's reizenden Blicken nicht zu begegnen.

„Nun denn," sagt das liebenswürdige Kind zu ihm, ein wenig schmollend, was sie noch verführerischer macht, „wollen Sie mir also nicht singen? Ach, das wäre sehr unartig, es würde mir so großes Vergnügen machen, diese Romanze zu hören ... ich werde sie dadurch auch lernen ... ich bitte Sie, Ursula, sie sehen ja, daß Margarethe schläft ... schlagen Sie mir doch meine Bitte nicht ab ..."

„Ich Ihnen Etwas abschlagen! Ich werde singen, Mademoiselle."

„O! Sie sind recht liebenswürdig; ich werde Sie dann auch recht herzlich küssen."

Urbain hatte nicht nöthig, durch eine so süße Belohnung aufgemuntert zu werden; er will sie auf der Stelle verdienen. Er singt und Blanca hört ihm mit Entzücken zu. Dem Antriebe seines Herzens nachgebend, gibt der junge Mann seiner Stimme noch mehr Ausdruck und Gefühl, unzweifelhaft ist seine Stimme jetzt keine weibliche mehr, und jede andere Person, als die treuherzige Blanca würde diese Veränderung bemerken: allein sich ganz dem Wonnegefühle, das sie beseelt, überlassend, ist sie weit entfernt, die Wahrheit zu argwöhnen. Regungslos den Kopf nach Urbain hingebeugt und die Augen auf ihn geheftet, scheint sie zu befürchten, es möchte ein Wort für sie verloren gehen; auch ruft sie von Zeit zu Zeit aus: „Ach, mein Gott! das ist es . . . das ist das Nämliche . . . es macht den nämlichen Eindruck auf mich, wie in jener Nacht, ach, Ursula, singen Sie immer."

Indessen hat der Gesang aufgehört, denn Urbain hat die versprochene Belohnung nicht vergessen. Einige Minuten scheint Blanca noch regungslos zuzuhören; endlich erwacht sie aus ihrer Entzückung und sagt: „Es ist sonderbar, was für einen seltsamen Eindruck diese Romanze auf mich macht."

„Ist er unangenehm?"

„O nein! wenn das wäre, so wollte ich die Romanze nicht immer hören, und doch muß ich gestehen, daß sie mich traurig macht . . . ich muß seufzen, wenn ich sie höre; doch das ist gleich, Ursula, Sie werden sie mich lehren, nicht wahr?"

„Ja, Mademoiselle, aber Sie haben mir versprochen . . ."

„Sie zu küssen . . . O, von Herzen gerne."

Blanca läßt sich nicht bitten: sie drückt ihre rothen Lippen auf Urbains brennende Wangen; diesmal schickt sich dieser an, ihren Kuß zu erwidern, und schon hält er das junge Mädchen in seinen Armen, als Margarethe, durch ein Niesen, beinahe in

das Feuer fällt und, aus ihrem Schlafe auffahrend, ausruft: „Gute, theure Schutzheilige, rette mich! ich sehe den schwarzen Mann und die Zauberin von Verberie!"

„Wo denn das, meine Gute?" sagt Blanca, sich von Urbain entfernend, der untröstlich darüber ist, nicht schneller gesungen zu haben.

„Wo?" sagt Margarethe, sich die Augen reibend, „wie, wo? was habe ich gesagt?"

„Du hast gesagt, Du sehest die Zauberin!"

„Ach, das kommt wohl daher, weil ich an sie dachte. Nun, Ursula, es ist Zeit zum Fortgehen."

„Das ist Schade, ich wollte Ihnen gerade ein Abenteuer erzählen, das meiner Tante begegnet ist, und das noch weit wunderbarer ist als die andern."

„Gut, das kann morgen geschehen," sagt Blanca; „nicht wahr, meine Gute, Du erlaubst es? Du siehst, daß mein guter Freund nichts merkt, und sollte er übrigens auch Ursula sehen und sich ärgern, so würde ich den ganzen Fehler auf mich nehmen und ihn besänftigen."

„Nun denn, es sei so; wir werden morgen das Abenteuer Deiner Tante erfahren."

„Ja, Mademoiselle Margarethe ... Ah! wollen Sie wohl die Güte haben, mir meinen Talisman zurückzugeben?"

„Ja, mein Kind, das ist nicht mehr als billig! Ach, mein Gott! wo habe ich ihn hingebracht? hat ihn mir der Satan weggestohlen, ich hatte ihn doch noch eben in meiner Hand."

„Hier, meine Gute, hier ist er," sagt Blanca, nach dem Kamine zeigend; „Du hast ihn in die Asche fallen lassen."

„Das ist, meiner Treu', wahr," erwidert die Alte, das kleine Stückchen Tuch aufhebend; „ach, mein Gott! er ist ein wenig angebrannt ..."

„O, das macht nichts, Mademoiselle," sagt Urbain, „das kann ihm nichts von seiner Kraft benehmen."

„Nein, gewiß nicht, mein Kind, und wenn er auch verbrannt wäre, so hätte auch die Asche noch die nämliche Eigenschaft behalten."

Urbain nimmt seinen Talisman wieder, verabschiedet sich von Blanca, und ihr wiederholend: „Morgen sehen wir uns wieder!" verläßt er das Haus des Barbiers.

Mehrere Tage sind verflossen, und jeden Abend hat Urbain das Glück gehabt, Blanca zu sehen; dadurch, daß er immer neue Geschichten ersinnt, durch die er Margarethens Neugierde reizt, hat er die Alte daran gewöhnt, ihm jeden Abend um sieben Uhr die Thüre des Hauses zu öffnen. Die Gegenwart der falschen Ursula ist für Blanca und Margarethen ein Bedürfniß geworden; die Letztere findet ein großes Vergnügen daran, Hexengeschichten erzählen zu hören, und das junge Mädchen, ihre Lieblingsromanze einzuüben. Allein Margarethe schläft nicht immer, und auch während sie wacht, will Blanca, daß er ihr singen soll. Dieser gehorcht ihr; allein um der Alten keinen Verdacht einzuflößen, verfälscht er in solchen Fällen seine Stimme, und Blanca ruft dann etwas unmuthig aus: „Ach, das ist nicht gut! Sie singen heute nicht so hübsch als gewöhnlich; das macht mir nicht dasselbe Vergnügen."

Während Urbain sich an dem Glücke berauscht, Blanca zu sehen und aus ihren Augen das süßeste Gefühl schöpft; während das junge Mädchen sich ohne Zwang dem Vergnügen überläßt, das sie in Ursula's Gesellschaft findet, und dieser ihre geringsten Gedanken anvertraut; während endlich die alte Margarethe den Kopf voll furchtbaren Erzählungen und wunderbaren Begebenheiten hat, welche der Zauberin von Verberie zugestoßen, und sich gegen alle Schlingen des Teufels dadurch verwahrt, daß sie jeden Abend das kleine Stückchen Hosenzeug des jungen Studenten zwischen ihren Fingern reibt; was ging indessen in dem Lusthause des edeln Marquis von Villebelle vor? Bewohnt die feurige Julia es noch, und hat sich der Marquis die Mühe gegeben, ein wenig Liebe gegen die junge Italienerin zu heucheln, um sie zu überwinden?"

Nachdem der Barbier den Lohn seiner Dienste empfangen hatte, bekümmerte er sich wenig mehr um das, was in dem Lusthause vorfiel. Chaudoreille, der die Kneipen nicht verließ, so lange er noch einiges Geld in der Tasche hatte, war einen Monat lang nicht bei dem Barbier erschienen; allein nach Verfluß dieser Zeit kam er einmal gegen die Mitte des Tages zu seinem Freunde.

Der Gasconier hatte ein noch längeres und hagereres Gesicht als gewöhnlich, seine ganz zerrunzelte Krause hatte an mehreren Orten Löcher, und die Federn seines Hutes waren durch die Bandrose ersetzt, die früher den Griff seines Rolands geziert hatte.

Chaudoreille's jämmerliches Aussehen bringt den Barbier zum Lachen. „Woher kommst Du," sagt er zu ihm, „und was hast Du gethan, seit ich Dich nicht mehr gesehen habe?"

„Ich habe viele Unglücksfälle erlitten," sagt Chaudoreille, einen tiefen Seufzer ausstoßend und aus seinem Gürtel den alten seidenen Beutel ziehend, den er schüttelt, ohne daß es einen Ton gibt. „Du siehst es? mein Freund, wir sind bis auf Null heruntergekommen ..."

„Wie! Du hast nichts mehr von der Summe, welche ich Dir gegeben habe?"

„Keinen Heller mehr, mein Theurer! ich bin auf eine schändliche Weise bestohlen worden . . ."

„Das heißt, Du hast gespielt?"

„Ja, ich habe gespielt! das ist wahr, aber mit Spitzbuben; sie haben mich auf eine niederträchtige Weise betrogen; wenn sie sich wenigstens auf eine liebenswürdige Art dabei benommen hätten! Man weiß, daß es unter geschickten Leuten tausend kleine Vortheile gibt, um sich das Glück günstig zu machen . . . aber einen Freund berauben ... einen Mitbruder ... das ist schauerlich; ... ich werde mein Leben lang nicht mehr spielen. Sag' mir doch, soll ich in das Lusthaus des Marquis gehen und meinen Freund Marcel besuchen?"

„Im Gegentheil, ich verbiete es Dir; ohne Befehl des Marquis darf es sich Niemand erlauben, dahin zu gehen."

„Das ist traurig; und was für ein Ende hat das Abenteuer genommen?“

„Was liegt Dir daran? ... Uebrigens habe ich den Marquis seitdem nicht wieder gesehen ... allein was kümmert mich diese Intrigue, sobald ich nichts mehr dabei zu schaffen habe; sie wird jedoch geendet haben wie alle anderen ... Es ist eine Laune, die einige Tage gedauert haben wird ... und eine andere wird ihr folgen ...“

„Das ist richtig, allein die Kleine schien mir Charakter zu haben. Sie hat mir sonderbare Sachen gesagt ... sie hat mich unter Anderem gefragt, ob ich Deine Eltern kenne?“

„Meine Eltern?“ sagt der Barbier mit sichtlicher Aufregung; „das ist sonderbar.“

„Ja sehr sonderbar ... ich habe ihr gesagt, Du seiest ein Lothringer; das ist Alles, was ich von Dir weiß.“

„Meine Eltern!“ wiederholt Touquet, mit großen Schritten in dem Zimmer auf und abgehend. „Ich wette Alles, daß ich keine mehr habe ... mein armer Vater ist ohne Zweifel gestorben; ach! ich war in meiner Jugend ein böser Bube ... Das Bedürfniß, meine Leidenschaften zu befriedigen, der Geschmack an dem Spiele, der Durst nach Gold ließen mich frühzeitig tausend Excesse begehen ...“

„Ja, Jugendstreiche ... ich kenne das ... Was mich betrifft, ich wurde im sechsten Jahre gepeitscht, weil ich eine Hammelskeule aus einer Bratpfanne gestohlen hatte; im zehnten, weil ich aus Zerstreuung den Beutel meiner Großmutter genommen hatte, um Würfel zu spielen; im zwölften nahm ich ein Kaninchen vom Bratspieße und steckte die Katze meiner alten Tante an dessen Stelle; allein aus lauter Eifer, meinen Raub zu verbergen, vergaß ich, die unglückliche Katze abzuziehen, die nun mit sammt der Haut gebraten wurde; glücklicher Weise hatte mein Vater ein kurzes Gesicht, er glaubte, es sei ein kleiner Frischling; im fünfzehnten Jahre ...“

„Ach, was liegt mir an dem, was Du gethan hast!“ ruft der Barbier ungeduldig aus; „hat Dir diese junge Frau nichts Anderes über mich gesagt?“

„Nein, allein wenn Du willst, werde ich zu ihr gehen und sie auf eine pfiffige Weise zum Sprechen bringen . . .“

„Thörichter Mensch! vergißt Du, daß sie die Maitresse des Marquis ist? Wenn es einmal mit ihrer Herrschaft zu Ende ist, werde ich sie besuchen und dann schon erfahren . . .“

Der Barbier spricht nichts weiter, er antwortet Chaudoreille nicht, und nachdem dieser mehrmals vergeblich zu verstehen gegeben hat, daß er seit dem Abend des vorigen Tages noch nichts gegessen habe, und bemerkt, daß Touquet nicht darauf achtet, verläßt er den Laden und murmelt erzürnt zwischen den Zähnen: „Die Leute, welche reich werden, sind stets gefühllos und filzig . . . das ist ein Fehler, den ich nie haben werde.“

Einige Stunden nach dieser Unterhaltung begegnet der Barbier, während er sich zu seinen Kunden begibt, in der Nähe des Louvre dem glänzenden Villebelle, der, in seinen Mantel gehüllt, guter Dinge zu sein scheint.

„Ich habe gesiegt, mein Theurer,“ sagt er, Touquet unter eine Säulenhalle ziehend, wo man sie nicht hören kann; „Julia hat sich ergeben, allein in der That, diese Eroberung ist weit schwieriger gewesen, als ich geglaubt hätte. Dieses junge Mädchen ist leidenschaftlich... romantisch... sie will geliebt sein . . . und ich habe ihr glauben gemacht, daß ich sie liebe . . . in der That, ihr seltsamer Charakter, ihr Stolz in Verbindung mit ihrer Zärtlichkeit, die Eigenthümlichkeit ihres Betragens, ihrer Reden haben mich beinahe gefesselt . . . sie hat von Estrelle mit mir gesprochen . . . ich weiß nicht, woher sie dieses Abenteuer erfahren hat . . .“

„Dieses junge Mädchen weiß doch Alles,“ sagt der Barbier zu sich.

„Uebrigens,“ fährt der Marquis fort, „scheint es mir, daß sie

Dich nicht sehr liebt, mein armer Touquet, Du bist schlecht bei ihr angeschrieben; sie sagt, Du seiest ein Hauptspitzbube ..."

„Wie, gnädiger Herr?"

„Sie schlug meine Geschenke aus, wollte nur meine Liebe; das ist in der That prächtig! Dessen ungeachtet habe ich ihr ein eigenes Logis gemiethet ... ich wollte sie nicht in meinem Lusthause lassen, dies würde mich belästigt haben ... bei meiner Ehre, ich glaube, daß ich sie ein wenig liebe ... allein ich habe so eben zwei sehr hübsche Frauen in das Juwelen-Magazin da unten treten sehen ... ich will mich dahin begeben, um sie näher zu betrachten ..."

Mit diesen Worten entfernt sich der Marquis eilig, und der Barbier kehrt in seine Wohnung zurück, an Julia denkend und betrübt darüber, daß er von dem Marquis nicht erfahren konnte, in welche Wohnung er die junge Italienerin gebracht hat.

Chaudoreille hat das Haus des Barbiers in sehr übler Laune verlassen, ein leerer Magen stimmt den Geist zur Schwermuth. Der gasconische Ritter ist, während er über den Egoismus der Menschen, die Launen des Glücks und die Art, auf welche er beim Piquet durch irgend einen feinen Betrug gewinnen könnte, philosophische Betrachtungen anstellt, auf dem Marktplatze Saint Germain angekommen. Außer den verschiedenen Schauspielen, die man an diesem Orte sehen konnte, und die den Zweck hatten, die Gaffer, die Fremden und die jungen Edelleute, welche nach Paris kamen, um da den Ton und die Manieren des Hofes zu lernen, herbeizulocken, spielte man hier verschiedene Karten-, Würfel- und Kegelspiele.

Chaudoreille geht unter den Gruppen umher, welche sich um die Spiele herum gebildet haben, blickt mit gierigem Auge auf das vor den Kaufläden zur Schau liegende Backwerk, und macht in der Nähe der Schenken Halt, da er wenigstens die Wohlgerüche der Küche einathmen will. Allein solche Genüsse sind sehr wenig

geeignet, einen nüchternen Magen zu beschwichtigen. „Alle Teufel!“ sagt Chaudoreille plötzlich zu sich, seinen Hut tiefer ins Gesicht drückend und seine Krause gegen sein Kinn emporziehend, „es soll nicht gesagt werden, daß ich nicht zu Mittag gespeist habe; ein Mann von Genie hat stets Hülfsquellen, und sein Geist muß ihm verschaffen, was sein Beutel ihm verweigert.“

Alsbald eilt der Ritter entschlossenen Schrittes vorwärts, und durch die Menge dringend, nimmt er seine Richtung nach dem Orte, wo zwei junge Leute aus der Provinz Kegel spielten und weißen Wein tranken. Chaudoreille betrachtet sie eine Zeit lang mit forschendem Blicke, dann schreitet er, den günstigen Moment wahrnehmend, in dem Augenblicke durch die Bahn, wo ihm die Kugel, welche einer von den Spielern so eben hinausgeschleudert hat, an die Beine fliegen muß.

„Weg, weg!“ ruft der junge Mensch, welcher die Kugel abgeworfen hat; allein Chaudoreille stellt sich, als höre er ihn nicht, und bleibt nicht eher stehen, als bis er getroffen ist. Er schneidet, indem er den Wurf empfängt, eine gräßliche Geberde und sinkt zu Boden, die Worte murmelnd: „Alle Teufel, das ist ein Mittagessen, welches mich theuer zu stehen kommt.“

Die zwei Spieler fliegen zu ihm, heben ihn auf und entschuldigen sich, obschon sie keine Schuld an diesem Vorfalle haben; allein Chaudoreille ist so blaß, er scheint so sehr zu leiden und macht so jämmerliche Verzuckungen, daß die zwei jungen Leute dadurch gerührt werden. Sie bieten ihm zuerst ein Glas Wein an, damit er sich wieder erholen möge; der Verwundete schlägt ihr Anerbieten nicht aus und trinkt drei Gläser nacheinander; er kann noch nicht gehen, man macht ihm den Vorschlag, sich zu einem benachbarten Speisewirth zu begeben: er läßt sich nicht bitten: die zwei Provinzbewohner spielten um das Mittagessen und laden Chaudoreille dazu ein; unser Held setzt sich mit ihnen zu Tische, ißt und trinkt für vier Mann, ertheilt ihnen Unterricht

im Kegelspiel, und da er bemerkt, daß er es mit Neulingen von sanftem und nicht sehr kriegerischem Charakter zu thun hat, so steht er nach dem Nachtische auf und verlangt von ihnen eine Pistole, als Entschädigung für den Kegelwurf, der ihn getroffen hat.

Die zwei jungen Leute blicken sich erstaunt an und sehen ein, daß sie geprellt worden und mit einem sehr undelikaten Herrn in Gesellschaft gewesen sind; allein Chaudoreille bleibt aufrecht stehen, die linke Hand in die Hüfte gestemmt, mit der Rechten den Griff seines Rolands streichelnd, die Augen wie ein Verdammter umherrollend und seinen Schnurrbart mit der Zungenspitze beleckend. Die armen Landpomeranzen, die keinen Streit mit einem Menschen anfangen mögen, der entschlossen scheint, Alles zu zerhauen, wenn man ihn nicht befriedigt, beeilen sich, ihrem liebenswürdigen Gaste die verlangte Summe darzureichen. Dieser nimmt sie mit einem gnädigen Lächeln an, grüßt dann in dem Tone eines Menschen, der über sich selbst entzückt ist, die jungen Leute und sagt zu ihnen: „Auf Wiedersehen, meine jungen Freunde; behalten Sie die Vortheile, die ich Sie gelehrt habe, gut im Gedächtniß."

Nachdem er dieses gesprochen hat, entfernt sich der Ritter schnell und denkt nicht mehr an den Kugelwurf. Da er einen vollen Magen und eine Pistole in der Tasche hat, so ist er mit seinem Tagewerke sehr zufrieden; der weiße Wein, den er im Uebermaße genossen hat, erweckt in ihm die Lust zu Abenteuern; er fühlt sich, vorzüglich zur Zärtlichkeit sehr aufgelegt. Allein wenn Bacchus die Eigenschaft hat, daß er unternehmend macht, so sind der Geruch des Weins und die Reden eines betrunkenen Menschen keine günstigen Hülfsmittel in der Liebe. Es ist schon längst Nacht, als Chaudoreille von dem Marktplatze Saint-Germain zurückkommt, alle Frauen betrachtend, denen er begegnet, und zwischen den Zähnen murmelnd: „Alle Teufel, ich muß diesen Abend eine Eroberung machen . . . ich fange an, meiner Thürschließerin müde zu werden, die fünfundvierzig Jahre alt ist, und deren eines Bein

kürzer ist als das andere . . . es ist wahr, sie überhäuft mich mit Artigkeiten, sie wäscht mein Weißzeug und bessert meine Krause aus, allein eine kleine Untreue im Vorübergehen . . . meine Venus wird nichts davon erfahren . . ."

Chauboreille ist in der Straße Montmartre angekommen, als er ein Frauenzimmer in der Tracht einer Bäuerin an sich vorübergehen sieht. Sie ist allein, der Ritter blickt ihr nach und kehrt plötzlich wieder um, ihr zu folgen. Die Haltung der Dame hat etwas Entschlossenes, daß dem gasconischen Ritter gefällt; allein sie läuft schnell und er muß die ganze Schnelligkeit seiner Füße aufbieten, um ihr nachzukommen. Nachdem er sie eingeholt, will der Galan das Gespräch mit den hübschen Redensarten anknüpfen, welche bei jenen Herren gebräuchlich sind, die ihre Liebesbedürfnisse auf den Straßen befriedigen und beim Scheine der Laternen auf Eroberungen ausgehen. Man antwortet dem Ritter nichts, sondern verdoppelt seine Schritte. Unser Held läßt sich nicht abschrecken, trabt fort, den Liebenswürdigen spielend, tritt in die Gosse, die er nicht bemerkt, und bespritzt seine Schöne mit Koth, während er ihr Süßigkeiten sagt

Indessen hat die Person, der er folgt, die Straße St. Honoré erreicht. In einer geringen Entfernung von der Straße des Bourdonnais entschließt sich Chauboreille, der immer noch keine Antwort erhält und es nicht bei seinen Complimenten bewenden lassen will, energische Mittel zu versuchen: er nähert sich der Bäuerin, und mit seiner Hand an ihren Röcken umhergreifend, zwickt er Alles, was in seinen Bereich kommt, mit Gewandtheit; als Lohn für diese Handlung empfängt er alsbald eine so derbe Ohrfeige, daß ihn diese auf eine vier Schritte von da entfernte Brunnensäule schleudert.

Es war Urbain, der sich seiner Gewohnheit gemäß zu Blanca begab, der unterwegs Chauboreille's Eroberung gemacht hatte. Nachdem er sich ihn auf eine so heroische Weise vom Halse ge-

schafft hat, eilt er nach dem Hause des Barbiers, tritt in die Hausflur, die man ihm öffnet, und kommt zu Blanca, noch ganz aufgeregt von dem Abenteuer.

„Was haben Sie doch, meine liebe Ursula," sagt Blanca zu ihr, „Sie scheinen sehr aufgeregt . . ."

„Ja, in der That," antwortet Urbain, „so eben in der Straße . . . schlugen sich zwei Menschen, dies hat mich erschreckt . . ."

„Armes Kind," sagt Margarethe, „allein hattest Du Deinen Talisman nicht bei Dir?"

„Doch, doch, Mademoiselle, dessen ungeachtet war es mir bange."

„Ich glaube es Ihnen gern," sagt Blanca, wenn man Männer sich schlagen sieht, das muß Einem übel machen, allein erholen Sie sich, meine liebe Freundin."

Blanca's sanfte Worte haben Urbain sein Abenteuer bald vergessen gemacht. Seinem Versprechen gemäß muß er eine sonderbare Geschichte erzählen, die einem seiner Vettern begegnet ist: er hat es den Tag zuvor versprochen, und Margarethe ist erpicht darauf, sie zu hören. Die alte Dienerin hat Zerstreuung nöthig, sie hat in der verflossenen Nacht einen schrecklichen Traum gehabt und des Morgens beim Erwachen eine Fledermaus an ihrem Fenster erblickt; das Alles ist sehr beängstigend, und den ganzen Tag über ist Margarethe nicht ruhig gewesen.

Urbain beginnt seine Erzählung, er wird zuweilen durch den Regen unterbrochen, der prasselnd und in Strömen herabfällt und den der Wind mit Heftigkeit gegen die Fenster peitscht.

„Welch' schreckliches Wetter!" sagt Blanca.

„Ja," sagt Margarethe, dem Feuer bei jedem Windstoße näher rückend, „diese Nacht wird uns sehr wenig Ruhe bringen . . . mir ist vor, als ob mir etwas Außerordentliches begegnen müsse; diese Fledermaus, welche ich bemerkt habe . . . und in meinem Traume alle diese Leute, die auf Besenstielen zum Sabbath ritten . . . ah, das deutet viele Dinge an!"

„Sicherlich," sagt Urbain, und die Alte, um sich zu ermuthigen, schließt den Talisman heftig und fest in ihre Hände.

Urbains Geschichte hat sehr lange gedauert und Margarethe nichts gesagt, weil sie mit dem Schlafengehen keine Eile hat. Blanca, die sich nie anders als ungerne von Ursula trennt, findet sich auch nicht veranlaßt, sie darauf aufmerksam zu machen, daß es spät sei, und von dem jungen Studenten läßt es sich am wenigsten erwarten, daß er zuerst an's Weggehen denke.

Indessen schlägt die Glocke und man zählt elf Uhr. „O Himmel, elf Uhr!" ruft Blanca aus.

„Ach, mein Gott!" sagt Margarethe bebend, „in einer Stunde ist es Mitternacht!"

„Aber, meine Gute, Ursula kann nicht so spät und bei solchem Wetter nach Hause kehren . . . still, hören Sie den Regen? . . . er fällt in Strömen herab . . . bei solcher Witterung nach dem Thore St. Antoine zu gehen . . . das ist unmöglich."

„Es ist gewiß," sagt Urbain, „daß die Wege sehr schlecht sind . . . es sind keine Laternen da und oft tritt man in Löcher, die man nicht bemerkt."

„Arme Ursula, Ihr Talisman würde Sie nicht gegen den Regen schützen, nicht wahr?"

„Nein, er schützt nicht gegen den Regen," antwortet Urbain seufzend.

„Was anfangen?" sagt Margarethe.

„Die Sache ist ganz leicht zu machen, meine Gute," ruft Blanca aus, „Ursula wird bei mir schlafen und morgen, sobald der Tag graut, wird sie sich geräuschlos entfernen ... wollen Sie Ursula?"

Urbain kann einige Minuten lang nicht antworten, denn Blancas Worte: „sie wird bei mir schlafen," haben ihm seine ganze Besinnung geraubt, und er weiß nicht mehr, woran er ist. Endlich stammelt er mit bebender Stimme: „Wenn Sie es erlauben . . . Mademoiselle . . . ich bin es zufrieden . . ."

„Ja, sicherlich erlaub' ich es . . . nicht wahr, meine Gute, wir können sie bei solchem Wetter nicht gehen lassen? . . . antworte doch!"

Margarethe, die nichts Schlimmes dabei sieht, daß die Bäuerin bei Blanca schläft, findet zudem einen großen Vortheil dabei, denn sie hofft die kostbare Reliquie die ganze Nacht über zu behalten, und da ihr Geist von der Idee ergriffen ist, daß ihr irgend ein Unglück begegnen müsse, so scheint ihr der Besitz des Stückchens Tuch für diese Nacht eine Wohlthat der Vorsehung.

„Es ist wahr," sagt sie endlich, „daß die Witterung schrecklich ist . . . und wenn Ursula nicht vergißt, vor Tagesanbruch wegzugehen . . ."

„Gewiß nicht, meine Gute; wenn sie schläft, so verspreche ich Dir, sie aufzuwecken."

„Nun, dann mag sie bleiben . . . ich habe nichts dagegen."

„Ach, welches Vergnügen!" ruft Blanca aus, „wir werden zusammen schlafen, Ursula . . . o, wie unterhaltend das ist . . . Was mich betrifft, ich habe noch nie bei Jemand geschlafen . . . dies wird das erste Mal sein . . . man kann schwatzen, lachen . . ."

„Nicht doch, nicht doch," sagt Margarethe, „Ihr müßt vielmehr schlafen, sonst würdet Ihr ein Geräusch machen und der Herr könnte es hören . . ."

„Nun denn, wir werden schlafen, meine Gute," antwortet das liebenswürdige Kind und fügt, Urbain in's Ohr flüsternd, hinzu: „Wir werden ganz leise sprechen."

„Nun, in diesem Falle entferne ich mich," sagt die alte Dienerin, die den Talisman, den sie in den Händen hielt, zurückzugeben zögert. „Meine theure Ursula," sagt sie endlich, „Du hast hier nichts zu fürchten; willst Du mir nicht erlauben, Deinen Talisman nur diese Nacht zu behalten, weil ich in einer Kammer schlafe, in der es nicht geheuer ist, und diese Fledermaus schwebt mir noch immer vor Augen."

„O, behalten Sie ihn, Mademoiselle Margarethe," sagt Urbain," so lange er Ihnen Vergnügen macht."

„Ja, ja, behalte ihn, meine Gute," sagt Blanca, „zudem haben wir ja den meinigen; wir haben Beide an ihm genug, nicht wahr Ursula?"

„Ja, ich glaube wenigstens . . ."

Margarethe, entzückt, die ganze Nacht hindurch eine Schutzwache zu besitzen, zündet die Lampe an und geht nach der Thüre, indem sie sagt: „Gute Nacht, meine Kinder, gute Nacht! Ach Gott, welcher Windstoß! Ursula, Du mußt morgen vor Tagesanbruch auf sein."

„Ja, Mademoiselle."

„Legt Euch schnell zu Bette und löscht Euer Licht aus, damit man nichts merkt."

„Sei ruhig, meine Gute," sagt Blanca, „es wird bald geschehen."

Margarethe nimmt ihre Lampe und verläßt das Zimmer. Blanca macht die Thüre hinter ihr wieder zu. „Schließen Sie sich gut ein," sagt die Alte zu ihr.

„Ja, meine Gute," antwortet das junge Mädchen und schiebt den Riegel vor.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie wird es gehen.

Wenn man mit Inbrunst liebt, und den Augenblick herannahen sieht, in welchem man sich allein bei dem Gegenstande seiner Liebe befinden wird, so fühlt man eine Verwirrung, eine Gemüthsbewegung, über die man nicht Herr werden kann: man scheint zu befürchten, sein Glück nicht ertragen zu können, oder eine so süße Hoffnung nicht verwirklicht zu sehen. Besonders

wenn man noch mit der ganzen Offenherzigkeit und Unbefangenheit der Jugend liebt, erfüllt uns die Stunde der ersten Zusammenkunft mit nicht geringerer Bangigkeit als die Abschiedsstunde, die uns von den Orten wegruft, die wir lieben. Warum fürchten und seufzen wir im Augenblicke des Glückes? Arme Sterbliche! es scheint, wir seien stets erstaunt darüber, daß wir glücklich sind. In Wahrheit, dieses Erstaunen schwindet mit dem Alter und der Erfahrung; dann erregen diese entzückenden Zusammenkünfte nimmer dieselben Gefühle in uns; wir betrachten sie bloß als Zerstreuungen, und lachen über jene Verwirrung, über jene Verlegenheit, die unsere ersten Schritte bei den Damen begleiteten. Undankbare! wir spotten über das, was uns beglückte, über jene süßen Gefühle, die uns entschwunden sind wie alle Täuschungen der Jugend; wir gleichen dann dem Fuchse in der Fabel. „Ach! wie linkisch waren wir im achtzehnten Jahre," sagen wir; „wie tölpelhaft sahen wir bei unsern geheimen Zusammenkünften mit dem Gegenstande unserer Liebe aus! Wir zitterten wie Espenlaub, als es zum Rendezvous ging; wie anders ist es jetzt! Wir eilen singend dahin, wir gehen rasch auf's Ziel los, wir sind hundertmal liebenswürdiger. Ja, aber unsere Haare fangen an grau zu werden, unser Bauch sich zu runden, und gewisse scharfe Linien kommen an unsern Augenwinkeln zum Vorschein.

Wenn die Annäherung eines lange ersehnten Glücks in der Liebe eine unaussprechlich süße Verwirrung verursacht, wie groß muß dann unser Entzücken sein, wenn wir die größte Gunst plötzlich, und ohne sie nur gehofft zu haben, erlangen können. In einer solchen Lage befindet sich Urbain; er liebt Blanca mit jenem trunkenen Entzücken, das man im neunzehnten Jahre für seine erste Geliebte fühlt, und er befindet sich um elf Uhr Nachts allein bei dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit in einem kleinen, abgelegenen Zimmer, und das liebenswürdige Kind hat den Riegel

vorgeschoben und fängt an, sich zu entkleiden, um in's Bett zu steigen. Wo ist der Liebende, der in diesem Augenblicke bei Vernunft bleiben könnte? Arme Blanca, ich zittere für dich! Du hast zwar einen Talisman, allein ich setze kein großes Zutrauen in seine Macht, besonders wenn du Urbain auch noch die Stelle, wo er sich befindet, sehen lässest.

Zitternd, bestürzt, seufzend und kein Wort sprechend, bleibt der junge Student in einem Winkel des Zimmers aufrecht stehen, während Blanca das Bett zurichtet, lachend in dem Zimmer umherhüpft und sich endlich entkleidet.

„O mein Gott!" sagt Urbain zu sich, bebend, erröthend, und nur von Zeit zu Zeit die Augen aufschlagend, „o mein Gott! was soll ich thun? Ist nicht der Augenblick da, in welchem ich mich erklären, und, das Bekenntniß meiner Liebe ablegend, Verzeihung von ihr erflehen muß! O ja, dies ist der Augenblick!... allein wenn dieses Geständniß sie erschreckte... wenn ihr Geschrei Leute herbeizöge... oder wenn sie mich aus ihrem Zimmer jagte... dies wäre Schade, da, wenn ich sie noch länger täusche, ich ihr Lager theilen, und... o nein, das wäre nicht Recht; aber wie schön sie ist! Großer Gott! welche Reize... ach, blicke sie doch nicht an."

Aber der Schelm blickte sie stets an, obschon nur verstohlen; allein je mehr er sie betrachtete, desto unmächtiger wurde seine Vernunft, denn in jedem Augenblicke nahm Blanca einen Theil ihrer Kleidung weg; schon bedeckte nur noch ein kleines Unterröckchen ihre reizenden Formen, und das enge Corset, das zwei kleine alabasterne Hügel gefangen hielt, war so eben neben dem Bette niedergelegt worden.

Blanca hielt jedoch inne: es war Zeit. Sie blickt auf Urbain, der noch immer stumm und regungslos dasteht. „Nun, Ursula, warum entkleiden Sie sich denn nicht?" sagt das junge Mädchen, sich dem Studenten nähernd.

„Weil ... Mademoiselle... ich weiß nicht.., ich fürchte..."

„Wie, Sie fürchten? Flöße ich Ihnen Furcht ein, Ursula?“

„Furcht . . . o ja, Mademoiselle; ich fühle, daß ich große Furcht habe.“

„Ach! sie ist ganz wie Margarethe... und ich, die Jüngere, bin am wenigsten furchtsam; es ist wahr, dieser Wind tobt schrecklich, allein er wird uns hier nicht mit sich fortreißen. Wie sie zittert! Wie, Ursula, Sie gehen jeden Abend bis zum Thore St. Antoine und zittern bei mir im Zimmer?“

„Ach! das ist etwas Anderes.“

„Kommt es wohl daher, daß Margarethe Ihren Talisman mitgenommen hat? Allein wir haben ja den meinigen; sehen Sie, wenn ich mein Corset ablege, so stecke ich ihn hierher in mein Hemd, denn Margarethe sagt, man habe ihn besonders des Nachts sehr nöthig, und die Zauberer quälen die jungen Mädchen hauptsächlich, wenn sie zu Bette gegangen seien. Ist dies wahr, Ursula? Hat man es schon versucht, Sie des Nachts zu quälen?“

„Ja . . . nein, Mademoiselle.“

Urbain weiß nicht mehr, was er sagt, denn seine Augen sind wider seinen Willen auf den treulosen Talisman gerichtet, der hier zu sein scheint wie die Schlange an dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen, um ihn der Versuchung erliegen zu lassen.

„Es friert Sie, Ursula; es wird besser sein, wenn wir uns in's Bett legen, wir werden da wärmer werden. Soll ich Sie entkleiden helfen? Wie, Sie seufzen . . . haben Sie Kummer? Sie werden mir das erzählen... es ist so angenehm, eine Freundin zu haben . . . ihr Alles zu sagen, was man denkt . . . Laßt uns sehen . . . laßt uns zuerst diese Haube abnehmen, die das ganze Gesicht verhüllt; . . . ich bin überzeugt, daß die meinige Ihnen besser stehen würde . . . wir wollen es probiren . . . allein setzen Sie sich doch nieder, Sie sind so groß, Ursula, daß ich nicht wohl zu Ihrem Kopfe hinauflangen kann.“

Der junge Student läßt sich zu einem Stuhl führen; er sitzt nieder, und vor ihm stehend, fängt Blanca an, die Stecknadeln wegzunehmen, die seine Haube und seine großen braunen Locken festhalten. Urbain läßt das liebenswürdige Kind seine Kopfbedeckung abnehmen: er ist entschlossen, sich ihr zu entdecken; sie müßte ja doch früher oder später die Wahrheit erfahren, und es kommt nur darauf an, sie nicht zu erschrecken, sondern sie nach und nach auf die Metamorphose vorzubereiten.

Die letzte Stecknadel ist entfernt, Blanca nimmt die Haube weg, und die braunen Locken des jungen Menschen wallen nach allen Seiten hervor und bedecken ihm Stirne und Nacken. Blanca stößt einen Schrei aus und bleibt regungslos stehen. Urbain, der bereits befürchtet, sie möchte ihm entfliehen, faßt sie sanft um den Leib.

„Ah! wie drollig das ist," sagt endlich Blanca, Urbain noch immer mit Verwunderung anblickend, „Ihre Haare sind nicht so geordnet, wie die aller Weiber, die ich bis jetzt gesehen habe! Es ist also in Berberie Mode, sie so zu tragen?"

„Ja, Mademoiselle."

„Je mehr ich Sie betrachte... wissen Sie, Ursula, daß Sie so wie ein Mann aussehen?"

„Das hat man mir schon oft gesagt, Mademoiselle."

„O! aber das ist zum Verwundern ... Ihre Haare sind so geordnet wie die aller männlichen Personen, die ich auf der Straße gehen sehe."

„Mißfalle ich Ihnen so?"

„Nein; gleichwohl... das macht einen sonderbaren Eindruck auf mich."

„Würde es Sie betrüben, wenn ich männlichen Geschlechts wäre?"

„Der Tausend, das glaube ich, da könnten Sie nicht mehr meine Freundin sein; ich könnte Sie nicht mehr wie meine Schwester lieben."

„Ach, Blanca, wenn ich männlichen Geschlechtes wäre, so würde ich Ihr Liebhaber, der zärtlichste, der treueste Liebhaber sein. Ich könnte Sie inbrünstig lieben, und die Liebe ist feuriger, als die Freundschaft. Wenn Sie nun meine Zärtlichkeit theilten, wo gäbe es dann einen glückseligeren Sterblichen, als ich bin! Theure Blanca, gibt es auf der Erde ein köstlicheres Gut, als der Besitz Ihres Herzens? Um mir ihn zu verschaffen, würde ich die Hälfte meines Lebens hingeben!“ Bei diesen Worten suchte Urbain, den die Liebe hinriß, seine Stimme nicht mehr zu verstellen; er hielt Blanca noch immer in seinen Armen, und diese, ganz erregt, hatte sich auf die Kniee des Studenten hinziehen lassen, und sagte mit schwacher Stimme: „Ach, mein Gott, Ursula ... sprechen Sie nichts mehr von solchen Dingen ... das macht mich ganz unruhig ... ich weiß nicht, was ich habe . . ich glaube, ich habe Lust zu weinen . . . wozu nützt es, Lügen vorzubringen ... von Liebe und Liebhaber zu sprechen?... Ursula, man hat mir gesagt, man dürfe von Allem dem nichts sprechen... Ach, mein Gott!... seit Sie Ihre Haube nicht mehr auf haben, wage ich es nimmer, Sie anzublicken.“

„Blanca! theure Blanca!“

„Ah!... Sie fahren fort, den Mann zu spielen;... das macht mir bange! Ursula, werden Sie wieder Frauenzimmer, ich bitte Sie!“

„Nein, Blanca, ich will Sie nicht länger täuschen . . . eine männliche Person . . . der zärtlichste Liebhaber ist bei Ihnen.“

In Folge einer plötzlichen Bewegung ist Blanca aufgesprungen und hat sich in die andere Ecke des Zimmers gerettet. Urbain hat sie nicht zurückzuhalten versucht, aber er ist auf die Kniee gesunken, er streckt seine Hände nach ihr aus und scheint ihre Verzeihung zu erwarten, während das junge Mädchen Blicke auf ihn heftet, die mehr Verwunderung als Schrecken ausdrücken.

„Wie, Sie sind eine männliche Person?“ sagt das liebenswürdige Kind nach Verfluß eines Augenblicks.

„Ja, Mademoiselle."

„Wissen Sie dies auch gewiß?"

„O ja."

„Ach, mein Gott! nähern Sie sich mir nicht, ich bitte Sie."

„Ach, zittern Sie nicht, ich liege zu Ihren Füßen und bin der unterwürfigste aller Liebhaber."

„Aller Liebhaber? Ich weiß nicht, was ein Liebhaber ist."

„Um Sie sehen zu können, um Ihnen die ganze Liebe, die ich für Sie fühle, zu bekennen, habe ich diese Verkleidung angenommen. Wie hätte ich sonst bis zu Ihnen gelangen können, da Sie beständig in dieses Zimmer eingekerkert sind?"

„Ach! ich kann mich nicht fassen ... ich sollte Sie vielleicht nicht anhören. Wie! Sie fühlen Liebe für mich?"

„Durch dieses Fenster habe ich Sie das erste Mal erblickt; es ließen sich gerade da unten auf der Straße Sänger hören; Sie schienen denselben mit Vergnügen zuzuhören; des Nachts bin ich zurückgekommen und habe unter Ihrem Fenster die Romanze gesungen, für die Sie eine so große Vorliebe haben."

„Sie waren es!" ruft Blanca freudig aus, und, ihren ersten Schrecken vergessend, blickt sie Urbain schon mit größerer Zuversicht an. Ihr unschuldiges und reines Herz vermag nicht alle Gefahren ihrer Lage zu begreifen; ein erfahreneres junges Mädchen würde geschrieen und sich sehr erzürnt gezeigt haben; allein Blanca, deren Seele jeder Heuchelei fremd ist, legt schon großes Zutrauen gegen den jungen Studenten an den Tag, weil sie keinen einzigen Gedanken hat, über den sie erröthen dürfte.

„Wie, Sie waren es!" wiederholt sie noch einmal; „ah! jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß ich eine gewisse Aehnlichkeit in Ihrer Stimme gefunden habe;... allein es ist nicht schön, mein Herr, daß Sie gelogen haben. Ich, die ich Sie für Ursula hielt... die ich Sie liebte, wie man eine gute Freundin liebt... kann ich Sie auch jetzt noch lieben?"

„Und wer kann Sie daran hindern, wenn ich Ihnen nicht mißfalle?“

„O nein, Sie mißfallen mir nicht... ich glaube sogar, daß Sie ohne Haube hübscher aussehen... allein es ist nicht erlaubt, einen Mann zu lieben.“

„Warum nicht, wenn dieser Mann Ihr Gatte werden will?“

„Margarethe sagt, alle Männer seien Betrüger und dann... ach Himmel! der Teufel nimmt auch diese Gestalt an, weil er der Zauberin von Berberie so erschienen ist ... ach, mein Gott! wenn Sie der Teufel wären!“

„Ach, Blanca, welcher Gedanke!“

„Aber nein ... Sie haben eine so sanfte Miene, Sie sind nicht ganz schwarz ... und Sie haben keine Krallen.“

„Ich heiße Urbain Dorgeville, meine Eltern waren ehrliche und angesehene Leute ... ich bin Waise ... ich habe wenig Vermögen; allein wenn man sich liebt, braucht man da viel, um glücklich zu sein? Theure Blanca, verzeihen Sie mir?“

„Er heißt mich seine theure Blanca ... ach! ... wie drollig das ist... und was würde geschehen, wenn ich Ihnen nicht verziehe?“

„Sie würden mich in Verzweiflung stürzen, und es bliebe mir nichts übrig, als der Tod.“

„O, ich will nicht, daß Sie sterben sollen,“ ruft das liebenswürdige Kind aus, „und ich verzeihe Ihnen, denn es würde mir leid thun, wenn ich Ihnen Kummer verursachte.“

„Ist's möglich?“ sagt Urbain, sich rasch erhebend und auf Blanca zueilend. Das junge Mädchen macht abermals eine Bewegung des Schreckens; dann faßt sie sich, lächelt und gibt Urbain ein Zeichen, sich neben sie niederzusetzen. Der Glückliche gehorcht und faßt sanft eine von Blanca's Händen, die das treuherzige Kind nicht zurückzieht.

„Sie verzeihen mir also, daß ich Sie liebe?“ sagt er, sie zärtlich anblickend.



Band XII. Seite 217.
Touquet hat den jungen Studenten erkannt und stürzt mit erhobenem Dolche auf ihn los.

„Wahrlich, ich muß es wohl, weil Sie sonst sterben würden."

„Und Sie werden mich auch lieben?"

„Ach ... ich weiß nicht ... ich liebte zwar Ursula ... aber Sie ... das muß doch etwas ganz Anderes sein, nicht wahr?"

„Ja, aber etwas viel Süßeres."

„Meinen Sie?"

„Was ich in diesem Augenblicke fühle, überzeugt mich davon."

„Sie sind also gegenwärtig glücklich?"

„Ja, sehr glücklich, denn Sie fürchten sich nicht mehr vor mir, nicht wahr?"

„Nein, ich fürchte mich nicht mehr... allein warum drücken Sie mir die Hand so?"

„Ich möchte sie immer so drücken ... sie unaufhörlich an mein Herz halten."

„Dies ist also ebenfalls ein Liebesbeweis?"

„Ja, Blanca; allein wenn Ihnen das mißfällt, so werde ich diese theure Hand loslassen."

„O, das mißfällt mir nicht; allein die Ihrige brennt... sie erwärmt die meinige, und dennoch zittern Sie; ist es ebenfalls die Liebe, die das verursacht?"

„Ja ... sie entflammt mich ... sie verzehrt mich."

„Ach, das muß ja Schmerz verursachen, so zu lieben."

Urbain hat, ohne Zweifel, um für diesen Schmerz Linderung zu finden, Blanca's Hand an seine Lippen gebracht und bedeckt sie mit Küssen. Das junge Mädchen läßt ihn machen; jedoch fangen die leidenschaftlichen Blicke ihres Liebhabers an, ihre Seele in eine unbekannte Verwirrung zu versetzen. Ihr Busen pocht schneller; sie seufzt und spricht mit schwacher Stimme: „Urbain. . Ursula... mein Gott!...ich weiß nicht, was ich habe, allein ich fürchte, von Ihren Leiden angesteckt zu werden ... sehen Sie, ich zittere jetzt auch... ach, mein Talisman!...mein Talisman!"

Arme Blanca, was thust du?... Indem du dich gegen die

Gefahren, die dir drohen, schützen willst, zeigst du jene geheimen Schätze, an denen die Vernunft eines schwachen Sterblichen scheitern muß, und Urbains Vernunft hatte schon längst Mühe, ihre Herrschaft noch einigermaßen zu behaupten. Ungeachtet er bei sich gelobt, die Tugend des jungen Mädchens zu schonen, so gibt er doch der Inbrunst nach, die ihn verzehrt; er drückt Blanca fest an sich und beschwört sie, nicht zu zittern; die erstaunte Blanca stößt ihn nicht zurück; denn das Uebermaß der Unschuld hat auch seine Gefahren. Allein in diesem Augenblicke klopft man heftig an die Thüre des Zimmers und die furchtbare Stimme des Barbiers läßt sich in folgenden Worten vernehmen: „Oeffnen Sie, Blanca! öffnen Sie, ich befehle es Ihnen.“ Der junge Student scheint ganz erstarrt und Blanca bleibt regungslos in Urbains Armen liegen, der sie noch umfaßt hält.

Sechszehntes Kapitel.

Wer hätte sich auch das einfallen lassen?

Die derbe Ohrfeige, welche Urbain dem gasconischen Ritter versetzte, hatte den kleinen Mann so betäubt, daß er einen Augenblick, ohne zu wissen, wie ihm geschah, sich an die Brunnensäule lehnen mußte; als sich aber seine Geister wieder ein wenig gesammelt hatten, stand er mit einer Art Entschlossenheit auf, und nachdem er eine seiner Hände an seine noch brennende Wange gelegt hatte, rief er: „Nein, alle Teufel, es soll nicht gesagt werden, daß Venus sich den Liebesanwandlungen des Mars entziehen könne, und ihre Tugend soll für diese Ohrfeige hart büßen.“

Alsbald verfolgt er die Spur seiner Venus, die sich, über die Gossen springend, entfernte. Seine kleinen scharfen Augen erkennen die Person, die er verfolgt, in dem Augenblicke, in welchem Urbain, vor dem Hause des Barbiers angekommen, in

die Hausflur schlüpfte, die sogleich wieder hinter ihm verschlossen wurde.

Chaudoreille kennt das Haus des Barbiers zu gut, als daß ihn seine Entfernung von der falschen Bäuerin hätte hindern können, ihren Zufluchtsort zu erkennen; nicht ohne das größte Erstaunen bemerkt unser Liebesritter, daß seine Schöne sich in die Wohnung seines Freundes Touquet geflüchtet hat.

Er nähert sich der Hausflur, in der Vermuthung, man habe sie aus Versehen offen gelassen; allein sie ist wieder verschlossen, und zudem hat die von ihm verfolgte Person keinen Augenblick über die Wahl ihres Zufluchtsortes geschwankt; Alles scheint anzudeuten, daß es ihre Absicht war, sich zu dem Barbier zu begeben. Dieses Ereigniß eröffnet Chaudoreille's Muthmaßungen eine weite Bahn und regt seine Neugierde im höchsten Grade auf; er ist entschlossen, sich nicht eher von dem Hause zu entfernen, als bis die Bäuerin es wieder verlassen hat, und patrouillirt an demselben fortwährend auf und ab.

Allein die Zeit vergeht und vergebens hält Chaudoreille, der die Augen auf das Haus geheftet hat und in Blanca's Zimmer fortwährend Licht erblickt, Schildwache. Bald fängt der Regen an zu prasseln, und ungestüm toben die Winde, allein der Ritter, obschon durch ein Schirmdach, unter das er sich geflüchtet hat, nur schwach geschützt, denkt nicht daran, den Platz zu verlassen, und sich so gut als möglich in seinen kleinen Mantel hüllend, sagt er zu sich: „Sie muß doch wohl endlich das Haus verlassen, zum Teufel!... wofern nicht... sollte sie wohl Touquets Maitresse sein? Bei Gott, ich muß hinter die Sache kommen ... immer noch Licht bei meiner schönen Schülerin... Hm! ich habe gewisse Muthmaßungen . . . diese verteufelte Ohrfeige wurde mir mit solchem Nachdruck versetzt, daß ich fast vermuthen sollte, meine Venus trage einen Bart!... Geduld, entweder wird sie heraus- oder ich werde hineinkommen."

Arme Liebende! während ihr so großes Vergnügen an eurer gegenseitigen Gesellschaft fandet und anfinget, euch zu verstehen und zärtliche Blicke zu wechseln, in welchen Blanca keinen Schrecken mehr zeigte, hattet ihr keine Ahnung, daß sich einige Schritte von euch ein heilloser Mensch befand, der, die Augen auf euer Fenster geheftet, im Sinne hatte, euer Glück zu stören, und das Alles, weil der Erfolg seines Kniffs, der weiße Wein und unächte Reize dem gasconischen Ritter den Kopf erhitzt hatten.

Elf Uhr ist schon lange vorbei. Wir wissen, was oben vorging; laßt uns sehen, was unten geschieht.

Chaudoreille, der es unten nicht mehr aushalten konnte, hat sich entschlossen, an die Pforte des Barbiers zu klopfen. Die Liebenden haben ihn nicht gehört, weil Urbain gerade damals Blanca's sanfte Hand küßte und man bei so liebenswürdigen Beschäftigungen nicht hört, was auf der Straße vorgeht. Margarethe schnarchte auf eine Art, die von keiner Furcht mehr zeugte. In Wahrheit, sie war, den kostbaren Talisman an ihrer Seite, eingeschlafen; aber im Schlafe hatte sie sich umgekehrt, das Zaubermittel war von seiner Stelle gewichen und nach und nach an einen Ort hinabgerutscht, wo man gewöhnlich keinen Talisman trägt.

Allein der Barbier schlief nicht, sei es nun des Sturms oder irgend eines andern Beweggrundes wegen. Meister Touquet, den die Nacht selten ruhig auf seinem Lager schlummern sah, war noch nicht in sein Zimmer hinaufgestiegen und ging in seinem Hinterladen auf und nieder, stets düster, in tiefen Gedanken, und von Zeit zu Zeit murmelnd: „Verfluchte Nacht! warum stören diese Schatten unaufhörlich meine Ruhe? Sobald der Tag verschwunden ist, erneuern sich meine Qualen. Ich habe Gold, ja, ich habe Gold, und ich kann keinen Augenblick mehr des Schlummers genießen! Ach, ich werde dieses Haus verkaufen; ich werde weit, weit weg gehen ... ich werde mein Land, meinen Vater,

wenn er noch lebt, wiedersehen ... er wird über meine Glücks-veränderung sehr erstaunt sein; er hat mich verwünscht, als ich ihn verließ, allein ich will, daß er mir verzeihen soll; ja, er wird mir meine ersten Fehler verzeihen, wenn er mich reich und geachtet sieht... ich werde ihm nicht sagen, nein, ich werde ihm nicht sagen, wie ich mir dieses Vermögen erworben habe!"

Hier streifte ein bitteres Lächeln an den blassen Lippen des Barbiers vorüber und er sank in seine Betrachtungen zurück, aus denen er nur durch das Klopfen an seiner Thüre gerissen wurde.

Touquet fährt zusammen; allein bald scheint er über sich selbst beschämt, nimmt seine Lampe und eilt auf die Thüre zu. Er erwartet Niemand um diese Zeit, allein er vermuthet, der Marquis von Villebelle werde in diesem Stadttheile sein und irgend einer neuen Liebesintrigue wegen zu ihm kommen.

An der Thüre angekommen, erkennt er die Stimme des gasconischen Ritters, der da ruft: „Oeffne, Touquet, öffne, fürchte Dich nicht, ich bins; allein ich muß durchaus mit Dir reden!"

Der Barbier hat geöffnet, und Chauboreille, dessen durchnäßte Kleider an seinem magern Individuum kleben, das ganz eingeschrumpft und um drei Zoll abgenommen zu haben scheint, tritt, tief in seinen Mantel gewickelt und gekrümmt, als ob er gefürchtet hätte, seinen Kopf an das kleine Gitter oberhalb der Hausthüre zu stoßen, in die Hausflur.

„Was Teufel führt Dich zu dieser Stunde hierher?" sagt der Barbier, seine Thüre wieder verschließend, während der Gasconier in den Hintergrund der Hausflur blickt, um zu sehen, ob Niemand da sei. Endlich legt er einen Finger auf den Mund und sagt mit gedämpfter Stimme: „Bist Du in diesem Augenblicke allein?"

„Ja, ohne Zweifel."

„Du hast keine Gesellschaft?"

„Nein, Niemand, sage ich Dir."

„Dann ist es dringend nothwendig, daß ich mit Dir spreche.“

Der Barbier kehrt in den Saal zurück und Chaudoreille folgt ihm dahin, stets auf den Zehenspitzen gehend und rechts und links umherschauend, als ob er Jemand suche.

„Nun! willst Du jetzt sprechen?“ sagt Touquet; „was bedeutet dieser Besuch um Mitternacht? Glaubst Du, ich sei geneigt, Dich zu beherbergen? Geh', es sind noch Spielhäuser offen in Paris und Du kannst daselbst ein Lager finden, aber mein Haus ist keine Freistätte für Nachtschwärmer!“

Chaudoreille ohne, wie es scheint, aus der Fassung zu kommen, hört, seinen Hut schüttelnd und seinen Mantel auswindend, dem Barbier zu; allein bei dessen letzten Worten lacht er mit boshafter Miene und erwidert: „Dein Haus! Dein Haus! Alle Teufel, Du machst viel Wesens mit Deinem Hause! Wir werden bald erfahren, ob Du keine verdächtigen Personen in dasselbe aufnimmst.“

„Was soll das heißen?“ ruft Touquet in zornigem Tone.

„Bst! kein Geräusch, ich bitte Dich, wecken wir die schlafende Katze nicht auf.“

„Chaudoreille, ich verliere die Geduld, sprich, was willst Du? oder bei meinem Leben . . .“

„Ei, potz Tausend! ich komme, um Dir einen Dienst zu leisten, und das scheint mir, sollte kein Grund sein, Dich zu ärgern. Höre wohl; aber ich bitte Dich, werde nicht wild, ich würde sonst den Faden meiner Rede verlieren . . .“

Der Barbier thut sein Möglichstes, um sich zu mäßigen, und nachdem Chaudoreille mit seinem Aermel über die Ränder seines Huts gefahren ist, um ihm Glanz zu verleihen, beginnt er seine Erzählung, stets mit gedämpfter Stimme sprechend: „Ich bin diesen Morgen auf den Markt St. Germain gegangen; ich hatte kein Geld bei mir, ein Fall, der mir ziemlich oft vorkommt; ich hatte seit gestern keinen Bissen gegessen . . .“

„Du hast seitdem gegessen und getrunken, ich bürge dafür."

„Ja, gewiß, Dank meinem Genie... ich machte daher ziemlich traurige Betrachtungen über den Unbestand der Coups im Piquet, das trügerische Glück beim Landsknecht- und die geringe Solidität des Trischakspiels ..."

„Ich werde Dich augenblicklich Betrachtungen über die Stärke eines Stocks machen lassen!"

„Bst, unterbrich mich nicht! Ich bemerke auf dem Markte zwei junge Leute; Du weißt, ein Paar jener Gesichter, die zu fragen scheinen: wer will mich prellen? einige jener gemüthlichen Physiognomien, die ein wahrhafter Glücksfund für Leute von Talent sind. Die armen Kleinen spielten Kegel ..."

„Ah, beim Teufel! Du mißbrauchst meine Geduld!"

„Alles das steht in Verbindung mit dem Ereignisse, das Dich angeht. Ich nähere mich den Unschuldigen, ich lehre sie einen neuen Vortheil, den sie noch nicht kannten, und für dessen Erfolg ich einstehe, kurz, wir speisen mit einander zu Mittag, und ich nehme ihnen für die Lection bloß eine Pistole ab, was sehr billig ist; allein hätten sie mir diese verweigert, so hätte ich sie Beide gleich Walddrosseln an den Spieß gesteckt!... Stampf' doch nicht so mit dem Fuß; ich komme jetzt zur Entwicklung. Ich ging nach meiner Gewohnheit ziemlich lustig und singend nach Hause zurück, als ich auf der Straße eine Bäuerin treffe, die mir sehr hübsch schien, obschon ich sie beinahe nicht gesehen hatte; allein eine leichte, ungezwungene Haltung! ... groß, stark ... ich fühle mich entflammt ... ich folge ihr ... ich sage ihr angenehme Sachen; aber solltest Du es glauben, sie antwortet mit keinem Worte. Ich wiederhole meine Versuche: noch keine Antwort; ich nähere mich, ich will an ihrem Rocke umhergreifen... aber, mein Lieber, jetzt erhalte ich die derbste Ohrfeige!"

„Ei! meiner Treu', sie hat recht daran gethan! Endige Dein Geschwätz, wenn Du nicht eine zweite bekommen willst."

„Einen Augenblick betäubt, komme ich bald wieder zur Besinnung; ich verfolge die Verrätherin . . . und sehe sie eintreten. Rathe einmal, wo . . . in Dein Haus.“

„In mein Haus?... Geh! das ist unmöglich; Du hast Dich getäuscht.“

„Nein, alle Teufel, ich kenne doch wahrhaftig Deine Wohnung ... sie ist durch die Hausflur, die man sogleich wieder verschlossen hat, eingetreten.“

„Um welche Zeit war es damals?“

„Sieben Uhr ungefähr; und ich stehe Dir dafür, daß sie noch nicht herausgegangen ist, denn ich habe Dein Haus in der ganzen Zeit nicht aus dem Auge gelassen.“

„Wie, Elender! dieses Frauenzimmer ist schon so lange bei mir, und Du sagst es mir erst jetzt.“

„Was willst Du? ich wußte selbst nicht recht, was ich thun sollte. Unter uns gesagt, ich glaubte, die Dame besuche Dich; allein da ich stets Licht bei meiner Schülerin sah, so glaubte ich...“

„Licht bei Blanca?“

„Ja wohl, und sie hat noch in diesem Augenblicke Licht, woraus ich schließe . . .“

Der Barbier erhebt sich rasch, zündet eine zweite Lampe an, nimmt seinen Dolch und eilt nach der Treppe, indem er zu Chaudoreille sagt: „Bleibe hier und erwarte mich . . .“

„Wie, Du willst nicht, daß ich Dich begleite?“

„Bleibe hier, sage ich, allein, wenn Du mich betrogen hast, so zittere; Deine Strafe wird meinem Zorne angemessen sein.“

„Hol' ihn der Teufel!“ sagt Chaudoreille, sich in eine Ecke des Saals duckend. „Ich komme, um ihm einen Dienst zu leisten, und er wird mich abbläuen, wenn er den Schuldigen nicht findet... das ist eine Ohrfeige, die sehr grausame Folgen haben kann.“

Touquet ist rasch die Treppe hinaufgestiegen; er hat angeklopft und dem jungen Mädchen befohlen, sie solle öffnen. Wir

haben die Wirkung gesehen, welche diese unerwarteten Worte auf das in das Zimmer eingeschlossene junge Paar hervorbrachten.

Urbain steht regungslos da und seine beiden Arme umfassen das halbnackte junge Mädchen noch; er überblickt in einer Sekunde den ganzen Argwohn, der aus der Lage hervorgehen muß, in der man sie finden wird: Blanca, noch unschuldig und rein, obschon ihre Tugend in großer Gefahr schwebte, Blanca wird für schuldig erklärt werden, und er ist die Ursache davon! Wie es verhindern? Alle diese Gedanken haben sich seinem Geiste in der kurzen Zeit aufgedrängt, die verfließt, ehe der Barbier von Neuem und stärker klopft, mit drohender Stimme den ertheilten Befehl wiederholend.

Urbain wirft einen Blick auf das Kamin; er sieht nur dieses Mittel, um sich den Blicken des Barbiers zu entziehen. Er will auf dasselbe zueilen, allein Blanca hält ihn zurück; sie hat sich von ihrem ersten Schrecken erholt und sagt mit einer Ruhe, die ihn in Erstaunen setzt, zu ihm: „Was wollen Sie?"

„Mich verbergen."

„Nein, nein, das dürfen Sie nicht, warum sollten wir nicht die ganze Wahrheit sagen?"

„Ach, Blanca! wenn man mich bei Ihnen findet . . . des Nachts . . ."

„Nun dann, wir thaten nichts Böses; es ist besser, Alles sogleich einzugestehen, als zu lügen."

Nach der Thüre eilend, schiebt das liebenswürdige Kind den Riegel zurück und öffnet dem Barbier. Dieser tritt rasch in das Zimmer: seine ersten Blicke richten sich auf Urbain, der neben dem Kamine steht.

Im Augenblicke hat der Barbier den jungen Studenten erkannt, und, den Dolch erhebend, stürzt er auf ihn los, indem er ausruft: „Elender, Du sollst Deine Tollkühnheit mit Deinem Leben bezahlen!"

Urbain bleibt regungslos stehen und scheint Touquets Wuth zu trotzen. Als aber Blanca die mörderische Waffe blitzen sieht, stößt sie einen Schrei aus, und stellt sich so rasch als der Barbier vor Urbain hin, um ihn mit ihrem Körper zu decken, während sie, ihre Hände nach Touquet erhebend, in einem herzdurchschneidenden Tone ausruft: „Ach, mein Herr, thun Sie ihm nichts zu leid!"

Die Waffe des Barbiers hat fast Blanca's Busen geritzt; allein die Töne des jungen Mädchens haben etwas so Rührendes, ihre so sanften, so edlen Züge haben in diesem Augenblicke einen Ausdruck, dem der Barbier selbst nicht widerstehen kann. Seine Wuth scheint besiegt; er läßt seinen Dolch sinken und spricht mit minder finsterer Stimme: „Dieser Mensch hat Sie beschimpft. Sie wollte ich rächen! Sie bitten mich, ihn zu verschonen, nun, ich werde es thun."

„Wie," sagte Blanca mit dem Ausdrucke des Erstaunens, „wie, mein Herr, meinetwegen wollten Sie Urbain Böses zufügen! Ach, Sie würden sehr unrecht gethan haben! Er hat mich beschimpft, sagen Sie? Aber ich schwöre Ihnen, mein Herr, daß dies nicht so ist: er hat mir gesagt, er liebe mich sehr, er wolle mich sein ganzes Leben lang lieben, allein dies hat mich ganz und gar nicht beschimpft; denn als Sie anklopften, wollte ich ihm, glaube ich, gerade sagen, daß ich ihn ebenfalls liebe. Sie sehen wohl, daß ich so schuldig war als er, und dann müßte man uns Beide strafen."

Blanca's Worte tragen das Gepräge der Wahrheit an sich, und es ist unmöglich, sich in ihnen zu irren. Erstaunt blickt der Barbier bald auf sie, bald auf Urbain; man sieht, daß er trotz des Anscheins in diesem Augenblicke überzeugt ist, Blanca sei noch so rein als ehedem; und doch schien die Unordnung, die in dem Gemache herrschte, der sonderbare Anzug des jungen Mädchens sowohl, als des Studenten, Touquets Ideen zu verwirren.

„Hören Sie uns an," sagt Blanca zu ihm, „Sie sollen die ganze Wahrheit erfahren. Urbain ist allerdings ein wenig strafbar, denn beinahe schon vierzehn Tage besucht er uns jeden Abend, allein stets that er dies als Mädchen; erst in diesem Augenblicke habe ich erfahren, daß er männlichen Geschlechts ist. Anfänglich war ich auch ein wenig erzürnt; ich verzieh ihm aber doch endlich: Urbain hat ein so sanftes Aussehen, und dann liebte ich Ursula schon innig, deßwegen habe ich auch ihn lieb gewonnen. Er sagt, er wolle mein Liebhaber, mein Gemahl werden, er könne nicht ohne mich leben, es hänge von Ihnen ab, uns auf immer glücklich zu machen! Ach, Sie werden dies gewiß wollen, mein guter Freund? Sie haben schon so viel für mich gethan! Geben Sie mir Urbain zum Gemahl, und ich verspreche Ihnen, nie mehr Etwas von Ihnen zu verlangen."

Der Barbier murmelte, Blanca anhörend, ganz leise: „Schon vierzehn Tage kommt er jeden Abend, und durch einen bloßen Zufall entdecke ich dies erst heute! Und ich glaubte ein junges Mädchen leicht bewachen und den Unternehmungen der Liebhaber trotzen zu können!"

„Mein Herr," sagt Urbain, der bis jetzt geschwiegen hatte, „ich gestehe mein ganzes Unrecht ein. Die Liebe allein kann mich entschuldigen; ich betete Blanca, die ich durch die Scheiben dieses Fensters erblickt hatte, an, und Sie erlaubten keiner männlichen Person, in ihre Nähe zu kommen. Ich versuchte einmal, Bekanntschaft mit Ihnen anzuknüpfen; die Art, auf welche Sie mich empfingen, ließ mir keine Hoffnung übrig. Ich folgte nur noch den Eingebungen meiner Liebe. Durch Hülfe dieser Verkleidung täuschte ich die alte Margarethe; sie willigte einmal ein, mich hierher zu führen. Ich sah Blança; konnte ich der Hoffnung entsagen, sie zu besitzen? Sie wurde getäuscht gleich der Alten: unter dem Namen Ursula hatte ich das Glück, ihr Zutrauen zu gewinnen, und durch einige anziehende Erzählungen

die alte Margarethe zu unterhalten. Ich genoß mein Glück, ohne noch zu wagen, mich zu entdecken; erst heute, da es so stürmte, da der Regen so stark fiel, und es schon spät war, bewog man mich, zu bleiben."

„Ja," sagte Blanca mit einem himmlischen Lächeln, „er sollte bei mir schlafen, ich selbst hatte ihn darum gebeten."

Der Barbier runzelt die Stirne und wirft einen zornigen Blick auf den jungen Menschen. Urbain stürzt sich ihm zu Füßen und ruft aus: „Ich habe ihre Tugend, ihre Unschuld geachtet! Ach, mein Herr, kann unsere Liebe Sie nicht rühren! Ja, ich bete Blanca an, geben Sie mir ihre Hand, oder nehmen Sie mir ein Leben, das mir ohne sie unerträglich wäre!"

„Hören Sie, mein Freund," sagte Blanca, „er will durchaus sterben, wenn ich nicht seine Frau werde, und ich fühle, daß mir sein Tod großen Kummer verursachen würde."

Der Barbier schien Urbain anzuhören, ohne durch seine Bitten im mindesten gerührt zu werden, als der junge Student hinzufügte: „Mein Herr, ich weiß Alles, was Sie für Blanca gethan haben; ihr Vater wurde ermordet, sie blieb Waise ohne irgend eine Unterstützung ... sie verdankt Ihnen Alles ..."

„Wie!" sagt Touquet, der Urbains letzten Worten mehr Aufmerksamkeit geschenkt hatte, „Sie wissen ..."

„Ja, mein Herr; ich habe Alles erfahren, was meine Angebetete betrifft: sie hat ihre Eltern nie gekannt und besitzt kein Vermögen, allein ich verlange auch nur sie allein. Sie haben schon genug für sie gethan; geben Sie mir Blanca, mehr bedarf ich nicht zu meinem Glücke. Ich bin auch Waise; meine Familie war geehrt und angesehen, allein ich habe keine Verwandten mehr. Ich heiße Urbain Dorgeville, habe zwölfhundert Livres Renten; das ist wenig, allein ich besitze zu dem noch ein kleines Landhaus an den Ufern der Loire. Dort werde ich mit Blanca leben, fern vom Getümmel der Stadt, nach deren Vergnügungen wir uns

nicht sehnen, und von einer Welt, die wir nicht kennen zu lernen wünschen; da würden wir in Ruhe und Liebe Tage verleben, deren Glück Sie gesichert hätten."

Der Barbier scheint tief nachzudenken; er steht auf und geht mit großen Schritten und den Kopf auf seine Brust gebeugt, im Zimmer auf und ab. Hoffnung und Furcht malen sich in den Blicken der beiden Liebenden, die mit Ungeduld seine Antwort erwarten: endlich bleibt er stehen und sagt zu Urbain: „Sie sind Waise? Herr aller Ihrer Handlungen?"

„Ja, mein Herr."

„Niemand wird scheel dazu sehen, daß Sie eine Waise ohne Vermögen, und von einer, wie Sie wissen, unbekannten Familie geheirathet haben?"

„O! Niemand, ich wiederhole es Ihnen, kann meinem Willen Hindernisse in den Weg legen."

„Sie werden über Blanca's Familie nie weitere Erkundigungen einzuziehen suchen ... was übrigens ganz unnütz wäre."

„Was kümmert es mich, wer ihre Eltern waren! Sie ist an und für sich schon ein Schatz."

„Und Sie werden mit ihr fern von Paris, fern von der Welt leben?"

„Ja, denn ich werde nur dahin streben, daß sie in mir allein ihr Glück finde."

„O mein Gott, Urbain," sagt Blanca, „Sie wissen wohl, daß ich dieses Zimmer, wo ich nie eine andere Person als Margarethe sah, nie verließ. Wenn ich mit Ihnen auf dem Lande wohnte, könnte ich da noch etwas Weiteres wünschen?"

„Theure Blanca, vereinigen Sie sich daher mit mir, um die Einwilligung Ihres Beschützers zu erhalten."

Die zwei jungen Leute heften auf den Barbier flehende Blicke. Dieser blickt sie nicht an und scheint ganz in seine Betrachtungen versunken: endlich bleibt er plötzlich vor Urbain stehen und sagt: „Blanca gehört Ihnen."

„Ist's möglich!“ ruft der junge Mensch wonnetrunken aus. „Blanca, hören Sie es, er will unser Glück. Ach! mein guter Freund, lassen Sie mich Ihnen danken!“

Die beiden jungen Leute sinken vor Touquet auf die Kniee nieder, die Augen in Thränen der Wonne und Dankbarkeit gebadet.

„Was macht Ihr?“ sagt der Barbier, der, wie es scheint, beschämt darüber ist, daß er das junge Paar zu seinen Füßen erblickt. „Stehet auf . . . ich will es.“

„Sie gründen unser Glück,“ ruft Urbain aus, „und Sie wollen nicht einmal unsern Dank empfangen!“

„Nein, ich will nichts als Stille und Verschwiegenheit.“

„Ach, mein guter Freund, wie gut ist es, daß Sie Urbain kein Leid zugefügt haben. Wie klug war es von ihm, daß er sich in ein Mädchen verkleidete! Er ist es, der so schön unter meinen Fenstern gesungen hat . . . Ach! wie bin ich so zufrieden . . . Er wird jetzt den ganzen Tag über mit mir singen können . . . er wird mich die hübsche Romanze lehren und dann noch andere; nicht wahr, Urbain, Sie werden mich viele Sachen lehren? . . . Ach, wie glücklich werden wir sein!“

Nicht ohne Mühe kann der Barbier Urbains Entzücken und Blanca's offenherzige Freude beschwichtigen; endlich gelingt es ihm, sich Gehör zu verschaffen.

„Bis zum Augenblicke Eurer Vereinigung,“ sagt er zu ihnen, „fordere ich, ich wiederhole es Euch, die größte Verschwiegenheit. Urbain, Sie versprechen mir, nicht von Ihrer Verbindung zu reden und keine Ihrer Bekanntschaften hierher zu bringen.“

„Ich schwöre es Ihnen; übrigens kenne ich Niemand. Ich habe keinen Freund, mit dem ich in einer innigen Verbindung stände.“

„Um so besser; dies wird Ihnen die Trennung von Paris um so leichter machen. Treffen Sie alle nöthigen Anstalten zu Ihrer Abreise; verschaffen Sie sich die Papiere, die Ihnen zu

Ihrer Heirath nothwendig sind. Was Blanca betrifft, so werde ich Ihnen den bei ihrem Vater gefundenen Brief einhändigen. Er enthält Alles, was man über sie weiß. Wenn Sie alle nöthigen Anstalten getroffen haben, werden Sie Blanca heirathen, allein des Abends ohne Geräusch, ohne irgend Etwas, das bei dieser Ceremonie die Leute in die Kirche locken könnte. Ich liebe die Gaffer, die Neugierigen nicht. Dann werden Sie sogleich in Ihr Landhaus ziehen und nimmer in diese Stadt zuruckkehren, wo Ihr mäßiges Vermögen Ihnen nicht erlauben würde, glücklich zu leben."

„Ja, mein Herr."

„Werden Sie mit uns gehen, mein Freund?"

„Nein, das ist nicht nöthig. Später vielleicht."

„Und Margarethe? Können wir sie mitnehmen?"

„Ja."

„Ach, um so besser!"

„Bis zum Tage Eurer Abreise wird Urbain kommen können, aber bloß des Abends und in keiner Verkleidung mehr."

„Er wird als Jüngling kommen? Ach, wie neugierig bin ich, ihn so zu sehen!"

„Sie haben gehört, es ist spät; Sie müssen sich entfernen. Urbain, ich wiederhole es Ihnen, beobachten Sie das größte Stillschweigen über Alles das. Beschleunigen Sie Ihre Vorbereitungsanstalten und Blanca wird um so bälder Ihnen gehören."

Urbain wiederholt dem Barbier seine Schwüre und Danksagungen; er faßt Blanca's Hand und bedeckt sie mit Küssen. Die beiden Liebenden können kaum an ihr Glück glauben, und die ihnen versprochene Zukunft scheint ihnen noch ein Traum ihrer Einbildungskraft. Allein Touquet drängt zum Fortgehen: „Auf Morgen," sagt Urbain.

„Auf Morgen," wiederholt Blanca, „und keine weibliche Tracht mehr, verstehen Sie? ... Ich will mich daran gewöhnen, Sie in männlicher Kleidung zu sehen."

„Ja, theure Blanca, ja, keine Verstellung mehr."

Ungeduldig zieht jetzt der Barbier den jungen Menschen mit sich fort, und Blanca verschließt ihre Thüre wieder seufzend und noch leise murmelnd: „Auf Morgen."

Touquet gibt Urbain das Geleit, eine Lampe in der Hand haltend und rasch nach der Treppe zueilend: allein kaum ist er zehn Schritte im Gange vorwärts geschritten, als seine Füße sich in Etwas verwickeln; er leuchtet auf den Boden und bemerkt einen kleinen unförmlichen Knäuel, der sich bewegt und an die Wand schlüpfen zu wollen scheint. Der Barbier eilt auf diesen Gegenstand zu, und den Mantel, der ihn bedeckt, schnell wegnehmend, bemerkt er Chaudoreille, der seinen Körper in die Form eines Vierecks gebracht hat, so daß er keinen größern Raum einnimmt, als eine große Katze.

„Was machst Du da, Spitzbube?" ruft Touquet aus, dem Ritter seine Lampe in's Gesicht haltend.

„Ich ... nichts ... ich hob eine Stecknadel auf."

„Komm' in den Saal herab; ich habe Dir schon oft gesagt, daß ich die Neugierigen nicht liebe."

Ohne Zweifel, um ihm dies zu beweisen, versetzt der Barbier dem Ritter einen derben Stoß mit dem Fuße, den dieser, da er noch nicht Zeit gehabt hat, sich aufzurollen, auf drei Theile seines Körpers zugleich empfängt. Allein Touquet hält sich nicht länger auf; er führt den Studenten an die Hausthüre, und sie öffnend, sagt er zu ihm: „Gehen Sie fort und erinnern Sie sich an Alles, was Sie versprochen haben."

Urbain will seine Danksagungen erneuern; allein der Barbier fordert ihn in ernsthaftem Tone auf, eiligst in seine Wohnung zurückzukehren, und schließt die Hausthüre hinter ihm wieder zu.

Touquet kehrt in den Saal des Erdgeschoßes zurück, wo er Chaudoreille findet, der seine natürliche Größe wieder angenommen hat und mit triumphirender Miene auf und nieder geht, wie es

scheint in Erwartung großer Dankesbezeugungen von Seiten des Barbiers.

„Nun, alle Teufel!“ ruft er aus, ungeduldig darüber, daß der Barbier nichts zu ihm sagt, „Du hast die Elster im Neste gefunden ... ich war nicht blind ... das Licht brannte nicht umsonst ... und diese Ohrfeige ... o, alle Teufel! ... ich hatte eine männliche Hand erkannt ... ich täusche mich hierin nie. Ei, wir haben, so viel ich sehe, den Galan zur Thüre hinausgeworfen ... Was die Kleine betrifft ... der Henker! ... mit ihrer heiligen Miene ... wer hätte dies geglaubt ...“

„Schweig!“ ruft der Barbier, sich dem Ritter mit drohender Geberde nähernd. „Beschimpfe Blanca nicht; dieses Mädchen ist so gewiß rein, als Du ein Lügner und eine feige Memme bist ...“

„Feige Memme! ... alle Teufel! ... wenn mein Roland hier sprechen könnte!“

„Ja, ich gestehe, daß ich Jemand gefunden habe ... aber dieser Jemand war nicht allein bei Blanca.“

„Das ist sonderbar, ich habe doch die Stimme der alten Margarethe nicht gehört ...“

„Du horchtest also, Elender!“

„Nein ... zufällig haben mir einige Töne die Ohren betäubt ... man schrie ... ich habe geglaubt, man bedürfe meiner Hülfe und in meinem natürlichen Eifer habe ich mich dem Orte, von welchem das Geschrei ausging, einige Schritte genähert.“

„Nun, was hast Du gehört ... Sprich, ich will es ...“

„O! nichts ... einige Worte. Du versprachst, so schien es mir, die beiden Liebenden zu vereinigen; wenigstens glaubte ich so Etwas zu vernehmen ... hätte ich jedoch geglaubt, daß Du die Kleine nicht für Dich auffspartest, so würde ich Dich schon längst um ihre Hand gebeten haben, ich denke, daß ich doch wohl den Vorzug vor diesem kleinen Fratzengesicht verdient hätte, das,

hätte es kein Unterröckchen angehabt, mir die Ohrfeige, die es mir gegeben, theuer hätte bezahlen müssen."

„Du! . . . Blanca's Gatte werden!" sagt der Barbier, einen verächtlichen Blick auf das Männlein werfend. „Höre Chauboreille, ich finde es für zweckmäßig, Blanca mit dem jungen Manne zu verbinden; er kann sie glücklich machen."

„Du kannst thun, was Du willst, aber . . ."

„Aber sagst Du ein Wort über Alles, was Du diese Nacht gesehen und gehört hast, so werde ich die furchtbarste Rache nehmen, verstehst Du mich?"

„Ja, ja, ich verstehe Dich . . . Ei, alle Teufel! verheirathe die Kleine, mit wem Du willst, das kümmert mich so wenig als eine verrostete Flinte; doch, wenn es eine Hochzeit gibt, so hoffe ich . . ."

„Nein, es wird weder eine Hochzeit noch einen Schmaus geben."

„Das wird lustig sein!"

„Aber wenn Du verschwiegen bist, so verspreche ich Dir zwei Goldstücke, wenn Alles vorbei ist und Blanca dieses Haus verlassen hat."

„Top! die Sache ist abgemacht; es ist, als ob ich sie schon hätte und Du könntest sie mir zum Voraus bezahlen."

„Ich ziehe es aber vor, sie Dir erst nachher zu bezahlen. Allein die Nacht geht zu Ende: mache, daß Du fort kommst und erinnere Dich an Dein Versprechen."

„Ja, ja, es ist gut . . . A propos! und der verführerische Marquis, was gibt es Neues mit der jungen Italienerin?"

„Ich glaube, daß das Feuer schon erloschen ist . . . das setzt mich jedoch nicht in Erstaunen: vierzehn Tage, drei Wochen, auf diese Dauer erstreckt sich die Beständigkeit unserer großen Herren."

„Demnach ist es wahrscheinlich, daß alsbald eine neue Intrigue einzufädeln sein wird . . . ich empfehle mich Dir, mein theurer Touquet."

„Es ist gut . . . Gehe doch einmal nach Hause."

„In der That, es ist Zeit . . . eilen wir in die Straße Brise-Miche; ein Glück für mich, daß meine Pförtnerin mir wohl will, ohne das würde ich große Gefahr laufen, auf der Straße übernachten zu müssen. Doch, wenn Du wolltest, würde ich den Tag erwarten . . . auf einem Stuhle . . ."

„Nein, nein, Du mußt fortgehen . . . ich bedarf auch der Ruhe und ich hoffe, diese Nacht einige finden zu können."

Chaudoreille hüllt sich, so gut er kann, in seinen Mantel und geht mit saurer Miene auf die Thüre zu. Der Barbier schließt hinter ihm zu und sagt, auf sein Zimmer gehend, zu sich: „Ich habe wohl daran gethan . . . sie wird abreisen, man wird nicht mehr von ihr sprechen hören, und bald wird Alles, was auf sie Bezug hat, vergessen sein."

— — — —

Siebzehntes Kapitel.

Stunden des Glücks.

Margarethe allein hatte in dieser Nacht, die in dem Hause des Barbiers eine so große Veränderung herbeigeführt hatte, geschlafen; man kann sich leicht denken, daß Blanca die Augen keinen Augenblick schloß. Das liebenswürdige Kind, noch ganz betäubt von den so eben stattgehabten Ereignissen, hatte kaum Zeit gehabt, vom Schrecken zur Liebe, von der Furcht zur Freude überzugehen; ihr armes Herz wußte noch nicht, woran es war, obwohl ein die andern weit überwiegendes Gefühl ihren ganzen Sinn beherrschte. Sie richtete sich jeden Augenblick von ihrem Lager auf und legte sich wieder auf dasselbe zurück, wiederholt ausrufend: „Es ist ein Jüngling . . . er ist es, der so gut singt . . . Mein Gott, wer hätte das geglaubt! er war so artig als Mädchen . . . doch wird er, glaube ich, als Jüngling noch lieber sein . . . Ach, ich wollte,

es wäre schon wieder Abend ... Er sagt, er liebe mich ... das ist drollig ... liebe ich ihn auch? ... ich glaube, ja ... Indessen werde ich Margarethen bitten müssen, mir zu erklären, was die Liebe ist ... sie muß dies wissen; arme Margarethe, wie wirst du staunen, wenn du erfährst, daß es kein Mädchen war! ... Ach! ich wünschte, es wäre Tag ..."

Der so lange ersehnte Tag bricht endlich an. Blanca ist schon lange auf; ungeduldig darüber, daß sie ihre gute Alte noch nicht herabsteigen hört, kann sie sich nicht länger bezwingen, und steigt in Margarethens Zimmer hinauf; Sie klopft an die Thüre und ruft laut: „Wache doch auf, meine Gute, es ist schon spät ... ich habe Dir tausend Dinge mitzutheilen ... stehe auf, ich bitte Dich! Du hast jetzt genug geschlafen."

Margarethe, die man nie aufzuwecken nöthig hatte, weil sie stets ziemlich früh herabkam, reibt sich erschrocken die Augen, glaubt, das Haus stehe in Flammen, sucht ihre Gedanken zu sammeln und den ihr anvertrauten Talisman aufzufinden, und verwickelt sich in ihre Betttücher, während sie ihre Schutzheilige anruft und zwischen den Zähnen murmelt: „Man will ihn haben! ... Ich suche ihn ... sollte mir ihn wohl der Teufel diese Nacht entwendet haben? ... warte doch ... ich finde ihn nicht mehr ... Ach, ich fühle Etwas ... sicherlich hat ihn der Satan aus Bosheit hieher geschoben."

Endlich hat Margarethe Urbains kleinen Hosenfleck wiedergefunden, und sich an die Vorfälle des verflossenen Abends erinnernd, eilt sie, Blanca die Thüre mit den Worten zu öffnen: „Ist Ursula fort? ... man muß sich beeilen, mein Kind, sie fortzuschicken."

Hüpfend und die Alte mit sich fortziehend, erwidert Blanca: „O ja, sie ist fort! ... das heißt er ist fort ... allein fürchte Dich nicht ... mein guter Freund erlaubt ihm zu kommen ... erlaubt ihm, mich zu heirathen ... er zürnt nicht mehr ... er wird diesen Abend als Jüngling wiederkommen ... Du wirst

sehen, wie hübsch er ist ... und dann werden wir uns heirathen! ... Wir werden auf dem Lande leben und Du wirst mit uns gehen ... Ach, wie glücklich bin ich ... Lache doch auch, Margarethe; Du siehst wohl, daß wir nichts mehr zu befürchten haben."

Margarethe hatte keine Lust zum Lachen, sie hätte lieber geweint, da sie nichts von dem begriff, was Blanca ihr sagte. Ihre Augen öffnend, so weit sie konnte, rief sie: „Ach, guter Gott! ... mein liebes Kind! ... wer hat Dir diesen Morgen den Kopf verdreht? ... Ist diese Ursula wohl gar eine Zauberin? ... Hüpfen Sie doch nicht so, ich bitte Sie!"

Blanca beginnt ihre Erzählung wieder, und nicht ohne Mühe macht sie Margarethen begreiflich, daß Ursula ein Junge ist. Allein jetzt stößt Margarethe einen Schreckensruf aus und sagt: „Ach, mein Gott! ... ein Junge ... und er hat bei Ihnen geschlafen?"

„Ach nein, meine Gute, denn Herr Touquet kam in dem Augenblicke wo ... wahrlich, ich weiß nicht mehr, in welchem Augenblicke ... Ach ja! ... ich glaube, wo er mich küßte ..."

„Heilige Jungfrau, es war ein als Mädchen verkleideter Kobold ..."

„Ach nein, meine Gute, er nennt sich Urbain ... er ist eine Waise wie ich, aber seine Familie war sehr angesehen ... kurz, er wird mich heirathen."

„Sie heirathen?"

„Ja, ohne Zweifel ... willst Du Dich widersetzen, wenn mein Beschützer seine Einwilligung dazu gegeben hat?"

„Wie! ... Herr Touquet ..."

„Ja, ja! ... es ist schon Alles im Reinen."

Die gute Alte hat noch Mühe, sich zu überzeugen, daß ihre Ohren sie nicht täuschen; allein die Ankunft ihres Herrn macht ihrer Ungewißheit ein Ende.

Der Barbier naht sich Margarethen mit strenger Miene und die Alte zittert, denn sie fühlt, daß sie nicht vorwurfsfrei ist.

„Margarethe," sagt er, „ich könnte Euch bestrafen, weil Ihr mein Zutrauen verrathen, weil Ihr, meines Befehls ungeachtet, Jemand in mein Haus eingelassen habt. Ihr werdet mir sagen, Ihr seiet wie Blanca betrogen worden . . . ich will es gerne glauben. Uebrigens habe ich verziehen und es ist unnütz, auf das Vergangene zurückzukommen. Der junge Mensch wird Blanca's Gatte werden . . . er kann sie glücklich machen; Ihr werdet mit ihnen gehen, wenn sie dieses Haus verlassen. Ich habe Euch nur noch Einen Befehl zu ertheilen: er besteht darin, allen Euern Gevatterinnen in der Nachbarschaft diese Begebenheit zu verschweigen. Wenn Ihr Euch den geringsten Mangel an Verschwiegenheit zu Schulden kommen lasset, jage ich Euch fort, und Ihr werdet Schuld sein, daß Alles dieses nicht stattfindet . . ."

„Ach, meine Gute, Du wirst doch nicht schwatzen!" rief Blanca.

„Nein, Mademoiselle... nein, mein Herr," erwidert Margarethe noch zitternd, „ich schwöre, daß . . ."

„Genug," sagt der Barbier, „Ihr liebt Blanca, ihr Glück hängt von Eurer Verschwiegenheit ab. Urbain wird bis zu dem Tage, an welchem er seine Braut heimführt, bloß des Abends kommen."

Nach diesen Worten entfernt sich der Barbier und läßt Margarethen noch ganz verblüfft über das so eben Gehörte zurück. „Wie!" sagt sie, Blanca auf ihr Zimmer folgend, „Herr Touquet hat sogleich eingewilligt?"

„Ja, meine Gute."

„Ich kann es mir fast nicht denken!"

„Es hat mich auch sehr in Erstaunen gesetzt . . . Ich war sehr in Furcht, er möchte Urbain abweisen."

„Urbain, Urbain! . . . aber, mein Gott! Sie kennen ihn nicht, mein Kind!"

„Doch, meine Beste, es ist ja Ursula . . ."

„Ich verstehe wohl, allein Ursula hat uns hintergangen."

„Um mich zu sehen, hatte er diese Verkleidung angenommen ... aus Liebe, meine Gute.“

„Aus Liebe! ... Allein Sie, mein Kind, können ihn doch noch nicht lieben.“

„O, meine Gute, ich glaube, daß ich ihn sehr bald lieben werde! ... Urbain lehrte mich bereits gestern ihn zu lieben, als mein Beschützer an meine Thüre klopfte.“

„Jesus Maria! ... Wie, mein Kind, anstatt um Hülfe zu rufen, als Sie sahen, daß er eine Mannsperson war! ...“

„O, ich wollte dies anfangs thun, aber ... wenn Du wüßtest! ... Urbain ist durchaus nicht Schrecken erregend ... im Gegentheil ... und dann hat er sich mir zu Füßen geworfen... er hat mich um Verzeihung gebeten, und das mit einer so sanften Miene, mit so ausdrucksvollen Augen ... Ach, Margarethe! wer würde ihm nicht verziehen haben!“

„Ach, gerechter Himmel!... und Ihr Talisman, meine Tochter; Sie haben also Ihre Zuflucht nicht zu ihm genommen?“

„Bitte um Verzeihung, meine Gute, ich habe ihn sogar Urbain mehrmals gezeigt ...“

„Und er floh nicht vor ihm?“

„Im Gegentheil, meine Gute, er trat sogar näher zu mir heran ...“

„Ach, nun ist Alles drunter und drüber. Dieser junge Mensch muß ein Zauberer sein, um solche Veränderungen in diesem Hause bewirken zu können, und ich habe gar keinen Glauben mehr an seine kleine Reliquie.“

Ungeduldig harrten Blanca und die Alte auf den Einbruch des Abends. Margarethe brannte vor Begierde, den jungen Menschen, der im Hause ihres Herrn Wunder gewirkt hatte, kennen zu lernen, und das junge Mädchen war von dem Wunsche beseelt, den Jüngling wiederzusehen, der ihrem Busen Seufzer entlockte und ein ganz neues Gefühl in ihr erregte. Allein mit Blanca's

Wünschen waren bereits jene Aengstlichkeit und jenes Schamgefühl, von denen eine erste Liebe begleitet zu sein pflegt, gepaart. Je näher die Stunde herbeirückte, in der Urbain ankommen sollte, desto unruhiger und nachdenkender wurde sie, und bereits flößte ihr dieses ungekannte Gefühl ein geheimes Verlangen ein, zu gefallen. Sie stand auf, betrachtete sich in ihrem Spiegel, ordnete eine Haarlocke und sagte dann zu Margarethen: „Meine Gute, bin ich auf diese Art hübsch? Glaubst Du, daß er mich diesen Abend eben so sehr lieben werde als gestern?"

„Liebes Kind!" rief die alte Dienerin, „würde er wohl Ihrer würdig sein, wenn er fähig wäre, seine Gesinnung zu verändern! ... Wenn man recht liebt, mein Kind, so liebt man auf immer."

„O, um so besser, meine Gute; ich wenigstens will so lieben ... Du wirst sehen, daß Urbain nichts Schreckhaftes an sich hat, und ich bin überzeugt, daß Du ihn auch lieben wirst."

Der junge Student harrte mit nicht geringerer Ungeduld als Blanca auf den Augenblick, in welchem er zu dem Barbier zurückkehren durfte. Seit dem vorigen Abend war Urbain fast ganz außer sich; sein Glück war ihm so schnell, so unerwartet zu Theil geworden, daß er fast den Verstand darüber verlor. Er war in jener Nacht in einem unbeschreiblich fröhlichen Zustande in seine Wohnung zurückgekehrt. Im Taumel seines Entzückens hatte er seinen Unterrock und sein Halstuch verloren; allein er hatte nicht mehr nöthig, sich zu verkleiden, und da er sich die Mühe nicht geben mochte, diese Stücke seiner Kleidung aufzulesen, so war er halb entkleidet in seine Wohnung zurückgekommen, allein so glücklich, daß er sein Schicksal nicht gegen das Glück des Günstlings und die Macht des Cardinals vertauscht haben würde, worin er auch Recht gehabt hätte; die Genüsse, welche die Liebe gewährt, sind nicht wie Größe und Macht mit Unruhe und Sorgen gemischt.

Den nächsten Morgen hätte Urbain sein Glück Jedermann

erzählen mögen, allein er erinnerte sich, daß eine der ersten Bedingungen seiner Vermählung mit Blanca die war, über diese Geschichte Stillschweigen zu beobachten; er begnügte sich daher, alle Personen, die an ihm vorübergingen, mit jener Miene der Zufriedenheit und des Triumphes zu betrachten, die von einer über die Schläge des Schicksals erhabenen Seele zeugt. Am Abend dieses Tages kam seine Nachbarin wie gewöhnlich und erbot sich, ihn verkleiden zu helfen; aber Urbain dankte ihr: er bedurfte ihrer Dienste nicht mehr, und das dicke Mädchen schien betrübt darüber, daß die Verkleidungen ein Ende hatten.

Urbain wollte als Jüngling noch mehr gefallen denn als Bäuerin und ordnete seinen Anzug mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich. Er untersuchte, ob seine Haare ohne Unordnung auf seine Stirne herabwallten, und seufzte, indem er zu sich sagte: „Wenn ich ihr nicht gefallen würde!" Indessen verliehen ihm die Erinnerungen des vorigen Abends Muth, und er begab sich in das Haus des Barbiers.

Er zitterte, als er an die Thüre klopfte, und doch konnte er nun nicht mehr befürchten, fortgejagt zu werden. Auch bis zum Herzen Blanca's drang der Schall des Klopfers, sie sprang von ihrem Stuhle auf und rief: „Er ist es!" Mit diesen Worten wollte sie nach der Hausthüre eilen, Margarethe hielt sie jedoch zurück und sagte zu ihr: „Ah, mein Kind, was wollen Sie thun? ... es wäre nicht schicklich, wenn Sie dem jungen Menschen öffnen würden."

„Meinst Du, meine Gute? ... Nun, so gehe Du, Margarethe ... aber geschwind!"

Margarethe eilt so sehr sie kann; sie ist selbst begierig, den Jüngling zu sehen. Sie öffnet endlich Urbain und betrachtet ihn aufmerksam. Seine sanfte und schüchterne Miene nimmt die Alte zu seinen Gunsten ein, so daß sie ausruft: „Es ist sonderbar ... er sieht als Jüngling noch verlegener aus denn als Mädchen!"

„Schnell, kommen Sie, schönes Herrchen, kommen Sie. Wir wollen jetzt sehen, ob Sie uns noch Geschichten zu erzählen wissen, die Ihren Tanten und Basen begegnet sind!“

„Ja, meine gute Margarethe,“ sagte Urbain, „ich kann Ihnen immer solche erzählen, wenn es Ihnen Vergnügen macht.“

„Er will mir Vergnügen machen!“ sagte Margarethe zu sich, indem sie ihn hinauf begleitete, „in der That, Blanca hat Recht, und dieser junge Mensch ist ganz hübsch und artig.“

Es war etwas Sonderbares um die Verlegenheit der beiden Liebenden, die nach der ersten Zusammenkunft, in der sie mit einander von Liebe gesprochen hatten, bei ihrem Wiedersehen schon verlobt und versichert waren, sie würden einander heirathen. Blanca, die anfangs die Thüre hatte öffnen wollen, wagte es nicht mehr, die Augen aufzuschlagen und blieb, Urbains Tritte hörend, unbeweglich auf ihrem Stuhle sitzen.

Dieser fühlt beim Eintritte in das Zimmer, in das er seit vierzehn Tagen jeden Abend kommt, eine ihm neue Verwirrung, und bleibt an der Thüre stehen, den Hut in der Hand haltend, und schüchterne Blicke auf Blanca werfend.

„Ei,“ sagt Margarethe, „jetzt wagt er es nicht mehr, vorzutreten! . . . Kommen Sie doch, junger Herr, als Sie Mädchen waren, blieben Sie nicht so stumm an der Thüre stehen, und meine arme Blanca wagt die Augen nicht mehr aufzuschlagen und zittert am ganzen Leibe! Meine liebe Freundin, man muß nicht erröthen, wenn man nichts Böses gethan hat . . . Ich sehe schon, daß ich es bin, die Ihnen Muth einflößen muß.

Indessen hat sich Urbain seiner Geliebten leise genähert; er läßt sich mit einem Knie auf den Boden nieder und stammelt: „Wenn Sie keine Freundschaft mehr für mich fühlen . . . wenn diese Kleidung mir Ihr Zutrauen raubt . . . nun, so werde ich mich wieder als Ursula kleiden.“

Das liebenswürdige Kind hebt den Kopf schüchtern empor,

wirft einen Blick voll Milde und Zärtlichkeit auf Urbain und antwortet, noch mehr erröthend: „Ach, dies ist nicht der Fall... Entschuldigen Sie mich... ich weiß nicht, was ich habe." Sie wendet hierauf den Kopf weg, um ihr Gesicht an Margarethens Busen zu verbergen, zu der sie ganz leise sagt: „Meine Gute... ist es die Liebe, die mich so schüchtern macht?"

„Ich erinnere mich der Wirkung, die sie hervorbringt, fast nicht mehr," erwidert die Alte, den Kopf schüttelnd. „Doch... ja, ich glaube, daß sich die Liebe zu meiner Zeit beinahe auf eben diese Art ankündigte."

Blanca wendet sich wieder nach Urbain um und sagt mit einem reizenden Lächeln zu ihm: „Seien Sie nicht böse, wenn ich linkisch und verlegen bin, es kommt, scheint es mir, daher, daß ich Sie liebe."

Entzückt über die Offenherzigkeit des jungen Mädchens, ergreift Urbain ihre Hand, die er an sein Herz drückt; dann setzt er sich neben sie nieder und wiederholt ihr die Schwüre, die seine Zärtlichkeit ihm eingibt. Bald ist das Vertrauen wieder hergestellt; wenn die Herzen sich verstehen, ist die Furcht bald verbannt. Blanca wird wieder fröhlich, mittheilend; sie enthüllt ihrem Geliebten alle Gefühle ihrer Seele, und dieser sieht, daß er einen Schatz von Unschuld und Güte besitzen wird.

Margarethe mischt sich in die Unterhaltung der jungen Leute. Urbain hat sich durch seine Sanftmuth und seine Achtung für die Rathschläge der alten Magd ihre Freundschaft erworben; man entwirft schöne Pläne für die Zukunft. Der junge Student rühmt die Lage seines kleinen Eigenthums, das, in Mitte einer reizenden Landschaft, ihnen herrliche Spaziergänge und alle Annehmlichkeiten des Landlebens darbieten wird. Man verspricht der guten Alten, ihr ein, allen Zaubereien unzugängliches Zimmer zu geben, und ihr in den langen Winterabenden jene furchtbaren Geschichten zu erzählen, die ihr so viel Furcht und Vergnügen machen. So lange

die zwei Liebenden mit Margarethen sprechen, betrachten sie sich oder halten ihre Hände in einander verschlungen, und ein süßes Lächeln, ein sanfter Druck gründen bereits zwischen ihnen jenes Einverständniß des Herzens, das die ersten und oft die süßesten Freuden der Liebe gewährt.

Die Zeit ist rasch entflogen. Es schlägt neun Uhr; dies ist der Augenblick, den der Barbier für Urbains Heimkehr festgesetzt hat, und man weiß, daß man seinen Befehlen gehorchen muß, wenn man will, daß er sein Versprechen halten soll.

„Wie! wir sollen uns schon verlassen?“ sagt Urbain.

„Das ist recht Schade,“ sagt Blanca, einen zärtlichen Seufzer ausstoßend.

„Ihr werdet Euch morgen wieder sehen, meine Kinder,“ sagt Margarethe, und dann wird ein Tag kommen, wo Ihr Euch nicht wieder verlassen werdet. Herr Dorgeville, haben Sie die nöthigen Anstalten zu Ihrer Heirath begonnen?“

„Ach, mein Gott,“ sagt Urbain, „ich bin heute so verwirrt gewesen, daß ich nur an das Glück, welches ich diesen Abend genießen würde, gedacht und noch nichts gethan habe.“

„Wenn Sie alle Tage so betäubt sind,“ sagt Margarethe, „so wird Ihre Heirath nie zu Stande kommen.“

„O, schon morgen treffe ich die nöthigen Anstalten ... ich habe ein so großes Verlangen, mich nie wieder von Blanca zu trennen ... Aber ich habe Herrn Touquet diesen Abend nicht gesehen, soll ich nicht zu ihm gehen und ihm einen guten Abend wünschen?“

„Nein, es ist unnütz; mein Herr ist kein Mensch wie andere, er hält nicht viel auf Höflichkeitsbezeigungen. Er hat mir ausdrücklich erklärt: der junge Mensch wird um sieben Uhr kommen, Ihr werdet ihn zu Blanca führen, wo Ihr bei ihnen bleiben werdet, und um neun Uhr wird er sich entfernen. Wenn ich ihn zu sprechen wünsche, werde ich zu ihm kommen, aber er braucht mich nicht zu besuchen.“

„Welch' ein sonderbarer Mann," sagt Urbain; „aber ich muß ihn segnen, denn er macht mich glücklich, während ich ihn beschuldigte und im Verdacht hatte, daß er den Schatz, den er allen Blicken verbarg, für sich behalten wolle . . ."

„Für sich?" ruft Blanca, „ach, mein Gott . . . war das möglich!"

„Verzeihen Sie mir, meine theure Blanca, die Liebe macht eifersüchtig; ich war ungerecht, ich sehe es wohl ein."

„Ja, ja," sagt Margarethe, „aber beeilen Sie sich immer, Ihre Papiere zu erhalten und dieses liebe Kind zu heirathen."

Der junge Mann entfernt sich endlich, aber Blanca's Blicke folgen ihm, und er kann nicht mehr an seinem Glücke zweifeln; er besitzt das Herz des liebenswürdigen Mädchens, das ihm das Gefühl, welches er ihr einzuflößen gewußt hat, nicht zu verbergen sucht. Am Morgen des folgenden Tages beginnt Urbain die nöthigen Anstalten zur Beschleunigung seines Ehebundes; er will auch die wenigen Möbel, die er besitzt, verkaufen, denn er muß Geld zur Reise haben, und er hat schon bemerkt, daß Meister Tonquet was diesen Punkt betrifft, keine großmüthigen Gesinnungen zeigt. Aber ein Liebhaber, der dem Augenblicke nahe ist, in welchem er seine Geliebte besitzen wird, hält sich immer für reich genug, und zudem hat die in der Einsamkeit erzogene Blanca keinen Geschmack für den Aufwand, den Putz und die Koketterie: sie wird sparsam und bescheiden in ihren Ansprüchen sein. Diese Eigenschaften sind oft mehr werth, als die Mitgift, welche die Hand einer Vermählten begleitet.

Der Abend führt Urbain zu seiner Geliebten zurück: diesmal ist die Verlegenheit verschwunden, und man überläßt sich ohne Rückhalt der Freude des Wiedersehens. Die Augenblicke, die man beisammen verlebt, verfließen beständig mit derselben Schnelligkeit, aber man tröstet sich mit dem Gedanken, daß bald der Tag kommen wird, an dem man sich auf immer vereinigt. Während des

Die Alte legt den Finger auf den Mund und sagt mit geheimnißvoller Miene: „Meine Gebieterin wünscht Sie zu sprechen.“

„Ihre Gebieterin!“ ruft Chaudoreille aus, dessen Stirne sich erheitert und der nicht zweifelt, daß er eine Eroberung gemacht habe. „Ah so, meine Liebe, ich begreife Sie ... allein ist sie jung? ist sie reich? ist sie ... das ist übrigens gleich, führen Sie mich immer zu ihr.“

„Nein, sie kann Sie heute nicht empfangen; allein finden Sie sich morgen Abend bei Einbruch der Dämmerung hier ein; ich werde Sie aufsuchen und einführen.“

„Genug, ich werde nicht ermangeln ... und fiele auch ein Feuerregen. Ah, noch ein Wort, wenn es Ihnen beliebt, Sie Liebesbote; könnten Sie mir nicht sagen, wo Ihre Gebieterin mich gesehen hat?“

„Auf der Straße, wie ich vermuthe, weil Sie an ihrem Fenster stand ... morgen Abend, mein Herr, ich kann mich nicht länger aufhalten.“

„Gehen Sie, Flora, gehen Sie und begeben sie sich wieder zu Cythere,“ sagt Chaudoreille, während die Alte sich entfernt; dann setzt er seinen Weg fort und sagt zu sich: „Das ist ein Liebesabenteuer, ich verstehe mich darauf ... dieses geheimnißvolle Benehmen, diese geheime Zusammenkunft in der Dämmerung ... sie hat mich von ihrem Fenster gesehen ... Alle Teufel! wie wohl thue ich daran, daß ich den Kopf hoch trage ... ein hübscher Mann muß immer darauf sehen, daß er stets im Bereiche aller Blicke ist.“

Beim Weitergehen blickte er nun so sehr in die Luft, daß er an einen Wasserträger stieß, der mit seinen zwei vollen Eimern ruhig einherging. Der Stoß war so stark, daß diesem einer seiner Eimer aus den Händen fiel.

„Verfluchter Einfaltspinsel!“ rief der Wasserträger aus; „hier nimm dies hin, damit Du künftig vor Dich blicken lernst!“

Mit diesen Worten goß der Wasserträger den Eimer, den er noch in der Hand hielt, auf den gasconischen Ritter aus. Chandoreille ist ganz überschwemmt; in seiner Wuth zieht er seinen Roland aus der Scheide und geht auf den Wasserträger los, allein dieser, ohne durch die Klinge erschreckt zu werden, die sein Gegner, sich wie ein Wahnsinniger geberdend, blitzen läßt, nimmt in jede Hand einen seiner Eimer, und den Ritter ruhig erwartend, sagt er: „Komm her, wenn Du was willst, armseliger Knirps, Dein Bratenwender macht mir nicht bange!“ Chaudoreille steckt seinen Roland wieder in die Scheide, schreit aus voller Kehle: „Wache heraus!“ und läuft so in Begleitung aller Gassenbuben des Stadtviertels über die Boulevards davon.

Der Ritter macht nicht eher Halt, als bis er Niemand mehr hinter sich hört. Er befindet sich jetzt bei den gelben Gräben, die unter der Regierung Karls des Neunten gegraben wurden, und sich von dem Thore St. Denis bis zum Thore St. Honoré erstreckten. Chaudoreille ist ganz durchnäßt und das Wetter sehr kalt; er geht aus einem leicht zu errathenden Grunde nicht nach Hause, um seine Kleider zu wechseln. Glücklicher Weise aber war es heiter, und die Sonne, so wenig Wärme sie auch ausgoß, verschönte den Spaziergang, der damals in der Gegend angelegt war, in der sich Choudoreille befand. Der Ritter sieht, um sich zu trocknen, kein anderes Mittel, als zwei oder drei Stunden lang in der Sonne umherzurennen. Er unterzieht sich alsbald diesem Geschäfte, wobei er weit weniger in die Luft blickt als zuvor und einige seiner Bekannten, die an ihm vorübergehen und ihn fragen, warum er so schnell laufe, nur mit den Worten abfertigt: „Es gilt eine Wette . . . halten Sie mich nicht auf; ich habe hundert Pistolen gewettet, daß ich große Tropfen schwitzen werde.“

Nach Verfluß von drei Stunden fangen die Kleider des Ritters an, mehr Festigkeit zu gewinnen, und er macht Halt, um Athem zu schöpfen.

„Du hast Deine Bestimmung verfehlt, mein Freund, Du hättest bei irgend einem Fürsten Dienste als Läufer nehmen sollen," sagt jetzt ein Mann, der, von zwei andern begleitet, stehen geblieben war und großes Vergnügen an der Beobachtung des gascoriischen Ritters zu finden schien, während der eine seiner Gefährten, ein Mann von ungewöhnlicher Leibesgröße und Leibesdicke, aus vollem Halse lachte, und der dritte, welcher drollige Geberden und seltsame Grimassen schnitt, damit beschäftigt zu sein schien, die Gesichtszüge und Haltung des Wettläufers zu copiren.

„Was soll das heißen, meine Herren!" sagt das Kind der Garonne zu den drei Individuen, die vor ihm stehen geblieben sind, „ist es Einem, beim Teufel, nicht mehr erlaubt, zu laufen wie man will?"

„O, o! seine Mundart macht ihn noch drolliger," sagt der fette Mann. „Kamerad, betrachte ihn genau, wir müssen heute Abend diese Figur bringen: sie ist Goldes werth."

„Ich hab' ihn schon weg," antwortet der Dritte, „hol' mich der Teufel, wenn ich ihn Euch diesen Abend nicht Zug für Zug gebe!"

„Haben Sie mich genug betrachtet, meine Herren?" sagt Chaudoreille, die drei Individuen verstohlen anblickend, weil er nicht den Muth hat, sie offen anzusehen. „Für wen halten Sie mich, wenn es Ihnen beliebt?"

„O wahrlich," sagt Turlupin ganz leise, denn er war es, der mit seinen zwei Ruhmesgefährten Gros-Guillaume und Gautier-Garguille spazieren ging, „man muß das Männlein zornig machen; das wird unfehlbar lustig werden." Er nähert sich hierauf dem Ritter, der über das Betragen, das er befolgen sollte, nachdachte, und beginnt damit, daß er mit einer Gerte, die er in der Hand hält, ein paar Mal auf Rolands Scheide mit den Worten schlägt: „Der Teufel, wozu nützt Ihnen das, Herr Ritter?"

Der Ritter wird in einem und demselben Augenblicke blaß,

roth und gelb. „Diese Menschen da haben Lust, Streit mit mir anzufangen!“ sagt er zu sich, die Augen umherwerfend, ob ihm noch ein Ausweg bleibe, sich aus dem Staube machen zu können; allein bereits waren mehrere Vorübergehende stehen geblieben und hatten einen Kreis gebildet, weil sie die drei Possenreißer, die damals die Menge in's Hôtel von Bourgogne lockten, erkannten und nicht zweifelten, daß diese der Person, die sie umringt hielten, irgend einen Possen spielen wollten.

Der Anblick so vieler Leute mindert Chaudoreille's Schrecken ein wenig. „Es ist nicht anzunehmen,“ sagt er zu sich, „daß man diesen drei Menschen gestatten wird, mich zu Boden zu schlagen, ohne mir zu Hülfe zu kommen; es kommt jetzt nur darauf an, daß ich mich nicht aus der Fassung bringen lasse.“

Seine Blicke auf die Menge werfend und eine unerschrockene Miene anzunehmen versuchend, ruft er aus: „Ich begreife nicht, warum diese Herren mich herausfordern. Ich nehme alle Welt zum Zeugen, daß ich sie nicht beschimpft habe.“

Ein allgemeines Lachen ist die einzige Antwort, welche Chaudoreille empfängt. Diese Heiterkeit verdoppelt seine üble Laune; er drückt sich seinen kleinen Hut erzürnt in's Gesicht, so daß die rosenfarbene Bandschleife seine Nase fast berührt, und sucht die Menge wegzudrängen, um sich Platz zu machen; allein tritt er auf einer Seite vor, so befindet er sich vor Turlupin, der sich mit seiner Gerte zur Wehre stellt; wendet er sich nach einer andern Seite um, so hält ihn Gautier-Garguille an, der seinen Hut gerade wie Chaudoreille aufgesetzt hat, sich vor ihn hinstellt und die klägliche Miene des Ritters nachahmt; endlich versperrt ihm Gros-Guillaume mit seiner ungeheuren Korpulenz ebenfalls den Weg.

Chaudoreille ist auf's Aeußerste gebracht; er hält nicht mehr Stand, sondern zieht seinen Roland. Turlupin stellt sich ihm mit seiner Gerte entgegen, und nachdem der Ritter die Waffe seines Gegners verstohlen angesehen, setzt er sich in Positur und ruft ihm

zu: „Sie wollen es; halten Sie sich gut, ich bin ein tapferer Degen!“

Beim dritten Stoße sinkt Turlupin, der sich verwundet stellt, auf den Boden nieder, stößt einen ungeheuren Seufzer aus und windet sich in schrecklichen Convulsionen. Gros-Guillaume wirft sich neben ihm nieder und ruft: „Er ist todt!“

Chaudoreille ist außer sich; er hat seinen Degen noch in der Hand und blickt Jedermann mit erschrockener Miene an. Gautier-Garguille nimmt ihn am Arme und schleppt ihn fort, indem er ihm in's Ohr schreit: „Retten Sie sich, Sie haben den Sohn des Königs von Cochinchina getödtet!“

Chaudoreille hört nicht weiter; er setzt sich in Lauf, eilt aus Paris und jagt über Felder und Sümpfe hin. Die drei Stunden, in denen er in der Sonne umhergerannt ist, haben seine Kniee nicht geschwächt; er empfindet keine Müdigkeit, die Furcht verleiht ihm Flügel und er macht nicht eher Halt, als bis er all' den Verfolgungen entgangen zu sein glaubt, die man, wie er nicht zweifelt, gegen ihn einleiten wird. Es könnte vielleicht auffallen, daß der Ritter in den drei Menschen, die ihn angehalten hatten, die drei Possenreißer nicht erkannte, die damals in so großem Rufe standen und sich tausend Freiheiten erlaubten, welche die Pariser entschuldigten und die großen Herren sogar mit Vergnügen sahen. Allein wenn Chaudoreille Geld hatte, so brachte er den größten Theil seiner Zeit in den Spielhäusern zu, und er war nur ein paar Mal im Theater, genannt das Hôtel von Bourgogne, gewesen; zudem wußten Turlupin und Gautier-Garguille ihre Gesichter so gut zu verstellen, daß es schwer war, sie wieder zu erkennen, wenn man ihren Possenreißereien nicht öfters beigewohnt hatte.

Als der Flüchtling Halt gemacht hat, um einen Augenblick Athem zu schöpfen, blickt er schüchtern um sich her; er findet sich endlich zurecht; er ist nämlich am Ende der Vorstadt St. Antoine,

in der Nähe des Thales von Fécamp, und bemerkt in einer Entfernung von dreihundert Schritten das Lusthaus des Marquis von Villebelle.

Chauboreille ist seit dem Abend des vorigen Tages nüchtern und gänzlich abgemattet; er glaubt sich von den größten Gefahren bedroht. In dieser Lage vergißt er das Verbot des Barbiers und entschließt sich, in dem Lusthause einen Zufluchtsort zu suchen.

Seine Kräfte zusammenraffend, lenkt er seine Schritte auf die Wohnung zu; er hängt sich an die Klingel und Marcel öffnet ihm unverzüglich.

„Wie, Du bist es?“ sagt Marcel erstaunt; „schickt Dich der Herr Marquis oder Herr Touquet?“

Ohne Antwort zu geben, eilt Chauboreille in den Garten und schließt die Thüre hinter sich zu.

„Aber was Teufels hast Du denn?“ sagt Marcel; „wie siehst Du aus; Dein Gesicht ist ganz entstellt! . . . Du triefst von Schweiß bei der gegenwärtigen Kälte; meiner Treu', man sollte glauben, alle Polizeisergeanten von Paris seien Dir auf den Fersen.“

„Und man würde sich nicht täuschen,“ sagt Chauboreille mit fast erlöschender Stimme.

„Wie, was willst Du damit sagen?“

„Daß man mich verfolgt, oder wenigstens, daß man mich verfolgen wird . . . daß mich die größten Gefahren bedrohen . . .“

„Mein Gott, was hast Du denn gethan?“

„Ich habe den Sohn des Königs von Cochinchina erstochen!“

„Den Sohn von Cochinchina?“

„Ja; kaum vor einigen Minuten . . . in der Nähe der gelben Gräben . . . bei dem Thore St. Denis . . . allein mit Ehren . . . im Duell . . . mit gleichen Waffen . . . und Roland hat ihn zu meinen Füßen niedergestreckt! . . . Ach Gott! welch' ein klägliches Geschrei stieß er aus, als er zu Boden sank . . . es hallt mir noch in den Ohren . . . er ist maustodt!“

Marcel hörte dem Ritter mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit zu; doch scheint ihm Chauboreille's Erzählung so außerordentlich, daß er sich nicht enthalten kann, auszurufen: „Aber in Wahrheit, ist Alles das wohl möglich?"

„Wie, alle Teufel, ob das möglich sei! Ach, mein theurer Marcel, es ist nur zu wahr... Du kennst mich, Du weißt, daß ich ein böser Kamerad bin, ein Mann, der im Punkte der Ehre von einer gleichsam krankhaften Empfindlichkeit ist. So bin ich nun einmal, was willst Du, ich kann mich nicht anders machen... allein diesmal war es nicht meine Schuld. Ich ging ruhig in der Nähe der gelben Gräben spazieren . . . plötzlich stellen sich drei Männer vor mich hin, sie erlauben sich Späße, die mich beleidigen. Ich fordere sie höflich auf, ihres Weges zu gehen; sie fahren jedoch fort, mich anzuhalten. Alsbald ziehe ich vom Leder... die Menge umgibt uns; einer meiner Gegner setzt sich in Positur... ich falle auf ihn aus... der Kampf wird furchtbar... mein Feind schlägt sich mit dem Muthe der Verzweiflung; bald sinkt er zu meinen Füßen nieder, indem er furchtbare Grimassen schneidet... und einer seiner Gefährten sagt mir, ich habe den Erben des Thrones von Cochinchina getödtet."

„Und der Teufel, was hatte der Prinz von Cochinchina auf den Boulevards mit jenen zwei Einfaltspinseln zu thun, die zugaben, daß er sich mit Dir schlug?"

„Ach, auf Ehre, ich habe nicht Zeit gehabt, darüber Erkundigungen einzuziehen; er war ohne Zweifel nach Paris gekommen, um Dienste beim Heere zu nehmen... der arme Knabe!... aber Du siehst wohl ein, daß dieses Abenteuer ein furchtbares Aufsehen erregen wird. Bald wird man mein Signalement in allen Zeitungen lesen . . . man wird mich durch alle Truppen in Paris verfolgen lassen! Mein theurer Marcel, Du mußt mich einige Tage lang verbergen."

„Es thut mir leid, aber das kann nicht sein; ich glaubte,

Du seiest von meinem Herrn hieher geschickt worden, um mir einige Befehle zu überbringen; da dem nicht so ist, so mußt Du wieder gehen. Es ist mir ausdrücklich verboten, hier Jemand aufzunehmen, wenn er nicht an mich geschickt worden ist. Der Marquis von Villebelle würde mich fortjagen, wenn er plötzlich mit irgend einer Schönen oder einigen Freunden hieher käme und einen Fremden fände."

„Alle Teufel! ich bin kein Fremder, da ich Deinem Herrn bei seinen Liebesabenteuern schon behülflich gewesen bin. Mein theurer Marcel, Du wirst meinen Tod nicht wollen ..."

„Nein ... aber ich will meinen Platz nicht verlieren."

„Du bist allein hier!"

„Ohne Zweifel; allein der gnädige Herr kommt fast immer, wenn man ihn am wenigsten erwartet."

„Er wird heute nicht kommen."

„Das kannst Du nicht wissen."

„O ja! ich weiß, daß er an den Hof berufen worden ist... Ich bitte Dich, mich nur bis morgen hier zu lassen."

„Aber ..."

„Marcel, mein Leben liegt in Deinen Händen ..."

„Ach, Du erschrickst sehr zur Unzeit."

„Alle Cochinchinesen werden sich gegen mich verschwören..."

„Laß sie machen."

„Ich habe seit gestern nichts gegessen."

„Das ist nicht meine Schuld."

„Marcel, Du bist gerührt. Willst Du, daß ich mich Dir zu Füßen werfen soll ... sieh', hier liege ich ..."

„Mach' doch keine solche Dummheiten."

„Du bist erweicht ... Du gibst nach... ich sehe eine Perle in Deinen Augen ..."

„Nun, so bleibe, jedoch nur bis morgen; aber der Teufel, wenn der gnädige Herr diesen Abend kommt ..."

„Ich verspreche Dir, daß ich in diesem Falle über die Mauern springen werde.“

Chaudoreille athmet freier, und die beiden Freunde gehen auf das Haus zu. „O reizende Gegenden! welch' eine Veränderung hat mein Schicksal erlitten, seit ich euch verlassen habe!“ rief der Ritter aus, sein kleines seidenes Schnupftuch aus der Tasche ziehend, um sich die Augen damit abzutrocknen; als er aber in dem ihm bekannten Speisesaal ankommt, scheint sein Schmerz sich ein wenig zu lindern. Er setzt sich zuerst an den Tisch, fordert Marcel auf, in den Keller zu gehen, und läßt ihm keine Ruhe, bis das Nachtessen aufgetragen ist, denn es war erst ungefähr fünf Uhr Abends, und damals speiste man um zwölf Uhr zu Mittag.

„Ich habe noch keinen Hunger,“ sagt Marcel, sich an den Tisch setzend; „ich speise gewöhnlich erst um acht Uhr zu Nacht.“

„Nun, so werde ich für Dich und mich essen, und dies wird uns nicht hindern, sodann um acht Uhr zu Nacht zu speisen, denn meinetwegen sollst Du Deine Gewohnheiten nicht ändern. Ach, mein Freund, ... welcher Tag! Wenn Du Alles wüßtest, was mir begegnet ist... anfangs ging es gut: eine geheime Zusammenkunft mit einer Dame, die mich, an ihrem Fenster stehend, auf der Straße erblickt hat und in mich verliebt geworden ist...“

„Bah!“

„Gib mir einen Flügel von diesem Kapaun . . . ja, mein Freund, eine Leidenschaft, die ich angefacht habe, während ich dem Fluge der Schwalben zusah; ... allein ich bin so sehr daran gewöhnt ... schenke mir Wein ein . . . ich bin überzeugt, daß es eine Frau von hohem Range ist... sie hat eine ihrer Sklavinnen zu mir geschickt . . . ich glaube sogar, es war eine Mulattin ... auf alle Fälle schnupfte sie stark Tabak, denn ihre Nase war damit vollgepfropft . . .“

„Und wann findet denn Deine geheime Zusammenkunft statt?“

„Morgen Abend; allein kann ich gegenwärtig noch daran denken? ... Dieser unglückliche Zweikampf muß alle meine Plane umstürzen! . . . Man wird mich vielleicht fünf bis sechs Jahre in die Bastille sperren!“

„Hör', Du bist ein Narr!“

„Was! glaubst Du denn, man tödte einen Prinzen von Cochinchina wie einen gemeinen Spießbürger? . . . Meine Lage ist fürchterlich ... Gib mir Pastete, ich bitte Dich.“

„Was gibt Dir die Gewißheit, daß Dein Mann todt ist?“

„Wenn Du das Geschrei gehört hättest, das er ausstieß, als er niedersank, so würdest Du nicht mehr daran zweifeln... Verfluchter Tag!... Jener Schurke von Wasserträger ist es, der mich in's Unglück gestürzt hat.“

„Ein Wasserträger?“

„Ei ja, ich habe mich diesen Morgen mit ihm geschlagen.“

„Ebenfalls?“

„Alle Teufel! kann ich denn zwanzig Schritte gehen, ohne mich zu schlagen? Die Regierung sollte mir eine Pension unter der Bedingung geben, daß ich zu Hause bliebe . . . Noch ein Glas... Ach, mein Gott! Marcel, es scheint mir, ich höre ein großes Geräusch draußen.“

„Was liegt uns daran; es sind Pagen, Lakaien oder Studenten, die sich belustigen oder schlagen; o, ich bin an das gewöhnt.“

„Ach, Du irrst Dich ., . mich will man festnehmen . . .“

„Nein, sage ich Dir.“

„Ach, Marcel, wie glücklich bist Du, daß Du kein Mann des Schwertes bist!“

„Ich weiß zu meiner Vertheidigung meinen Stock eben so gut zu führen; aber ich suche mit Niemand Streit anzufangen.“

„Und daran thust Du sehr wohl . . . wie sehr beneide ich dieses rein menschliche Gefühl... aber ich glaube, ich höre nichts mehr ... Gib mir zu trinken ... ich fühle mich ruhiger.“

„Hast Du genug gegessen?“

„Ja, ich kann jetzt das Nachtessen erwarten. Marcel, hier haben wir das bekannte Rückenspiel gespielt . . .“

„Ich erinnere mich dessen.“

„Willst Du zum Zeitvertreib eine Partie machen?“

„Ich danke; dieses Spiel gefällt mir nicht.“

„O, nicht dieses schlage ich Dir vor. Allein ich glaube, ich habe zufällig ein Kartenspiel in der Tasche. Spielen wir einige Partien Piquet . . .“

„Nein, ich liebe dieses Spiel nicht mehr.“

„Ei, alle Teufel! es soll bloß geschehen, damit wir einige Stunden Zeitvertreib haben. Wir werden uns nicht zu Grunde richten; ich habe bloß zwei Goldstücke bei mir, und wenn ich sie verloren habe, so soll mich der Teufel holen, wenn ich fortspiele.“

Marcel gibt Chaudoreille's dringenden Bitten nach. Dieser zieht alsbald ein Kartenspiel aus seiner Tasche und wirft einen zärtlichen Blick darauf; dann nimmt er gegenüber von Marcel an einem Tische Platz und sagt: „Wir spielen um einen Thaler die Partie.“

„Das ist viel!“

„Ah bah! der Eine verliert, der Andere gewinnt . . . das Geld bleibt ja unter uns.“

„Ja, aber wenn der Eine Alles gewinnt?“

„Bah! Wir sind gleich stark, setz' ein.“

„Aber Du hast noch nicht gesetzt.“

„Ich habe Dir gesagt, daß ich bloß Gold habe. Ich werde wechseln lassen, wenn ich einige Partien verloren habe.“

Die Partie beginnt: Chaudoreille's Gesicht belebt sich, seine Augen glänzen und scheinen aus ihrer Höhle treten zu wollen, um in Marcels Spiel blicken zu können. „Das sind keine neuen Karten,“ sagt Marcel, „sie sind fast alle befleckt oder bezeichnet.“

„Dies kommt augenscheinlich daher, weil sie schon oft gebraucht worden sind!“

„Ich lasse Dir drei liegen," sagt Chauboreille, die Kehrseite der Kaufkarten aufmerksam betrachtend.

„Potz! Du hast mir da ein schönes Geschenk gemacht ... es sind lauter Siebener und Achter ..."

Chauboreille gewinnt eine Partie, dann eine zweite, dann eine dritte, weil er, Dank den Zeichen, die er auf dem Rücken der Karten gemacht hat, diese auf der verkehrten Seite eben so gut erkennt, als auf der rechten.

„Es ist sonderbar," ruft Marcel aus, „ich kriege nie etwas; Du behältst stets die guten Karten."

„Was willst Du? ... das ist Zufall, gutes Glück; aber es ist wahrscheinlich, daß sich dieses wenden wird."

Das Glück wandte sich aber nicht und Marcels Thaler spazierten in Chauboreille's Tasche. Dieser war scharlachroth, zitterte am ganzen Leibe und alle Adern seiner Stirne waren von der Anstrengung, welche ihm seine Partie verursachte, angeschwollen, als plötzlich die Klingel am Pförtchen des Gartens mit Heftigkeit gezogen wurde. „Ach, mein Gott! es sind Leute da," sagt Marcel.

„Ich bin verloren!" ruft Chauboreille aus, von seinem Sessel aufspringend, „man will mich gefangen nehmen!"

Nach diesen Worten läuft er wie ein Wahnsinniger im Zimmer umher, entschlüpft durch die erste beste Thüre, die er bemerkt, und verschwindet, ohne auf Marcel zu hören, der ihm nachruft: „Es ist der gnädige Herr... es ist der Herr von Villebelle; verhalte Dich ruhig, ich will Dich hinausführen, ohne daß er Dich sieht." Allein Chauboreille ist verschwunden, und da die Klingel sich nochmals vernehmen läßt, so muß Marcel öffnen, ohne zu wissen, was aus seinem Gaste geworden ist.

Neunzehntes Kapitel.

Das kleine Nachtessen.

„Du läßt uns lange warten, Kamerad!“ sagte der Marquis zu Marcel, mit drei Männern in den Garten tretend, von denen zwei in ihre Mäntel gehüllt waren, während der dritte keinen Hut mehr hatte und nichts, um sein seidenes Wamms zu bedecken, das an mehreren Orten mit Koth beschmutzt war, was seinen Eigenthümer jedoch nicht hinderte, sich selbst betrachtend, aus vollem Halse zu lachen.

„Folgen Sie mir, meine Freunde,“ sagte der Marquis, seinen Gefährten vorausgehend.

„O, was mich betrifft, ich kenne den Weg,“ sagte der Eine, „es ist nicht das erste Mal, daß ich hierher komme.“

„Auch ich.“

„Aber ich, meine Herren, betrete diesen Ort zum erstenmale und in einem glänzenden Aufzuge, hoffe ich;... hätte ich auch ahnen können, diesen Abend zu einem feinen Abendessen geladen zu werden.“

„Nun, Marcel, leuchte uns doch,“ sagt der Marquis, den Bedienten, der unruhig und verwirrt unaufhörlich um sich her blickte, vor sich herstoßend.

„Du schliefst also, Schurke? denn Du siehst ganz einfältig aus.“

„Ja, gnädiger Herr, es ist wahr, ich war eingeschlafen.“

„Er lebt hier wie ein Stiftsherr; er thut nichts, als schlafen und essen.“

Während dieses Gesprächs ist man vor dem Hause angekommen. Ein Glück für Marcel ist es, daß der Marquis nie in den Saal des Erdgeschosses kommt, wo der Spieltisch noch steht. Man begibt sich in die Gemächer des ersten Stockwerks; Marcel zündet auf der Stelle mehrere Wachskerzen an. Während dieser

Zeit haben sich die drei Freunde des Marquis auf Lehnstühle geworfen und Villebelle sagt, seinen Mantel ablegend, zu Marcel: „Schnell, beeile Dich, trage Alles, was Du zusammenraffen kannst, zum Nachtessen auf; übrigens gibt es ja hier immer Mundvorräthe: Du hast einen Hühnerhof . . . ein Taubenhaus, stecke schnell einiges Geflügel an den Bratspieß, wir werden, bis es fertig ist, spielen, bereite den Spieltisch zu . . . öffne diesen Schrank, es sind Karten und Würfel darin. Meine Herren, Sie werden vielleicht eine magere Kost bekommen: ich versah mich nicht auf das Vergnügen, Sie diesen Abend zu bewirthen, aber Sie werden wenigstens gute Weine finden; der Keller ist gut versehen und es wird uns nicht an Champagner fehlen."

„Wahrlich, das ist die Hauptsache," sagte ein großer und blasser junger Mann, dessen Gesichtszüge ziemlich regelmäßig sind, der aber durch die Narbe eines Degenstoßes, der ihm die linke Wange durchstochen hat, entstellt ist.

„Ich bin der Meinung des Vicomte," sagte sein Nachbar, der einige Jahre älter zu sein scheint und dessen Wohlbeleibtheit und rothe Gesichtsfarbe gegen die physische Beschaffenheit des Ersten abstechen; „der Champagner geht Allem vor."

„O, ich erkenne hieran jenen Trunkenbold Montgéran," sagte der junge Mann in der ungeordneten Kleidung. „Was mich betrifft, so bin ich nicht ungehalten darüber, wenn das Essen den Weinen entspricht ... Allein laßt uns spielen, meine Herren, laßt uns spielen; ich muß wieder einen Hut und Mantel haben."

„Du könntest sogar hinzufügen: ein Wamms; denn ich glaube nicht, daß Du mit diesem da irgendwo erscheinen kannst."

„Diese verfluchten Bürger ... wie sie sich diesen Abend gesträubt haben! . . . Das ist gleich, ich habe drei davon durchgeprügelt!"

„Ja, aber ohne den Marquis und mich wärest Du in eine schlimme Lage gekommen!"

„Sei's, doch wer Teufels hat diesen Streit herbeigeführt; denn ich weiß noch nicht, warum ich mich geschlagen habe!"

„Einer Kleinigkeit, einer Erbärmlichkeit wegen: weil ich die Frau eines unbedeutenden Finanzbeamten mit mir fortnehmen wollte; dieser unverschämte Gatte erlaubte sich, mir „Schurke!" nachzurufen. Ich würde ihm seine Frau nach Verfluß von zwei Tagen wieder zurückgeschickt haben; ich hatte bei Gott nicht Lust, sie zu behalten!"

„Gerade deßwegen hat er sich vielleicht geärgert."

„Ich werde dem Oberintendanten seinetwegen zwei Worte sagen: in Kurzem wird der Finanzmann abgesetzt sein."

„So ist's recht; man muß diesen kleinen Spießbürgern, die sich überreden, daß sie bloß für sich Frauen genommen haben, Lebensart einprägen. An Deiner Stelle würde ich auf einen geheimen Verhaftsbefehl antragen."

„Wir wollen sehen ... das läßt sich schon machen."

Während dieser Unterhaltung hat Marcel Alles zubereitet. Er steigt ins Erdgeschoß hinab, und während er die Anstalten zum Nachtessen trifft, ruft er, aber mit schwacher Stimme, in allen Winkeln des Zimmers nach seinem entschwundenen Gaste.

„Wo Teufels hat er sich versteckt?" sagte Marcel zu sich, alle Zimmer durchsuchend und in den Keller hinabsteigend, wo er von Neuem nach Chaudoreille ruft, ohne eine Antwort zu erhalten; „er wird sich wahrscheinlich in den Garten geflüchtet haben und von da über die Mauer gesprungen sein, wie er mir zu thun zugesagt hat ... doch nimmt mich dies Wunder, denn es war ihm gar nicht darum zu thun, das Haus zu verlassen."

Der Marquis und seine Gefährten haben sich an den Spieltisch gesetzt, und in Erwartung des Nachtessens, bereits einige Bouteillen Champagner geleert, um in's Geleise zu kommen. Es kam darauf an, wer die tollsten Dinge sagte: die ungereimtesten Wetten wurden vorgeschlagen und gehalten, und spielend, trinkend

und singend erzählt Jeder seine Glückszufälle und Liebesabenteuer, entwirft das Gemälde seiner Maitresse und mustert alle bekannten Weiber, wobei er die ehrbare Frau so wenig verschont, als die Buhlerin.

Endlich kommt Marcel, um anzukündigen, daß das Nachtessen in dem benachbarten Zimmer aufgetragen sei, und die Herren unterbrechen ihr Spiel, um zu Tische zu gehen.

Der Saal, in welchem man das Nachtessen aufgetragen hat, entspricht durch seine Eleganz den andern Gemächern dieses herrlichen Wohnsitzes; obschon er gewöhnlich nur zu Gastmählern benützt wird, erinnern doch die Schönheit und der Geschmack der Frescogemälde, die Statuen, die ihn schmücken, die Sopha's, mit denen er besetzt ist, die Kronleuchter, die ihn erhellen, an jene Säle des alten Roms, in denen Horaz, Properz und Tibull, umgeben von ihren Freunden und Anbetern, die Liebe und Reize ihrer Geliebten besangen, während sie Becher, mit Phalerner Wein gefüllt, umhergehen ließen und Trinkschalen an ihre Lippen brachten, in denen der Massiker und Cäcuber perlte, wobei sie sich mit Myrthen und Acanth bekränzten, um ihren Göttern zu gleichen; dadurch aber nur allzusehr bewiesen, daß sie nicht frei von den Schwächen der Sterblichen waren.

Neue Sybarithen, schlürfen die jungen, bei Villebelle versammelten Edelleute in langen Zügen die edlen Weine, mit denen die Tafel besetzt ist. Der Marquis geht ihnen mit gutem Beispiele voran; die Wohlanständigkeit und Etikette sind von diesen Gastmählern verbannt, in welchen die Freiheit oft in Zügellosigkeit ausartet. Die Gäste haben die Sopha's der Tafel genähert, und Jeder hält, halb liegend wie ein Pascha, statt einer langen Pfeife ein Glas Champagner in der Hand, das er, über die Späße, die er hört und selbst auftischt, aus vollem Halse lachend, leert.

Der junge Mann, der ohne Hut gekommen war und den

man den Ritter von Chavagnac nannte, saß einer schönen Statue gegenüber, welche die Psyche der Alten darstellte, und auf die er oft die Augen heftete. Plötzlich unterbricht er den dicken Montgéran, der gerade singt, durch den Ausruf: „Der Blitz soll mich treffen, wenn diese Psyche nicht so eben eine Bewegung gemacht hat."

„Was Teufels sagst Du da?" erwidert der Marquis.

„Ich sage ... ich sage noch einmal, daß Deine Psyche Leben erhält ... oder daß ich blind werde! ... O wahrlich, das wäre köstlich, wenn diese hübsche Frau in unserer Mitte Platz nehmen könnte!"

„Meine Herren, ohne Zweifel bewirkt Montgérans Stimme dieses Wunder... ein neuer Pygmalion, erweicht er den Marmor."

„Spotten Sie nicht über meine Stimme, meine Herren, sie hat ihren Werth; vielmehr machen Eure unfläthigen Reden diese arme Psyche erröthen ... Allein lassen Sie mich singen, statt Chavagnacs Albernheiten anzuhören, der nicht mehr deutlich sieht, weil ihm der Wein in den Kopf gestiegen ist."

„Ich bin allerdings nicht mehr nüchtern, allein sehen kann ich noch; schon lange blicke ich diese Statue an, und mehrmals schien es mir, als bewege sie sich."

„Marquis, gibt es Gespenster in Deinem Lusthause?"

„Ich habe noch nie Eines bemerkt, allein es wäre recht liebenswürdig von ihnen, wenn sie uns einen Besuch abstatteten, während wir bei Tische sind; sie müßten mit uns anstoßen ... Nun! sing' doch, Montgéran, wir hören Dir zu; allein nichts Verhülltes, ich liebe die Natur."

„Ja, meine Herren, ich werde daher singen: „Der Schäfer wollt' die Reize seiner Schäferin bewundern ..."

„O, diesmal werde ich erfahren, was daran ist!" sagt Chavagnac, sich rasch erhebend und nach der Statue hineilend. Als er ihr ganz nahe ist, macht die Psyche eine so lebhafte Bewegung, daß sie von ihrem Fußgestell auf den Boden herabge-

fallen wäre, wenn der junge Mann sie nicht in seinen Armen empfangen und auf den Fußboden gestellt hätte. Alle Gäste hatten die Augen auf Chavagnac geheftet, der sich, nachdem er die Psyche in Sicherheit gebracht hat, dem Fußgestell nähert, das drei Fuß hoch war und einen und einen halben Fuß im Umfange haben konnte. „Es ist Jemand da innen," ruft der junge Mann, der die Bemerkung macht, daß das Fußgestell hohl ist und nach der Wand hin eine Seitenöffnung hat.

„Jemand da innen?" wiederholen alle Anwesenden, sich halb vom Tische erhebend. Im nämlichen Augenblicke läßt eine grelle und zitternde Stimme, die aus dem Boden heraufzutönen scheint, die Worte vernehmen: „Keine Gewaltthätigkeit, meine Herren, ich ergebe mich auf Gnade und Ungnade," und nach Verfluß eines Augenblicks blickt Chaudoreille's kleiner Kopf hinter dem Fußgestell hervor und zeigt sich den Gästen, die in ein schallendes Gelächter ausbrechen und ausrufen: „O, welch schönes Gesicht!"

Indessen ergreift Chavagnac, der bei der Nische der Statue stehen geblieben war, den gasconischen Ritter an seinem Knebelbarte und zwingt ihn, ganz aus seinem Schlupfwinkel herauszugehen. Nachdem er hierauf die Person, die ihre jämmerliche Miene noch komischer macht, untersucht hat, nimmt er lachend seinen Platz wieder ein, während der arme Teufel, den man aus seinem Neste gejagt hat, sich vor dem Tische auf die Kniee niederläßt, und, ohne es noch zu wagen, die Augen aufzuschlagen, die Hände faltend murmelt: „Meine Herren, wenn ich den Prinzen von Cochinchina getödtet habe, so geschah es wider meinen Willen und weil er mich herausgefordert hat!... Aber ich schwöre Ihnen, daß ich mich nicht mehr schlagen werde... ich werde sogar meinen Roland nicht mehr tragen, wenn man es verlangt."

„Was Teufels sagt er da?"

„Begreifst Du Etwas davon, Marquis?"

„Meiner Treu, nein; er spricht von einem Prinzen von Cochinchina!“

„Er ist toll.“

„Bei Gott, das wird lustig werden!“

„Einen Augenblick, meine Herren, ich muß vor Allem wissen, wie dieser Kumpan hieher gekommen ist... Holla! Marcel, Marcel!“

Während Marcel heraufkommt, hat sich Chauboreille's Schrecken ein wenig gelegt; so lange er in dem Fußgestell verborgen war, drang bloß ein dumpfes Murmeln zu seinen Ohren, und er glaubte den Saal mit Bewaffneten gefüllt, die ihn suchten; jetzt machen ihn die wenigen Worte, die er vom Gespräche aufgeschnappt hat und der Name des Marquis, den er nennen hörte, mit der Wahrheit bekannt. Der Todesgefahr entronnen, fängt er an, schlaue Blicke auf die Personen, welche am Tische sitzen, zu werfen, und da er nur lachende Gesichter erblickt, kommt er wieder ganz zur Besinnung.

Marcel ist hinaufgestiegen, und als er den gasconischen Ritter erblickt, bleibt er bestürzt und verwirrt vor seinem Herrn stehen. „Wer ist dieser Mensch, Marcel,“ sagt der Marquis, „kennst Du ihn? ist es ein Dieb? müssen wir ihn oder Dich hängen? Schnell, sprich, Schurke, und sage die Wahrheit, oder Du sollst hart gezüchtigt werden.“

Marcel zittert; er weiß nicht, wie er sich entschuldigen soll, daß er, dem ausdrücklichen Verbot des Marquis zuwider, Jemand bei sich aufgenommen hat, und stammelt: „Gnädiger Herr . . . es geschah wider meinen Willen . . . ich wollte es nicht . . . ich wies ihn anfangs ab.“

„Gnädiger Herr,“ ruft Chauboreille aus, aufstehend und sich auf die Zehen stellend, „wenn Sie es erlauben, so will ich Ew. Excellenz und den andern Herrschaften erzählen, wie Alles das zugegangen ist; denn ich sehe, daß Marcel schwerlich damit zu Stande kommen wird.“

„O, o! der Zitteraffe hat die Sprache wieder erlangt, wie es scheint," sagt der dicke Montgéran, der nicht müde wird, den Ritter zu betrachten. „Marquis, laß ihn reden."

„Ja, ja, es wird uns das Zwerchfell erschüttern," rufen die andern Gäste aus.

„Nun denn, meine Herren, weil Sie es wünschen, willige ich ein. Sprich daher, kleiner Bastardmops, und Du, Marcel, bleibe da, um ihn Lügen zu strafen, wenn er sich Unwahrheiten erlaubt."

Obschon Chaudoreille's Stirne sich bei dem Ausdrucke „kleiner Bastardmops" gerunzelt hatte, so macht ihm doch die Erlaubniß, vor Herren von so hohem Range zu sprechen, so viel Vergnügen, daß er alsbald seiner Gesichtsbildung den lachendsten Ausdruck zu verleihen sucht und also beginnt:

„Gnädige Herren! Ihre Excellenzen sehen in mir Loustik Goliath von Chaudoreille, Ritter von der Tafelrunde, in männlicher Linie von dem berühmten Milo von Crotona und in weiblicher von der berühmten Delila abstammend, die, sich für ihr Vaterland aufopfernd, den Muth hatte, ihrem Liebhaber Simson das abzuschneiden, worin seine Stärke bestand . . ."

Hier unterbricht ein schallendes Gelächter den Redner einen Augenblick. „Das ist köstlich! das ist entzückend!" sagen die Gäste, „es ist Goldes werth."

„Daß Dich!" sagt Chaudoreille zu sich, „meine Beredsamkeit thut ihre Wirkung; ich war überzeugt, daß ich nur sprechen dürfe."

„Zur Sache, Abkömmling der Delila!" sagt der Marquis, „nenne uns Deinen Stand."

Chaudoreille scheint einen Augenblick verlegen, dann sagt er mit geläufiger Zunge: „Vertheidiger der Schönheit, Beschützer der Schönen... und der Spielhäuser, Fechtmeister und Lehrer im Piquetspiel und Volleschlagen, Musikmeister, Helfershelfer der jungen Leute von Stand und der verführten Mädchen, Ueber-

bringer von Liebesbriefen, Zitherlehrer, Duellant und Läufer ... Alles um einen sehr mäßigen Preis."

„Ei! das ist ein Ausbundkerl! Wer hat Dich aber hierher geführt?"

„Ihre Excellenzen müssen von meinem Duell, das ich diesen Morgen ausgefochten habe, gehört haben ... ich habe den Prinzen von Cochinchina getödtet in der Nähe des Thores Saint-Denis."

„Den Prinzen von Cochinchina? Teufel, wo hast Du diesen Prinzen getroffen?"

„In der Nähe der gelben Gräben... ich ging ruhig spazieren ... er beschimpfte mich und ich schlug mich mit ihm ... ist es nicht wahr, Marcel?"

„Ja, es ist sehr wahr, daß er mir Alles dies erzählt hat, gnädiger Herr," sagt Marcel. „Er ist ganz bestürzt hierher gekommen und konnte sich fast nicht mehr aufrecht halten; er hat mir gesagt, er werde verfolgt, und obschon ich nicht viel von seiner Prinzengeschichte begriff, so sah ich ihn doch so sehr zittern, daß ich ihn einen Augenblick hier verweilen ließ. Wir speisten zu Nacht, als Sie klingelten, gnädiger Herr, und auf der Stelle lief er fort, ohne mich hören zu wollen. Das ist die Wahrheit."

„Ja, gnädiger Herr," sagt Chauboreille, „ich glaubte, die Häscher, die Schergen wollten mich gefangen nehmen, und ich verbarg mich an dem ersten besten Orte."

„Meinst Du, Schalk, ich glaube die Geschichte, die Du Deinem Freunde Marcel aufgetischt hast, um ein Nachtessen zu erhaschen?"

„Gnädiger Herr, ich schwöre Ihnen ..."

„Stille."

„Es waren Zeugen bei dem Zweikampfe ..."

„Stille, sage ich Dir. Da Du Marcel in diesem Hause suchtest, so mußtest Du wissen, daß er hier wohne. Wer hat Dir

den Weg in diese Wohnung gezeigt? Wußtest Du, daß sie mir gehört? und wenn Du es wußtest, wie konntest Du so kühn sein, da zu erscheinen?"

Chaudoreille, der wahrnimmt, daß der Marquis nicht spaßt, erwidert daher in minder festem Tone: „Gnädiger Herr, ich habe früher bereits die Ehre gehabt, hierher zu kommen... im Dienste Eurer Herrlichkeit ..."

„Meinetwegen, Schurke?"

„Ja, gnädiger Herr, ich habe Ihnen sogar Dienste geleistet... mittelbar in einer gewissen Angelegenheit ... mit einer gewissen jungen Italienerin . . . eine Entführung ... auf der Brücke la Tournelle... ich bin es, dem Touquet den Auftrag gegeben hatte, Wache zu halten ..."

„O, o, Marquis!" sagen die drei Gäste lächelnd, „die Sache wird ganz klar; der Ritter von der Tafelrunde ist Dir bei Deinen verliebten Abenteuern behülflich gewesen."

„Ich habe diese Ehre gehabt, gnädige Herren," antwortet Chaudoreille, sich verbeugend und seine Knebelbärte aufstutzend.

„Bei Gott! ich kann mich von meinem Erstaunen nicht erholen!" ruft der Marquis aus, den gasconischen Ritter betrachtend. „Wie! Touquet, dieser so feine, so erfindungsreiche Kopf sollte sich einer solchen Puppe bedient haben! Das ist nicht möglich!"

„Gnädiger Herr," sagt Chaudoreille, sich in die Lippen beißend, „wenn Ihnen die Talente des Mannes bekannt wären, den Sie Puppe nennen, so würden Sie wohl ein ganz anderes Urtheil über ihn fällen. Touquet selbst ist neben mir bloß ein Schüler."

„O, diesmal, Kamerad, mußt Du Deine Prahlerei rechtfertigen, oder unter dem Stock Dein Leben lassen. Seit einigen Tagen foltert mich die Langeweile wieder; ich finde am Hofe und in der Stadt nichts mehr, was meine Huldigungen verdiente ...

selbst meiner Italienerin bin ich müde. Ich will . . . ich weiß nicht... ich gäbe Alles in der Welt, wenn ich wahrhaft verliebt werden könnte; suche mir eine Frau auf, die fähig ist, mir dieses Gefühl einzuflößen. Ich gebe Dir vierundzwanzig Stunden zur Entdeckung dieses Schatzes. Du erhältst hundert Pistolen, wenn Du meine Wünsche befriedigst, und hundert Stockprügel, wenn Dir dies nicht gelingt."

„So sei es, so sei es!" sagen Villebelle's Gäste; „wenn es ihm gelingt, so sagst Du es uns, und wir werden uns seiner ebenfalls bedienen."

„Ah! alle Teufel!" sagt Chaudoreille zu sich, „hundert Pistolen, wenn ich ihn verliebt mache? . . . daß Dich! mein Glück wäre gemacht . . . aber hundert Stockschläge, wenn's mir mißlingt . . . Wie kann ich einen Mann verliebt machen, der schon ganz abgestumpft ist? und das in vierundzwanzig Stunden! O mein Genie, begeistere mich! Ach! gliche doch meine Pförtnerin dieser Psyche!"

„Hier trink," sagte Montgéran, dem Ritter ein mit Madera gefülltes Glas darreichend; „dies wird Dir vielleicht das finden helfen, was der Marquis bedarf."

Chandoreille verbeugt sich ehrfurchtsvoll vor der Gesellschaft und leert das Glas mit einem Zuge; dann schlägt er sich lebhaft vor die Stirne, springt rückwärts und ruft: „Ich habe es gefunden!"

„Der Wein hat bereits gewirkt," sagt Chavagnac.

„Nun, sprich," ruft der Marquis aus, „was hast Du gefunden?"

„Gnädiger Herr," sagte Chaudoreille, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, „erlauben Sie mir, Ihnen einige Worte unter vier Augen zu sagen."

„Der Schurke hat Recht," sagt der Marquis, vom Tische aufstehend; „wenn er vor Ihnen spräche, meine Herren, so würde

sich Jeder von der Wahrheit seiner Erzählung überzeugen wollen, und wir würden Nebenbuhler werden. Marcel, trage ein Licht in das benachbarte Zimmer. Nun kommen Sie, Herr Chaudoreille, ich will Ihnen Audienz geben. Haben Sie Geduld, meine Herren, es wird nicht lange dauern."

Mit diesen Worten geht der Marquis in ein anderes Zimmer, und Chaudoreille folgt ihm mit einer wichtigen und geheimnißvollen Miene, welche die drei noch bei Tische sitzenden Personen sehr ergötzt.

Als Chaudoreille sich allein bei dem Marquis befindet, untersucht er, ob die Thüren gut verschlossen sind, und bückt sich nieder, um unter einen Tisch zu blicken, allein der Marquis nimmt ihn beim Ohr und sagt zu ihm: „Was bedeuten alle diese Ceremonien?"

„Mein Herr, es handelt sich von einem Geheimniß ... und ich wünschte nicht, daß es außer Ihnen noch einem Andern bekannt würde ..."

„Zur Sache, sprich."

„Ich setze mich dadurch in große Gefahr . . . es geht vielleicht um mein Leben."

„Du würdest Dich einer noch weit größeren Gefahr aussetzen, wenn Du nicht sprächest," sagt der Marquis ungeduldig und die Hand an eine Feuerschaufel legend.

„Ich bin bereit dazu, gnädiger Herr. Ich wette, daß Sie Touquets Tochter nie gesehen haben."

„Touquets Tochter! Wie, hat er eine Tochter?"

„Das gerade nicht, gnädiger Herr, er hat bloß ein Kind, das er vor ungefähr zehn Jahren adoptirt hat . . ."

„Touquet hat ein Kind adoptirt? Wahrlich, das überrascht mich!"

„O! gnädiger Herr, ich war überzeugt, daß Sie diesen Umstand nicht wußten, denn es waltet hierin ein ganz außerordentliches Geheimniß ob! Man verbirgt ein Mädchen nicht so gut, wenn man es nicht für sich aufbewahrt . . ."

„Nun, dieses Mädchen?“

„Ist ein Engel, gnädiger Herr, eine göttliche, bezaubernde Schönheit, kaum sechszehn Jahre alt! . . . der Wuchs einer Nymphe... Und Touquet ließ überall ausstreuen, sie sei häßlich, übel geformt ... sie habe nichts, das gefallen könne. Er hatte mir sogar befohlen, dies überall auszusagen. Wenn ich die junge Blanca gesehen habe, so kam es daher, daß ich sie Musik lehren wollte und der Barbier sich deßwegen entschließen mußte, mich bei der Kleinen einzuführen, die übrigens ihr Zimmer nie verläßt...“

„Das ist in der That sehr sonderbar,“ sagt der Marquis, „und Du reizest meine Neugierde ungemein!“

„Gut, ich werde die hundert Pistolen bekommen!“ sagte Chauboreille zu sich; „das ist besser, als die zwei Goldstücke, die mir der Barbier versprochen hat... und noch dazu die Ehre, der Geschäftsmann des Marquis von Villebelle zu sein . . .“

„Und Du sagst, er verberge dieses junge Mädchen nur deßwegen, weil er selbst in dasselbe verliebt sei?“ beginnt der Marquis nach Verfluß eines Augenblicks wieder.

„Nein, gnädiger Herr, denn in einigen Tagen will er sie verheirathen.“

„Sie verheirathen?“

„Ja, gnädiger Herr, an einen kleinen, jungen Mann, welchen die schöne Blanca nicht kannte, ich bin es überzeugt, denn Niemand konnte bis zu ihr dringen, Ihr ergebener Diener ausgenommen. Ich wette, daß Touquet sie aufopfert und daß die arme Kleine ihren Bräutigam verabscheut . . .“

Hier sagte Chauboreille nicht, was er dachte; allein er hielt es für angemessen, die Sache unter diesem Gesichtspunkte darzustellen.

Der Marquis dachte einige Augenblicke nach, dann sagte er: „Sage mir schnell Alles, was Du hinsichtlich der Adoption dieses jungen Mädchens weißt.“

„Ja, gnädiger Herr. Vor ungefähr zehn Jahren war Touquet, der damals keinen Heller hatte, noch Zimmervermiether und Barbier-Badehalter. Eines Abends erschien ein Edelmann mit einer kleinen Tochter von fünf oder sechs Jahren bei ihm, um zu übernachten; Touquet nahm ihn auf. Der Reisende ging am nämlichen Abend aus und ließ seine Tochter bei Touquet zurück; an demselben Abend wurde er in der Straße St. Honoré ermordet."

„Entdeckte man die Mörder?" sagt der Marquis, Chaudoreille aufmerksam betrachtend.

„O nein, gnädiger Herr," erwidert dieser, indeß ein fast unmerkliches Lächeln um seinen Mund spielte; „allein einige Zeit nachher war Touquet reich genug, um das Haus zu kaufen, das er gemiethet hatte."

Der Marquis macht eine plötzliche Bewegung, wie ein Mensch, der auf eine Schlange getreten ist. Hierauf erfolgt ein ziemlich langes Stillschweigen, während dessen Chaudoreille auf den Boden blickt, da er es nicht wagt, in den Augen des Marquis zu lesen.

„Und die Tochter dieses Mannes hat er angenommen?" sagt endlich Villebelle, das Stillschweigen brechend.

„Ja, gnädiger Herr, sie ist es."

„Wie nannte sich ihr Vater?"

„Moranval ... so viel ich glaube; übrigens fand man bei ihm bloß einen unbedeutenden Brief, der keine Auskunft über seine Familie geben konnte."

„Und ist seine Tochter schön?"

„Schöner, als ich zu sagen vermag, gnädiger Herr; und wenn Sie sie sehen ..."

„Ja, ich werde sie sehen ..."

„Gnädiger Herr, ich muß die Ehre haben, Ihnen zu bemerken, daß Touquet mir ausdrücklich verboten hat, von der jungen Blanca zu sprechen ... sowie von ihrer bevorstehenden Verheirathung. Um Eurer Herrlichkeit gefällig zu sein, habe ich

mich aufgeopfert; allein der Barbier ist bösartig, sehr bösartig! Ich bitte Sie, gnädiger Herr, ihm nicht zu sagen, daß ich Sie mit Allem dem bekannt gemacht habe."

„Sei ruhig!"

„In jedem Falle, gnädiger Herr, werde ich mir erlauben, Ihren Schutz in Anspruch zu nehmen ... ebenso auch hinsichtlich meines Zweikampfs mit dem Prinzen von Cochinchina, was keine Lüge ist, wie der gnädige Herr zu glauben scheint."

Der Marquis ist in Nachdenken versunken: endlich erhebt er sich und sagt zu Chaudoreille: „Folge mir, und kein Wort mehr über Alles das! ... In vierundzwanzig Stunden wirst Du wieder hierher zurückkommen, und wenn Du mich nicht betrogen hast, so wirst Du den versprochenen Lohn empfangen."

Chaudoreille verbeugt sich tief und folgt dem Marquis. Man kehrt in den Festsaal zurück, wo die Gäste Villebelle's Rückkehr ungeduldig erwarten. „Nun, was ist's!" sagt Chavagnac zu ihm, als er ihn erscheinen sieht, „war es der Mühe werth, den Tisch zu verlassen?"

„Ich glaube wohl," erwidert der Marquis; „übrigens werde ich Euch übermorgen das Genauere sagen. Chaudoreille, geh' zu Marcel hinab und laß Dir ein Nachtessen auftragen, ehe Du Dich entfernst."

Dieser läßt sich diesen Befehl nicht wiederholen: er geht zu Marcel, nimmt gegen diesen bereits eine Protectorsmiene an, läßt sich das Beste auftragen, was er findet, und sagt zu seinem alten Freunde: „Ich stehe in großer Gunst bei Deinem Herrn... betrage Dich gut gegen mich, so werde ich bei erster Gelegenheit einige Worte zu Deinen Gunsten einfließen lassen ... vor Allem weigere Dich nie, mit mir Piquet zu spielen, oder ich bringe Dich um die Gunst des gnädigen Herrn."

Der arme Marcel, der nichts von Allem dem begreift, läßt sich von seinem Busenfreund noch sechs Partien abgewinnen.

Endlich bricht der Tag an, und Chaudoreille verläßt das Haus mit den Worten: „Ich werde diesen Abend um zehn Uhr zurückkehren, der Marquis hat mich zu einer Zusammenkunft bestellt.“ Hierauf wagt er sich in die Vorstadt, und als er in der Entfernung zwei Menschen beisammen stehen sieht, macht er Halt und fragt einige Kaufleute mit geheimnißvoller Miene, ob sie vom Tode des Prinzen von Cochinchina sprechen gehört haben. Da Niemand von der Sache weiß, so überzeugt er sich endlich, daß sein Prinz gestorben ist, ohne sein Incognito abzulegen, und ruhiger wegen der Folgen dieses Vorfalls, wagt er es endlich, nach Paris zurückzukehren.

Nach der geheimen Unterhaltung des Marquis mit dem gasconischen Ritter sind die vier Wüstlinge wieder an den Spieltisch zurückgekehrt; allein die Partie ist nicht mehr so lustig. Villebelle ist befangen und nimmt wenig Antheil an der Unterhaltung, der Vicomte schläft ein, dem fetten Montgéran gehen die Lieder aus, und Chavagnac ist verdrossen darüber, daß er nicht gewinnen kann. Endlich trennen sich die Herren um sechs Uhr Morgens; Jeder begibt sich nach seiner Wohnung in der Stadt, und der Marquis kehrt in sein Hôtel zurück, über Chaudoreille's Mittheilungen nachdenkend.

Zwanzigstes Kapitel.

Man wagt Alles, wenn man Gold und Macht hat.

„Noch zwei Tage und ich werde Ihr Gatte sein, meine theure Blanca,“ sagt Urbain, die Hände des jungen Mädchens zärtlich drückend.

„O mein Freund, wie glücklich werden wir sein, wenn wir uns nicht mehr verlassen dürfen,“ erwidert Blanca, ihren Liebhaber anlächelnd. „Wie sehr wird mir der Aufenthalt auf dem

Lande gefallen! Da werde ich freier athmen, als in diesem Zimmer; wir werden spielen, auf dem Grase umherlaufen, nicht wahr, mein Freund?"

„Ja, wir werden unsern Garten selbst bauen."

„Ach! welches Vergnügen. Wir werden Birnen haben, ich liebe sie so sehr."

„Wir werden auch Kühe haben, hoffe ich," sagt Margarethe.

„O ja, meine Gute, und Tauben, Kaninchen, Hühner: ... Alles das muß sehr unterhaltend sein! ... Ich glaube, als ich noch ganz klein war, wohnte ich auf dem Lande, in einem Hause, wo es Alles das gab."

„Arme Blanca, und das ist Alles, woran Sie sich aus Ihrer Kindheit erinnern?"

„Ach, ich erinnere mich auch einer Dame, die stets bei mir war, die mich recht oft küßte! ... es war ohne Zweifel meine Mutter!"

„Arme Frau," sagte Margarethe, „sie lebt vielleicht noch... aber entfernen wir diese traurigen Gedanken!"

„Sie werden also Paris nicht vermissen, liebe Blanca?" fragt Urbain.

„Warum sollte ich es vermissen, lieber Freund, wenn Sie bei mir sind?"

„Diese lieben Kinder!" sagt die alte Magd, von ihrem Stuhle aufstehend; „die Vorsehung hat sie vereinigt, denn sie sind für einander geschaffen; allein es ist neun Uhr, Herr Urbain, Sie müssen gehen."

„Schon neun Uhr! Der Augenblick nähert sich, wo wir uns nicht mehr verlassen dürfen ... allein die Tage, welche ich fern von Ihnen verlebe, scheinen mir sehr lange!"

„Es geht Ihnen wie mir, mein Freund; es scheint mir, der Abend wolle nie kommen!"

„Ich habe Herrn Touquet seit einigen Tagen nicht gesehen."

„O! Sie werden ihn diesen Abend nicht sehen," sagt Margarethe; „er hat nach dem Mittagessen einen Brief empfangen: er betraf ohne Zweifel eine dringende Angelegenheit, denn er ist sogleich ausgegangen und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt."

„So leben Sie denn wohl, Blanca . . ."

„Auf Wiedersehen, mein Freund . . ."

„Mehr als zwei Tage, das ist noch sehr lang!"

„Sie haben ja schon mehr als vierzehn Tage so zugebracht," sagt Margarethe.

„Ja, aber ich weiß nicht, warum mir diese eine Ewigkeit scheinen!"

Urbain kann sich nicht entschließen, sich von Blanca zu entfernen; sein Herz ist beklommen, die Augen der beiden Liebenden füllen sich mit Thränen, das junge Mädchen reicht ihrem Freunde die Hand: dieser drückt sie an sein Herz.

„Ich weiß nicht, was ich habe," sagt Blanca, „allein sein Weggehen macht mich diesmal trauriger als gewöhnlich."

„Welche Kinderei," sagt Margarethe; „sollte man nicht glauben, daß Ihr Euch in den nächsten zwei Tagen gar nicht sehen werdet! ... Wird Herr Urbain morgen Abend nicht wieder kommen? Macht, Kinder! es ist Zeit zum Abschiede."

Die Liebenden nehmen unter tiefen Seufzern Abschied von einander, und Urbain folgt endlich Margarethen, welche die Hausthüre wieder zuschließt und dann zu Blanca hinaufsteigt, die sie ihrer Traurigkeit wegen tadelt. Allein es gelingt ihr nicht, sie fröhlicher zu machen; denn die Bemühungen der Vernunft können wohl den Geist überzeugen, nicht aber die Besorgnisse des Herzens beschwichtigen. Kaum ist eine Viertelstunde seit Urbains Entfernung verflossen, so klopft Jemand stark an die Hausthüre.

„Ach! das ist ohne Zweifel Urbain," sagt Blanca, „er hat mich traurig gesehen und will mich trösten . . ."

„O! das ist nicht wahrscheinlich," sagt Margarethe, „es

ist eher Touquet, der nach Hause zurückkommt ... jedoch bin ich erstaunt, daß er anklopft, denn ich glaube, er hat seinen Hausschlüssel zu sich genommen."

„Geh' und sieh', wer es ist, meine Gute."

„Ja, ja, Mademoiselle ... allein wenn es nicht der Herr wäre ... es ist spät ... wir sind allein im Hause und ich weiß nicht, ob ich öffnen darf ..."

„Willst Du, daß ich das Fenster öffne, meine Gute; ich werde dann sogleich erfahren, ob es Urbain ist."

„Ja wohl, das scheint mir das Klügste."

Blanca hat bereits das Fenster geöffnet und blickt auf die Straße; die Nacht ist finster, allein die Liebe macht hellsehend, und das junge Mädchen sieht bald, daß es Urbain nicht ist.

„Wer da?" fragt Margarethe, den Kopf vorwärts beugend. Eine starke Stimme antwortet: „Meister Touquet schickt mich: er hat mir einen Auftrag an seine Adoptivtochter, Fräulein Blanca, gegeben."

„O! das ist sonderbar," sagt Margarethe zu Blanca; „sollte Herr Touquet, der Sie allen Blicken entzog, uns einen Fremden um diese Stunde schicken?"

„Aber, meine Gute, weil er ihn schickt, so müssen wir diesem Herrn öffnen ... es ist vielleicht meinem Beschützer etwas begegnet."

„Ist dieser Mensch allein, mein Kind?"

„Ja, meine Gute, ich sehe nur ihn."

„Oeffnen Sie doch," ruft man auf der Straße, „meine Botschaft ist dringend!"

„Im Augenblick! ... Bleiben Sie da, mein Kind."

Ihre Lampe in der Hand haltend, steigt Margarethe hinab; sie ist nicht beruhigt, doch öffnet sie, und ein Mann, der in einen weiten Mantel gehüllt ist und einen Federhut auf dem Kopfe trägt, steht vor ihr. „Sie haben lange gezögert, meine Beste," sagt er

lächelnd zu ihr; „allein ich will Sie für die Mühe, die ich Ihnen verursache, entschädigen.“

Mit diesen Worten schiebt er Margarethen mehrere Goldstücke in die Hand. Sie weiß nicht, ob sie solche annehmen soll, sagt aber ganz leise zu sich: „das ist nicht das Benehmen eines Diebes.“

Der Fremde ist schnell hereingetreten; er durchläuft die Hausflur, und ihn anblickend, sagt die Alte zu sich: „Es ist nicht das erste Mal, daß ich diese Haltung sehe . . . und seine Stimme erinnert mich . . . Ja, ich glaube, es ist der Freund, den mein Herr vor einiger Zeit so spät erwartete.“

Margarethe täuschte sich nicht, denn es war wirklich der Marquis, der im Hause des Barbiers erschien, nachdem er diesem einen Brief geschickt hatte, in welchem er ihn zu einer Zusammenkunft außerhalb seines Hauses bestellte, und ihm befahl, ihn bis zehn Uhr Abends zu erwarten.

„Sie sind, glaube ich, schon hier gewesen, mein Herr,“ sagt Margarethe, die sich nun beruhigt fühlt, indem sie einen Freund ihres Herrn vor sich zu haben glaubt.

„Ja, ja, Mütterchen, ich bin schon oft da gewesen. Allein beeilen Sie sich, mich zu Ihrer jungen Gebieterin zu führen ... ich muß sie durchaus sehen.“

„Sollte wohl mein Herr krank sein ... sollte er sich in Streitigkeiten verwickelt haben? . . . Es gibt so viele Vorfälle in dieser Stadt!“

„Beruhigen Sie sich ... es ist nichts von Allem dem.“

Der Marquis folgt Margarethen. Diese führt ihn in Blanca's Zimmer, dessen Thüre sie mit den Worten öffnet: „Mademoiselle, da ist der Herr, der Sie zu sprechen wünscht; er hat einen Auftrag von Herrn Touquet an Sie.“

Blanca tritt dem Fremden einige Schritte entgegen. Der Marquis ist rasch eingetreten; als er aber das junge Mädchen

bemerkt, bleibt er stehen und betrachtet sie einige Minuten lang stillschweigend und regungslos. Das Aeußere des Marquis hat etwas Ehrfurchtgebietendes, und obschon seine Pysiognomie damals keinen strengen Ausdruck angenommen hatte, so erhöhten doch das Erstaunen und die Bewunderung, die sich in seinen Zügen malten, das Feuer seiner von Natur edeln und stolzen Blicke. Blanca hat ihre Augenlider unwillkürlich gesenkt, da sie die Untersuchung, welche der Marquis mit ihrer Person anzustellen schien, nicht ertragen kann, und Margarethe wagt kein Wörtchen zu sagen, weil der Fremde sie ebenfalls einschüchtert.

„Es übersteigt in der That alle meine Vorstellungen!" sagt endlich der Marquis, wie mit sich selbst sprechend.

„Mein Herr," sagt Blanca verlegen, „meine Dienerin behauptet, Sie haben mir Etwas zu sagen von Seiten meines Wohlthäters ... Es ist ihm doch nichts zugestoßen, mein Herr?"

„Nein, liebenswürdige Blanca . . . nein, Ihr . . . Wohlthäter, weil Sie ihn so zu nennen belieben, läuft keine Gefahr; allein ich wollte tausend Gefahren trotzen, wenn ich Ihnen eben so sehr am Herzen läge."

Blanca blickt den Marquis schüchtern an, als ob sie erwartete, daß er sich deutlicher aussprechen möchte, und dieser öffnet, indem er das junge Mädchen zu einem Stuhl führt, seinen Mantel ein wenig; jetzt sind seine reichen Gewänder nicht mehr verborgen, und Margarethe sagt ganz leise zu dem jungen Mädchen: „Ach, mein Gott, Blanca, betrachten Sie doch diese kostbaren Steine . . . diese Spitzen . . . das ist zum wenigsten ein großer Herr!"

„O ja," antwortete Blanca ganz leise, „es ist prächtig; allein Urbains Tracht ist mir lieber."

Villebelle, der seine Blicke nicht von dem jungen Mädchen abwendet, schweigt von Neuem still. „Warum sind Sie denn gekommen, mein Herr?" sagt Blanca zu ihm, als sie sieht, daß er sich damit begnügt, sie anzusehen.

„Ja," sagt Margarethe, die ihre gewöhnliche Sicherheit wieder zu erlangen sucht, „denn Sie müssen doch aus irgend einer Absicht gekommen sein?"

„Und ich habe weit mehr gefunden, als ich glaubte," sagt der Marquis lächelnd; dann nähert er sich, ohne, wie es scheint, die Verlegenheit zu bemerken, die seine Gegenwart erregt, der schönen Blanca, nimmt sie bei der Hand und ruft aus: „Sie ... in dieser Zurückgezogenheit ... Sie allen Augen verborgen! Sie, die Sie eine Zierde der Welt sein und die Huldigungen des ganzen Weltalls empfangen sollten ..."

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagt Blanca, „aber ich verstehe Sie nicht ..."

„Ich verstehe eben so wenig," murmelt Margarethe, ihre kleinen Augen auf den Marquis heftend.

„Um so besser, anbetungswürdiges Mädchen," antwortet der Marquis dem jungen Mädchen, ohne Margarethen zu beachten. „Man hat mich nicht betrogen! ... es ist die vollkommenste Unschuld und Reinheit, in Verbindung mit Allem, was die Schönheit und Anmuth Verführerisches hat ..."

„Aber, mein Herr, hat Herr Touquet Ihnen den Auftrag gegeben, mir dieses zu sagen?"

„Nein, liebenswürdiges Kind, nicht so ganz!" sagt der Marquis lächelnd und noch immer Blanca's Hand haltend, welche sie loszumachen sucht.

„Sie müssen sich gleichwohl erklären, mein Herr," sagt Margarethe in trockenem Tone; „Sie sind schon eine Viertelstunde da und haben noch nicht gesagt, warum Sie gekommen sind ... Es ist schon spät und wir sind nicht gewohnt, so lange auf zu bleiben."

„Nun gut, Alte, legen Sie sich schlafen; ich werde statt Ihrer diesem liebenswürdigen Kinde bis zu Touquets Rückkehr Gesellschaft leisten."

„Ich Sie allein lassen bei meiner theuren Blanca?" ruft

Margarethe, die das Wort Alte vollends unwillig macht, „nein, mein Herr, ich werde mich wohl hüten: Ihre Spitzen, Ihre Edelsteine und Ihr ganzer schöner Schmuck flößen mir kein Zutrauen ein; da nehmen Sie Ihre Goldstücke wieder, ich will sie nicht, denn ich fange an zu glauben, daß Sie keine guten Absichten haben, und nie wird Margarethe die Plane eines Verführers begünstigen, wäre es auch ein Fürst und böte er ihr selbst Peru's Bergwerke an!"

Der Marquis begnügt sich damit, die Achseln zu zucken, ohne sich nach Margarethen umzuwenden, dann setzt er sich neben Blanca nieder, legt seinen Hut und Mantel ab, und macht es sich so bequem, wie Jemand der nicht gesonnen ist, sich bald zu entfernen.

Blanca zittert und ist ganz außer Fassung; sie blickt Margarethen an, um sie zu bewegen, sie nicht zu verlassen, und die Alte, der das Betragen des Fremden neue Besorgnisse einflößt, bemüht sich, ruhig zu scheinen und sagt mit einer Stimme, deren Beben ihren Schrecken verräth: „Seien Sie ruhig, mein Kind, ich bin da . . . ich werde Sie nicht verlassen . . . und obschon der Herr mich nicht hören will, so wird er uns doch sagen müssen, was er hier machen will . . ."

„Ich habe es Ihnen gesagt, gute Frau, ich warte auf Touquet. Ich muß diesen Abend mit ihm über wichtige Gegenstände sprechen."

„Und so eben sagten Sie, er habe Sie hierher geschickt . . . Sie täuschten uns also damals?"

„Vielleicht!" sagt der Marquis lächelnd.

„Nun, mein Herr, wenn Sie durchaus auf meinen Herrn warten wollen, so gehen Sie in den Saal hinab; ich werde Ihnen ein Licht geben, und Sie werden daselbst auch Feuer finden."

„Nein, meine Beste, ich will weit lieber hier sein, als in Ihrem Saale, und die Gesellschaft dieses liebenswürdigen Kindes wird mir die Zeit sehr verkürzen. Nicht wahr, liebenswürdige

Blanca, Sie werden nicht so grausam sein und sich weigern, mir Gesellschaft zu leisten?"

„Mein Gott, wenn Sie es wünschen, mein Herr . . . wenn Ihnen das Vergnügen macht . . . ich muß es wohl wollen . . ."

„Ja," sagt Margarethe, „es scheint, wir müssen uns in Allem nach dem Herrn bequemen; aber Geduld . . . bald hoffe ich . . ."

In diesem Augenblicke schlägt man die Hausthüre gewaltsam zu. Blanca macht eine freudige Bewegung, und Margarethe ruft mit siegreicher Miene aus: „Ah! da kommt mein Herr. Wir wollen nun sehen, ob man sich wider unsern Willen hier aufhalten darf."

Der Marquis steht auf, ohne ihr zu antworten, nimmt seinen Mantel, setzt seinen Hut auf den Kopf, und küßt Blanca's Hand, indem er zu ihr sagt: „Auf Wiedersehen, reizendes Mädchen!" Dann verläßt er das Zimmer mit den Worten: „Margarethe, leuchten Sie mir."

Alles das geschah so schnell, daß die erstaunte Blanca keine Zeit hatte, sich der Handlung des Marquis zu widersetzen, und die alte Dienerin, die sich über das, was sie sieht, nicht genug wundern kann, folgt dem großen Herrn, indem sie ausruft: „Ach mein Gott, welch' ein Mann!"

Der Barbier war so eben zurückgekehrt und hatte seinen Mantel kaum abgelegt, als der Marquis, von Margarethen begleitet, in dem Saale des Erdgeschosses erschien; bei Villebelle's Anblick macht Touquet eine Bewegung des Erstaunens und sagt: „Wie! Sie hier, gnädiger Herr . . ."

Er hält inne und Margarethe ruft aus: „O ja, mein theurer Herr, der Herr ist schon mehr als dreiviertel Stunden hier; er hat gesagt, Sie haben ihn geschickt ... und zwar zu Blanca ..."

„Zu Blanca?" sagt der Barbier sehr unruhig.

„Ja, mein Herr, zu Blanca und . . ."

„Es ist genug, gute Frau, verlassen Sie uns," sagt der Marquis in gebieterischem Tone.

„Ich soll Sie verlassen?“ erwidert Margarethe. „O, vor Allem muß ...“

„Muß gehorcht werden!“ sagt der Barbier in finsterem Tone: „entfernt Euch!“

Margarethe ist bestürzt, allein sie wagt es nicht, Einwendungen zu machen, und verläßt den Saal mit den Worten: „Das geht über alle Begriffe! ... dieser Mensch thut hier Alles, was er will!“

„Nun, meine Gute,“ sagt Blanca zu der Alten, „und der Fremde?“

„O, ich weiß nicht, wer dieser Mensch ist, aber vor ihm ist Herr Touquet so unterwürfig wie ein Kind! Ich habe sie beisammen gelassen ... Dieser schöne Herr hat mich fortgehen heißen und ich mußte gehorchen.“

„Das ist erstaunlich, meine Gute.“

„Wie finden Sie diesen Menschen, mein Kind?“

„Aber ... nicht übel, meine Gute, und wenn ich mich nicht ein wenig vor ihm gefürchtet hätte, so würde ich sein Aussehen hübsch gefunden haben“

„Ach, mein Gott! ... ich wenigstens finde ihn furchtbar; er hat etwas Satanisches in seinen Blicken.“

„Ach, meine Gute, Du hast ihn demnach nicht recht betrachtet; er hat ein sehr schönes Gesicht ... Züge, welche Ehrfurcht einflößen und doch dabei sanft sind!“

„Pfui, pfui, mein Kind, wie können Sie einen so unverschämten Menschen schön finden! Ach, wenn Ihr Urbain Sie hörte ...“

„Aber, meine Gute, ich würde vor Urbain das Nämliche sagen; darf man nicht Alles sagen, was man denkt? Dies würde ihn nicht ärgern, denn er weiß, wie sehr ich ihn liebe.“

„Nun, mein Kind, es ist spät, legen Sie sich zu Bette, ich werde das Gleiche thun.“

Margarethe begibt sich auf ihr Zimmer mit den Worten:

„Die jungen Mädchen werden immer junge Mädchen bleiben! Die züchtigste läßt sich durch feine Complimente, ein hübsches Gesicht und reiche Kleider einnehmen . . . das sind schreckliche Talismane bei den Weibern! . . ."

Sobald Margarethe den Saal verlassen hat, schließt der Barbier die Thüre: aus seinem ganzen Wesen spricht eine gewaltige Unruhe. Er erwartet jedoch, daß der Marquis sich erkläre; allein dieser blickt mit forschenden Blicken auf ihn und scheint Freude an seiner Unruhe zu haben."

„Darf ich wissen, gnädiger Herr," sagt Touquet endlich, „wie es kommt, daß ich Sie in meinem Hause finde, da Sie mich doch anderswohin zu einer Zusammenkunft bestellt haben?"

„Wie, Touquet, das begreifst Du nicht? Ich wollte ganz einfach Dich aus Deinem Hause entfernen, um in dasselbe mit dem Vorgeben gehen zu können, ich sei von Dir zu dem jungen Mädchen geschickt worden, das Du mir verbargst und das ich zu sehen vor Begierde brannte. Dies ist einer jener kleinen Kunstgriffe, die Du selbst mich früher gelehrt hast, und die fast immer gelingen."

Der Barbier beißt sich auf die Lippen und antwortet nichts.

„Und wie!" fährt der Marquis fort, „Du besitzest hier einen Schatz, einen Engel von Schönheit, von Anmuth u. s. w., und Du verbirgst ihn mir, mir, Deinem alten Herrn, dessen Vorliebe für das schöne Geschlecht Du kennst, die mich schon zu so vielen Thorheiten verleitet hat?"

„Eben deßwegen, Herr Marquis, glaubte ich die junge Blanca Ihren Blicken entziehen zu müssen; ich nehme großen Antheil an dem Wohle dieses Mädchens, an dem ich Vaterstelle vertrete ... ich kenne Ihre stürmischen Leidenschaften ... und ich glaube nicht, daß die Ehre, vierzehn Tage Ihre Maitresse zu sein, das Glück dieses Kindes sichern könnte."

„Und seit wann, Bursche, machst Du solche Betrachtungen?" sagt der Marquis, einen vernichtenden Blick auf den Barbier

ist eher Touquet, der nach Hause zurückkommt ... jedoch bin ich erstaunt, daß er anklopft, denn ich glaube, er hat seinen Hausschlüssel zu sich genommen."

„Geh' und sieh', wer es ist, meine Gute."

„Ja, ja, Mademoiselle ... allein wenn es nicht der Herr wäre ... es ist spät ... wir sind allein im Hause und ich weiß nicht, ob ich öffnen darf ..."

„Willst Du, daß ich das Fenster öffne, meine Gute; ich werde dann sogleich erfahren, ob es Urbain ist."

„Ja wohl, das scheint mir das Klügste."

Blanca hat bereits das Fenster geöffnet und blickt auf die Straße; die Nacht ist finster, allein die Liebe macht hellsehend, und das junge Mädchen sieht bald, daß es Urbain nicht ist.

„Wer da?" fragt Margarethe, den Kopf vorwärts beugend. Eine starke Stimme antwortet: „Meister Touquet schickt mich: er hat mir einen Auftrag an seine Adoptivtochter, Fräulein Blanca, gegeben."

„O! das ist sonderbar," sagt Margarethe zu Blanca; „sollte Herr Touquet, der Sie allen Blicken entzog, uns einen Fremden um diese Stunde schicken?"

„Aber, meine Gute, weil er ihn schickt, so müssen wir diesem Herrn öffnen ... es ist vielleicht meinem Beschützer etwas begegnet."

„Ist dieser Mensch allein, mein Kind?"

„Ja, meine Gute, ich sehe nur ihn."

„Oeffnen Sie doch," ruft man auf der Straße, „meine Botschaft ist dringend!"

„Im Augenblick! ... Bleiben Sie da, mein Kind."

Ihre Lampe in der Hand haltend, steigt Margarethe hinab: sie ist nicht beruhigt, doch öffnet sie, und ein Mann, der in einen weiten Mantel gehüllt ist und einen Federhut auf dem Kopfe trägt, steht vor ihr. „Sie haben lange gezögert, meine Beste," sagt er

lächelnd zu ihr; „allein ich will Sie für die Mühe, die ich Ihnen verursache, entschädigen."

Mit diesen Worten schiebt er Margarethen mehrere Goldstücke in die Hand. Sie weiß nicht, ob sie solche annehmen soll, sagt aber ganz leise zu sich: „das ist nicht das Benehmen eines Diebes."

Der Fremde ist schnell hereingetreten; er durchläuft die Hausflur, und ihn anblickend, sagt die Alte zu sich: „Es ist nicht das erste Mal, daß ich diese Haltung sehe ... und seine Stimme erinnert mich . . . Ja, ich glaube, es ist der Freund, den mein Herr vor einiger Zeit so spät erwartete."

Margarethe täuschte sich nicht, denn es war wirklich der Marquis, der im Hause des Barbiers erschien, nachdem er diesem einen Brief geschickt hatte, in welchem er ihn zu einer Zusammenkunft außerhalb seines Hauses bestellte, und ihm befahl, ihn bis zehn Uhr Abends zu erwarten.

„Sie sind, glaube ich, schon hier gewesen, mein Herr," sagt Margarethe, die sich nun beruhigt fühlt, indem sie einen Freund ihres Herrn vor sich zu haben glaubt.

„Ja, ja, Mütterchen, ich bin schon oft da gewesen. Allein beeilen Sie sich, mich zu Ihrer jungen Gebieterin zu führen ... ich muß sie durchaus sehen."

„Sollte wohl mein Herr krank sein ... sollte er sich in Streitigkeiten verwickelt haben? . . . Es gibt so viele Vorfälle in dieser Stadt!"

„Beruhigen Sie sich ... es ist nichts von Allem dem."

Der Marquis folgt Margarethen. Diese führt ihn in Blanca's Zimmer, dessen Thüre sie mit den Worten öffnet: „Mademoiselle, da ist der Herr, der Sie zu sprechen wünscht; er hat einen Auftrag von Herrn Touquet an Sie."

Blanca tritt dem Fremden einige Schritte entgegen. Der Marquis ist rasch eingetreten; als er aber das junge Mädchen

bemerkt, bleibt er stehen und betrachtet sie einige Minuten lang stillschweigend und regungslos. Das Aeußere des Marquis hat etwas Ehrfurchtgebietendes, und obschon seine Physiognomie damals keinen strengen Ausdruck angenommen hatte, so erhöhten doch das Erstaunen und die Bewunderung, die sich in seinen Zügen malten, das Feuer seiner von Natur edeln und stolzen Blicke. Blanca hat ihre Augenlider unwillkürlich gesenkt, da sie die Untersuchung, welche der Marquis mit ihrer Person anzustellen schien, nicht ertragen kann, und Margarethe wagt kein Wörtchen zu sagen, weil der Fremde sie ebenfalls einschüchtert.

„Es übersteigt in der That alle meine Vorstellungen!" sagt endlich der Marquis, wie mit sich selbst sprechend.

„Mein Herr," sagt Blanca verlegen, „meine Dienerin behauptet, Sie haben mir Etwas zu sagen von Seiten meines Wohlthäters ... Es ist ihm doch nichts zugestoßen, mein Herr?"

„Nein, liebenswürdige Blanca ... nein, Ihr ... Wohlthäter, weil Sie ihn so zu nennen belieben, läuft keine Gefahr: allein ich wollte tausend Gefahren trotzen, wenn ich Ihnen eben so sehr am Herzen läge."

Blanca blickt den Marquis schüchtern an, als ob sie erwartete, daß er sich deutlicher aussprechen möchte, und dieser öffnet, indem er das junge Mädchen zu einem Stuhl führt, seinen Mantel ein wenig; jetzt sind seine reichen Gewänder nicht mehr verborgen, und Margarethe sagt ganz leise zu dem jungen Mädchen: „Ach, mein Gott, Blanca, betrachten Sie doch diese kostbaren Steine ... diese Spitzen ... das ist zum wenigsten ein großer Herr!"

„O ja," antwortete Blanca ganz leise, „es ist prächtig; allein Urbains Tracht ist mir lieber."

Villebelle, der seine Blicke nicht von dem jungen Mädchen abwendet, schweigt von Neuem still. „Warum sind Sie denn gekommen, mein Herr?" sagt Blanca zu ihm, als sie sieht, daß er sich damit begnügt, sie anzusehen.

„Ja," sagt Margarethe, die ihre gewöhnliche Sicherheit wieder zu erlangen sucht, „denn Sie müssen doch aus irgend einer Absicht gekommen sein?"

„Und ich habe weit mehr gefunden, als ich glaubte," sagt der Marquis lächelnd; dann nähert er sich, ohne, wie es scheint, die Verlegenheit zu bemerken, die seine Gegenwart erregt, der schönen Blanca, nimmt sie bei der Hand und ruft aus: „Sie ... in dieser Zurückgezogenheit ... Sie allen Augen verborgen! Sie, die Sie eine Zierde der Welt sein und die Huldigungen des ganzen Weltalls empfangen sollten ..."

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagt Blanca, „aber ich verstehe Sie nicht ..."

„Ich verstehe eben so wenig," murmelt Margarethe, ihre kleinen Augen auf den Marquis heftend.

„Um so besser, anbetungswürdiges Mädchen," antwortet der Marquis dem jungen Mädchen, ohne Margarethen zu beachten. „Man hat mich nicht betrogen! ... es ist die vollkommenste Unschuld und Reinheit, in Verbindung mit Allem, was die Schönheit und Anmuth Verführerisches hat ..."

„Aber, mein Herr, hat Herr Touquet Ihnen den Auftrag gegeben, mir dieses zu sagen?"

„Nein, liebenswürdiges Kind, nicht so ganz!" sagt der Marquis lächelnd und noch immer Blanca's Hand haltend, welche sie loszumachen sucht.

„Sie müssen sich gleichwohl erklären, mein Herr," sagt Margarethe in trockenem Tone; „Sie sind schon eine Viertelstunde da und haben noch nicht gesagt, warum Sie gekommen sind ... Es ist schon spät und wir sind nicht gewohnt, so lange auf zu bleiben."

„Nun gut, Alte, legen Sie sich schlafen; ich werde statt Ihrer diesem liebenswürdigen Kinde bis zu Touquets Rückkehr Gesellschaft leisten."

„Ich Sie allein lassen bei meiner theuren Blanca?" ruft

Margarethe, die das Wort Alte vollends unwillig macht, „nein, mein Herr, ich werde mich wohl hüten: Ihre Spitzen, Ihre Edelsteine und Ihr ganzer schöner Schmuck flößen mir kein Zutrauen ein; da nehmen Sie Ihre Goldstücke wieder, ich will sie nicht, denn ich fange an zu glauben, daß Sie keine guten Absichten haben, und nie wird Margarethe die Plane eines Verführers begünstigen, wäre es auch ein Fürst und böte er ihr selbst Peru's Bergwerke an!"

Der Marquis begnügt sich damit, die Achseln zu zucken, ohne sich nach Margarethen umzuwenden, dann setzt er sich neben Blanca nieder, legt seinen Hut und Mantel ab, und macht es sich so bequem, wie Jemand der nicht gesonnen ist, sich bald zu entfernen.

Blanca zittert und ist ganz außer Fassung; sie blickt Margarethen an, um sie zu bewegen, sie nicht zu verlassen, und die Alte, der das Betragen des Fremden neue Besorgnisse einflößt, bemüht sich, ruhig zu scheinen und sagt mit einer Stimme, deren Beben ihren Schrecken verräth: „Seien Sie ruhig, mein Kind, ich bin da . . . ich werde Sie nicht verlassen . . . und obschon der Herr mich nicht hören will, so wird er uns doch sagen müssen, was er hier machen will . . ."

„Ich habe es Ihnen gesagt, gute Frau, ich warte auf Touquet. Ich muß diesen Abend mit ihm über wichtige Gegenstände sprechen."

„Und so eben sagten Sie, er habe Sie hierher geschickt . . . Sie täuschten uns also damals?"

„Vielleicht!" sagt der Marquis lächelnd.

„Nun, mein Herr, wenn Sie durchaus auf meinen Herrn warten wollen, so gehen Sie in den Saal hinab; ich werde Ihnen ein Licht geben, und Sie werden daselbst auch Feuer finden."

„Nein, meine Beste, ich will weit lieber hier sein, als in Ihrem Saale, und die Gesellschaft dieses liebenswürdigen Kindes wird mir die Zeit sehr verkürzen. Nicht wahr, liebenswürdige

Blanca, Sie werden nicht so grausam sein und sich weigern, mir Gesellschaft zu leisten?"

„Mein Gott, wenn Sie es wünschen, mein Herr . . . wenn Ihnen das Vergnügen macht . . . ich muß es wohl wollen . . ."

„Ja," sagt Margarethe, „es scheint, wir müssen uns in Allem nach dem Herrn bequemen; aber Geduld . . . bald hoffe ich . . ."

In diesem Augenblicke schlägt man die Hausthüre gewaltsam zu. Blanca macht eine freudige Bewegung, und Margarethe ruft mit siegreicher Miene aus: „Ah! da kommt mein Herr. Wir wollen nun sehen, ob man sich wider unsern Willen hier aufhalten darf."

Der Marquis steht auf, ohne ihr zu antworten, nimmt seinen Mantel, setzt seinen Hut auf den Kopf, und küßt Blanca's Hand, indem er zu ihr sagt: „Auf Wiedersehen, reizendes Mädchen!" Dann verläßt er das Zimmer mit den Worten: „Margarethe, leuchten Sie mir."

Alles das geschah so schnell, daß die erstaunte Blanca keine Zeit hatte, sich der Handlung des Marquis zu widersetzen, und die alte Dienerin, die sich über das, was sie sieht, nicht genug wundern kann, folgt dem großen Herrn, indem sie ausruft: „Ach mein Gott, welch' ein Mann!"

Der Barbier war so eben zurückgekehrt und hatte seinen Mantel kaum abgelegt, als der Marquis, von Margarethen begleitet, in dem Saale des Erdgeschosses erschien; bei Villebelle's Anblick macht Touquet eine Bewegung des Erstaunens und sagt: „Wie! Sie hier, gnädiger Herr . . ."

Er hält inne und Margarethe ruft aus: „O ja, mein theurer Herr, der Herr ist schon mehr als dreiviertel Stunden hier; er hat gesagt, Sie haben ihn geschickt ... und zwar zu Blanca ..."

„Zu Blanca?" sagt der Barbier sehr unruhig.

„Ja, mein Herr, zu Blanca und . . ."

„Es ist genug, gute Frau, verlassen Sie uns," sagt der Marquis in gebieterischem Tone.

„Ich soll Sie verlassen?“ erwidert Margarethe. „O, vor Allem muß . . .“

„Muß gehorcht werden!“ sagt der Barbier in finsterem Tone; „entfernt Euch!“

Margarethe ist bestürzt, allein sie wagt es nicht, Einwendungen zu machen, und verläßt den Saal mit den Worten: „Das geht über alle Begriffe! ... dieser Mensch thut hier Alles, was er will!“

„Nun, meine Gute,“ sagt Blanca zu der Alten, „und der Fremde?“

„O, ich weiß nicht, wer dieser Mensch ist, aber vor ihm ist Herr Touquet so unterwürfig wie ein Kind! Ich habe sie beisammen gelassen . . . Dieser schöne Herr hat mich fortgehen heißen und ich mußte gehorchen.“

„Das ist erstaunlich, meine Gute.“

„Wie finden Sie diesen Menschen, mein Kind?“

„Aber . . . nicht übel, meine Gute, und wenn ich mich nicht ein wenig vor ihm gefürchtet hätte, so würde ich sein Aussehen hübsch gefunden haben“

„Ach, mein Gott! . . . ich wenigstens finde ihn furchtbar; er hat etwas Satanisches in seinen Blicken.“

„Ach, meine Gute, Du hast ihn demnach nicht recht betrachtet; er hat ein sehr schönes Gesicht . . . Züge, welche Ehrfurcht einflößen und doch dabei sanft sind!“

„Pfui, pfui, mein Kind, wie können Sie einen so unverschämten Menschen schön finden! Ach, wenn Ihr Urbain Sie hörte . . .“

„Aber, meine Gute, ich würde vor Urbain das Nämliche sagen; darf man nicht Alles sagen, was man denkt? Dies würde ihn nicht ärgern, denn er weiß, wie sehr ich ihn liebe.“

„Nun, mein Kind, es ist spät, legen Sie sich zu Bette, ich werde das Gleiche thun.“

Margarethe begibt sich auf ihr Zimmer mit den Worten:

„Die jungen Mädchen werden immer junge Mädchen bleiben! Die züchtigste läßt sich durch feine Complimente, ein hübsches Gesicht und reiche Kleider einnehmen ... das sind schreckliche Talismane bei den Weibern! ..."

Sobald Margarethe den Saal verlassen hat, schließt der Barbier die Thüre: aus seinem ganzen Wesen spricht eine gewaltige Unruhe. Er erwartet jedoch, daß der Marquis sich erkläre: allein dieser blickt mit forschenden Blicken auf ihn und scheint Freude an seiner Unruhe zu haben."

„Darf ich wissen, gnädiger Herr," sagt Touquet endlich, „wie es kommt, daß ich Sie in meinem Hause finde, da Sie mich doch anderswohin zu einer Zusammenkunft bestellt haben?"

„Wie, Touquet, das begreifst Du nicht? Ich wollte ganz einfach Dich aus Deinem Hause entfernen, um in dasselbe mit dem Vorgeben gehen zu können, ich sei von Dir zu dem jungen Mädchen geschickt worden, das Du mir verbargst und das ich zu sehen vor Begierde brannte. Dies ist einer jener kleinen Kunstgriffe, die Du selbst mich früher gelehrt hast, und die fast immer gelingen."

Der Barbier beißt sich auf die Lippen und antwortet nichts.

„Und wie!" fährt der Marquis fort, „Du besitzest hier einen Schatz, einen Engel von Schönheit, von Anmuth u. s. w., und Du verbirgst ihn mir, mir, Deinem alten Herrn, dessen Vorliebe für das schöne Geschlecht Du kennst, die mich schon zu so vielen Thorheiten verleitet hat?"

„Eben deßwegen, Herr Marquis, glaubte ich die junge Blanca Ihren Blicken entziehen zu müssen; ich nehme großen Antheil an dem Wohle dieses Mädchens, an dem ich Vaterstelle vertrete ... ich kenne Ihre stürmischen Leidenschaften ... und ich glaube nicht, daß die Ehre, vierzehn Tage Ihre Maitresse zu sein, das Glück dieses Kindes sichern könnte."

„Und seit wann, Bursche, machst Du solche Betrachtungen?" sagt der Marquis, einen vernichtenden Blick auf den Barbier

schleudernd. „Jetzt, nachdem Du mir in allen meinen Intriguen beigestanden, nachdem Du mich zu Handlungen hingerissen hast, an die ich ohne Dich nie gedacht hätte, erlaubst Du Dir, meine Leidenschaften zu tadeln, und Dich zum Beschützer der Schönheiten aufzuwerfen, die ich auszeichne?"

„Gnädiger Herr!"

„Bedenke, daß Deine Heuchelei und Deine Lügen Dir anderswo nützen können, mich aber nie täuschen werden. Nicht mir allein verbargst Du dieses Mädchen, denn Du hieltest sie auf ihrem Zimmer gefangen, und erlaubtest ihr nie, es zu verlassen ... Du wenigstens bist nicht in Blanca verliebt, weil Du sie in Kurzem verheirathen willst; übrigens ist die Liebe ein Gefühl, das Du nicht kennst; Dein Herz kennt nichts als den Durst nach Gold. Es waltet daher bei Allem dem ein Geheimniß ob, das ich bald entdeckt haben werde."

Touquet erblaßt und zittert; die Augen niederschlagend, stammelt er: „Ich schwöre Ihnen, Herr Marquis ..."

„Genug hievon," sagt Villebelle, ihn unterbrechend. „Höre mich. Ich liebe, was sage ich! ich bete das junge Mädchen an, das ich so eben gesehen habe; seit langer Zeit hat mein Herz die Gefühle nicht mehr gekannt, die ich in ihrer Gegenwart empfunden habe ... Dies ist keine flüchtige Laune, es sind keine von jenen Begierden, denen das Herz fremd ist! ... nein, als ich Blanca sah, fühlte ich mich bewegt, verwirrt, erweicht! ... Ich kann das, was in mir vorging, nicht genau bezeichnen ... es war mir, als kennte ich dieses liebenswürdige Kind schon längst. Hieraus kannst Du entnehmen, daß es mir unmöglich ist, hinfort ohne sie zu leben. Blanca muß mein sein, es gibt kein Opfer, das ich nicht zu bringen fähig wäre, um diesen Zweck zu erreichen."

„Ach, gnädiger Herr! das ist es, was ich befürchtete," sagt Touquet, der wegen des Gehörten wahrhaft betrübt zu sein scheint. „Sie wollen aus Blanca Ihre Maitresse machen!"

„Ich will ihr Glück machen, denn ich fühle, daß ich sie lieben werde so lange ich lebe . . .“

„Das ist unmöglich, gnädiger Herr; Blanca wird sich vermählen, sie wird einen jungen Studenten heirathen, den sie liebt. Sie sehen nun wohl, daß Ihre Liebe sie nicht glücklich machen würde . . .“

Der Marquis geht einige Augenblicke im Saale auf und nieder, dann ruft er zornig aus: „Ich wiederhole es Dir, Blanca muß mein werden . . . sie muß es. Es gibt kein Mittel, das ich nicht anwenden werde, um diesen Zweck zu erreichen. Sie kann den, welchen Du ihr bestimmt hast, jetzt noch nicht lieben ... Sie kennt ihn erst seit einigen Tagen.“

„Gnädiger Herr, wer hat Ihnen dies sagen können?“

„Was liegt Dir daran? Diese Liebe ist nur ein flüchtiges Gefühl, das sie vergessen wird, wenn ich sie mit Geschenken, mit Kostbarkeiten überhäufen und jeden Tag neue Vergnügungen ersinnen werde, um ihr zu gefallen.“

„Gnädiger Herr, Blanca ist an die Einsamkeit gewöhnt, sie ist nicht kokett; Ihre Geschenke, Ihr Geschmeide werden sie nicht verführen . . .“

„Das heißt die Sache zu weit treiben,“ sagt der Marquis; „Deine Einwürfe ermüden mich, Befehle sind es, was ich Dir jetzt ertheilen werde. Ich will, daß Du mir Blanca übergibst, der ich, ich schwöre es Dir, ein unabhängiges Vermögen sichern werde. Ein solcher Schatz muß theuer bezahlt werden, das begreife ich . . . hier sind in Gold und Banknoten sechstausend Thaler... Du wirst, wenn Du mir gehorcht hast, eine abermalige gleich große Summe empfangen.“

Der Barbier heftet gierige Blicke auf die Banknoten, die vor ihm auf dem Tische liegen, dann wendet er die Augen weg und sagt mit finsterer Miene: „Gold! . . . ja . . . das hat mich stets verleitet . . . aber dieses Mal . . . nein, ich kann nicht . . .

„Bedenken Sie, gnädiger Herr, daß Blanca in zwei Tagen ihrem Liebhaber gehören wird."

„Und heute . . . diese Nacht noch muß sie meinen Händen übergeben werden."

Der Barbier scheint unschlüssig zu sein; er blickt zuweilen auf das vor ihm liegende Gold, dann sagt er nicht ohne Ueberwindung: „Das kann nicht sein, gnädiger Herr; es thut mir unendlich leid, daß ich Ihnen nicht gehorchen kann, allein die Sache ist schon zu weit vorgerückt."

Der Marquis nähert sich dem Barbier, packt ihn am Arme und sagt mit leiser Stimme zu ihm: „Ich muß also meinen Oheim, den Oberrichter von Frankreich, bitten, eine neue Untersuchung über die Ermordung des Vaters der Blanca anstellen zu lassen . . . Glaubst Du, Elender, ich errathe nicht zum Theil den Grund, warum Du dieses junge Mädchen so sorgfältig allen Blicken entzogst? Seine Schönheit hätte ihm zahlreiche Anbeter erworben; man würde viel von Blanca gesprochen haben, man hätte zu wissen verlangt, wer sie sei, was ihre Familie war, und auf diese Art hätte man neue Erkundigungen über jenen unglücklichen Reisenden einziehen können, der am Abend seiner Ankunft in Paris ermordet worden ist . . . Man hätte Betrachtungen über das Vermögen angestellt, in dessen Besitz Du einige Zeit nach diesem Ereignisse, man weiß nicht auf welche Art, gekommen bist . . ."

„Gnädiger Herr," sagt der Barbier, dessen Stirne blaßgelb geworden ist, während sich ein convulsivisches Zittern aller seiner Glieder bemächtigt, „gnädiger Herr . . . was sagen Sie? Könnten Sie glauben . . ."

„Noch glaube ich nichts . . . Aber morgen schon werde ich die Obrigkeit auffordern, Alles zu thun, um dieses Geheimniß zu enthüllen!"

„Gnädiger Herr . . . Blanca gehört Ihnen!" sagt Touquet, wie vernichtet auf einen Stuhl sinkend.

Ein siegreiches Lächeln spielt um den Mund des Marquis, er scheint nur an seine Liebe zu denken, während Touquet niedergeschlagen und bestürzt, noch einige Minuten dasitzt, ohne die Augen aufzuschlagen und ohne seine gewöhnliche Fassung wieder erlangen zu können. Endlich erhebt er sich und murmelt mit unterbrochener Stimme: „Glauben Sie mir, Herr Marquis; nicht Ihr Argwohn gegen mich hat mich bewegen können, Ihnen zu gehorchen, sondern einzig und allein meine Ergebenheit!"

„Genug," sagt der Marquis, ihn unterbrechend, „kein Wort mehr hierüber ... Ich will gerne glauben, daß der Schein trügt ... Beschäftigen wir uns bloß mit meiner Liebe ... ich will keinen einzigen Augenblick verlieren, um mir Blanca's Besitz zu sichern ... und weil Du sagst, daß sie in zwei Tagen sich verheirathen werde, so muß sie dieses Haus heute Nacht noch verlassen."

„In der That," sagt Touquet, „weil sie es ja doch verlassen muß, so glaube ich, daß es das Beste ist, wenn dies schnell geschieht ... aber wie, diese Nacht noch?"

„Ich erkenne Dich nicht mehr, Touquet; Du siehst überall Schwierigkeiten, ich kenne deren keine. Es ist noch nicht Mitternacht, wir haben noch Zeit übrig; ich eile in mein Hôtel, ich schicke Germain, meinen Kammerdiener, fort, mir einen Wagen zu holen ... um in mein Lusthaus zu fahren ..."

„Gnädiger Herr, nicht dahin müssen Sie Blanca führen, sie würde da nicht in Sicherheit sein; dieser Ort ist zu nahe bei Paris, Urbain Dorgeville, der junge Mensch, den sie heirathen sollte, wird Allem aufbieten, um sie wieder aufzufinden. Er betet sie an, er ist unternehmend: Sie müssen von seiner Verzweiflung Alles fürchten ..."

„Ich fürchte Niemand; Du weißt es. Doch glaube ich, daß Dein Rath klug ist ... Blanca ist so hübsch! Ein bloßer Blick, den sie auf einen Andern würfe, würde mich schon eifersüchtig machen, und zu viele Wagehälse kennen mein Lusthaus. Aber warte

... warte ... ich habe, was ich brauche; unter den Gütern, welche mir meine Mutter hinterlassen hat, befindet sich ein Schloß in der Umgegend von Grandvilliers, ungefähr zweiundzwanzig Stunden von hier, und weit genug von dem Marktflecken und der Landstraße entfernt, um von den Reisenden bemerkt zu werden."

„Sehr gut, gnädiger Herr, das geht ganz gut."

„Ich habe dieses Schloß, das Sarcus heißt, erst einmal besucht; allein obschon ich nur kurze Zeit daselbst verweilte, so setzte mich doch seine Pracht und Eleganz in Erstaunen. Dieses im Jahr 1522 erbaute Schloß wurde Fräulein von Sarcus von Franz I. geschenkt; es ist in der ganzen Umgegend als ein Wunder der Sculptur und der Schönheit seiner Façade wegen, bei welcher der Künstler Alles übertroffen hat, was man bis damals gemacht hatte, bekannt. Dahin also werde ich Blanca führen oder vielmehr führen lassen ... Zweiundzwanzig Stunden ... zwei sichere Männer ... in höchstens zehn Stunden wird sie im Schlosse sein ... Und ich, sobald ich morgen meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht und am Hofe eine unumgänglich nothwendige Reise nach England vorgeschützt habe, reise ab und begebe mich im Geheimen zu ihr, die ich nie mehr verlassen will ... Du siehst, Touquet, mein Plan ist vollkommen gut entworfen und Niemand wird ahnen, daß ich Dir Deine junge Waise geraubt habe."

„Ja, gnädiger Herr, Niemand unter Ihren glänzenden Bekanntschaften; allein was soll man hier thun, um Blanca zu bewegen, Ihnen zu folgen ... um allen Lärmen zu vermeiden ... alles Geschrei, das die Aufmerksamkeit der Nachbarn erregen könnte?"

„Ei, der Henker, man muß sie anfänglich täuschen, das ist Deine Sache ... Ist Dein Kopf so gedankenlos geworden, daß Du nichts mehr ersinnen kannst, um ein Kind zu täuschen? Du wirst sie glauben machen, daß sie dort ihren Bräutigam wieder finden wird!"

„Warten Sie, gnädiger Herr . . . ich habe in der That ein Mittel ausfindig gemacht . . . aber Blanca darf Sie nicht bemerken . . . sie würde Verdacht schöpfen und meine List vereitelt werden."

„Ich wiederhole Dir, daß sie allein abreisen wird; ein Postillon und zwei gut bewaffnete Männer hinter dem Wagen werden mir für ihre Sicherheit bürgen."

„Das ist hinreichend."

„Es ist Mitternacht . . . ich gehe, um alle nöthigen Anstalten zu treffen. Mein Kammerdiener wird mit verhängtem Zügel voraus eilen, um im Schlosse meine Befehle zu ertheilen und unser schönes Kind daselbst zu empfangen. Um zwei Uhr Morgens werde ich mit dem Wagen vor Deiner Thüre sein . . . Du verstehst mich . . . um zwei Uhr!"

„Ja, Herr Marquis," sagt der Barbier, „ich werde diese Stunde nicht vergessen."

„Sorge Du dafür, daß Blanca zu jener Zeit bereit ist, in den Wagen zu steigen. Ich verlasse Dich . . . suche Dein Versprechen nicht zu umgehen, oder meine Rache wäre fürchterlich."

„Gnädiger Herr, Sie können auf mich zählen."

Der Marquis hüllt sich in seinen Mantel und eilt aus der Wohnung des Barbiers.

Touquet, allein geblieben, ist lange Zeit niedergeschlagen und tiefsinnig, endlich erhebt er sich rasch und sagt: „Was liegt mir endlich, Alles genau erwogen, daran, ob Blanca dem Marquis oder Urbain gehört! . . . Bin ich so schwach geworden, daß ich mich durch die Liebe zweier Kinder erweichen lasse? . . . Dadurch, daß ich dieses junge Mädchen bei mir behielt, glaubte ich allen Verdacht zu entfernen . . . Aber endlich werde ich von der Last befreit werden, die so schwer auf mir lag. Vor Allem schließen wir das Gold ein . . . der Marquis hat mir noch eine ebenso große Summe versprochen, und hätte ich sie ausschlagen können? . . . Nein . . . mein Geschick muß sich erfüllen; dieses Metall wird stets mein

Compaß sein. Ich war erst sechszehn Jahre alt, als es mich schon zu Handlungen verleitete, die mir den Fluch meines Vaters zuzogen!... In diesem Paris angekommen, das ich zu sehen vor Begierde brannte, entrißen mir bald geschicktere Leute als ich mein Eigenthum; ich war geprellt und wollte Andern vergelten, was man mir gethan hatte. Ich ließ meinem Genie freien Lauf. Bis jetzt hatte ich noch nichts ganz Schlimmes verübt; aber dieser verfluchte Durst nach Gold... Nach zehn Jahren kann ich das Andenken an jene furchtbare Nacht noch nicht aus meinem Gedächtnisse verbannen, in welcher... seit dieser Zeit finde ich keine Ruhe mehr!... Ich will in meine Heimath zurückkehren, und wenn mein Vater noch lebt, Verzeihung von ihm zu erhalten suchen: vielleicht werde ich dann ruhiger werden... aber wenn er wüßte, wie ich mich bereichert habe!" Der Barbier versinkt von Neuem in Nachdenken. Bald schlägt die Uhr von St. Eustach ein Uhr. Touquet nähert sich langsam dem Tische, nimmt das Gold und die Bankscheine, die auf demselben liegen und bringt sie auf sein Zimmer in Verwahrung: dann begibt er sich nach Blanca's Zimmer und klopft an der Thüre des jungen Mädchens an.

Die arme Kleine schlief nicht, die Ereignisse des Abends hatten sie zu lebhaft aufgeregt, als daß sie zur Ruhe hätte kommen können. Sie glaubte den Fremden noch neben sich sitzen zu sehen, wie er ihre Hand hielt und sie mit einem Ausdrucke anblickte, den sie sich nicht erklären konnte. Sie war beklommen, es schien ihr, als würde sie ihren Urbain nicht wieder sehen; das Bild des Marquis stellte sich unaufhörlich zwischen sie und ihren Geliebten, und die Traurigkeit, welche der Letztere an den Tag gelegt hatte, als er sie verließ, vermehrte die ihrige noch. Dieser unbestimmten Bangigkeit, die oft grausamer ist als ein wirklicher Kummer, preisgegeben, konnte Blanca den Schlaf nicht finden, und als sie mitten in der Nacht an ihre Thüre klopfen hörte, befiel sie ein neuer Schrecken. „Wer da?" ruft sie mit bebender Stimme aus.

„Ich, Blanca," erwidert der Barbier, „öffnen Sie, ich habe Ihnen wichtige Dinge mitzutheilen." Das junge Mädchen, das Touquets Stimme erkannt hat, steht auf, wirft schnell ein Kleid über sich und öffnet die Thüre. Der Barbier hält seine Lampe in der Hand und blickt Blanca nicht an, die im Gegentheile in seinen Blicken lesen möchte, während sie zu ihm sagt: „O mein Gott! was ist denn vorgefallen, mein bester Freund?"

Die Worte: „mein bester Freund!" mit Blanca's sanfter Stimme gesprochen, thun Touquet stets wehe; er bemüht sich jedoch, seine Gemüthsstimmung zu verbergen. „Beruhigen Sie sich, Blanca," sagt er zu ihr, „und hören Sie mich: Urbain hat diese Nacht einen Streit gehabt ... ein Duell ..."

„O Himmel, er ist verwundet?"

„Nein, nein, er ist es nicht; aber seine Sicherheit erforderte, daß er Paris auf der Stelle verließ, sonst würde man ihn festgesetzt haben, er ist daher nach seinem Landgütchen abgereist."

„Er ist abgereist, ohne mich zu sehen?"

„Lassen Sie mich doch ausreden: Sie hätten sich hier vermählen sollen; statt dessen wird nun die Vermählung in seinem Landhause statthaben; allein um Urbains Besorgnisse zu beschwichtigen, habe ich ihm versprechen müssen, daß Sie ihm diese Nacht noch nachfolgen werden."

„O! augenblicklich, mein Freund, wenn Sie es wollen ... allein warum bin ich nicht mit ihm abgereist?"

„Das konnte nicht sein; Urbain hatte keinen Augenblick zu verlieren. Durch einen glücklichen Zufall schickt einer meiner Freunde seinen Kammerdiener in jene Gegend, um seine Gattin abzuholen, in einer Stunde wird der Wagen vor meinem Hause ankommen, um Sie abzuholen: halten Sie sich bereit ... Bekümmern Sie sich um nichts, Sie werden dort Alles finden, was Sie bedürfen ... Haben Sie mich verstanden?"

„O! ich werde in einem Augenblick bereit sein, und Margarethe?"

„Sie kann Ihnen noch nicht folgen. Ich bedarf ihrer noch zu verschiedenen Anordnungen, die ich treffen muß... in einigen Tagen werde ich sie Ihnen schicken. Ich verlasse Sie jetzt, treffen Sie Ihre Reiseanstalten, ich werde wieder kommen, wenn der Wagen unten ist."

Der Barbier entfernt sich, und Blanca, die nicht im Mindesten argwöhnt, daß man sie täuschen wolle, sagt, während sie ihre Toilette macht, zu sich: „Armer Urbain! ich war überzeugt, daß ihm etwas begegnen werde; er hatte auch eine Ahnung davon ... Welches Glück, daß er entfliehen konnte; allein ich will ihm nachfolgen, und dann werde ich ihn nie wieder verlassen."

Unterdessen kehrt Touquet in sein Zimmer zurück, zu sich sagend: „Alles geht gut ... die Kleine wird abreisen, ohne die geringste Schwierigkeit zu machen ... Aber wenn Margarethe nicht schliefe, wenn sie einige Worte von meiner Unterhaltung mit dem Marquis gehört hätte und Blanca begleiten wollte ... Es ist von Wichtigkeit, daß dieses alte Weib nichts erfährt ... ich kann mich leicht überzeugen, ob sie schläft, weil ihr Bett gegenwärtig in dem Zimmer steht, in welchem Blanca's Vater geschlafen hat. Jetzt nur keine Schwachheit!... steigen wir hinauf."

Der Barbier nimmt sein Licht und geht auf ein Kabinet zu, das sich im Hintergrunde seines Zimmers befindet. Hier angekommen, zögert er noch; sich dann ermuthigend, berührt er einen unter der Tapete verborgenen Knopf: eine kleine Thüre öffnet sich und zeigt eine sehr schmale Treppe, die in ein höheres Stockwerk führt. Touquet wendet die Augen weg, indem er murmelt: „Seit jener unheilvollen Nacht bin ich nicht mehr hier gewesen!"

Er steigt jedoch hinauf und es scheint, seine verstörten Augen fürchten einem erschreckenden Gegenstande zu begegnen, während seine bebende Hand die Lampe vorwärts hält und er sich mit der andern an die Mauer stützt, um nicht zu wanken.

Oben an der Treppe angekommen, sieht er eine mit zwei

Riegeln verschlossene Thüre vor sich. Er schiebt die Riegel zurück, wobei er so wenig Geräusch als möglich macht, und befindet sich jetzt in dem kleinen finstern Kabinet, das sich im Hintergrunde des Alkovs von Margarethens Zimmer befindet, und das die alte Wärterin und Blanca besucht haben, ohne die Thüre der Treppe zu bemerken, weil sie in dem Getäfel kunstreich verborgen ist.

Der Barbier stellt seine Lampe auf den Boden und hält dann sein Ohr an die Thüre, die in den Alkov führt: er hört bald ein anhaltendes Schnarchen, das ihm verkündet, daß Margarethe in tiefem Schlafe liegt. Gleichwohl öffnet Touquet leise die Thüre des Alkovs, um sich zu überzeugen, daß es auch Margarethe ist, die schläft; dann kehrt er in das kleine Kabinet zurück, verläßt dieses durch die geheime Thüre, schiebt die Riegel vor und steigt wieder hinab, indem er zu sich sagt: „Von ihrer Seite ist nichts zu befurchten."

Plötzlich thut der Barbier einen Fehltritt: er bringt seine Lampe der Treppe nahe und bemerkt rothe Flecken auf den Stufen derselben. Obschon es schwer auszumitteln war, woher diese Flecken rührten, so bebt doch Touquet erschrocken zurück; ... seine Haare sträuben sich empor, seine Füße wagen es nicht mehr, die mit diesen furchtbaren Merkmalen bezeichneten Stufen zu betreten. In seiner Verwirrung läßt er die Lampe seinen Händen entschlüpfen; sie rollt die Treppe hinab und erlischt. Der Barbier befindet sich jetzt allein in dem geheimen Gange, umgeben von der dicksten Finsterniß.

Alle Zeichen des furchtbarsten Schreckens verrathend, kriecht er auf allen Vieren die Stufen der Treppe hinab, stößt den Kopf mehrmals an die Wand und ruft endlich mit erstickter Stimme aus: „Gnade! Gnade! ... verfolge mich nicht! ... Kommst Du, um mich von Neuem zu erschrecken, weil ich Deine Tochter ausliefern will? Nun, ich werde sie dem Marquis nicht geben ... nein ... aber laß mich ... lege Deine blutigen Hände nicht auf mich!"

Endlich kommt er unten an der Treppe an; er schlägt die durch die Tapeten verhüllte Thüre gewaltsam wieder zu, und ohne sich in seinem Zimmer, in welchem sich kein Licht befindet, aufzuhalten, steigt er in den Saal des Erdgeschoßes hinab, das durch eine Lampe und das Feuer, das noch im Kamine brennt, erleuchtet ist.

Hier angekommen, sinkt er auf einen Sessel nieder und wirft dann verstörte Blicke um sich her. Nach und nach scheint er sich wieder zu ermannen; endlich fährt er mit der Hand über die Stirne und sagt: „Es war ein Traum!"

In diesem Augenblicke vernimmt man das Gerassel eines Wagens, der vor dem Hause hält, und der Barbier, der wieder ganz zur Besinnung gekommen ist, eilt fort, um die Hausthüre zu öffnen.

„Hier bin ich," sagt der Marquis, aus der Berline steigend, „Du siehst, daß ich noch vor der bestimmten Stunde komme. Mein Kammerdiener ist bereits auf der Straße nach Grandvilliers, der Postillon ist im Sattel, die zwei bewaffneten Personen werden dem Wagen folgen, Alles ist bereit, und Blanca?"

„Ich gehe, sie zu holen; sie glaubt, sie komme zu ihrem Bräutigam, der sich diese Nacht duellirt hat, und hegt keinen Argwohn; durch diese List übergibt sie sich von freien Stücken."

„Sehr gut!"

„Allein verbergen Sie sich, gnädiger Herr, damit sie Sie nicht bemerkt, sonst wäre Alles verloren!"

„Fürchte nichts, ich werde in der Ecke dieser Thüre bleiben. Ich will sie nur in den Wagen steigen sehen ... morgen werde ich in Sarcus sein und ihre Thränen trocknen."

„Ich hole sie."

Der Barbier steigt hinauf, um Blanca zu rufen; das junge Mädchen hatte den Wagen vor der Thüre halten gehört; sie war bereit.

„Hier bin ich, mein guter Freund," sagt sie, ihr Zimmer eiligst verlassend, „ich habe wohl gehört, daß der Wagen angekommen ist."

Touquet geht voran, Blanca folgt ihm. Ihr Herz schlägt stark, und obschon sie in der Meinung steht, daß sie zu Urbain kommen werde, so hat doch diese Abreise mitten in der Nacht etwas Geheimnißvolles und Eigenthümliches, das sie fast in Schrecken setzt. In dem Saale des Erdgeschoßes angekommen, wirft das liebenswürdige Kind die Augen um sich her und sagt: „Wie! Margarethe ist nicht gekommen, um mir Lebewohl zu sagen und mich zu küssen?"

„Nein, nein, wir hatten keine Zeit," sagt Touquet, ihre Hand fassend und sie in den Hausgang führend. Sobald sie an der Hausthüre angekommen sind, beugt der Barbier den Kopf vorwärts, um sich zu überzeugen, daß der Marquis nicht bemerkt werden könne, öffnet dann den Kutschenschlag und sagt zu Blanca: „Kommen Sie schnell . . . steigen Sie ein . . . wir haben keine Zeit zu verlieren."

Blanca springt auf die Straße hinaus und steigt in die Berline. Als sie sich hier mitten in der Nacht allein sieht, kann sie sich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren, aber schon schließt Touquet den Kutschenschlag wieder. „Leben Sie wohl, mein guter Freund," sagte Blanca, ihm die Hand reichend, „ich gehe nun zu Urbain; aber ich werde Sie nicht vergessen! . . . Alles, was Sie für mich gethan haben, hat die Dankbarkeit in mein Herz gegraben . . ."

„Fortgefahren, fortgefahren, Postillon!" ruft der Barbier mit einer durch die verschiedenartigsten Gefühle bewegten Stimme. In diesem Augenblicke schlägt es zwei Uhr, der Postillon klatscht mit der Peitsche, der Wagen führt Blanca fort.

„Sie ist mein!" ruft der Marquis aus, und der Barbier kehrt eilig in seine Wohnung zurück.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Rendezvous. — Schläge des Schicksals. — Das Hôtel von Bourgogne. — Die Sänfte.

Als Chauboreille bei Tagesanbruch das Lusthaus des Marquis in der Vorstadt St. Antoine verließ, war er wegen der Folgen seines Zweikampfs mit Turlupin, den er für eine hohe Person hielt, noch nicht ganz beruhigt; doch verlieh ihm das Bewußtsein, daß er jetzt der Geschäftsmann des mächtigen Marquis von Villebelle sei und im Nothfalle seinen Schutz in Anspruch nehmen könne, den Muth, nach Paris zurückzukehren, wo er die Ereignisse der verflossenen Nacht überdachte.

Der Marquis hat ihm hundert Pistolen versprochen, wenn ihm Blanca gefällt; Chauboreille ist überzeugt, daß er die Summe erhalten wird. Allein wenn Touquet erführe, daß der Marquis durch ihn von Blanca's Existenz in Kenntniß gesetzt worden ist, so hätte er Alles von seinem Zorn zu fürchten, und der Schrecken, den er empfindet, thut seiner Freude keinen geringen Abbruch. Doch hat er die Zusammenkunft, zu der er auf den Abend dieses Tags bestellt worden war, nicht vergessen. Er bemüht sich so gut er kann, das Andenken an den Barbier zu verwischen, und mit den Thalern, die er von Marcel gewonnen, rasselnd, tritt er in eine Schenke, in der er einen Theil des Tags damit zubringt, daß er seinen Muth durch mehrere Flaschen Wein, die er leert, aufzustacheln sucht. Gegen Abend fühlt er sich unternehmender; er begibt sich daher in seine Wohnung, läßt seine Krause durch den Bügelstahl auffrischen, legt sich neue Schminke auf, malt seinen Schnurr- und Knebelbart, stäubt seine Halbstiefel ab, bürstet seinen Hut aus und sagt, zu seinem Rendezvous aufbrechend, zu sich: „Wie groß auch die Reize meiner Prinzessin sein mögen, so wollen wir

doch nicht vergessen, daß ich diesen Abend in die Vorstadt St. Antoine zurückkehren muß, um daselbst hundert Pistolen von dem Marquis in Empfang zu nehmen! Zum Henker! um hundert Pistolen würde ich die Lieblingssultanin und alle Kebsweiber des Großtürken verlassen!“

Es fängt an, Nacht zu werden, und seit einer halben Stunde geht Chauboreille an dem Orte spazieren, wo ihn die Alte angeredet hat. Er trägt die Nase hoch empor und blickt nach allen Fenstern, sucht sich aber zu allererst zu versichern, ob kein Wasserträger in der Nähe sei. Endlich kommt die Alte, die Tags zuvor mit ihm gesprochen hat, aus einem Haus von ziemlich schönem Aussehen heraus, geht nahe an ihm vorüber und sagt ganz leise zu ihm: „Folgen Sie mir . . . aber geben Sie sich nicht das Ansehen, als ob Sie mit mir gingen.“

„Hab' verstanden, mein Schatz!“ erwidert Chauboreille und folgt der Magd auf den Fersen nach, um sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren.

Sie treten in das Haus; die Dienerin steigt die Treppe hinauf, legt einen Finger auf ihren Mund, und gibt Chauboreille ein Zeichen, ebenfalls hinaufzusteigen. Der Ritter folgt ihr. Aber plötzlich packt er die Alte beim Rocke und hält sie mit den Worten an: „Ist Ihre Gebieterin verheirathet?“

„Warum?“ erwidert die Alte, ihn mit spöttischer Miene anblickend.

„Warum? alle Teufel! weil es Ehemänner gibt, die im Punkte der Galanterie nicht sehr duldsam sind. Der Henker! ein Dolchstich ist bald beigebracht! und ich will mich nicht so schlechtweg in den Rachen des Wolfs werfen.“

„Sind Sie nicht bewaffnet, mein Herr, und könnten Sie sich, wenn man Sie angriffe, nicht vertheidigen?“

„Ja, gewiß könnte ich mich vertheidigen,“ sagt Chauboreille, wieder einige Stufen hinabsteigend, „allein ich habe ein außer-

ordentliches Respektsgefühl vor den Banden der Ehe... und die Sache genau erwogen, will ich lieber gehen ..."

„Kommen Sie doch, mein Herr," sagt die Alte, ihm nacheilend, „meine Gebieterin ist nicht verheirathet und Sie haben nichts zu fürchten."

„Alle Teufel! warum erklären Sie sich nicht gleich, mein Liebchen, mein Leben ist zu kostbar, als daß ich es auf eine unbesonnene Weise in Gefahr bringen dürfte! Steigen Sie jetzt nur hinauf ... ich folge Ihnen ... aber wenn Sie mich belogen haben, so zittern Sie!"

Im zweiten Stockwerk bleibt die Alte stehen, öffnet dann eine Thüre und läßt den Ritter in einen hübschen Speisesaal und von da in einen kleinen, schön möblirten Salon treten, wo sie ihn mit den Worten verläßt: „Warten Sie hier, ich werde Madame benachrichtigen ..."

„Bleiben Sie nicht lange aus, denn ich bin kein Freund von langem Warten," ruft ihr Chaudoreille nach, unruhig um sich her blickend.

Als er sich allein sieht, untersucht er das Gemach sorgfältig und sagt zu sich: „Das ist ziemlich hübsch, ja sogar schön. Das ist eine Frau von Stand, Chaudoreille! du bist im Glück, spiele nicht den Neuling, tritt mit Festigkeit auf. Alles strömt mir auf einmal zu: Glück! ... Geld! ... Liebe ... Ich war überzeugt, daß ich endlich durchdringen müsse .. Ach, der Henker! da sehe ich ein Loch in meinem Wamms ... nun, ich werde meinen Hut davor halten ... ich trage großes Verlangen, meine Prinzessin zu sehen ... ich fühle, daß ich sie zum Voraus anbete! ... Allein es ist Nacht und man läßt mich ohne Licht ... das ist sehr sonderbar ... das Herz schlägt mir ... vor Liebe, ohne Zweifel!"

Hier erhebt Chaudoreille die Stimme und sagt: „Sollte man übrigens wagen, sich an mir zu vergreifen, so ist mein Roland da, und vier Mann würden mir nicht bange machen."

In diesem Augenblicke öffnet sich eine Thüre hinter Chaudoreille, der auf einen Leuchterstuhl fällt, mehrere Porzellaintassen umwirft und „Wer da!“ schreit.

„Ich, mein Herr,“ antwortet die Dienerin, „ich komme, um Sie zu meiner Gebieterin zu führen.“

„Ah! das ist gut . . . aber warum lassen Sie mich ohne Licht, ich habe Sie für eine Ratte gehalten und ich habe einen ungemeinen Abscheu vor dem Rattengeschlecht! . . . Ich würde mich lieber mit einem Löwen schlagen, als bloß den Schwanz eines solchen Thierchens sehen. Was wollen Sie? Alle großen Männer haben ihr Abneigungsthier gehabt ... Aber führen Sie mich jetzt zu Ihrer Gebieterin, mein Liebchen.“

Die Dienerin läßt ihn ein anderes Zimmer durchschreiten, öffnet dann eine Thüre und führt ihn in ein elegantes Boudoir, das durch mehrere Wachskerzen erleuchtet ist und in dessen Hintergrunde eine junge Frau auf dem Sopha sitzt.

Die Alte hat sich entfernt; Chaudoreille, in große Verwirrung gesetzt durch die geheime Zusammenkunft, auf die er doch gefaßt sein mußte, hat die Person, bei der er sich befindet, noch nicht anzublicken gewagt, und zerquält sich sein Gehirn, um ein passendes Compliment aufzufinden; allein sein Phöbus ist starrköpfig, es fällt ihm nichts ein, als er endlich die Worte hört: „Hat Herr Chaudoreille keine Worte für seine alten Bekannten?“

Durch diese Stimme aus seiner Betäubung gerissen, schlägt das Männlein die Augen auf und stößt einen Schrei der Verwunderung aus, als er Julia, die junge Italienerin, erkennt, die ihn lächelnd anblickt.

„Ist's möglich? Sie sehe ich?“ sagt Chaudoreille.

„Und was ist denn da so Außerordentliches, Herr Ritter? Haben Sie geglaubt, der Marquis werde mich immer in seinem Lusthause lassen?“

„Nein ... ohne Zweifel, schöne Dame ... ich sage nicht ... aber ich war so weit entfernt, mich dessen zu versehen ..."

Mit diesen Worten wirft er ihr einen zärtlichen Blick zu und sagt zu sich: „Ich habe doch immer gedacht, daß sie mich liebe... Nun bin ich der Nebenbuhler des Marquis! . . . das ist teufelmäßig kitzelig!"

„Setzen Sie sich, Herr Chauboreille," sagt Julia, die sich während einiger Augenblicke an der Verlegenheit und den Liebesblicken des Männleins zu ergötzen scheint. Dieser, seine Kühnheit zusammennehmend, will sich neben Julia auf den Sopha niedersetzen, allein die junge Frau deutet auf einen ihr gegenüberstehenden Feldstuhl und gibt dem Ritter ein Zeichen, sich darauf zu setzen.

„Sie fürchtet mich," sagt Chauboreille zu sich, indem er sich niedersetzt; „sie fühlt, daß sie mir nicht widerstehen kann und will ihre Niederlage verzögern. Verfahren wir nicht zu rasch: meine Augen werden das Röthige für mich thun."

„Errathen Sie, warum ich Sie habe kommen lassen?" fragt die junge Italienerin, ihn boshaft anblickend.

„Aber, schöne Dame... ich schmeichle mir, ich vermuthe... es gibt Dinge, die man errathet, sobald man auf die Welt kommt!"

„Und doch glaube ich, daß Sie sich täuschen könnten," sagt Julia, einen ernsthaften Ton annehmend; „ich werde mich unverzüglich erklären."

„Ach, mein Gott!" sagt Chauboreille zu sich, erschrocken über Julia's veränderten Ton; „sollte sie sich wohl meinetwegen tödten wollen?"

„Ich bin die Maitresse des Marquis, wie Sie wohl wissen."

„Ohne Zweifel, da ich selbst der Bote war, der ..."

„Stille! Unterbrechen Sie mich nicht. Wenn ich meine Schwäche nicht zu verbergen suche, so kommt es daher, daß ich, weit entfernt, mich vom Eigennutze oder der Ehrsucht leiten zu

lassen, nur der Liebe unterlegen bin, und in den Augen einer Frau entschuldigt die Liebe viele Fehler. Ja, ich liebte den Marquis schon lange, ich hatte ihn oft auf den öffentlichen Spaziergängen bemerkt... und ungeachtet Alles dessen, was man mir über ihn sagte, konnte ich dem Gefühle, das er mir einflößte, nicht widerstehen. Mein Herz flog dem seinigen entgegen . . . erstaunen Sie daher nicht, daß ich mich Ihren Vorschlägen so leicht gefügt habe; ich schmeichelte mir, der Marquis werde das brennende Feuer, das mich verzehrt, theilen! Ich glaubte Kraft genug zu besitzen, ihm meine Liebe nicht eher zu zeigen, als bis ich mich der seinigen versichert hatte ... Ach! ich zählte zu sehr auf mich; es gelang ihm so leicht, mich zu überzeugen, daß er mich liebe! Der Undankbare! ... Jene Liebe, die er mir schwor, hat bereits der Kälte, ja vielleicht der Gleichgültigkeit Platz gemacht! ... und ich ... ich ... ich fühle, daß ich ihn mehr liebe als je!"

Julia ist lebhaft geworden, indem sie vom Marquis sprach, ihre Augen sprühen Feuer, ihre ganze Person drückt die gewaltige Leidenschaft aus, der sie preisgegeben ist, während Chaudoreille ganz erstaunt über das, was er eben gehört, und fast erschrocken über Julia's Zustand, seinen Stuhl in dem Verhältniß wegrückt, als er Julia hitzig werden sieht.

„Ja," sagt die junge Frau, die Chaudoreille's Gegenwart nicht mehr zu bemerken scheint und sich ganz ihren Gefühlen hingibt, „ja, ich liebe Dich noch immer, allzu verführerischer Villebelle! Dieses brennende Herz athmet nur für Dich .. Aber ich kann Deine Gleichgültigkeit nicht ertragen... Wenn Du eine Andere liebtest, dann würde meine Wuth keine Grenzen mehr kennen ... und in Deinem Blute, in dem Blute meiner Nebenbuhlerin würde ich meinen Schimpf rächen!"

„Ach, mein Gott! sie will, daß ich den Marquis erdolchen soll," sagt Chaudoreille zu sich und sucht seinen Stuhl noch weiter zurückzuschieben; allein da er bereits bis an die Wand gekommen

ist, so kann er nicht mehr weiter, und es bleibt ihm nichts mehr übrig, als verstohlene Blicke nach der Thüre zu werfen und dabei zu murmeln: „Das ist mir ein schönes Rendezvous! ... Das ist ein Teufel von einer Frau. Da lobe ich mir noch meine Pförtnerin...“

Julia hat aufgehört zu reden; nach und nach beruhigt sie sich, nimmt ihre gewöhnliche Haltung wieder an, und die Augen auf Chaudoreille werfend, kann sie sich des Lächelns nicht enthalten, als sie ihn an die Wand gelehnt erblickt. „Kommen Sie näher ... kommen Sie doch näher ...“ sagt sie zu ihm, „und hören Sie, was ich von Ihnen will. Sie stehen, wie Sie mir gesagt haben, in genauer Verbindung mit dem Barbier Touquet?“

„Ja ... Mada ... Mademois ... Signora.“

„Der Barbier ist der Mann, dessen sich der Marquis bei seinen Liebesintriguen gewöhnlich bedient; ich glaube daher, Sie werden durch ihn leicht erfahren können, ob Villebelle eine neue Eroberung im Auge hat... Verstehen Sie mich?“

„Ja... ja... ich verstehe Sie vollkommen ...“

„Wollen Sie mir Dienste leisten?... mir Alles das mittheilen, was Sie von Touquet in Beziehung auf den Marquis erfahren können? ... und für den Fall, daß man sich Ihrer noch bei Liebesintriguen bedient, mich auf der Stelle von den entworfenen Planen in Kenntniß setzen?“

„Ja, gewiß... ich bin zu Allem dem von Herzen bereit!... Ah, Saperlot!“ fügt Chaudoreille bei sich hinzu, „wenn sie wüßte, was ich gestern ihrem Liebhaber gesagt habe ... ich würde nicht lebendig von hier wegkommen ...“

„Warum zittern Sie denn?“

„Ah! es ist nichts ... das kommt von den Nerven her ... ich habe oft solche Anfälle! ...“

„Hier, nehmen Sie diesen Beutel; wenn Sie mir mit Eifer und Treue dienen, so werden Sie sehen, daß Julia dankbar ist.“

Der Anblick eines gut gespickten Geldbeutels verleiht dem

Ritter wieder einigen Muth; er nimmt das Geld, und sich bis auf den Boden verneigend, ruft er aus: „Von diesem Augenblicke an gehöre ich ganz Ihnen: verfügen Sie über meinen Arm, meinen Degen, mei . . .“

„Es handelt sich weder von Ihrem Arm noch von Ihrem Degen, bloß ihre Augen und Ohren müssen thätig sein. Seien Sie auf der Lauer, machen Sie den Barbier gesprächig, suchen Sie die geringsten Handlungen des Marquis zu erfahren und kommen Sie, mir Bericht davon zu erstatten. Man wird kein Mißtrauen in Sie setzen, und dies ist uns nothwendig. Gehen Sie und seien Sie darauf bedacht, mich von dem unbedeutendsten Umstande zu unterrichten, der von Interesse für meine Liebe ist.“

„Ich werde Ihnen gehorchen,“ erwidert Chaudoreille, sich tief verbeugend. Julia klingelt, die Alte kommt und führt auf ein Zeichen ihrer Gebieterin den Ritter bis an die Hausthüre, ohne ihm ein Wort zu sagen.

Als sich Chaudoreille auf der Straße sieht, athmet er freier. „Alle Teufel!“ sagt er zu sich, „jetzt stecke ich über Hals und Kopf in Intriguen: ich bin Julia's Agent, der Geschäftsmann des Marquis, der Vertraute des Barbiers . ... und was das Schönste ist, ich erhalte von allen Dreien Geld. Das geht nicht übel! ... Der Henker, der Beutel ist gut gespickt! ... Morgen lasse ich mich ganz neu kleiden. Ich habe ein Paar fleischfarbene Beinkleider im Auge; diese müssen mir stehen wie einem Engel! Aber vergessen wir den wichtigsten Artikel nicht: die hundert Pistolen, die der Marquis mir geben muß, wenn ihm Blanca gefällt, und eilen wir in das Lusthaus. O Fortuna, du behandelst mich wie ein verdorbenes Kind! Allein man muß gestehen, daß du dich auch an einen sehr gewandten Schalk gewendet hast.“

Unter solchen Betrachtungen hat sich Chaudoreille in die Vorstadt St. Antoine begeben; gegen acht Uhr Abends kommt er im Lusthause des Marquis an. Er klingelt fast so stark, als der

Marquis, und Marcel öffnet ihm mit den Worten: „Du machst so viel Lärmen, als der gnädige Herr!“

„Dies kommt augenscheinlich daher, daß ich das Recht dazu habe,“ erwidert der Gasconier, mit frecher Miene eintretend; hierauf durcheilt er den Garten mit großen Schritten, begibt sich auf der Stelle in den Speisesaal und sagt, sich auf einen Sessel werfend: „Ist mein Freund, der Marquis, seit gestern hier gewesen?“

„Dein Freund, der Marquis?“ erwidert Marcel, große Augen machend.

„Ja wohl, Schafskopf! oder der Marquis, mein Freund, wenn Du lieber willst . . .“

„Es war Niemand da.“

„Und hat er nichts für mich geschickt?“

„Nichts.“

„Wir werden ihn also erwarten. Trage mir geschwind ein Nachtessen auf: das Beste, was Du hast, die edelsten Weine, Liqueure. Mach' voran! geh' doch . . . statt dahin zu stehen und mich wie eine Bildsäule anzustarren.“

„Aber der Teufel, was hast Du denn diesen Abend?“

„Marcel, keine Betrachtungen, ich bitte Dich, und wenn Dir Dein Aemtchen lieb ist, so erweise Dich meines Schutzes würdig.“

Marcel begnügt sich zu lächeln, deckt dann den Tisch und trägt das Nachtessen auf. Chaudoreille begibt sich zu Tisch; Marcel thut ein Gleiches. „Dein Betragen ist ein wenig vertraulich,“ sagt der Ritter zu ihm; „allein, da wir allein sind, so will ich Dir erlauben, Dich neben mich an den Tisch zu setzen ...“

„Das ist sehr schön von Dir.“

„Jedoch unter der Bedingung, daß ich mich stets zuerst bedienen werde.“

Während des Nachtessens rasselt Chaudoreille mit seinem Geldbeutel, zählt seine Thaler, berechnet, was ihm geblieben ist und was er noch zu erhalten hofft.

Marcel blickt ihn erstaunt an und sagt: „Hast Du denn geerbt?“

„Ja, ich erbe sehr oft auf diese Art. Ach, alle Teufel! wenn der Marquis mir Wort hält... welch' ein herrliches Leben werde ich dann führen!“

Das Nachtessen dauert lange; Chaudoreille ist so sehr mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, daß er nicht an's Spielen denkt. Allein schon ist es Mitternacht und man hat noch keine Botschaft vom Marquis erhalten. Die Hoffnungen des Ritters fangen an zu schwinden; er seufzt, horcht und ruft aus: „Er kommt nicht! ... Sollte er sie nicht reizend gefunden haben? Es wäre verflucht, wenn ich statt hundert Pistolen hundert Stockstreiche empfinge!“

In dem Maße, in welchem der Ritter seine Hoffnungen sinken sieht, mildert sich sein unverschämter Ton; er stößt mit Marcel an und sagt: „Auf Deine Gesundheit, mein theurer und wahrhafter Freund, denn Du bist mein Freund, Du! Sprich mir nicht von den großen Herren, man kann nicht auf sie zählen!... Der gute Marcel, wie gut er sich auf's Kochen versteht! Wie gerne zeche ich mit Dir!“

„Du nimmst es also jetzt nicht übel, wenn ich mich an Deinen Tisch setze?“

„Wie, sollte ich das Unglück gehabt haben, Dir so etwas zu sagen?“

„Sicherlich.“

„Ich! ich habe eine solche Dummheit sagen können?“

„Ja, ohne Zweifel.“

„Nun, da war ich betrunken! ... Da hatte ich den Kopf verloren!“

„Ich weiß nicht, was Du verloren hattest, aber gesagt hast Du es.“

„Hör', Marcel, wenn ich Dir wieder solche Dinge sage, so erlaube ich Dir, mir zu fluchen.“

„Lassen wir's gut sein und sprechen nicht weiter davon."

In diesem Augenblicke ertönt die Klingel der Gartenthüre. Chaudoreille stößt einen Schrei aus, will aufstehen und sinkt auf seinen Stuhl zurück.

„Sollte es wohl der gnädige Herr sein," sagt Marcel, nimmt ein Licht, eilt fort um zu öffnen und läßt seinen Gast zwischen Furcht und Hoffnung schwebend zurück.

Marcel kommt bald zurück; er ist allein, aber er hat eine kleine Rolle in der Hand, die er mit den Worten: „Dies schickt Dir der gnädige Herr!" auf den Tisch vor Chaudoreille hinlegt. Zugleich überreicht er ihm ein Papier, auf das einige Zeilen mit Bleistift geschrieben sind.

Chaudoreille ist außer sich; er blickt bald die Rolle, bald das Papier und bald seinen Freund Marcel an. „Lies doch," sagt der Letztere zu ihm. Endlich ergreift er das Papier mit bebender Hand und liest: „Ich habe sie so eben gesehen; Du hast meine Hoffnungen übertroffen, ich verdopple die versprochene Belohnung."

„Ach, mein Gott, Marcel, er verdoppelt die hundert Pistolen!"

„Dann macht dies zweihundert, das heißt: in dieser Rolle sind zweitausend Livres in Gold enthalten."

„Zweitausend Livres?"

„Ja wohl! Was hast Du denn aber?"

„Marcel . . . gib mir ein wenig Essig . . . ich bitte Dich . . . mir wird übel."

„Ich hätte geglaubt, ein solches Geschenk könne nur gut thun . . . Da, nimm diesen kleinen Kelch Branntwein, der wird Dir wieder auf die Beine helfen."

Durch den Liqueur wieder ein wenig zu sich gebracht, öffnet Chaudoreille die Rolle, und der Anblick der Goldstücke, die sie enthält, beraubt ihn aufs Neue einige Augenblicke lang der Sprache. Dann stammelt er mit tiefbewegter, fast erloschener Stimme: „Marcel, Marcel, Alles das gehört mir . . ."

„Ich weiß es wohl!“

„Und dann noch dieser Beutel . . . und dann diese sechs Thaler, die ich noch besaß . . .“

„Ja, von der gestrigen Partie Piquet.“

„Jetzt bin ich reich; au! das macht einen furchtbaren Eindruck, mein armer Junge, so plötzlich von der Armuth zum Ueberflusse zu gelangen; o weh! ich glaube, ich will ersticken!“

„Trink' noch einmal! . . . Bei Gott, wenn das Glück eine solche Wirkung erzeugt, so will ich lieber keinen Heller in der Tasche haben und frei athmen.“

„Ach, Marcel! . . . Du bist ein einfältiges Vieh, armer Junge! . . .“

„Ich weiß in diesem Augenblicke nicht, wer der Einfältigste von uns Beiden ist.“

„Zweitausend Livres! . . . Wer sollte glauben, daß man sein Vermögen so in der hohlen Hand halten könnte . . .“

„O wahrlich, man könnte noch weit mehr darin halten.“

„Marcel, ist Dir in der Umgegend kein Landgut bekannt, das man kaufen könnte?“

„Nein, warum das?“

„Ich muß doch meine Fonds placiren! . . . Was der Henker soll ich mit allem dem Geld machen? schon morgen richte ich mein Haus ein. Zuerst verlasse ich mein Logis in der Straße Brise-Miche und beziehe ein anderes in der Nähe des Palais-Cardinal . . . ich nehme einen Jockei an . . . Marcel . . . willst Du mein Jockei werden? . . . Doch nein, Du bist zu fett . . . Ach, wenn es doch noch nicht so spät wäre, ich würde einen Spaziergang in die Akademie machen; allein ich kann mich des Nachts mit so viel Gold in der Tasche nicht in jenes Stadtviertel wagen. Welche Figur werde ich in den Spielhäusern machen! . . . Und beim Pharao! Ich setze zuerst ein Louisd'or auf die Karte . . . ich gewinne; ich mache Paroli . . . ich gewinne abermals; ich lasse fortwährend

den Einsatz stehen . . . ich gewinne zehnmal nach einander . . . ich trage einen enormen Haufen Gold fort! . . . Wie soll ich es nur anfangen, um Alles das zu verprassen? . . . Ach, da kommt mir ein herrlicher Gedanke: ich werde des Tags zweimal zu Mittag und zu Nacht speisen . . . dadurch werde ich mich für mein oftmaliges Fasten entschädigen."

Marcel, den das Glück nicht begünstigt hat, schläft ein, während Chauboreille Plane entwirft und seine Goldstücke zählt, und der Tag bricht an, ohne daß der Letztere die Augen hat schließen können, denn beim geringsten Geräusch schrickt er zusammen und fährt mit der Hand nach seinem Schatz, den er in seinen Gürtel gesteckt hat. Chauboreille weckt Marcel auf und befiehlt ihm, eine Sänfte zu holen, allein Marcel will das Haus nicht verlassen und behauptet, er dürfe bloß den Befehlen des Marquis gehorchen. Chauboreille spielt abermals den Unverschämten: er schreit und droht; da er aber sieht, daß sich Marcel durch nichts rühren läßt, so gibt er sich zufrieden und faßt den Entschluß, zu Fuß nach Paris zurückzukehren.

Das Männlein glaubt, es sei um sechs Zoll größer, seit es über so viel Gold zu verfügen hat. Es blickt die Vorübergehenden kaum an, seine Nase scheint den Himmel herauszufordern, und es erstaunt darüber, daß die Schildwache am Schlagbaume das Gewehr nicht vor ihm präsentirt. Nachdem es ein reichliches Frühstück eingenommen hat, geht es einige Stunden lang in dem Palais spazieren, das Richelieu kurz zuvor hatte erbauen lassen und in welchem man Alles verschwendet hatte, was der Luxus und der Geschmack jener Zeit hatte erfinden können, um das Auge zu blenden, und das als ein würdiges Denkmal seines Erbauers auf die Nachwelt übergehen sollte.

Chauboreille tritt in mehrere Läden; er findet nichts, das schön, frisch, glänzend genug für ihn wäre. Er bestellt ein Wamms von rosenrothem Sammt mit Schnürbändern von weißem Atlas,

ähnliche Hosen, einen kirschrothen silbergestickten Mantel und einen Gürtel mit Krepinen und goldenen Eicheln. Alle diese Gegenstände kosten ihn einen Theil seines Vermögens; aber da er gewiß weiß, daß er die Pharaobank sprengen wird, so spart er nichts und muß in zwei Tagen gekleidet sein wie die elegantesten Hofherren.

Nachdem er die Angelegenheiten seines Kostüms in Ordnung gebracht, geht er in eine der besten Restaurationen der Stadt, läßt sich ein leckeres Mittagessen und ausgesuchte Weine auftragen, und da er die Bemerkung gemacht hat, daß es nicht so leicht ist, als man glaubt, zweimal zu Mittag zu speisen, was für die reichen Leute, die nicht wissen, wie sie ihre Zeit zubringen sollen, eine große Wohlthat wäre, sucht er wenigstens seine Mahlzeit zweimal so lange dauern zu lassen als gewöhnlich.

Um fünf Uhr Abends steht er endlich mit erleuchtetem Gesichte, glänzenden Augen und ein wenig wankenden Füßen von der Tafel auf. Er entfernt sich aus der Restauration; doch ist es noch zu bald, um in's Spielhaus zu gehen, in das sich die großen Spieler erst gegen neun Uhr begeben, und um sich die Zeit bis dahin zu vertreiben, faßt er den Entschluß, das Schauspiel zu besuchen, was er schon seit langer Zeit nicht mehr gethan hatte. Er schlägt daher den Weg nach dem Hôtel von Bourgogne ein, das er dem Theater der Italiener vorzieht, weil Turlupin, Gros-Guillaume und Gautier-Garguille, berühmt durch die Possen, die sie auf ihrem kleinen Theater aufgeführt hatten, kurz zuvor von Richelieu die Erlaubniß erhalten hatten, im Hôtel von Bourgogne zu spielen, wo sie ein großes Publikum herbeizogen.

Das Theater des Hôtels von Bourgogne lag in der Straße Mauconseil; der Eingang war eng und die Zugänge sehr unbequem; der Saal bestand aus einem Parterre und einigen Reihen Logen. Wenn der Hof es besuchte, ließ man Stühle dahin bringen. Man gab daselbst, zufolge dem den Schauspielern im Januar 1613 zugestandenen Privilegium, geistliche Schauspiele, ehrbare und

ergötzliche Stücke (tous mystères, jeux honnêtes et récréatifs); bald wurden Komödien von einer höheren Gattung als die gewöhnlichen Possenreißereien daselbst gespielt; man gab auch Stücke, in denen man die Gottheiten der Mythologie figuriren sah, da die damaligen Dichter oft das Heilige mit dem Profanen vermischten; allein die Turlupinaden waren es hauptsächlich, welche das Publikum anlockten und fesselten.

Chaudoreille ist in das Schauspielhaus getreten und schlüpft in das Parterre, wo man stehen muß und durch das Hin- und Herwogen der Menge oft von einer Ecke in die andere getrieben wird. Der Ritter, der sich hinter einem Manne von sehr hoher Statur befindet, kann nicht auf die Schaubühne sehen; vergebens zappelt er sich ab und stellt sich auf die Zehen; stets sieht er nur den untern Theil der Perrücken seiner Nachbarn; er will schreien, allein man gebietet ihm Stillschweigen, denn Gautier-Garguille tritt vor und spricht den possenhaften Prolog, der dem Stücke vorangeht.

Während dessen ist Chaudoreille wie auf die Folter gespannt; von allen Seiten gedrückt und gedrängt, wird er von seinen größeren Nachbarn mit den Ellenbogen in's Gesicht gestoßen, und dabei macht ihn die Sorge um seine Tasche zittern. Vergebens bittet der kleine Mann, ihn hinauszulassen; man hört ihn nicht oder gebietet ihm Schweigen. In seiner Verzweiflung und weil er sich durchaus ein wenig Luft machen will, faßt er den Entschluß, sich an die Perrücken zweier Nachbarn zu hängen, um sich empor zu heben; allein die Perrücken geben nach und die Häupter von zwei ehrbaren Pariser Bürgern erscheinen rattenkahl vor der Versammlung.

Die beiden Zuschauer, die sich ihrer Perrücken beraubt sehen, rufen Dieb, Dieb! Wache, Wache! und Chaudoreille vereinigt, um Hülfe rufend, seine Stimme mit den ihrigen. Das Schauspiel wird unterbrochen; endlich ist man so glücklich, den gasconischen Ritter wieder zu finden, der sich zwischen den Füßen der Zuschauer

abzappelt und sich mit den zwei Perrücken, die er nicht losgelassen hat, auf dem Boden umherwälzt.

Die zwei kahlen Häupter nennen ihn Spitzbube; er gibt die Perrücken zurück und erklärt sein Betragen, so gut er kann; man stößt ihn zum Parterre hinaus; das ist Alles, was er verlangte. Er steigt zu den Logen hinauf: findet daselbst glücklicherweise noch einen Platz in der ersten Reihe und wirft von da von Zeit zu Zeit zornige Blicke auf das Publikum.

Das Stück hat indessen begonnen, Turlupin und Gros-Guillaume sind auf der Schaubühne und Chandoreille sagt, sich die Augen reibend, zu sich: „Sapperlot! wenn ich ihn nicht getödtet hätte, so würde ich glauben, es sei der Prinz von Cochinchina!"

Bald erscheint Gautier-Garguille wieder; er ahmt den Gasconier wunderbar gut nach; seine Tracht ist genau die des Ritters, dessen Manieren und Grimassen er so gut kopirt, daß dieser ausruft: „Nun, das ist noch ärger! ... Bin ich denn doppelt auf der Welt?"

Sobald der Hanswurst sein Musterbild in einer Loge erblickt hat, grüßt er es und schneidet ihm Gesichter. Die Augen der Zuschauer richten sich auf Chandoreille: man erkennt in dem Männlein, das man aus dem Parterre gejagt hat, das Individuum, das Gautier-Garguille kopirt, und das Gelächter verdoppelt sich. Der Ritter bemerkt, daß man ihn verspottet; er wird wüthend, zieht seinen Degen und bedroht das Parterre, weil eine ganze Welt herausfordern so viel heißt, als Niemand herausfordern. Die Zuschauer lachen stärker und Chandoreille verläßt seine Loge mit dem Schwur, nie wieder in's Hôtel von Bourgogne zu kommen.

Auf der Straße angekommen, wohin einige Personen ihm nachgefolgt sind, läßt er seinem Zorne von Neuem freien Lauf und schreit, er werde den Hanswurst, der es gewagt habe, ihn nachzuäffen, bestrafen lassen; man verspotte einen Mann, wie er

sei, nicht ungestraft und er werde, wenn es nöthig sei, hundert Pistolen aufwenden, um sich zu rächen.

Während er dieses sagt, zieht er seinen Beutel hervor, klingelt mit seinem Golde, nimmt mehrere Stücke davon aus seinen Taschen, steckt sie wieder ein und schreit zuletzt: „Man schaffe mir eine Sänfte her!"

Alsbald gehen zwei Menschen ab, um seinen Auftrag auszurichten. Unterdessen geht Chaudoreille vor dem Theater auf und nieder, sich, seiner Meinung nach, die edelste Haltung gebend und jede Minute auf seinen Gürtel schlagend, um sein Gold klingen zu lassen.

Die beiden Menschen kommen bald zurück, sie haben eine Sänfte geholt und werden selbst die Ehre haben, Chaudoreille zu tragen. Dies rufen sie ihm bei ihrer Ankunft mit den Worten zu: „Hier sind wir, gnädiger Herr; steigen Sie ein, gnädiger Herr, Sie werden mit uns zufrieden sein!"

Chaudoreille, den man noch nie gnädiger Herr genannt hat, ist vor Freude außer sich; er ist im Begriff, den Sänftenträgern eine tiefe Verbeugung zu machen; allein er hält sich zurück, schwingt sich in die Sänfte und wirft sich behaglich auf das Kissen, das sich im Rücksitze derselben befindet.

„Wo befehlen Sie hin, gnädiger Herr?" fragt man ihn.

„In die Straße Bertrand-qui-dort; Sie werden eine Laterne an der Thure des Hauses finden, vor welchem ich Halt mache."

„Genug, mein Herr."

Man verschließt die Thüre der Sänfte, und Chaudoreille fühlt sich in den Straßen von Paris fortgetragen und angenehm geschaukelt. Dies war das erste Mal, daß er in einer Sänfte getragen wurde; das Vergnugen, das er darüber empfindet, verlöscht das Andenken an die unangenehmen Vorfälle im Theater aus seinem Gedächtnisse; er denkt an seine glänzende Lage, an das Vergnugen, das ihm das hohe Spiel gewähren wird, und entwirft von Neuem Plane. Er befindet sich jedoch schon eine gute

Weile in der Sänfte, deren Träger stets vorwärts schreiten. Chandoreille will wissen, ob er bald angekommen sein werde. Auf jeder Seite des Sitzes, den er eingenommen hat, befindet sich eine kleine Scheibe, aber diese Scheibe kann nicht herunter gelassen werden. Auch ist es schon spät und sehr finster auf den Straßen; Chandoreille kann daher nichts unterscheiden. „Sind wir bald angekommen?“ ruft er, sich nach dem Vordersitz der Sänfte wendend, aus; man antwortet ihm nicht und fährt fort, ihn zu tragen. Er fängt an, die Bewegung seiner Sänfte nicht mehr so sanft zu finden und versucht daher die Vorderthüre, die einzige Oeffnung, durch die man aus einer Sänfte kommen kann, aufzuschließen; allein die Thüre kann nur von Außen geöffnet werden.

Ein kalter Schweiß lauft dem kleinen Manne über die Stirne. Er hegt tausendfältigen Argwohn, erinnert sich an verschiedene, in Sänften vorgefallene Abenteuer und bereut es bitter, eine genommen zu haben, als er endlich fühlt, daß man Halt macht. Er schöpft Athem und schickt sich an, auszusteigen; nachdem aber die Sänfte auf den Boden niedergelassen worden ist, wird sie auf eine solche Art umgestürzt, daß sich die Thüre über Chandoreille's Kopf befindet.

„Wie soll ich da herauskommen?“ ruft er aus, und sucht hinaufzuklettern.

„Ehe Sie herauskommen dürfen, müssen Sie sich einer kleinen Ceremonie unterwerfen, Meister,“ antworten die Träger in spöttischem Tone.

„Einer Ceremonie? Sprechen Sie, meine Kinder.“

„Sie besteht darin, daß Sie uns alles Gold und Silber geben, das Sie bei sich haben; dies wird Sie erleichtern.“

„Was soll das heißen? Spitzbuben, Schurken!“

„Hurtig, Ihr Geld hervor und ohne Lärmen, oder es ergeht Ihnen schlecht.“

Zwei Dolchklingen begleiten diesen Befehl. Als er sie glänzen

sieht, sinkt Chaudoreille; unfähig, sich aufrecht zu erhalten, in den Hintergrund der Sänfte zurück. Die zwei Träger sind genöthigt, ihn selbst aus derselben zu bringen. Er wirft die Augen um sich her; allein er befindet sich in einer von Sümpfen umgebenen Oede, wohin sich Niemand so spät wagt. Die Diebe durchsuchen seine Taschen, rauben ihm Alles, was er besitzt und machen sich dann mit ihrer Sänfte aus dem Staube, den Ritter an einen großen Stein gelehnt und halbtodt vor Schrecken zurücklassend.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Armer Urbain!

Am Morgen nach der Nacht, in welcher Blanca das Haus des Barbiers verlassen hat, kommt Margarethe zu ihrer gewöhnlichen Stunde von ihrem Zimmer herab; die gute Frau hat nichts gehört, sie hat fest geschlafen, denn seit langer Zeit machen ihr der Liebe Sorgen und Freuden keine schlaflosen Nächte mehr. Sie begibt sich ihrer Gewohnheit gemäß zu Blanca, die sie jeden Morgen küßte, findet die Thüre des Zimmers halb geöffnet, allein Blanca nicht darin, und die Unordnung, die daselbst herrscht, ein zerwühltes Bett, Kleidungsstücke, die auf den Möbeln des Gemachs zerstreut umher liegen, Alles scheint irgend ein außerordentliches Ereigniß anzukündigen.

Niemals ging Blanca ohne Margarethen aus; diese ruft ihr, und da sie keine Antwort erhält, begibt sie sich zu ihrem Herrn, um sie da zu suchen. Aber der Barbier ist allein in dem Saale des Erdgeschosses; Margarethe stößt einen Schrei des Entsetzens aus und sagt: „Ach mein Gott! Wo ist denn das liebe Kind?“

„Was habt Ihr Margarethe?“ sagt Touquet, der auf diese Scene vorbereitet ist.

„Blanca, mein Herr, Blanca ist nicht mehr in ihrem Zimmer!

... Vergebens suche ich sie schon lange ... man hat uns das theure Kind geraubt!"

„Geraubt!" ruft der Barbier wie vom höchsten Erstaunen betroffen. Auf der Stelle begibt er sich in Blanca's Gemach, gefolgt von der alten Dienerin, die so schnell läuft, als ihre Beine es ihr gestatten. Nach langem und wie er wohl weiß vergeblichem Suchen wirft sich Touquet auf einen Stuhl und ruft: „Der Elende hat seine Drohungen ausgeführt!"

„Wer denn, mein Herr?"

„Der Herr, den Ihr gestern Abend gesehen habt."

„In der That, mein Herr, Sie haben Recht; es kann Niemand sein als er."

„Er war in Blanca verliebt, er wagte es, mich um ihre Hand zu bitten, ich verweigerte sie ihm und auf diese Art hat er sich gerächt."

„Aber, mein Herr, Sie kennen ohne Zweifel die Wohnung dieses Menschen. Er sah wie ein großer Herr aus; Sie werden unser liebes Kind wiederfinden können."

„Ich habe sehr wenig Hoffnung!... Dieser Elende hatte eine glänzende Kleidung angelegt, in der Hoffnung, Blanca zu verführen. Allein er ist ein Intriguant ohne Namen, ohne Heimath und ohne Rang ..."

„Ein Intriguant!" sagt Margarethe, ihren Herrn erstaunt anblickend; „aber, mein Herr, es schien mir, es sei jener Freund gewesen, den Sie eines Abends so spät noch erwarteten?"

Der Barbier geräth durch Margarethens Bemerkung in eine augenblickliche Bestürzung, allein er faßt sich bald wieder und sagt: „Ihr habt Euch getäuscht ... er war es nicht! ... Ich verbiete Euch, mit irgend Jemand von diesem Ereignisse zu sprechen."

„Und Urbain, mein Herr, der arme Urbain! ... wenn er diesen Abend kommen wird ..."

„Urbain wird mir bei der Aufsuchung seiner Braut hülfreiche Hand leisten."

Der Barbier entfernt sich. Margarethe läßt jetzt ihren Thränen freien Lauf: die gute Frau liebte Blanca mit der Zärtlichkeit einer Mutter; sie kann sich nicht an den Gedanken gewöhnen, ihrer Gegenwart beraubt zu sein. Sie erwartet Urbains Ankunft mit Ungeduld, denn es däucht ihr, er werde besser als jeder Andere ihr liebes Kind wieder aufzufinden wissen.

Touquet ist einen Theil des Tages abwesend. Nach seiner Rückkehr befragt ihn Margarethe über das Resultat seiner Nachforschungen, allein er antwortet ihr kalt: „Es ist keine Hoffnung mehr vorhanden!" Diese Worte erstarrten das Herz der armen Alten, die nicht begriff, wie man sich über Blanca's Verlust trösten könne.

Die Stunde ist gekommen, wo Urbain sich für die Abwesenheit eines ganzen Tages entschädigen will. „Nur noch ein Tag," sagt er, sich dem Hause des Barbiers nähernd, „und sie wird die meinige sein." Er eilt mit vor Liebe klopfendem Herzen vorwärts; als er aber nach Blanca's Fenster blickt, sieht er kein Licht, und dieser geringfügige Umstand setzt ihn schon in Erstaunen und beunruhigt ihn, oder vielmehr eine geheime Vorempfindung lehrt ihn sein Unglück, denn in der Liebe sind die Vorempfindungen keine Chimären.

Urbain klopft, Margarethe erscheint; allein der Kummer, der auf ihren Gesichtszügen geschrieben steht, ihre mit Thränen gefüllten Augen, Alles kündigt irgend ein Unglück an.

„Wo ist Blanca?" ruft Urbain, Margarethen mit Entsetzen betrachtend. Die Alte vermag bloß einen tiefen Seufzer auszustoßen. Schon ist Urbain fern von ihr: er eilt in das Zimmer seiner Geliebten, allein das Zimmer ist leer; Blanca ist nicht mehr da, ihm Schönheit zu verleihen.

Margarethe ist dem jungen Menschen von ferne nachgefolgt. „Um's Himmels willen!" ruft Urbain, auf sie zueilend, „wo ist sie? Verbergen Sie mir nichts!"

„Mein armer Junge ... nehmen Sie Ihren ganzen Muth zusammen; . . . diese Nacht hat man uns das theure Kind geraubt."

Urbain bleibt wie eingewurzelt stehen, und Margarethe erzählt ihm Alles, was sie weiß. Er hört ihr zu, ohne sie zu unterbrechen und scheint noch an seinem Unglücke zu zweifeln; bald aber überläßt er sich, auf den Stuhl niedersinkend, den Blanca gewöhnlich einnahm, der wildesten Verzweiflung. Doch jetzt fließen seine Thränen und überschwemmen sein Gesicht ... Im neunzehnten Jahre weint man noch über die Leiden und Mühseligkeiten des Lebens; ... man besitzt in diesem Alter jene Seelenstärke noch nicht, die man sich in der Schule des Unglücks erwirbt.

Margarethe sucht Urbain zu beruhigen und sagt zu ihm: „Sie werden es wieder finden, dieses liebe Kind, denn Sie sind nicht im Stande, es zu vergessen, und sich über seinen Verlust kalt zu trösten!"

„Ich sie vergessen?" sagt Urbain, der guten Alten die Hände drückend; „ach, Margarethe! hängt nicht mein Leben an Blanca's Leben? Ich werde keine Ruhe haben, bis sie mir wieder gegeben ist!"

„Gut, gut, mein theurer Urbain . . . Daß ich Sie so reden höre, belebt meine Hoffnung wieder; übrigens hatte unsere arme Kleine einen Talisman bei sich und dies beruhigt mich ein wenig."

„Erzählen Sie mir doch alle Umstände . . . Ein Herr ist gekommen, sagen Sie?"

„Ja, und er gab vor, mein Herr habe ihn geschickt und er habe mit Blanca zu reden . . ."

„Der Elende! Und was hat er ihr gesagt?"

„Complimente ... er sprach wie ein großer Herr und hatte auch die Tracht und das Aussehen eines solchen, obschon Herr Touquet behauptet, daß es ein Elender ohne Rang und Heimath sei!"

„Er kennt ihn also?"

„Ohne Zweifel . . . ich gestehe Ihnen, daß ich mich vor ihm fürchtete, obschon er nicht gerade bösartig aussah; aber ein stolzer Blick . . . ein gebieterischer Ton! . . . Es betrübte mich so sehr, daß ich ihm geöffnet hatte."

„Und Blanca?"

„Die arme Kleine zitterte . . . alles das währte nicht lange. Wir hörten Herrn Touquet zurückkehren, alsbald nahm der Fremde seinen Mantel, grüßte Blanca und begab sich zu meinem Herrn. Ich war ihm nachgefolgt; allein man schickte mich zurück und weiter weiß ich nichts von der Sache."

Urbain verläßt Margarethen; er stürzt aus dem Zimmer: in einem Augenblicke befindet er sich vor dem Barbier, dessen kalte und finstere Miene gegen Urbains Aufregung nicht wenig absticht. „Nun, mein Herr, was haben Sie erfahren, welche Schritte haben Sie zur Wiederauffindung meiner Braut gethan?" ruft er aus; „sprechen Sie, was wissen Sie?"

Der Barbier, durch die Lebhaftigkeit von Urbains Fragen ein wenig aus der Fassung gebracht, antwortet zögernd: „Ich habe tausend Schritte gethan, aber ich habe nichts entdeckt."

„Und jener Elende, der gestern bei Ihnen war, wer ist er?"

„Ich kenne ihn kaum. Er kam zuweilen in meinen Laden; was ich aber nicht begreife, ich kann es Ihnen schwören, ist das, daß er um die Schönheit Blanca's, die er nie gesehen hatte, wußte, und daß er auf den Gedanken kam, sich in ihr Zimmer einzuschleichen."

Der Barbier spricht diese Worte mit einem solchen Anscheine von Aufrichtigkeit, daß Urbain Reue darüber fühlt, daß er einen Verdacht auf ihn gehabt hatte. „Verzeihen Sie, mein Herr," sagt er zu ihm, „ich wagte zu glauben . . . allein Sie wollen sicherlich unser Unglück nicht . . . Sie hatten mir Blanca gegeben . . . Sie hatten Vaterstelle bei ihr vertreten... ach! Sie werden Ihre Bemühungen mit den meinigen vereinigen, um ihre Entführer aufzufinden."

„Ja," antwortete Tonquet mit gedämpfter Stimme, „ja, ich werde Sie unterstützen, ich verspreche es Ihnen."

„Und wie ist der Name dieses Menschen? Er muß Ihnen bekannt sein!"

„Es kam mir nie in den Sinn, ihn deßwegen zu fragen. Gestern, als ich ihm auf der Stelle erklärte, seine Liebe zu Blanca sei eine Narrheit, entfernte er sich unter Drohungen, auf die ich wenig achtete."

„Wir haben also gar keine Nachweisungen, um ihm auf die Spur zu kommen! ... Aber wie hat er bis zu Blanca gelangen können?"

„Dazu bedarf es bloß einiger falschen Schlüssel ... und Sie wissen, in dieser Stadt ist man in seinem eigenen Hause nicht mehr sicher!"

Urbain kann einige Minuten lang kein Wort hervorbringen; der Barbier vermeidet stets seine Blicke. Endlich ruft der junge Mensch aus: „Adieu, mein Herr, ich gehe, um die aufzusuchen, die Sie mir zur Gemahlin gegeben haben."

„Möchte Ihr Unternehmen gelingen!" antwortet der Barbier mit finsterer Stimme, während Urbain sich rasch entfernt, ganz mit Blanca beschäftigt, aber nicht wissend, wohin er seine Schritte lenken soll.

Urbain nimmt seinen Weg zuerst nach mehreren Thoren von Paris; hier fragt er, ob man in der vorigen Nacht die junge Frau, deren Bild er entwirft, nicht habe vorübergehen sehen. Nach seiner Ueberzeugung mußte Blanca's Gestalt Jedermann auffallen und ihre reizenden Züge überall Aufmerksamkeit erregen. Allein er erfährt nichts, kaum antwortet man ihm; seine Kleidung ist zu einfach, als daß man sich gefällig gegen ihn erweisen sollte, denn in der guten alten Zeit mußte man so gut als heutigen Tages Gold ausstreuen, wenn man in irgend einer Angelegenheit rasch zum Ziele gelangen wollte. „Wenn Blanca allen diesen Leuten

da bekannt wäre," sagt Urbain zu sich, „so würden sie keine so große Gleichgültigkeit an den Tag legen!"

Da Urbain Paris nicht zu verlassen wagt, ohne hinsichtlich des Wegs, den er einschlagen soll, einige Erkundigungen eingezogen zu haben, so fährt er fort; in der Stadt umher zu schlendern, deren Bewohner längst schon in den Armen des Schlafes liegen. Nur noch die Diebe, die Liebenden und die Wachtsoldaten zeigen sich in den düstern Straßen von Paris. Urbain durchläuft oft mehrere derselben, ohne einem Menschen zu begegnen; allein er schreitet stets vorwärts und sagt zu sich: „Warum sollte ich nach Hause gehen? . . . Ich kann keine Ruhe mehr genießen! . . . Was sollte ich in meiner Wohnung thun? . . ."

Allein Liebe und Verzweiflung schützen nicht gegen Ermattung; Urbain schlendert schon seit acht Uhr Abends umher, und es ist bereits Morgens drei Uhr: seine Beine fangen an zu wanken und er fühlt, daß es ihm bald unmöglich sein wird, weiter zu gehen. Er wirft jetzt seine Blicke um sich her; der Mond, der sich von Zeit zu Zeit zeigt, erlaubt ihm, einen öden Kreuzweg zu unterscheiden, an den einige Gäßchen, die in die Sümpfe führen, stoßen. Urbain nimmt seine Richtung nach einem großen Stein, den er in der Entfernung von einigen Schritten bemerkt; da will er sich niedersetzen und den Tag erwarten. Als er sich aber dem Steine nähert, stoßen seine Füße an Etwas, das er nicht bemerkt hatte, und alsbald ruft eine Stimme: „Ach Himmel! tödten Sie mich nicht . . . ich habe keinen Heller mehr!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Schloß Sarcus.

Die Berline, in der sich Blanca befand, rollte schon seit mehreren Stunden, und das liebenswürdige Kind hatte sich von

der Verwirrung und Ueberraschung, in die es durch seine neue Lage versetzt worden, kaum erholt. Daß sie, die bisher in gänzlicher Zurückgezogenheit gelebt hatte, sich jetzt mitten in der Nacht allein in einem Reisewagen befand, erschien ihr als ein Traum. Von der Wirklichkeit ihrer Lage konnte sie nur durch das Rasseln der Räder, den Hufschlag der Pferde und das Klatschen der Peitsche des Postillons, der die Schnelligkeit seiner ohnehin wie der Wind dahinfliegenden Renner zu verdoppeln suchte, überzeugt werden.

„Ich werde Urbain sehen," sagte sich die zitternde Reisende jeden Augenblick; „ich werde ihn wiederfinden ... ich darf keine Furcht haben ... wir werden glücklich werden. Warum bin ich aber gegenwärtig nicht so zufrieden wie damals, wo wir diesen Zeitpunkt so sehnlich herbeiwünschten ... ach, damals hoffte ich mit Urbain abzureisen, und Alles das hat sich ganz anders gefügt. Armer Urbain! es ist nicht seine Schuld: aber warum hat er sich geschlagen? Ach! wie sehr verlangt es mich, bei ihm zu sein!... Und Margarethe, die nicht einmal Abschied von mir genommen hat ... es scheint, als wolle mich die ganze Welt verlassen!"

Das liebe Kind trocknete einige Thränen, die ihre Augen benäßten und blickte dann nach den Fenstern der Kutschenschläge; allein die Dunkelheit ließ sie keinen Gegenstand wahrnehmen. Auf den Hintersitz des Wagens zurücksinkend, seufzte sie und sagte zu sich: „Wo sind wir? ... ich weiß es nicht ... allein es scheint mir, als gehe es sehr schnell. Ach, um so besser, ich werde desto früher bei Urbain sein."

Endlich fängt es an, Tag zu werden. Blanca, die den Kopf jeden Augenblick dem Kutschenschlage nähert, fängt nun an, Bäume, Felder und Häuser dunkel zu unterscheiden. Bald zerstreut sich der Nebel gänzlich und das junge Mädchen kann nicht müde werden, das Gemälde des Tagesanbruchs und die verschiedenen Gegenden, die vor ihr zu fliehen scheinen, zu bewundern. Die Berline rollt jetzt auf einer Straße dahin, die bloß von Bäumen

und Hecken begrenzt ist; die Zweige einiger alten Eichen berühren zuweilen den obern Theil des Reisewagens, und dieses unerwartete Rauschen macht die junge Reisende beben. Plötzlich aber erweitert sich der Gesichtskreis bedeutend: die Straße ist von Wiesen und Ackerfeldern begrenzt, schon ist der emsige Landmann an seiner Arbeit, schon zieht der Pflug Furchen und der Spaten sucht der Erde eine neue Gestalt zu geben. Die Bäume sind noch blätterlos; allein ihre Gipfel röthen sich, und verkünden die Wiederkehr des Frühlings. Weiterhin kommt man durch ein Dorf, dessen Einwohner sich unter der Thüre ihrer Häuser oder an ihren Fenstern zeigen, begierig, den Wagen zu sehen, der an ihnen vorüberrollt. Das Bild des Friedens und der Gesundheit spiegelt sich auf dem Gesichte jedes Bauern ab; dies ist ihr einziger Schmuck, denn die Reinlichkeit gehört nicht unter die Tugenden der Landleute, deren Kinder auf Misthaufen in Gesellschaft von Gänsen und Enten spielen. Allein die Natur ist nicht immer anmuthig, und nicht in der Umgegend von Paris darf man Florians Hirten, Bertins Schäfer und die verführerischen Dorfbewohnerinnen unserer komischen Opern suchen.

Einer einfachen und reinen Seele gefallen ländliche Gemälde stets, und als Blanca Dörfer, Weiler und Pachthöfe an sich vorüberfliehen sah, rief sie aus: „Welche Wonne, hier zu wohnen, . . . in diesen Feldern und Gehölzen umherzuschwärmen, ach, wie glücklich werde ich bei Urbain sein!“

Die Felder und Gehölze waren in der That reizender als die Straße des Bourdonnais und das düstere Haus des Barbiers.

Der Wagen hält nicht an; der Postillon hat Befehl, bis an das Schloß zu fahren, und sollten auch die Pferde bei der Ankunft zu Grunde gehen. Blanca weiß nicht, wie weit Urbains Landhaus von Paris entfernt ist, und da sie sich auch nicht erinnert, je in einem Wagen gefahren zu sein, so scheint es ihr, man müsse, wenn man so schnell fortrolle, eine große Strecke Weges zurücklegen. Gegen ein Uhr Mittags fährt man durch den schönen Markt-

flecken Grandvilliers, wo eine große Anzahl Fabriken den Einwohnern Beschäftigung und einige Wohlhabenheit verleihen; allein man macht daselbst nicht Halt, sondern der Wagen durcheilt, sich rechts wendend, eine große Ebene und nimmt dann seine Richtung nach einem Gebäude, das man in geringer Entfernung bemerkt, und das mit Recht das Wunder der Gegend genannt wird: es ist das Schloß Sarcus, dessen elegante Vorderseite in der Entfernung sichtbar wird.

Blanca bemerkt das Schloß, allein sie ist weit entfernt, zu glauben, daß hier das Ziel ihrer Reise sei. Indessen betrachtet sie das prächtige Gebäude, und je weiter der Wagen vorwärts rollt, desto leichter wird es ihr, die Bildhauerarbeiten zu unterscheiden und die Arbeit der Künstler zu bewundern, die sich selbst übertroffen haben, um den Beifall des ritterlichen Monarchen zu verdienen, der die Künste eben so sehr beschützte, als er die Schönen liebte.

Man nähert sich immer mehr; jetzt kommt man vor dem Schlosse an, und der Wagen, statt vorüber zu fahren, nimmt seine Richtung nach dem Innern dieser prächtigen Wohnung. „Ei, ei, was macht Ihr denn," sagt Blanca, indem sie den Kutschenschlag zu öffnen sucht, „hier ist es nicht! ... es kann hier nicht sein! ... Urbain hat kein so großes Haus wie dieses ... der Kutscher hat sich getäuscht!"

Indessen hat der Wagen in einem weiten Hofe Halt gemacht! ein Bedienter in reicher Livrée öffnet den Kutschenschlag und bietet Blanca mit höchst ehrerbietiger Miene die Hand, um auszusteigen.

„O nein! ... ich will nicht aussteigen," sagt das liebenswürdige Kind, den Bedienten erstaunt anblickend; „nicht hierher will ich ... man täuscht sich ohne Zweifel. Das ist ein Schloß ... das kann Urbains Wohnung nicht sein, zudem würde er mir augenblicklich entgegeneilen."

„Nein, Madame, man hat sich nicht getäuscht," erwidert

Germain, der Bediente des Marquis, der zwei Stunden vor dem Wagen angekommen war, um dem Schloßvogt Befehle zu ertheilen und für Blanca eine Reihe Zimmer zubereiten zu lassen. „Hier ist das Ziel Ihrer Reise und Alles ist zu Ihrem Empfange angeordnet."

„Hier?" sagt Blanca, schnell aus dem Wagen springend und dann erstaunte Blicke um sich werfend. „Aber wo ist er denn?" wiederholt sie mit Unruhe.

„Er ist noch nicht angekommen, Madame," erwidert Germain, der von seinem Herrn den Befehl empfangen hat, Niemand zu nennen und das junge Mädchen in der Vorstellung zu bestärken, die sie sich von dieser Reise gemacht haben würde.

„Wie, er ist nicht angekommen! ... ich glaubte, er sei vor mir abgereist. Er ist also nicht geraden Weges hierher gekommen! ... Ach, ich begreife ... er fürchtete verfolgt zu werden und war daher genöthigt, sich zu verbergen und Umwege zu machen ..."

„Das ist es," antwortet der Diener lächelnd, „und ich glaube nicht, daß er vor Nacht ankommen wird."

„Armer Urbain, wie verdrießlich! ... Noch bis auf den Abend warten zu müssen ..."

„Wenn Sie mir folgen wollen, Madame, so werde ich Sie in die Gemächer führen, die man in der Eile für Sie eingerichtet hat."

„Ich bin keine Madame, ich heiße Blanca. Wir sind noch nicht verheirathet ... aber sobald er ankommt, hoffe ich seine Frau zu werden. Gehen Sie voran, mein Herr, ich folge Ihnen."

Der Bediente tritt in eine große Hausflur, steigt eine Marmortreppe hinauf und führt Blanca durch prächtige Galerien, die auf der einen Seite durch buntgemalte Glasfenster verschlossen sind, während auf der andern Seite die Wand mit Gemälden bedeckt ist, welche die anziehendsten Gegenstände der Mythologie darstellen.

Blanca wird nicht müde, Alles, was sich ihrem Anblicke

darbietet, zu betrachten: da sie sich von ihrem Erstaunen nicht erholen kann, bleibt sie stehen und sagt mit rührender Stimme zu Germain: „Mein Herr . . . ich bitte Sie, sagen Sie mir die Wahrheit . . . gehört diese herrliche Wohnung ihm?"

„Ja, Fräulein, dieses Schloß gehört ihm."

„Ach, ich vermuthete nicht, daß es ein Schloß sei! . . . Er sagte, er habe nur ein kleines Haus; dieses scheint mir unermeßlich. Allein man muß sehr reich sein, um ein solches Schloß zu besitzen, und Urbain bedauerte zuweilen, daß er kein großes Vermögen mit mir zu theilen habe."

„Er hatte dabei die Absicht, Sie zu überraschen, mein Fräulein."

„Der Bösewicht! . . . reich oder arm, werde ich ihn nicht stets gleich sehr lieben! . . . Mein Gott! . . . wie großartig das ist . . . diese Galerien . . . diese schönen Säle . . . wir werden uns hier verirren . . . und wie wird Margarethe staunen! . . . Mein Herr, gibt es Kühe, Kaninchen hier?"

„Es gibt Alles hier, was Sie verlangen, mein Fräulein."

„Urbain hat mir eine schöne Kuh versprochen und ich will sie melken und aus der Milch Butter und Käse bereiten; das ist unterhaltend."

Germain tritt ein wenig zurück, um ein Lächeln zu verbergen, das ihm auf den Lippen schwebt, denn der ländliche Geschmack des jungen Mädchens däucht dem Bedienten des großen Herrn sonderbar, aber bald öffnet er eine Thüre und sagt: „Dies ist die Wohnung, die man für Sie eingerichtet hat, mein Fräulein; wenn sie Ihnen nicht gefällt, steht es Ihnen frei, in dem Schlosse zu wählen; man wird sich beeilen, Ihre Befehle zu vollziehen."

„O, mein Gott! jedes Zimmer ist mir recht," sagt Blanca, in ein reich möblirtes Gemach mit Spiegeln tretend, in denen man sich in Lebensgröße sehen kann. „Es ist nur zu schön hier," fährt sie fort, die Tapeten, die Draperien und die Kronleuchter des Zimmers betrachtend; hierauf tritt sie in ein zweites, mit dem-

vollem Prachtaufwande geschmücktes Gemach, in welchem sich ein Bett befindet, das seidene Umhänge mit silbernen Fransen umgeben.

„Wenn er hier wäre!“ sagt Blanca, einen Seufzer ausstoßend, „so würde mir Alles das besser gefallen. Und wohin gehen diese Fenster?“.

Germain beeilt sich, die Fenster zu öffnen, die insgesammt mit großen Balkonen versehen sind. Blanca tritt vor und kann sich nicht enthalten, einen Schrei des Entzückens auszustoßen, als sie einen See erblickt, der die Mauern des Schloßflügels, in welchem sich ihre Wohnung befindet, bespült. Der See dehnt sich über einen großen Wiesengrund aus und verliert sich in Felsen, von welchen das Wasser in ein unermeßliches Becken hinabstürzt. Auf der rechten Seite der Wiese bemerkt man Gebüsche und Haine, auf der andern Seite kreuzen sich Hügel, und die Aussicht verliert sich in eine ausgedehnte Landschaft, die ein reizendes Gemälde darbietet. „Ach, wie schön das ist!“ ruft Blanca, „die herrliche Aussicht!“

„Sie können sich jetzt noch keinen rechten Begriff davon bilden, mein Fräulein; wenn diese Felder wieder mit Grün bedeckt sein werden, dann erst wird diese Gegend Sie entzücken.“

„Ich möchte aber doch an allen diesen Orten, die ich erblicke, lustwandeln, auf dieser Wiese umhergehen und auf diesem See schiffen, dessen so rein scheinende Wellen diese Mauern bespülen.“

„Nichts leichter als das, mein Fräulein; Alles, was Sie sehen, gehört zum Schloßpark. Wenn Sie die Gärten besichtigen, den Park durchwandern, auf dem See umherschiffen wollen, so bin ich jeden Augenblick bereit, Sie zu begleiten.“

„Und wie, Alles das gehört Urbain?“

„Ja, Fräulein, Alles das gehört zum Schloß.“

Jedes Wort von Germain erhöht Blanca's Erstaunen, die nicht begreift, wie ihr gemüthlicher Freund sie in einem solchen Grade habe täuschen können, und doch die Verrätherei, deren

Opfer sie ist, nicht argwohnt. Der Bediente zieht eine Klingel; eine junge Bäuerin tritt in das Zimmer und begrüßt Blanca, die ihren Gruß mit Güte erwidert, auf eine linkische Weise.

„Mein Fräulein," sagt Germain, „dieses junge Mädchen wird Ihre Befehle vollziehen; sie wird Sie als Kammerfrau bedienen, wenn Sie ihre Dienste annehmen wollen."

„O, ich bediene mich selbst und habe Niemand nöthig; ich danke Ihnen."

„In jedem Falle wird Marie erscheinen, sobald Sie ihr klingeln werden. Sie werden nach den Beschwerden Ihrer Reise der Ruhe bedürfen, wir wollen uns entfernen . . ."

„Ja . . . da er doch vor Abend nicht ankommen wird, so will ich versuchen, ein wenig zu schlafen; die Zeit wird mir so weniger lang vorkommen . . ."

Germain gibt Marie ein Zeichen, die nach zwei weiteren Knicksen in seiner Begleitung das Gemach verläßt.

Als sich Blanca allein in ihrer neuen Wohnung sieht, wirft sie von Neuem erstaunte Blicke rund herum. Alles, was ihr seit dem Abend des vorigen Tages begegnet ist, scheint ihr ein Traum; sie bleibt vor den Möbeln, den Spiegeln stehen und murmelt seufzend: „Ihm gehört Alles das! . . . Warum aber dieses geheimnißvolle Wesen? . . . Er fürchtete vielleicht, man werde ihn bloß seines Vermögens wegen lieben? Ach! theurer Urbain, Dich allein liebe ich und auf der Stelle würde ich dieses schöne Schloß verlassen, wenn ich es ohne Dich bewohnen müßte! Doch mit einander vereinigt werden wir hier glücklich sein, obgleich es für uns Beide zu groß ist."

Von der Reise ermüdet, wirft sich Blanca auf das Bett. Bald schließt der Schlaf ihre Augenlieder; sie schlummert ruhig ein, sich unter Urbain's Dache glaubend.

Es ist vier Uhr, als sie erwacht. Vom Bette aufspringend, blickt sie zu allererst nach einer auf dem Kamine stehenden Pendel-

uhr. „Es ist noch lange bis Abend," sagt sie seufzend, „und was werde ich bis dahin machen ... Ich komme mir wie verloren vor in diesem schönen Schlosse! Wäre wenigstens Margarethe bei mir; wir würden von ihm sprechen und die Zeit verschwände weit schneller."

Ihre Augen im Zimmer herumwerfend erblickt sie eine kleine Thüre, die sie noch nicht bemerkt hatte; sie öffnet sie und befindet sich in einem Putzzimmer, wo man Alles, was einer eleganten Dame willkommen sein kann, vereinigt hat; allein Blanca betrachtet ein prachtvolles, mit Gegenständen der seltensten Schönheit versehenes Reisekästchen mit Gleichgültigkeit. Bei ihren Planen künftigen Glücks hatte sie bloß ein kleines Pachtgut, einen Stall, einen Taubenschlag und einen Garten im Auge gehabt, ihr Geist kann sich nicht daran gewöhnen, den Pachthof durch ein Schloß zu ersetzen. Sie verläßt das Putzzimmer und begibt sich in das erste Gemach ihrer Wohnung, wo sie einen Tisch sieht, der mit Allem, was den Appetit reizen kann, beladen ist. „Welche zuvorkommende Gefälligkeit!" sagt Blanca zu sich; „in der That, man behandelt mich wie eine Königin ... Urbain ohne Zweifel wird ihnen befohlen haben, mich mit aller dieser Aufmerksamkeit zu behandeln!"

Blanca klingelt und Marie tritt herein; allein sie ist von Germain begleitet, der die Bäuerin vor der Ankunft seines Herrn nicht aus dem Gesichte verlieren will, aus Furcht, sie möchte Blanca das, was man ihr noch verbergen will, entdecken.

„Ist dieses Gedeck für mich bestimmt?" fragt Blanca.

„Ja, Fräulein," erwidert Germain; „ich glaubte, Sie würden frühstücken wollen. Entschuldigen Sie es, daß man Ihnen nur damit aufwartet, allein wir waren nicht vorgesehen ..."

„Nur damit!... Sie scherzen ohne Zweifel! ... Man könnte zehn Personen damit bewirthen; bei Herrn Tonquet hatten wir beim Mittagessen nie mehr als zwei Gerichte."

Blanca setzt sich zu Tische, Germain bleibt in einiger Entfernung stehen, und Marie bedient sie, ohne den Mund zu öffnen, ihr aber eine Verbeugung machend, so oft sie ihr einen Teller gibt.

Diese vielen Umstände langweilen das junge Mädchen, das an eine einfache und nüchterne Lebensart gewöhnt ist. Sie steht bald vom Tische auf und äußert den Wunsch, sich im Parke zu ergehen. Alsbald führt sie Germain durch die Galerie und verschiedene Gänge auf eine Treppe, an deren Fuße man sich vor dem Eingang der Gärten befindet. Blanca athmet freier auf der Wiese als unter den mit Bildnerei gezierten Zimmerdecken des Schlosses. Sie verläßt die Ufer des Sees, durchwandert ein kleines Wäldchen und befindet sich bald in einem, nach englischer Art angelegten Theile des Parkes, dessen Baumgänge sich, tausend Windungen bildend, durchkreuzen; allein als Blanca sich umwendet, erblickt sie stets in einiger Entfernung Germain, der sie nicht aus den Augen verliert. „Er befürchtet ohne Zweifel, ich möchte mich verirren," sagt sie zu sich; „Alles das ist so groß, man könnte leicht den Rückweg nicht wieder finden."

Nach einem ziemlich langen Spaziergange kehrt Blanca in's Schloß zurück und Germain führt sie wieder bis in ihr Gemach, wo er sie fragt, um welche Stunde sie zu Mittag speisen wolle? „O, ich habe keinen Hunger," antwortet sie: „ich will lieber seine Ankunft erwarten und dann mit ihm zu Nacht speisen . . . denn er wird diesen Abend kommen . . . nicht wahr, mein Herr?"

„Ich denke," erwidert der Bediente, sich verbeugend, und entfernt sich, das liebenswürdige Kind traurig und in Nachdenken verloren zurücklassend; denn die Worte „ich denke," scheinen ihr ziemlich unzuverlässig.

Sie begibt sich auf einen der Balkone, die den See beherrschen, und hier, die Augen nach dem Horizont geheftet, überläßt sie sich ihren Gedanken und wünscht die Nacht herbei, die sie mit dem Gegenstand ihrer Liebe vereinigen soll.

Endlich vermag sie nicht mehr so weit in die Ferne zu blicken: ein leichter Nebel scheint zwischen die Gegenstände, welche das Auge noch immer sucht, zu treten; bald verkleinert sich die Aussicht, der Gesichtskreis verengt sich, endlich sieht man nur noch einige Schritte weit; jetzt empfindet Blanca eine süße Freude und verläßt den Balkon mit den Worten: „Nun ist es Nacht! . . . jetzt wird er kommen!“

Germain tritt in das Gemach und zündet mehrere Wachskerzen an. „Wenn er ankommt,“ sagt Blanca zu ihm, „so säumen Sie nicht, ihm zu sagen, daß ich hier sei . . . daß ich ihn erwarte.“

„Es wird seine erste Sorge sein, sich zu Ihnen zu begeben, mein Fräulein,“ erwidert der Bediente lächelnd; hierauf entfernt er sich mit der Bitte, Blanca möchte klingeln, wenn Sie irgend Etwas verlange.

Wäre Urbains Bild dem Geiste des jungen Mädchens nicht unaufhörlich gegenwärtig gewesen, so hätte sie vielleicht einige Furcht empfunden, da sie sich des Nachts allein an einem Orte sah, den sie kaum kannte, und mitten in einem Gemache, das ihr unermeßlich schien in Vergleichung mit dem kleinen Zimmer, das sie beim Barbier bewohnt hatte. Allein die Liebe ist das beste Mittel gegen die Furcht, und das junge Mädchen, das selbst mit einem Licht in der Hand nur zitternd in einen Keller hinabgestiegen wäre, wird sich auch ohne Licht sehr gerne dahin begeben, wenn es gewiß überzeugt ist, seinen Geliebten dort zu finden.

Blanca zählt die Stunden; die Pendeluhr hat neun Uhr geschlagen. „Er kann nicht länger zögern,“ sagt das liebenswürdige Kind zu sich, „vorausgesetzt, daß ihn nichts auf seinem Wege aufgehalten hat, und Herr Touquet sagte mir doch, er werde vor mir ankommen!“

Sie seufzt und macht einige Schritte in dem Zimmer, öffnet sodann ein Fenster, begibt sich auf den Balkon, betrachtet den

Wiederschein des Mondes in dem ruhigen Wasser des Sees und staunt über die Stille, die im Schlosse herrscht, wo Alles, wie auf dem Gemälde, das der Mond ihren Augen darbietet, zu schlafen scheint. Diese tiefe Ruhe verkündet Urbains Ankunft nicht, und in diesem Augenblicke hätte Blanca gewünscht, daß einiges Geräusch die Stille der Nacht zuweilen gestört hätte; um sich aber zu trösten, sagt sie zu sich: „Ich wohne vielleicht fern von dem Eingange des Schlosses; diese Wohnung ist so groß! . . . ich kann nicht hören, was in den andern Theilen des Gebäudes vorgeht."

Eine weitere Stunde verstreicht, und Unruhe und Traurigkeit bemächtigen sich der jungen Liebenden, die sich abwechslungsweise von ihrem Zimmer auf den Balkon begibt, dann die Thüre ihres Gemaches öffnet und einige Schritte in der Galerie macht. Freude und Hoffnung beleben ihre schönen Augen nicht mehr, und nur mit Mühe hält sie ihre Thränen zurück; sie sinkt in einen großen Lehnsessel, mit schluchzender Stimme die Worte sprechend: „Welches neue Unglück ist ihm denn begegnet?"

Allein plötzlich folgt auf die Stille, die im Schlosse herrschte, ein starkes Geräusch. Blanca erhebt sich, horcht und glaubt das Rollen eines Reisewagens, Pferdegetrappel und Hundegebell zu vernehmen. Bald drehen sich mehrere Thore auf ihren Angeln, andere werden mit Heftigkeit zugeschlagen.

„Er ist da! . . . er ist es!" ruft Blanca und ist im Begriff, in die Galerie hinauszueilen, um ihren Geliebten zu empfangen; allein diese Galerie ist nicht beleuchtet. Blanca kennt den Weg nicht, sie könnte in diesen geräumigen Gemächern verirren, sie thut also besser, in dem ihrigen zu warten.

Sie horcht noch immer; das Rasseln des Wagens hat aufgehört, allein noch immer vernimmt man Tritte, Stimmen, Thüren, die mit Geräusch geöffnet werden. „Unfehlbar ist Jemand angekommen," sagt Blanca zu sich, „und es kann Niemand sein als er; warum eilt er nicht zu mir?"

Sie ergreift die Klingel und zieht mehrmals; Niemand erscheint. Bestürzt, sich so verlassen zu sehen, will sie eine Wachskerze nehmen und sich in die Galerie wagen, als sich eilende Tritte vernehmen lassen. „Endlich ist er da!“ ruft sie. Sie eilt alsbald nach der Thüre und bleibt vor Ueberraschung und Schrecken regungslos stehen, als sie den Fremden vor sich sieht, der in der vergangenen Nacht bei dem Barbier erschienen war.

Der Marquis macht auf der Thürschwelle Halt und grüßt Blanca, ihr einen zärtlichen und zugleich ehrfurchtsvollen Blick zuwerfend. Blanca, kaum von ihrer Bestürzung zurückgekommen, blickt unruhig nach der Galerie und sagt zu dem Marquis mit rührender Stimme: „Ist Urbain nicht bei Ihnen?“

Blanca's Worte sind so süß, ihre Stimme drückt die Unruhe ihrer Seele so gut aus, daß sich Villebelle tief gerührt fühlt und vielleicht zum erstenmal Gewissensbisse wegen der Pein empfindet, die er dem jungen Mädchen verursachen wird. Blanca wiederholt ihre Frage in einem flehenden Tone, und der Marquis antwortet mit abgewendeten Augen: „Ich bin allein gekommen . . .“

„Ach, mein Herr, ich bitte Sie, sagen Sie mir, was ihm begegnet ist?“ ruft Blanca aus, sich dem Marquis nähernd und ihre Arme ängstlich nach ihm ausstreckend. Villebelle betrachtet sie, und in diesem Augenblicke schienen die verschiedenen Gefühle, welche das junge Mädchen bewegen, sie noch weit reizender zu machen: ihre Augen sind voll Feuer, ihr Mund, halb geöffnet, um wieder zu fragen, läßt zwei Reihen von Perlen sehen, und ihre Haare, die ungeordnet auf ihre Stirne herabfallen, verleihen der Engelsgestalt neue Reize. Der Marquis fühlt seine Gewissensbisse bei dem Anblicke so großer Reize verschwinden; überdies gewöhnt, die Tugend als Einbildung und die Beständigkeit als Narrheit zu betrachten, schmeichelt er sich, Blanca's Schmerz in Kurzem lindern zu können, und, da er sie nicht länger im Irrthum lassen will, fällt er ihr zu Füßen, indem er sagt: „Ver-

zeihen Sie mir, reizendes Mädchen, dieses Schloß gehört mir; Sie sind nicht bei Urbain, sondern bei einem Menschen, der Sie anbetet und Allem aufbieten wird, um Sie glücklich zu machen."

Blanca scheint diese Worte nicht zu begreifen; sie blickt den Marquis mit Entsetzen an und wiederholt: „Ich bin nicht bei Urbain? ... Aber, mein Herr, wo ist er denn?"

„Ich bekümmere mich sehr wenig um ihn, auch möchte ich ihm nicht rathen, Sie hier aufzusuchen."

„Mein Herr, ich muß zu Urbain gehen ... man irrte sich, als man mich hierherführte; ich sagte es ja immer ... Urbain konnte kein so großes Haus haben ... nicht wahr, mein Herr, Sie lassen mich sogleich wieder zurückbringen?"

„Nein, schönes Kind!... ich habe Sie entführen lassen und will Sie Niemand abtreten."

„Entführen! ... was sagen Sie ... Urbain hat sich geschlagen, er hat sich geflüchtet ... deßwegen bin ich mitten in der Nacht abgereist ..."

„Man mußte Ihnen dies wohl sagen, damit Sie gutwillig abreisten ..."

„O, mein Gott! ist es möglich ... Aber nein, mein Beschützer, Herr Touquet selbst hat mich in den Wagen steigen heißen ..."

„Ja, anbetungswürdige Blanca, es ist Ihr Beschützer, der ehrenwerthe Touquet, der meine Plane befördert und Sie meiner Liebe übergeben hat."

Blanca begreift endlich die schaudervolle Wahrheit: ihre Kniee zittern, die Rosen ihrer Gesichtsfarbe erbleichen, und ohne einen einzigen Schrei ausgestoßen zu haben, stürzt sie auf den Boden nieder. Glücklicher Weise fängt sie der Marquis in seinen Armen auf, trägt sie auf das Bett und klingelt heftig. Alsbald erscheint Germain.

„Schnell ... Hülfe!" sagt der Marquis lebhaft bewegt; „sie

ist ohne Bewußtsein . . . befindet sich kein Frauenzimmer in diesem Schlosse?"

„Doch, gnädiger Herr . . ."

Germain ruft Marie; die dicke Bäuerin eilt herbei. „Ich fordere Euch auf, alle Eure Aufmerksamkeit dieser jungen Dame zu widmen," sagt der Marquis zu ihr, „und sie keinen Augenblick zu verlassen. Wenn sie nicht schnell wieder zum Bewußtsein kommt, so eilet, es mir zu sagen."

„Gut, gut, gnädiger Herr," erwidert Marie, sich verbeugend, und Villebelle verläßt hierauf mit Germain das Gemach.

Der Marquis, durch die Eile ermattet, mit der er diese Reise von Paris gemacht hat, begibt sich in sein Zimmer und wirft sich auf ein Ruhebett. Während Germain ihm seine Reisekleider abnimmt, erkundigt er sich nach dem, was Blanca seit ihrer Ankunft gethan und gesprochen hat.

„Gnädiger Herr," erwidert Germain, „sie glaubte sich bei einem Herrn Urbain, und Ihrem Befehle zufolge habe ich sie in ihrem Irrthume gelassen."

„Sie scheint ihn mehr zu lieben, als ich glaubte," sagt Villebelle seufzend.

„O, gnädiger Herr, die Liebe eines jungen Mädchens! . . . ein großes Feuer, das von selbst erlöscht . . ."

„Ich wollte, Du sagtest die Wahrheit! . . . Aber Blanca gleicht den Frauen nicht, die ich bis jetzt gesehen habe. Sie besitzt eine Offenherzigkeit, eine Freimüthigkeit ... kurz ein gewisses Etwas, das Achtung gegen sie gebietet. Ich kann Dir nicht Alles sagen, was sie mir einflößt. Ihre Thränen würden mir auf das Herz fallen . . . durch Aufmerksamkeit, zuvorkommende Gefälligkeit und Liebe will ich über sie triumphiren. Es braucht vielleicht lange Zeit! dies gilt jedoch gleich: ich halte mich für fähig, meine Leidenschaft zu zügeln, mich Allem zu unterwerfen, was sie von mir verlangen wird. Du siehst es, Germain, ich bin wirklich ver-

liebt, denn ich erkenne mich nicht mehr, und bei Blanca werde ich, glaube ich, furchtsam sein wie ein Kind."

„Wir wollen sehen, ob das lange dauern wird, gnädiger Herr."

„Ach! Du begreifst nicht, was ich fühle! . . . Germain, Du wirst morgen früh nach Paris gehen; ich werde Dir so viel Geld mitgeben, als Du nöthig hast, um das Schönste, Neueste zurückzubringen, was Du an Putzwaaren, Stoffen und Juwelen auffinden kannst. Spare nichts, wofern es Blanca gefällt."

„Zählen Sie auf mich, gnädiger Herr."

„Was für Bediente sind in diesem Schlosse?"

„Der alte Schloßvogt, der sich nie vom Thore entfernt ... er hält sich für den Schirmvogt einer Citadelle; . . . seine Tochter Marie, die der gnädige Herr so eben gesehen hat, ist das einzige Frauenzimmer, das ich in dem Schlosse angetroffen habe."

„Ist sie im Stande, Blanca zu bedienen?"

„O ja, gnädiger Herr; sie ist ein wenig albern und ein wenig linkisch, allein treu und gehorsam . . : ihr Vater hat mir für sie gebürgt; übrigens scheint Fräulein Blanca keine Kammerfrau zu wollen."

„Ferner?"

„Der Gärtner, ein alter Einfaltspinsel, der nichts kennt als seine Pflanzen. Was die Dorfbewohner betrifft, deren er sich bedient, so kommen diese niemals in das Innere des Schlosses. Ach! ich vergaß, den alten Koch und Kellermeister, der, so viel ich habe sehen können, ein großer Trunkenbold ist, sich aber nie erlaubt, seine Küche zu verlassen und sich während der Abwesenheit seiner Herrschaft in die Keller einschließt."

„Es ist gut. Allein ich brauche hier Leute, die ein wachsames Auge auf Blanca haben, ohne daß sie es merkt, damit sie nicht entfliehen kann, wenn sie je den Plan dazu entwürfe, und ich habe von Paris zwei Lakaien mitgenommen, welche

Germain, der Bediente des Marquis, der zwei Stunden vor dem Wagen angekommen war, um dem Schloßvogt Befehle zu ertheilen und für Blanca eine Reihe Zimmer zubereiten zu lassen. „Hier ist das Ziel Ihrer Reise und Alles ist zu Ihrem Empfange angeordnet."

„Hier?" sagt Blanca, schnell aus dem Wagen springend und dann erstaunte Blicke um sich werfend. „Aber wo ist er denn?" wiederholt sie mit Unruhe.

„Er ist noch nicht angekommen, Madame," erwidert Germain, der von seinem Herrn den Befehl empfangen hat, Niemand zu nennen und das junge Mädchen in der Vorstellung zu bestärken, die sie sich von dieser Reise gemacht haben würde.

„Wie, er ist nicht angekommen! ... ich glaubte, er sei vor mir abgereist. Er ist also nicht geraden Weges hierher gekommen! ... Ach, ich begreife ... er fürchtete verfolgt zu werden und war daher genöthigt, sich zu verbergen und Umwege zu machen ..."

„Das ist es," antwortet der Diener lächelnd, „und ich glaube nicht, daß er vor Nacht ankommen wird."

„Armer Urbain, wie verdrießlich! ... Noch bis auf den Abend warten zu müssen ..."

„Wenn Sie mir folgen wollen, Madame, so werde ich Sie in die Gemächer führen, die man in der Eile für Sie eingerichtet hat."

„Ich bin keine Madame, ich heiße Blanca. Wir sind noch nicht verheirathet ... aber sobald er ankommt, hoffe ich seine Frau zu werden. Gehen Sie voran, mein Herr, ich folge Ihnen."

Der Bediente tritt in eine große Hausflur, steigt eine Marmortreppe hinauf und führt Blanca durch prächtige Galerien, die auf der einen Seite durch buntgemalte Glasfenster verschlossen sind, während auf der andern Seite die Wand mit Gemälden bedeckt ist, welche die anziehendsten Gegenstände der Mythologie darstellen.

Blanca wird nicht müde, Alles, was sich ihrem Anblicke

darbietet, zu betrachten: da sie sich von ihrem Erstaunen nicht erholen kann, bleibt sie stehen und sagt mit rührender Stimme zu Germain: „Mein Herr ... ich bitte Sie, sagen Sie mir die Wahrheit ... gehört diese herrliche Wohnung ihm?“

„Ja, Fräulein, dieses Schloß gehört ihm.“

„Ach, ich vermuthete nicht, daß es ein Schloß sei! ... Er sagte, er habe nur ein kleines Haus; dieses scheint mir unermeßlich. Allein man muß sehr reich sein, um ein solches Schloß zu besitzen, und Urbain bedauerte zuweilen, daß er kein großes Vermögen mit mir zu theilen habe.“

„Er hatte dabei die Absicht, Sie zu überraschen, mein Fräulein.“

„Der Bösewicht! ... reich oder arm, werde ich ihn nicht stets gleich sehr lieben! ... Mein Gott! ... wie großartig das ist ... diese Galerien ... diese schönen Säle ... wir werden uns hier verirren ... und wie wird Margarethe staunen! ... Mein Herr, gibt es Kühe, Kaninchen hier?“

„Es gibt Alles hier, was Sie verlangen, mein Fräulein.“

„Urbain hat mir eine schöne Kuh versprochen und ich will sie melken und aus der Milch Butter und Käse bereiten; das ist unterhaltend.“

Germain tritt ein wenig zurück, um ein Lächeln zu verbergen, das ihm auf den Lippen schwebt, denn der ländliche Geschmack des jungen Mädchens däucht dem Bedienten des großen Herrn sonderbar, aber bald öffnet er eine Thüre und sagt: „Dies ist die Wohnung, die man für Sie eingerichtet hat, mein Fräulein; wenn sie Ihnen nicht gefällt, steht es Ihnen frei, in dem Schlosse zu wählen; man wird sich beeilen, Ihre Befehle zu vollziehen.“

„O, mein Gott! jedes Zimmer ist mir recht,“ sagt Blanca, in ein reich möblirtes Gemach mit Spiegeln tretend, in denen man sich in Lebensgröße sehen kann. „Es ist nur zu schön hier,“ fährt sie fort, die Tapeten, die Draperien und die Kronleuchter des Zimmers betrachtend; hierauf tritt sie in ein zweites, mit dem-

vollem Prachtaufwande geschmücktes Gemach, in welchem sich ein Bett befindet, das seidene Umhänge mit silbernen Fransen umgeben.

„Wenn er hier wäre!“ sagt Blanca, einen Seufzer ausstoßend, „so würde mir Alles das besser gefallen. Und wohin gehen diese Fenster?“.

Germain beeilt sich, die Fenster zu öffnen, die insgesammt mit großen Balkonen versehen sind. Blanca tritt vor und kann sich nicht enthalten, einen Schrei des Entzückens auszustoßen, als sie einen See erblickt, der die Mauern des Schloßflügels, in welchem sich ihre Wohnung befindet, bespült. Der See dehnt sich über einen großen Wiesengrund aus und verliert sich in Felsen, von welchen das Wasser in ein unermeßliches Becken hinabstürzt. Auf der rechten Seite der Wiese bemerkt man Gebüsche und Haine, auf der andern Seite kreuzen sich Hügel, und die Aussicht verliert sich in eine ausgedehnte Landschaft, die ein reizendes Gemälde darbietet. „Ach, wie schön das ist!“ ruft Blanca, „die herrliche Aussicht!“

„Sie können sich jetzt noch keinen rechten Begriff davon bilden, mein Fräulein; wenn diese Felder wieder mit Grün bedeckt sein werden, dann erst wird diese Gegend Sie entzücken.“

„Ich möchte aber doch an allen diesen Orten, die ich erblicke, lustwandeln, auf dieser Wiese umhergehen und auf diesem See schiffen, dessen so rein scheinende Wellen diese Mauern bespülen.“

„Nichts leichter als das, mein Fräulein; Alles, was Sie sehen, gehört zum Schloßpark. Wenn Sie die Gärten besichtigen, den Park durchwandern, auf dem See umherschiffen wollen, so bin ich jeden Augenblick bereit, Sie zu begleiten.“

„Und wie, Alles das gehört Urbain?“

„Ja, Fräulein, Alles das gehört zum Schloß.“

Jedes Wort von Germain erhöht Blanca's Erstaunen, die nicht begreift, wie ihr gemüthlicher Freund sie in einem solchen Grade habe täuschen können, und doch die Verrätherei, deren

Opfer sie ist, nicht argwohnt. Der Bediente zieht eine Klingel; eine junge Bäuerin tritt in das Zimmer und begrüßt Blanca, die ihren Gruß mit Güte erwidert, auf eine linkische Weise.

„Mein Fräulein," sagt Germain, „dieses junge Mädchen wird Ihre Befehle vollziehen; sie wird Sie als Kammerfrau bedienen, wenn Sie ihre Dienste annehmen wollen."

„O, ich bediene mich selbst und habe Niemand nöthig; ich danke Ihnen."

„In jedem Falle wird Marie erscheinen, sobald Sie ihr klingeln werden. Sie werden nach den Beschwerden Ihrer Reise der Ruhe bedürfen, wir wollen uns entfernen . . ."

„Ja . . . da er doch vor Abend nicht ankommen wird, so will ich versuchen, ein wenig zu schlafen; die Zeit wird mir so weniger lang vorkommen . . ."

Germain gibt Marie ein Zeichen, die nach zwei weiteren Knicksen in seiner Begleitung das Gemach verläßt.

Als sich Blanca allein in ihrer neuen Wohnung sieht, wirft sie von Neuem erstaunte Blicke rund herum. Alles, was ihr seit dem Abend des vorigen Tages begegnet ist, scheint ihr ein Traum; sie bleibt vor den Möbeln, den Spiegeln stehen und murmelt seufzend: „Ihm gehört Alles das! . . . Warum aber dieses geheimnißvolle Wesen? . . . Er fürchtete vielleicht, man werde ihn bloß seines Vermögens wegen lieben? Ach! theurer Urbain, Dich allein liebe ich und auf der Stelle würde ich dieses schöne Schloß verlassen, wenn ich es ohne Dich bewohnen müßte! Doch mit einander vereinigt werden wir hier glücklich sein, obgleich es für uns Beide zu groß ist."

Von der Reise ermüdet, wirft sich Blanca auf das Bett. Bald schließt der Schlaf ihre Augenlieder; sie schlummert ruhig ein, sich unter Urbain's Dache glaubend.

Es ist vier Uhr, als sie erwacht. Vom Bette aufspringend, blickt sie zu allererst nach einer auf dem Kamine stehenden Pendel-

uhr. „Es ist noch lange bis Abend," sagt sie seufzend, „und was werde ich bis dahin machen . . . Ich komme mir wie verloren vor in diesem schönen Schlosse! Wäre wenigstens Margarethe bei mir; wir würden von ihm sprechen und die Zeit verschwände weit schneller."

Ihre Augen im Zimmer herumwerfend erblickt sie eine kleine Thüre, die sie noch nicht bemerkt hatte; sie öffnet sie und befindet sich in einem Putzzimmer, wo man Alles, was einer eleganten Dame willkommen sein kann, vereinigt hat; allein Blanca betrachtet ein prachtvolles, mit Gegenständen der seltensten Schönheit versehenes Reisekästchen mit Gleichgültigkeit. Bei ihren Planen künftigen Glücks hatte sie bloß ein kleines Pachtgut, einen Stall, einen Taubenschlag und einen Garten im Auge gehabt, ihr Geist kann sich nicht daran gewöhnen, den Pachthof durch ein Schloß zu ersetzen. Sie verläßt das Putzzimmer und begibt sich in das erste Gemach ihrer Wohnung, wo sie einen Tisch sieht, der mit Allem, was den Appetit reizen kann, beladen ist. „Welche zuvorkommende Gefälligkeit!" sagt Blanca zu sich; „in der That, man behandelt mich wie eine Königin . . . Urbain ohne Zweifel wird ihnen befohlen haben, mich mit aller dieser Aufmerksamkeit zu behandeln!"

Blanca klingelt und Marie tritt herein; allein sie ist von Germain begleitet, der die Bäuerin vor der Ankunft seines Herrn nicht aus dem Gesichte verlieren will, aus Furcht, sie möchte Blanca das, was man ihr noch verbergen will, entdecken.

„Ist dieses Gedeck für mich bestimmt?" fragt Blanca.

„Ja, Fräulein," erwidert Germain; „ich glaubte, Sie würden frühstücken wollen. Entschuldigen Sie es, daß man Ihnen nur damit aufwartet, allein wir waren nicht vorgesehen . . ."

„Nur damit! . . . Sie scherzen ohne Zweifel! . . . Man könnte zehn Personen damit bewirthen; bei Herrn Touquet hatten wir beim Mittagessen nie mehr als zwei Gerichte."

Blanca setzt sich zu Tische, Germain bleibt in einiger Entfernung stehen, und Marie bedient sie, ohne den Mund zu öffnen, ihr aber eine Verbeugung machend, so oft sie ihr einen Teller gibt.

Diese vielen Umstände langweilen das junge Mädchen, das an eine einfache und nüchterne Lebensart gewöhnt ist. Sie steht bald vom Tische auf und äußert den Wunsch, sich im Parke zu ergehen. Alsbald führt sie Germain durch die Galerie und verschiedene Gänge auf eine Treppe, an deren Fuße man sich vor dem Eingang der Gärten befindet. Blanca athmet freier auf der Wiese als unter den mit Bildnerei gezierten Zimmerdecken des Schlosses. Sie verläßt die Ufer des Sees, durchwandert ein kleines Wäldchen und befindet sich bald in einem, nach englischer Art angelegten Theile des Parkes, dessen Baumgänge sich, tausend Windungen bildend, durchkreuzen; allein als Blanca sich umwendet, erblickt sie stets in einiger Entfernung Germain, der sie nicht aus den Augen verliert. „Er befürchtet ohne Zweifel, ich möchte mich verirren," sagt sie zu sich; „Alles das ist so groß, man könnte leicht den Rückweg nicht wieder finden."

Nach einem ziemlich langen Spaziergange kehrt Blanca in's Schloß zurück und Germain führt sie wieder bis in ihr Gemach, wo er sie fragt, um welche Stunde sie zu Mittag speisen wolle? „O, ich habe keinen Hunger," antwortet sie: „ich will lieber seine Ankunft erwarten und dann mit ihm zu Nacht speisen . . . denn er wird diesen Abend kommen . . . nicht wahr, mein Herr?"

„Ich denke," erwidert der Bediente, sich verbeugend, und entfernt sich, das liebenswürdige Kind traurig und in Nachdenken verloren zurücklassend; denn die Worte „ich denke," scheinen ihr ziemlich unzuverlässig.

Sie begibt sich auf einen der Balkone, die den See beherrschen, und hier, die Augen nach dem Horizont geheftet, überläßt sie sich ihren Gedanken und wünscht die Nacht herbei, die sie mit dem Gegenstand ihrer Liebe vereinigen soll.

Endlich vermag sie nicht mehr so weit in die Ferne zu blicken: ein leichter Nebel scheint zwischen die Gegenstände, welche das Auge noch immer sucht, zu treten; bald verkleinert sich die Aussicht, der Gesichtskreis verengt sich, endlich sieht man nur noch einige Schritte weit; jetzt empfindet Blanca eine süße Freude und verläßt den Balkon mit den Worten: „Nun ist es Nacht! . . . jetzt wird er kommen!"

Germain tritt in das Gemach und zündet mehrere Wachskerzen an. „Wenn er ankommt," sagt Blanca zu ihm, „so säumen Sie nicht, ihm zu sagen, daß ich hier sei . . . daß ich ihn erwarte."

„Es wird seine erste Sorge sein, sich zu Ihnen zu begeben, mein Fräulein," erwidert der Bediente lächelnd; hierauf entfernt er sich mit der Bitte, Blanca möchte klingeln, wenn Sie irgend Etwas verlange.

Wäre Urbains Bild dem Geiste des jungen Mädchens nicht unaufhörlich gegenwärtig gewesen, so hätte sie vielleicht einige Furcht empfunden, da sie sich des Nachts allein an einem Orte sah, den sie kaum kannte, und mitten in einem Gemache, das ihr unermeßlich schien in Vergleichung mit dem kleinen Zimmer, das sie beim Barbier bewohnt hatte. Allein die Liebe ist das beste Mittel gegen die Furcht, und das junge Mädchen, das selbst mit einem Licht in der Hand nur zitternd in einen Keller hinabgestiegen wäre, wird sich auch ohne Licht sehr gerne dahin begeben, wenn es gewiß überzeugt ist, seinen Geliebten dort zu finden.

Blanca zählt die Stunden; die Pendeluhr hat neun Uhr geschlagen. „Er kann nicht länger zögern," sagt das liebenswürdige Kind zu sich, „vorausgesetzt, daß ihn nichts auf seinem Wege aufgehalten hat, und Herr Touquet sagte mir doch, er werde vor mir ankommen!"

Sie seufzt und macht einige Schritte in dem Zimmer, öffnet sodann ein Fenster, begibt sich auf den Balkon, betrachtet den

Wiederschein des Mondes in dem ruhigen Wasser des Sees und staunt über die Stille, die im Schlosse herrscht, wo Alles, wie auf dem Gemälde, das der Mond ihren Augen darbietet, zu schlafen scheint. Diese tiefe Ruhe verkündet Urbains Ankunft nicht, und in diesem Augenblicke hätte Blanca gewünscht, daß einiges Geräusch die Stille der Nacht zuweilen gestört hätte; um sich aber zu trösten, sagt sie zu sich: „Ich wohne vielleicht fern von dem Eingange des Schlosses; diese Wohnung ist so groß! . . . ich kann nicht hören, was in den andern Theilen des Gebäudes vorgeht."

Eine weitere Stunde verstreicht, und Unruhe und Traurigkeit bemächtigen sich der jungen Liebenden, die sich abwechslungsweise von ihrem Zimmer auf den Balkon begibt, dann die Thüre ihres Gemaches öffnet und einige Schritte in der Galerie macht. Freude und Hoffnung beleben ihre schönen Augen nicht mehr, und nur mit Mühe hält sie ihre Thränen zurück; sie sinkt in einen großen Lehnsessel, mit schluchzender Stimme die Worte sprechend: „Welches neue Unglück ist ihm denn begegnet?"

Allein plötzlich folgt auf die Stille, die im Schlosse herrschte, ein starkes Geräusch. Blanca erhebt sich, horcht und glaubt das Rollen eines Reisewagens, Pferdegetrappel und Hundegebell zu vernehmen. Bald drehen sich mehrere Thore auf ihren Angeln, andere werden mit Heftigkeit zugeschlagen.

„Er ist da! . . . er ist es!" ruft Blanca und ist im Begriff, in die Galerie hinauszueilen, um ihren Geliebten zu empfangen; allein diese Galerie ist nicht beleuchtet. Blanca kennt den Weg nicht, sie könnte in diesen geräumigen Gemächern verirren, sie thut also besser, in dem ihrigen zu warten.

Sie horcht noch immer; das Rasseln des Wagens hat aufgehört, allein noch immer vernimmt man Tritte, Stimmen, Thüren, die mit Geräusch geöffnet werden. „Unfehlbar ist Jemand angekommen," sagt Blanca zu sich, „und es kann Niemand sein als er; warum eilt er nicht zu mir?"

Sie ergreift die Klingel und zieht mehrmals; Niemand erscheint. Bestürzt, sich so verlassen zu sehen, will sie eine Wachskerze nehmen und sich in die Galerie wagen, als sich eilende Tritte vernehmen lassen. „Endlich ist er da!“ ruft sie. Sie eilt alsbald nach der Thüre und bleibt vor Ueberraschung und Schrecken regungslos stehen, als sie den Fremden vor sich sieht, der in der vergangenen Nacht bei dem Barbier erschienen war.

Der Marquis macht auf der Thürschwelle Halt und grüßt Blanca, ihr einen zärtlichen und zugleich ehrfurchtsvollen Blick zuwerfend. Blanca, kaum von ihrer Bestürzung zurückgekommen, blickt unruhig nach der Galerie und sagt zu dem Marquis mit rührender Stimme: „Ist Urbain nicht bei Ihnen?“

Blanca's Worte sind so süß, ihre Stimme drückt die Unruhe ihrer Seele so gut aus, daß sich Villebelle tief gerührt fühlt und vielleicht zum erstenmal Gewissensbisse wegen der Pein empfindet, die er dem jungen Mädchen verursachen wird. Blanca wiederholt ihre Frage in einem flehenden Tone, und der Marquis antwortet mit abgewendeten Augen: „Ich bin allein gekommen . . .“

„Ach, mein Herr, ich bitte Sie, sagen Sie mir, was ihm begegnet ist?“ ruft Blanca aus, sich dem Marquis nähernd und ihre Arme ängstlich nach ihm ausstreckend. Villebelle betrachtet sie, und in diesem Augenblicke schienen die verschiedenen Gefühle, welche das junge Mädchen bewegen, sie noch weit reizender zu machen: ihre Augen sind voll Feuer, ihr Mund, halb geöffnet, um wieder zu fragen, läßt zwei Reihen von Perlen sehen, und ihre Haare, die ungeordnet auf ihre Stirne herabfallen, verleihen der Engelsgestalt neue Reize. Der Marquis fühlt seine Gewissensbisse bei dem Anblicke so großer Reize verschwinden; überdies gewöhnt, die Tugend als Einbildung und die Beständigkeit als Narrheit zu betrachten, schmeichelt er sich, Blanca's Schmerz in Kurzem lindern zu können, und, da er sie nicht länger im Irrthum lassen will, fällt er ihr zu Füßen, indem er sagt: „Ver-

zeihen Sie mir, reizendes Mädchen, dieses Schloß gehört mir; Sie sind nicht bei Urbain, sondern bei einem Menschen, der Sie anbetet und Allem aufbieten wird, um Sie glücklich zu machen."

Blanca scheint diese Worte nicht zu begreifen; sie blickt den Marquis mit Entsetzen an und wiederholt: „Ich bin nicht bei Urbain? . . . Aber, mein Herr, wo ist er denn?"

„Ich bekümmere mich sehr wenig um ihn, auch möchte ich ihm nicht rathen, Sie hier aufzusuchen."

„Mein Herr, ich muß zu Urbain gehen . . . man irrte sich, als man mich hierherführte; ich sagte es ja immer . . . Urbain konnte kein so großes Haus haben . . . nicht wahr, mein Herr, Sie lassen mich sogleich wieder zurückbringen?"

„Nein, schönes Kind! ... ich habe Sie entführen lassen und will Sie Niemand abtreten."

„Entführen! . . . was sagen Sie . . . Urbain hat sich geschlagen, er hat sich geflüchtet . . . deßwegen bin ich mitten in der Nacht abgereist . . ."

„Man mußte Ihnen dies wohl sagen, damit Sie gutwillig abreisten . . ."

„O, mein Gott! ist es möglich . . . Aber nein, mein Beschützer, Herr Touquet selbst hat mich in den Wagen steigen heißen . . ."

„Ja, anbetungswürdige Blanca, es ist Ihr Beschützer, der ehrenwerthe Touquet, der meine Plane befördert und Sie meiner Liebe übergeben hat."

Blanca begreift endlich die schaudervolle Wahrheit: ihre Kniee zittern, die Rosen ihrer Gesichtsfarbe erbleichen, und ohne einen einzigen Schrei ausgestoßen zu haben, stürzt sie auf den Boden nieder. Glücklicher Weise fängt sie der Marquis in seinen Armen auf, trägt sie auf das Bett und klingelt heftig. Alsbald erscheint Germain.

„Schnell . . . Hülfe!" sagt der Marquis lebhaft bewegt; „sie

ist ohne Bewußtsein . . . befindet sich kein Frauenzimmer in diesem Schlosse?“

„Doch, gnädiger Herr . . .“

Germain ruft Marie; die dicke Bäuerin eilt herbei. „Ich fordere Euch auf, alle Eure Aufmerksamkeit dieser jungen Dame zu widmen,“ sagt der Marquis zu ihr, „und sie keinen Augenblick zu verlassen. Wenn sie nicht schnell wieder zum Bewußtsein kommt, so eilet, es mir zu sagen.“

„Gut, gut, gnädiger Herr,“ erwidert Marie, sich verbeugend, und Villebelle verläßt hierauf mit Germain das Gemach.

Der Marquis, durch die Eile ermattet, mit der er diese Reise von Paris gemacht hat, begibt sich in sein Zimmer und wirft sich auf ein Ruhebett. Während Germain ihm seine Reisekleider abnimmt, erkundigt er sich nach dem, was Blanca seit ihrer Ankunft gethan und gesprochen hat.

„Gnädiger Herr,“ erwidert Germain, „sie glaubte sich bei einem Herrn Urbain, und Ihrem Befehle zufolge habe ich sie in ihrem Irrthume gelassen.“

„Sie scheint ihn mehr zu lieben, als ich glaubte,“ sagt Villebelle seufzend.

„O, gnädiger Herr, die Liebe eines jungen Mädchens! . . . ein großes Feuer, das von selbst erlöscht . . .“

„Ich wollte, Du sagtest die Wahrheit! . . . Aber Blanca gleicht den Frauen nicht, die ich bis jetzt gesehen habe. Sie besitzt eine Offenherzigkeit, eine Freimüthigkeit ... kurz ein gewisses Etwas, das Achtung gegen sie gebietet. Ich kann Dir nicht Alles sagen, was sie mir einflößt. Ihre Thränen würden mir auf das Herz fallen . . . durch Aufmerksamkeit, zuvorkommende Gefälligkeit und Liebe will ich über sie triumphiren. Es braucht vielleicht lange Zeit! dies gilt jedoch gleich: ich halte mich für fähig, meine Leidenschaft zu zügeln, mich Allem zu unterwerfen, was sie von mir verlangen wird. Du siehst es, Germain, ich bin wirklich ver-

liebt, denn ich erkenne mich nicht mehr, und bei Blanca werde ich, glaube ich, furchtsam sein wie ein Kind."

„Wir wollen sehen, ob das lange dauern wird, gnädiger Herr."

„Ach! Du begreifst nicht, was ich fühle! . . . Germain, Du wirst morgen früh nach Paris gehen; ich werde Dir so viel Geld mitgeben, als Du nöthig hast, um das Schönste, Neueste zurückzubringen, was Du an Putzwaaren, Stoffen und Juwelen auffinden kannst. Spare nichts, wofern es Blanca gefällt."

„Zählen Sie auf mich, gnädiger Herr."

„Was für Bediente sind in diesem Schlosse?"

„Der alte Schloßvogt, der sich nie vom Thore entfernt ... er hält sich für den Schirmvogt einer Citadelle; . . . seine Tochter Marie, die der gnädige Herr so eben gesehen hat, ist das einzige Frauenzimmer, das ich in dem Schlosse angetroffen habe."

„Ist sie im Stande, Blanca zu bedienen?"

„O ja, gnädiger Herr; sie ist ein wenig albern und ein wenig linkisch, allein treu und gehorsam . . : ihr Vater hat mir für sie gebürgt; übrigens scheint Fräulein Blanca keine Kammerfrau zu wollen."

„Ferner?"

„Der Gärtner, ein alter Einfaltspinsel, der nichts kennt als seine Pflanzen. Was die Dorfbewohner betrifft, deren er sich bedient, so kommen diese niemals in das Innere des Schlosses. Ach! ich vergaß, den alten Koch und Kellermeister, der, so viel ich habe sehen können, ein großer Trunkenbold ist, sich aber nie erlaubt, seine Küche zu verlassen und sich während der Abwesenheit seiner Herrschaft in die Keller einschließt."

„Es ist gut. Allein ich brauche hier Leute, die ein wachsames Auge auf Blanca haben, ohne daß sie es merkt, damit sie nicht entfliehen kann, wenn sie je den Plan dazu entwürfe, und ich habe von Paris zwei Lakaien mitgenommen, welche

diesem Amte gut vorstehen werden. Ach! Germain, wenn ich es dahin bringe, daß mich Blanca liebt, wie glücklich werde ich mich alsdann schätzen! ... Allein ich bin begierig zu wissen, wie sie sich befindet ... gehe hinab ... rufe Marie ... ich kann diese Unruhe nicht länger ertragen."

Germain geht allein, bald kehrt er mit der jungen Bäuerin, die Blanca bereits verlassen hatte, zurück. „Nun, wie befindet sie sich gegenwärtig?" fragt der Marquis.

„Diese junge Dame, gnädiger Herr?"

„Ei, ohne Zweifel."

„O, sie ist bereits seit einiger Zeit wieder zu sich gekommen, gnädiger Herr."

„Und was hat sie gesagt?"

„„Was sie gesagt habe? ... Ah, wahrlich, gnädiger Herr, eine Masse Sachen, die ich gar nicht habe verstehen können ... Doch halt, ich besinne mich; sie hat mich gefragt, ob es wahr sei, daß Sie der Herr vom Schlosse seien; hierauf habe ich ihr gesagt: ja!... dann fing sie an zu weinen..."

„Sie weint?"

„O ja, gnädiger Herr, sie thut nichts als das... und dann hat sie mich um Ihren Namen gefragt . . ."

„Was habt Ihr geantwortet?"

„Ei, ich habe ihr gesagt, Sie nennen sich der Herr Marquis ..."

„Sie hat keine andere Fragen an Euch gemacht?"

„Nein, gnädiger Herr."

„Und warum habt Ihr sie verlassen?"

„Gnädiger Herr, sie hat mir gesagt, es würde ihr Vergnügen machen, wenn ich fortginge."

Der Marquis winkt, ihn allein zu lassen: er will sich ohne Zeugen seinen Gefühlen überlassen. Er ist erfreut, Blanca in seinem Schlosse zu haben; allein der Schmerz, den sie fühlt, stört sein Glück. Er wagt es nicht, jetzt schon zu ihr zurückzu-

kehren und hält es für angemessener, die ersten Augenblicke ihres Schmerzes vorübergehen zu lassen. Er wirft sich auf sein Bett und sucht dort Ruhe; allein die Ruhe flieht seine Augenlider: Blanca's Bild schwebt unaufhörlich vor seinen Augen und mit ihm erneuert sich die Erinnerung an die vielen Verirrungen seiner Jugend, die er vergebens aus seiner Seele zu verjagen sucht.

Während Villebelle sich bemüht, seine Schlaflosigkeit und Gemüthsbewegung nur der Liebe zuzuschreiben, bringt Blanca die Nacht, die sie mit so großer Ungeduld erwartet hatte, in Thränen zu. Ueberzeugt endlich, daß sie sich in der Macht eines Menschen befindet, dem sie der Barbier überliefert hat, fühlt sie alle Schrecken ihrer Lage; allein von Margarethe dazu angehalten, ihr Vertrauen auf das höchste Wesen zu setzen und an seiner Macht nicht zu zweifeln, schickt sie Gebete gen Himmel und bittet ihn flehentlich, sie wieder mit Urbain zu vereinigen. Auf den Knieen, die Hände gen Himmel erhoben und ihre Augen in Thränen gebadet, bringt sie einen Theil der Nacht und die Morgenzeit zu.

Marie kommt, ihre Befehle einzuholen. Blanca will nichts, wünscht nichts als ihre Freiheit, und statt aller Antwort bringt ihr Marie das Frühstück. Nach Verfluß einer Stunde tritt der Marquis in das Gemach. Blanca hat ihn nicht gesehen; sie sitzt, den Kopf auf eine ihrer Hände gestützt, da, und scheint in ihren Schmerz versunken.

Villebelle gibt Marie ein Zeichen, sich zu entfernen. Stillschweigend betrachtet er das junge Mädchen, das seit dem Abend des vorigen Tages in Verzweiflung ist, weil sie hübsch ist und das Unglück gehabt hat, einem reichen und mächtigen Manne zu gefallen, der von der Meinung befangen ist, man müsse sich noch glücklich fühlen, seine Leidenschaften zu befriedigen.

Indessen macht die Veränderung, die seit dem vorigen Tage mit Blanca's Gesichtszügen vorgegangen ist, so wie ihre rothen

und noch thränenvollen Augen einen peinlichen Eindruck auf den großen Herrn. Er würde lieber Vorwürfe ertragen, als diesen stummen Schmerz ansehen, und macht einige Schritte, damit sein Schlachtopfer seine Gegenwart bemerken möge.

Blanca schlägt die Augen auf, blickt den Marquis an, zeigt bloß eine leichte Unruhe und läßt ihren Kopf auf ihre Hand zurücksinken. Villebelle hatte Klagen und Ausrufe erwartet; erstaunt über dieses Stillschweigen nimmt er einen Sessel und setzt sich neben Blanca, die fortwährend schweigt und Thränen vergießt.

„Sie fühlen sich also sehr unglücklich?“ sagt endlich der Marquis mit Rührung, und Blanca antwortet schluchzend, aber mit dem sanften Tone, der sie nie verläßt: „Ja, mein Herr.“

„Können Sie sich nach dem düstern Hause des Barbiers sehnen, wo Sie kein einziges Vergnügen genossen?“

„Nicht das Haus ist es, wornach ich mich sehne, mein Herr!“

„Hier wird es bloß von Ihnen abhängen, die glücklichste Frau zu sein: alle Ihre Wünsche werden hier Gesetze sein, Sie werden den schönsten Putz, die reichsten Juwelen haben . . .“

„Davon will ich nichts, mein Herr.“

„Sie werden nicht immer so denken, liebenswürdiges Kind; geboren um zu gefallen, um die Herzen zu fesseln, will ich, daß Sie einst durch Ihre Reize und Ihren geschmackvollen Anzug Alles verdunkeln, was Paris an verführerischen Schönheiten enthält.“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.“

„Vergessen Sie die in der Einsamkeit verlebten Jahre, um ein neues Leben zu beginnen . . . Diese Wohnung wird ein Ort des Entzückens für Sie werden. Die Feste, die Vergnügungen werden hier ohne Unterbrechung auf einander folgen, sobald Ihre schönen Augen meine Bemühungen durch ein Lächeln belohnen werden. Der Barbier war Ihrer Freundschaft nicht würdig: dieser Elende hatte Sie bloß aus Eigennutz erzogen; Sie können Ihr Herz von jeder Erkenntlichkeit freisprechen. Was jenen jungen

Menschen betrifft, mit dem er Sie verheirathen wollte, um Sie sich vom Halse zu schaffen, so war er ein Kind, wie man mir gesagt hat; er wird Sie bald vergessen."

„Urbain mich vergessen?" ruft Blanca aus, eine krampfhafte Bewegung machend; dann sinkt sie auf ihren Sessel zurück, in ruhigerem Tone sagend: „Nein, mein Herr, Urbain wird mich nicht vergessen, denn ich fühle es, daß ich ihn immer lieben werde, und unsere beiden Herzen hatten nur einen Gedanken."

Der Marquis erhebt sich verdrießlich, schreitet einige Male im Zimmer auf und nieder und sagt nach einigen Augenblicken: „Es ist jedoch nutzlos, mein Fräulein, ein Gefühl zu nähren, das fortan hoffnungslos ist; denn Sie werden diesen Urbain, den ich verabscheue, ohne ihn zu kennen, nie wiedersehen."

Blanca blickt mit flehenden Blicken zu dem Marquis auf, nähert sich ihm, fällt auf ihre Kniee nieder und sagt mit schluchzender Stimme: „Mein Herr, was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich so quälen?... Wenn ich mich, ohne es zu wissen, eines Vergehens schuldig gemacht habe, so verzeihen Sie mir, ich bitte Sie; aber trennen Sie mich nicht von Urbain."

„Stehen Sie auf!" sagt Villebelle, seiner Gemüthsbewegung wider Willen nachgebend. „Nein, Sie sind nicht strafbar, reizendes Mädchen, sondern ich... ich allein!... Ja, ich bin ein Ungeheuer, daß ich Ihre Thränen fließen mache . . . Ach! warum habe ich Sie gesehen? . . . allein Sie sind so bezaubernd . . ."

„Mein Herr, hat man das Recht, ein Mädchen einzuschließen, weil man es reizend findet?... Man wird Sie dafür strafen, weil Sie mich in Ihrem Schloß gefangen halten; das kann nicht erlaubt sein. Hat man, wenn man ein großer Herr ist, das Recht, arme Leute nach seiner Willkür zu quälen? ... O mein Gott!... und Margarethens Talisman, der mich vor jeder Gefahr bewahren sollte ... Arme Margarethe! ach! wenn Du wüßtest, wie unglücklich ich bin!"

Der Marquis fühlt keine Kraft mehr in sich, den Thränen des jungen Mädchens zu widerstehen.

„Wohlan," sagt er, sich gegen Blanca hinneigend, „weil es wahr ist, daß Sie mich hassen . . . weil ich Ihnen nur ein Gegenstand des Schreckens bin . . ."

„Ich Sie hassen?" sagt das naive Kind, ihre sanften Blicke auf ihn heftend; „o nein, mein Herr, glauben Sie dies nicht!... Trotz alles Kummers, den Sie mir verursachen, ich weiß selbst nicht, wie es geschieht, allein ich glaube, daß es mir Freude machen würde, Ihnen zu verzeihen ... ich glaube selbst, daß ich Sie lieben würde . . ."

„Sie mich lieben, himmlisches Mädchen!" ruft der Marquis, den diese Worte wonnetrunken machen. „O Himmel! . . . wäre es möglich! ... und ich, der ich einwilligen wollte ... Ach, niemals! eher sterben, als Sie verlieren, Sie einem Andern abtreten ... Sie haben mich ein Glück ahnen lassen, dessen bloßer Gedanke mich entzückt. Blanca, theure Blanca! . . . ich werde Alles thun, um mich der Liebe, die Sie mich hoffen lassen, würdig zu zeigen . . . allein auf Sie verzichten . . . ach, dies ist fortan unmöglich!... Ich will mich entfernen, um diese Thränen, die mich mit Abscheu gegen meine Liebe erfüllten, nicht mehr zu sehen!"

Villebelle entfernt sich eilig; Blanca blickt ihm staunend nach, das Entzücken, das er so eben an den Tag gelegt hat, nicht im Mindesten begreifend. Sie ist weit entfernt, zu ahnen, wie sie ihre Fesseln noch enger dadurch geschmiedet, daß sie dem Marquis eingestanden hat, sie könnte einige Freundschaft für ihn fühlen; ihr reines Herz kennt keine Verstellung, und das Gefühl, dessen sie für den Marquis fähig wäre, ist so verschieden von der Liebe, die sie zu Urbain hat, daß sie nichts Schlimmes dabei sieht, es an den Tag kommen zu lassen. Allein Villebelle weiß in diesem aufrichtigen Herzen nicht zu lesen; er bildet sich ein,

das liebenswürdige Kind sei nicht abgeneigt, seine Liebe zu erwidern, und zweifelt nicht mehr, daß es ihm gelingen werde, Urbain bei ihr in Vergessenheit zu bringen.

Der Tag verfließt, ohne daß der Marquis von Neuem bei Blanca erscheint. Diese sucht wieder Muth zu fassen, da sie sich nicht überzeugen kann, daß der Marquis die Absicht habe, sie gefangen zu halten, und empfiehlt sich ihrem Talisman, damit er ihren Aufenthalt im Schlosse verkürzen möge.

Nachmittags erkundigt sich Blanca bei Marie nach dem Wege in den Park, und die dicke Bäuerin beeilt sich, sie bis an den Eingang zu führen, wo sie sie mit einer Verbeugung verläßt. Ungeachtet ihres einfältigen Aussehens begreift die Bäuerin, daß ihr Herr in das schöne Fräulein verliebt ist; sie hat die rothen Augen Blanca's bemerkt und ihre schweren Seufzer gehört, und sie verlassend, sagt sie zu sich: „Ei! wenn der gnädige Herr in mich verliebt wäre, ich würde nicht weinen... ganz das Gegentheil!“

Blanca, allein in dem Park, beschäftigt sich dennoch nicht mit dem Gedanken, ihre Freiheit wieder zu bekommen; unbekannt mit den Wegen und ohne Kenntniß des Landes und der Entfernung, in der sie sich von Paris befindet, fühlt sie, daß es ihr unmöglich sein würde, sich zu entfernen, ohne bald wieder in die Gewalt des Marquis zu fallen; sie ist daher entschlossen, zu warten, bis der Marquis sie ihrem Geliebten zurückgibt; sie hält ihn nicht für fähig, sie stets gefangen zu halten, und erräth noch nicht alle Gefahren, denen sie in dem Schlosse preisgegeben ist.

Benachrichtigt, daß Blanca in dem Parke ist, säumt Villebelle nicht, sie daselbst aufzusuchen; fast mit einem Lächeln empfängt ihn Blanca, und obgleich ihre Gesichtszüge eine unveränderliche Traurigkeit ausdrücken, so plaudert sie doch mit ihm über die sie umgebenden Gegenstände und antwortet ihm mit ihrer gewohnten Anmuth und Milde. Dieses Betragen scheint dem Marquis so außerordentlich, daß er Blanca mit eben so viel

Erstaunen, als Liebe betrachtet. Weit entfernt jedoch, daß ihre Sanftmuth ihn kühn machte, fühlt er vielmehr eine weit tiefere Achtung für sie; er wagt es nicht, sie von seiner Liebe zu unterhalten, und nicht begreifend, durch welche Macht ein Kind ihm Ehrfurcht einflößt, geht er zuweilen stumm und nachdenkend neben ihr her.

Den folgenden Tag trägt Marie die Gegenstände, die Germain in Paris eingekauft hat, in Blanca's Gemach. Sie bestehen in einer Menge jener bezaubernden Kleinigkeiten, die erfunden wurden, damit reiche Leute ihr Geld desto leichter verschwenden können. Die dicke Bäuerin geräth bei jedem Gegenstande in Entzücken, während Blanca kaum einen Blick auf die Geschenke wirft.

Der Marquis kommt, seine schöne Gefangene zu besuchen, und bemerkt, daß man seine Geschenke nicht berührt hat. „Sie verschmähen also, was mir so viel Vergnügen macht, Ihnen anzubieten," sagt er zu Blanca.

„Ich will nichts von Allem dem," antwortet sie seufzend. „Um Urbain zu gefallen, bedurfte ich dieses Schmuckes nicht; was würde er sagen, wenn er ihn an mir sähe?"

„Immer Urbain! ... Sagte ich Ihnen nicht, Fräulein, daß Sie ihn nimmer sehen würden . . ."

„Ja ... allein ich halte Sie nicht für so bösartig, als Sie scheinen wollen; wozu würde es Ihnen nützen, mir immer Kummer zu machen?"

„Blanca, Sie haben mir bekannt, daß Sie nicht abgeneigt seien, mich zu lieben . . ."

„In der That, und ich fühle das noch. Bei Urbain und Ihnen würde ich mich sehr glücklich fühlen."

„Kann ich also nicht hoffen, daß es mir durch fortgesetzte Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit gelingen werde, Sie Ihre erste Neigung vergessen zu machen und mich in den alleinigen Besitz Ihres Herzens zu setzen?"

„Sie verstehen mich nicht, mein Herr: ich liebe Urbain als meinen Geliebten, meinen Gatten, und Sie ... ich wollte ... ich weiß nicht ... es scheint mir, daß ich Sie mit Vergnügen meinen Bruder .... oder meinen Vater nennen würde.“

Dieses Geständniß befriedigt Villebelle nicht ganz; allein er hofft Alles von der Zeit und der Beständigkeit seiner Aufmerksamkeiten. Gegen Abend begibt sich Blanca von Neuem in den Park, und, wie den Tag zuvor, verfügt sich der Marquis zu ihr. Er geht neben ihr spazieren und fühlt seine Liebe für dieses bezaubernde Mädchen jeden Augenblick sich vergrößern. Der Marquis erkennt sich nicht mehr: dieser Wüstling, dieser Verführer, der über die widerspenstigsten Schönheiten triumphirt hat, ist blöde und furchtsam bei einem Kind geworden, das keine andere Schutzwehr hat, als seine Unschuld und Tugend.

Zwölf Tage sind verflossen, seit sich Blanca in dem Schlosse zu Sarcus befindet, und sie haben ihre Lage nicht verändert. Jeden Morgen stattet ihr der Marquis seinen Besuch ab; aber sich dem Kummer überlassend, den ihr die Trennung von ihrem Geliebten verursacht, läßt das liebenswürdige Kind seine Thränen fließen, und der Marquis entfernt sich schnell. Des Abends gehen sie mit einander in dem Park spazieren, aber häufig schweigend, oder bloß einige Worte wechselnd; Blanca träumt von Urbain, und Villebelle, zufrieden, um sie zu sein, hat noch keine frevelhaften Plane entworfen.

Nach Verfluß dieser Zeit brachte dem Marquis eine Botschaft von Paris die Nachricht, daß sich sein Oheim sehr übel befinde und ihn vor seinem Tode zu sehen wünsche. Villebelle, der einzige Erbe dieses sehr reichen Verwandten, kann nicht umhin, sich diesem Wunsche zu fügen, und entschließt sich, obgleich ungerne, Blanca auf einige Tage zu verlassen. Er nimmt Germain mit sich; allein die Bedienten, die er im Schloß läßt, haben ihre Verhaltungsbefehle erhalten, und es ist ihm nicht bange, daß

seine Gefangene entfliehen werde. Ueberdies verräth die traurige Blanca durch nichts die Absicht, sich zu flüchten. Der Marquis hält es nicht für angemessen, das junge Mädchen von seiner Abreise in Kenntniß zu setzen, und verliebter als je verläßt er das Schloß mit dem Vorsatze, seine Rückreise zu beschleunigen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Zusammentreffen. — Plan zur Rache.

Wir haben Urbain verlassen, als er im Begriff war, sich auf einen Stein niederzusetzen und durch das Geschrei eines Menschen zurückgehalten wurde, der an diesem Orte lag, und den der junge Student nicht bemerkt hatte. An den Worten, die dieses Individuum sagte, hat man bereits Chandoreille erkannt, der an dem Orte geblieben war, wo ihn die Räuber verlassen hatten.

Urbain hat eine Bewegung der Ueberraschung gemacht; allein unzugänglich für ein Gefühl des Schreckens, setzt er sich auf den Stein mit den Worten: „Verzeihung, mein Herr, ich hatte Sie nicht bemerkt.“

Chandoreille richtet sich mit der Hälfte seines Körpers auf, betrachtet Urbain und fängt an, sich zu beruhigen. Was konnte er übrigens noch fürchten? Seine Kleidung hatte die Räuber nicht lüstern gemacht; man hatte ihm in Wahrheit seinen Roland gelassen; allein man hatte sich überzeugt, daß er in seinen Händen nicht gefährlich war.

„Ach, zum Henker! Sie haben mich aufgeweckt, mein Kamerad ... und ich träumte einen herrlichen Traum! ... Ich hatte die zweitausend Livres in Gold noch in meiner Tasche, und das Erwachen ruft mir die traurige Wirklichkeit zurück!... Ach! tausend Millionen Knebelbärte! ... die Schurken, die Nichtswürdigen! sie haben mir Alles genommen ... Ich mag mich be-

tasten, wie ich will... ich besitze keinen Heller mehr!... O Tod! o Wuth! o Verzweiflung!“

Chaudoreille wirft sich von Neuem zur Erde nieder und reißt sich zwei oder drei Haare aus seinem Knebelbarte aus. Endlich, da er findet, daß er dadurch nicht wieder in den Besitz seiner Thaler kommt, beruhigt er sich und betrachtet Urbain von Neuem, der tiefe Seufzer ausstößt, ohne, wie es scheint, die Verzweiflung des armen Beraubten zu beachten.

„Zum Henker! das ist eine sehr wortkarge Person,“ sagt der Gasconier zu sich; dann wendet er sich noch einmal an Urbain. „Ich wette, daß man Sie ebenfalls bestohlen hat, mein Kamerad? Diese Stadt ist ein wahrer Sammelplatz von Spitzbuben und Banditen; ein ehrlicher Mann kann nur noch inmitten einer Patrouille sicher spazieren gehen, und auch der Wache würde ich mich nicht einmal anvertrauen!... Ach! das verwünschte Theater ist die Ursache meines Unglücks! Elende Gaukler im Hôtel von Bourgogne sollen es wagen dürfen, sich über einen Edelmann von meiner Abkunft lustig zu machen!... Ah! Freund Turlupin, ich werde Dich wiederfinden: morgen schon werde ich bei dem Kriminalrichter eine Klage einreichen und alle Gautier-Garguille in ein Kerkerloch werfen lassen. Aber ach! wer wird mir meine zweihundert Pistolen zurückgeben? Ich wette, daß Sie nicht so viel bei sich hatten, Kamerad?... nicht wahr?... Zum Henker! Sie seufzen, als ob man Ihnen die Thürme von Notre-Dame gestohlen hätte! Sind Sie wohl auch in einer Sänfte beraubt worden?“

Statt aller Antwort stößt Urbain einen tiefen Seufzer aus und murmelt: „Ach!... habe ich sie denn auf immer verloren?“

„Ich wußte es wohl,“ sagt Chaudoreille zu sich, „er hat seine Börse verloren... oder vielmehr, man hat sie ihm genommen. Kamerad, haben Sie sie in dieser Gegend der Stadt verloren?“

Urbain blickt ihn überrascht an und antwortet endlich: „Ich weiß nicht, wo sie sein mag ... seit acht Stunden laufe ich in Paris umher ... ich bin nicht weiter gekommen!“

„Wenn Sie wenigstens eine Laterne hätten ... diese würde Ihnen das Geschäft erleichtern. War sie von großem Umfange?... Wenn wir sie voll wiederfinden, Kamerad, halb Part ... Abgemacht!“

Urbain springt auf, faßt Chauboreille bei der Kehle, drückt ihn fest an den Boden und ruft aus: „Elender! Du wagst es, meinen Scherz zu verspotten ... Wenn ich nur meinem Zorne folgte ...“

„Ach, Gnade! folgen Sie ihm doch nicht... ich bitte Sie... o weh ... ich kann nicht mehr. Was für ein Teufel von Mensch sind Sie? ... Kommen Sie von dem Schlosse Bauvert? ... Weil ich Ihnen helfen will, Ihre Börse, die Sie verloren haben, zu suchen, wollen Sie mich erdrosseln ...“

„Meine Börse? ... Wie! Sie sprachen von Geld?“

„Kann ich von etwas Anderem sprechen ... nachdem ich so viel gehabt habe!“

„Ach, Verzeihung, mein Herr, wir verstanden uns nicht...“

„Dies fange ich an zu begreifen; aber, zum Henker! wir drückten uns sehr hart, das heißt, Sie drückten mich! Welche Faust haben Sie ... Gerade wie ich, wenn ich den Roland in der Hand habe ... Es ist, scheint es, kein Geld, was Sie verloren haben?“

„Ach! mein Herr, wollte Gott ... ich würde Alles, was ich besitze, hingeben, um sie wieder aufzufinden, die ich anbete ... sie, die meine Gattin werden sollte.“

„Arme, unschuldige Seele!“ sagt Chauboreille zu sich: „um einer Frau willen jammert er so... er weiß nicht, was es heißt, zweihundert Pistolen zu verlieren ... ohne die kleine Münze zu zählen! ... Allein da er nicht bestohlen ist, suchen wir ihm

nützlich zu werden. Wenn ich mir durch die Auffsuchung seines Täubchens wieder ein wenig aufhelfen könnte! . . ."

Der Ritter richtet sich ganz auf, setzt sich dann auf den Stein neben Urbain und sagt in einem rührenden Tone zu ihm: „Erzählen Sie mir Ihre Leiden, junger Mann. Ich bin der Beschützer aller Leidenden in der Schöpfung... um ganz geringe Belohnung; und dabei setze ich nie einen Preis an, sondern verlasse mich ganz auf die Großmuth derer, denen ich Dienste leiste."

„Was könnten Sie für mich thun, mein Herr?... Ich habe keine Spur von den Entführern und dem Weg, den sie eingeschlagen haben. Ach! ich fühle, daß mich der Muth verläßt!"

„Was soll das heißen, junger Mann? Nie darf uns der Muth verlassen! Pfui doch! In allen Wechseln des Lebens ist es der Muth, der uns den Göttern gleichstellt . . . die in Wahrheit den Tod nicht zu fürchten brauchen, weil sie unsterblich sind. Allein kommen wir auf uns zurück. Wenn Sie Geld haben, so ist immer noch Hülfe vorhanden und ich werde Ihnen Ihre Schöne wieder auffinden, ich habe zwei gute Freunde, die Kundschafter sind . . . das heißt dieses Geschäft aus Liebhaberei treiben, zum Besten der Menschheit. Sprechen Sie, in welchem Stadtviertel wohnte die Kleine?"

„In der Straße des Bourdonnais, bei dem Barbier Touquet, der sie erzogen hatte."

„Bei dem Barbier . . . in der Straße des Bourdonnais . . . und Ihre Schöne heißt Blanca?"

„Ja, mein Herr; sollten Sie sie kennen? ... Ach! sprechen Sie gütigst."

„Einen Augenblick, einen Augenblick, mein junger Freund. Bei Gott! das ist ein Ereigniß, dem ich . . . Ach! alle Teufel, wie glücklich sind Sie, daß Sie mich getroffen haben!"

„Wie! Sie könnten mir Blanca wieder auffinden? . . . Ach, mein Herr, mein Dankgefühl . . ."

Urbain wirft sich Chaudoreillen um den Hals, der, sich von ihm losmachend, zu sich sagt: „Dieses ist der junge Mann, welcher Blanca heirathen wollte... es scheint, der Marquis habe die Kleine bereits entführt; allein der Marquis hat mich bezahlt, ich habe nun nichts mehr von ihm zu hoffen... wir müssen uns daher zu dem kleinen Liebhaber wenden. Aber vor Allem Klugheit!... lassen wir ihn nicht wissen, wer ich bin, und vor allen Dingen, was ich schon in dieser Intrigue gethan habe."

Urbain dringt in Chaudoreille, sich zu erklären, und dieser antwortet ihm endlich in geheimnißvollem Tone: „Ich kenne weder Blanca, noch den Barbier ... allein einer meiner Freunde kam häufig in Tonguets Laden... ich erinnere mich jetzt, daß er mir in der That von Ihrer nahen Heirath gesagt hat."

„Das ist sonderbar, Herr Touquet hatte mir das tiefste Stillschweigen anempfohlen, und er selbst ...".

„Sie sehen aber wohl, daß er davon gesprochen hat, weil ich die Sache wußte. Allein ein Mann ... von hohem Range... ein großer Herr war in Ihre Braut verliebt ..."

„Ein großer Herr! ... Sein Name? ..."

„Ich weiß ihn noch nicht ... allein ich werde ihn erfahren."

„Und Sie sind dessen gewiß?"

„O, ganz gewiß. Und jener große Herr ist es, der Ihre Schöne entführt haben wird."

„Ach! lassen Sie mich seinen Namen wissen, ich beschwöre Sie ..."

„Morgen ... das heißt, diesen Abend hoffe ich Ihnen denselben mittheilen zu können; aber Klugheit, junger Mann, und compromittiren Sie mich nicht!... Ich setze mich in Gefahr, um Ihnen zu dienen."

„Ach! mein Herr, rechnen Sie auf meine Dankbarkeit!"

„Ich rechne auch darauf."

„Und erst heute Abend? ..."



„Ja . . . finden Sie sich um neun Uhr bei dem Thore Montmartre ein ... vergessen Sie nicht, alles Geld, was sie zusammenbringen können, mit sich zu nehmen, und ich werde Ihnen Alles sagen, was ich erfahren werde . . .“

„Genug. Ach! daß es schon Abend wäre . . .“

„Inzwischen sollte ich einige Thaler haben, um sie den Freunden zu geben, von denen ich gesprochen habe ... allein ich sitze gegenwärtig im Trockenen, da man mich diese Nacht bestohlen hat . . .“

„Hier ist Alles, was ich bei mir habe, mein Herr; nehmen Sie es, ich bitte Sie.“

„Recht gerne, mein junger Freund. Allein der Tag bricht an, wir müssen uns trennen. Heute Abend bei dem Thore Montmartre . . .“

„Ach! ich werde nicht fehlen, mein Herr!“

„Und vergessen Sie nichts von dem, was ich Ihnen gesagt habe. Leben Sie wohl! Ich gehe, um für Sie thätig zu sein.“

Chandoreille entfernt sich, und Urbain, durch die ihm gemachte Hoffnung wieder ein wenig ermuthigt, kehrt langsam nach seiner Wohnung zurück, um den Abend daselbst zu erwarten.

Indem er seine Richtung nach dem Pont-Neuf nimmt, sagt der Gasconier zu sich: „Es scheint mir, der Herr Marquis sei sehr schnell zu Werke gegangen: die Kleine ist entführt; jener Schurke von Touquet hat es geschehen lassen, ich bin es überzeugt. Hier ist Kühnheit nöthig! Der Marquis kann unmöglich von mir gesprochen haben; wir wollen uns zu Touquet verfügen, ohne uns das Ansehen zu geben, als wüßten wir Etwas, und sehen, was er sagen wird. Uebrigens werde ich, aus Klugheit, in dem Laden bleiben, und bei der ersten zornigen Bewegung, die ich ihn machen sehe, nach der Thüre springen und hundert Personen um mich versammeln . . .“

Nachdem Chandoreille diesen Plan entworfen hat, tritt er in die erste Schenke, die er erblickt, und aus Furcht, bestohlen zu werden, verzehrt er Alles Geld, das ihm Urbain gegeben hat. Als er von der Tafel aufsteht, ist es beinahe zehn Uhr; dies ist der Augenblick, in welchem Touquets Laden am meisten mit Leuten angefüllt ist, und den Chandoreille wählt, um sich zu ihm zu verfügen. Ehe er in den Laden tritt, versichert er sich, daß Touquet nicht allein ist; hierauf erscheint er und wünscht ihm mit einschmeichelnder Miene einen guten Morgen. Der Barbier antwortet ihm in seinem gewöhnlichen Tone und gibt durch nichts zu erkennen, daß er Verdacht geschöpft hat. Chandoreille beruhigt sich; als sie jedoch allein sind, verliert er die Thüre nicht aus dem Gesichte, während er mit gleichgültiger Miene fragt, ob es etwas Neues gebe.

„Alles ist beendigt," sagt der Barbier; „sie sind verheirathet und abgereist; ich hoffe hinfort nicht mehr von ihnen reden zu hören."

„Ach! sie sind verheirathet?" antwortet Chandoreille, sich auf die Lippen beißend; „die Kleine hat ... ihren Kleinen geheirathet?"

„Ei! ohne Zweifel," antwortet Touquet in barschem Tone; „ist das etwas Ueberraschendes?"

„Was mich betrifft, so bin ich nicht mehr überrascht als diese Mücke."

„Hier hast Du, was ich Dir versprochen habe. Ich habe im Sinne, dieses Haus in Kurzem zu verkaufen und mich von den Geschäften zurückzuziehen; ich bedarf Deiner Besuche nicht mehr: Du hast hier keine Lektionen im Singen mehr zu ertheilen. Ueberhebe Dich daher der Mühe, Dich ferner hierher zu verfügen. Lebe wohl, ich schenke Dir Alles, was Du mir für Bartscheeren schuldig bist."

„Sehr verbunden, mein theurer Freund; könnte ich Dir doch

eines Tages meine ganze Dankbarkeit beweisen." Dies sprechend, öffnet Chaudoreille die Thüre und entfernt sich aus dem Hause des Barbiers. „Er fordert mich auf, nicht mehr zu ihm zurückzukehren," sagt er zu sich, „das ist höflich! . . . Der Schurke fürchtet, ich möchte den Marquis bei ihm treffen, der ihm vielleicht befohlen hatte, die Geschenke mit mir zu theilen, die er ihm gemacht haben wird, als er die kleine Verlobte aus seinen Händen empfing . . . Aber Geduld, wenn Du ein Spitzbube bist, mein lieber Touquet, so schmeichle ich mir, ebenfalls ein sehr listiger und gewandter Schelm zu sein. Es ist mir nicht darum zu thun, in Dein Wespennest zurückzukehren, allein Andere werden daselbst erscheinen können . . . Muth, Chaudoreille, hier ist Genie nöthig, mein guter Freund; es kommt hier darauf an, die Verluste der letztverflossenen Nacht zu ersetzen, und noch einmal mein Glück zu machen. Der Teufel hole mich, wenn ich mich wieder in eine Sänfte setze. Eilen wir zuerst nach dem Lusthause in der Vorstadt und erkundigen wir uns bei Marcel, ob der Marquis die schöne Blanca dahin geführt hat; hierauf kehre ich nach Paris zurück und begebe mich zu unserer eifersüchtigen Italienerin; dann erzähle ich ihr von der Sache, bis sie Convulsionen bekommt; endlich verfüge ich mich nach dem Orte des Rendezvous, das ich dem jungen Liebhaber gegeben habe, und sage ihm, was ich weiß, wofür ich mich gut bezahlen lasse. Mag sich ein Jeder aus der Schlinge ziehen, wie er kann; was mich betrifft, so niste ich mich, sobald meine Taschen gefüllt sind, in einer Pharaobank ein, und trotze daselbst allen Ereignissen, mitten unter Spielern und Bankiers. Alle Teufel, wie hübsch das sein wird!"

Diese Plane entwerfend, hat er seinen Lauf nach der Vorstadt St. Antoine genommen. Er kommt ganz athemlos in dem Lusthause an, und beim Oeffnen der Thüre fragt ihn Marcel, ob er zufällig abermals einen fremden Prinzen getödtet habe. „Heute nicht," antwortet Chaudoreille, die Hand seines Freundes liebe-

voll drückend, woraus dieser schließt, daß das große Vermögen verpraßt ist.

„Hast Du ein Haus in dieser Gegend der Stadt gekauft?" sagt Marcel zu ihm.

„Davon ist nicht mehr die Rede, ich bin bestohlen ... vollständig bestohlen worden, mein Freund! ... Ich nehme eine Sänfte, und die Elenden, die mich tragen, führen mich in einen Keller und fallen zu vierzehn oder fünfzehn Mann über mich her! ... Die Tapferkeit vermag nichts gegen die Ueberzahl; ich glaube jedoch, daß ich, mich vertheidigend, drei oder vier von ihnen getödtet habe. Aber lassen wir das, sag' mir, mein theurer Marcel, ob der Marquis eine neue Eroberung hierher geführt hat?"

„Ich habe weder den gnädigen Herrn, noch irgend Jemand von seiner Suite gesehen."

„Marcel, Du lügst!"

„Ich sage Dir die Wahrheit; ich bin allein in dem Hause..."

„Der Teufel! das verwirrt meine Gedanken ein wenig ... Bist Du auch ganz überzeugt, daß Du nicht lügst?"

„Ei, zum Henker! wenn Leute hier wären, so hätte ich Dich schon lange fortgeschickt."

„Weißt Du, ob Dein Herr andere kleine Besitzungen in der Umgegend von Paris hat?"

„Ich weiß bloß die Befehle, die man mir ertheilt, zu befolgen, zu schlafen und zu essen; übrigens bin ich weder neugierig, noch schwatzhaft."

„Daran thust Du sehr Unrecht, Du wirst Dich nie weit emporschwingen. Lebe wohl, Marcel."

Chauboreille eilt nach Paris zurück, sehr mißvergnügt darüber, daß er Blancas Aufenthaltsort nicht entdeckt hat; da er nicht zu Julia gehen will, ohne genauere Nachrichten eingezogen zu haben, entschließt er sich, in das Hôtel des Marquis zu eilen.

Das Hôtel des glänzenden Villebelle war seines Herrn würdig

und lag in geringer Entfernung von dem Louvre. Chaudoreille schleicht in einen ungeheuern Hof, verbeugt sich tief vor dem Thürsteher und fragt, ob der gnädige Herr in Paris sei. „Der Herr Marquis ist in England," erwidert der Thürsteher, von der ganzen Höhe seiner langen Statur den armseligen Chaudoreille messend, und da dieser sieht, daß es ihm unmöglich ist, eine Unterhaltung mit dem stolzen Schloßwächter anzuspinnen, verläßt er das Hôtel, zu sich sagend: „In England! Will er die Kleine mit Plumpudding verführen? Wahrlich, ich habe gethan, was ich konnte!... Gehen wir jetzt, der schönen Julia Alles zu erzählen, was ich weiß; es ist erst fünf Uhr, ich habe noch Zeit genug bis zu meinem Rendezvous."

Chaudoreille eilt zu der jungen Italienerin. Die alte Dienerin öffnet ihm. „Ist Ihre Gebieterin zu Hause?" sagt er zu ihr.

„Ja, mein Herr."

„Ist sie allein?"

„Ja mein Herr."

„Kündigen Sie ihr an, daß der Ritter Chaudoreille ihr Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen hat."

Die Dienerin kehrt bald zurück und führt Chaudoreille auf der Stelle zu ihrer Gebieterin. Julia ging in ihrem Zimmer auf und nieder und schien heftig bewegt. „Ich erwartete Sie," sagt sie zum Ritter, ihm winkend, sich niederzusetzen.

„Sie erwarteten mich, Signora?"

„Ja, denn ich habe den Marquis nicht gesehen, seit ich mit Ihnen gesprochen habe; nie noch ist er so lange ausgeblieben, und ich zweifle nicht, daß irgend eine neue Intrigue die Ursache seiner Vernachlässigung ist."

„Ach! Signora, Ihre Muthmaßung ist nur zu richtig."

„Also bin ich verrathen!" ruft Julia aus, sich wüthend geberdend, während Chaudoreille sich in einer ehrfurchtsvollen Entfernung niedersetzt, den Roland quer auf seine Kniee legend.

„Was wollen Sie, Signora, die Menschen sind... Menschen; der Marquis weiß Ihre Reize, Ihre Anmuth, Ihre Schönheit nicht zu schätzen . . ."

„Schweigen Sie und sagen Sie mir auf der Stelle Alles, was Sie wissen."

„Ich soll schweigen und reden?" antwortet Chaudoreille, irre Blicke umherwerfend.

„Der Name meiner Nebenbuhlerin? . . . Antworten Sie, Unglücklicher!"

„Sie sehen mich dazu bereit, Signora; . . . aber ich bitte Sie, lassen Sie mich das der Ordnung nach erzählen."

„Der Name meiner Nebenbuhlerin, sage ich Dir!" erwidert Julia, sich wuthentbrannt dem Gasconier nähernd, der an allen seinen Gliedern zittert und stammelt: „Blanca ... die Waise ... das junge Mädchen, das der Barbier erzog . . ."

„Der Bösewicht! Ich hätte es errathen sollen!"

„Blanca sollte sich heute mit einem jungen Studenten verheirathen, den sie liebte und der sie anbetet ... Der Barbier hatte seine Einwilligung dazu gegeben; ich weiß nicht, durch welchen Zufall der Herr Marquis das junge Mädchen gesehen hat; er wird verliebt in sie geworden sein und sie entführt haben, denn in der vorgestrigen Nacht ist sie verschwunden und ich habe meinen Freund Touquet stark im Verdacht, daß er die Plane des gnädigen Herrn befördert hat. Uebrigens befindet sich die Kleine nicht in der Vorstadt St. Antoine: ich komme so eben davon her, und der Herr Marquis ist nicht in Paris, denn ich war so eben in seinem Hôtel, wo man mir gesagt hat, er sei in England . . ."

Chaudoreille hat Alles das in einem Athem erzählt, aus Furcht, Julia möchte ihm einen übeln Possen spielen, wenn er sie nicht schnell von Allem, was er wisse, in Kenntniß setze.

„Diese Reise nach England ist eine Lüge!" ruft Julia aus.

„Das habe ich auch geglaubt . . .“

„Der Marquis hat das junge Mädchen in eines seiner Schlösser geführt!“

„Das ist wahrscheinlich!“

„Allein in welches? . . . Das muß ausgeforscht werden.“

„Ich bin Ihrer Meinung; das muß ausgeforscht werden.“

„Vielleicht ist das junge Mädchen noch in Paris.“

„Das könnte leicht sein . . . diese Stadt ist ein Abgrund! Ein junges Mädchen verliert sich in ihr wie ein Sechspfennigstück!“

Julia sinnt einige Augenblicke nach, und Chaudoreille schweigt, wartend, bis sie wieder sprechen wird, um ihr Echo zu bilden. Die junge Frau geht in dem Zimmer auf und nieder: ihre Hände sind geschlossen; man sieht an dem Zittern ihres Körpers, daß ihre Nerven krampfhaft zusammengezogen sind und daß sie ihre Wuth nur mit großer Anstrengung beherrscht. Endlich bleibt sie vor Chaudoreille stehen und sagt zu ihm: „Sie glauben also, daß diese Blanca den Marquis nicht liebt?“

„Ich glaube, daß sie ihn wenigstens noch nicht liebte, weil sie ihn nie zuvor gesehen hatte . . .“

„Wie können Sie hievon überzeugt sein?“

„Wirklich . . . Sie haben Recht, ich bin durchaus nicht davon überzeugt.“

„Sagen Sie mir Alles, was Sie über dieses junge Mädchen wissen: seit wie lange sie bei dem Barbier wohnt? die Beweggründe seiner Adoption?“

Chaudoreille erzählt Julien die Sache auf dieselbe Art, wie früher dem Marquis, und die Italienerin hört ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu; als er geendet hat, sinnt sie über das Gehörte nach, und der Erzähler wagt es nicht, sie in ihrem Nachdenken zu stören.

„Touquet ist ein Elender!“ sagt Julia endlich, „ich weiß es schon längst; allein ich will mir nunmehr Beweise von seinem

Verbrechen zu verschaffen suchen, und wenn er es wirklich ist, der Blanca dem Marquis überliefert hat, so zittere er!"

„Das ist gerecht, das Verbrechen muß bestraft werden! ..." und Chandoreille fügt ganz leise hinzu: Wenn sie ihn an den Galgen bringen könnte, dann hätte ich ihn nicht mehr zu fürchten.

„Ist das Alles, was Sie wissen?" sagt Julia.

„Ach! Verzeihung, Signora, in dem Feuer meines Eifers habe ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich durch den größten aller Zufälle diese Nacht den jungen Liebhaber der Blanca getroffen habe: der arme Teufel saß auf einem Steine ... und ich auf dem Boden, ich war so eben durch Banditen beraubt worden, die mir, beiläufig bemerkt, die Frucht dreijähriger Ersparnisse und Entbehrungen, die ich gerade zu einer Ersparnißkasse tragen wollte, entrissen! . . . Die Unglücklichen sprechen gerne von ihren Leiden; wir haben geschwatzt, und der arme Teufel sagte mir, er suche seine Braut. Ich wollte ihm nicht sagen, daß ich den starken Verdacht hege, der Marquis von Villebelle sei der Entführer der Kleinen, ehe ich Sie gesehen hatte; allein ich habe dem jungen Menschen ein Rendezvous auf diesen Abend um neun Uhr gegeben."

„Sehr gut, finden Sie sich an dem bestimmten Orte ein und bringen Sie diesen jungen Menschen zu mir."

„Ich soll ihn zu Ihnen führen, Signora?"

„Ja, zu mir, wir werden uns mit einander verabreden, wir werden unsere Bemühungen vereinigen: er, um seine Geliebte wieder aufzufinden, und ich, um den Undankbaren zu strafen, der mich verläßt."

„Das ist in der That ganz klug; wenn man sich vereinigt, versteht man sich besser und ist auch stärker. Ich eile daher zu dem Rendezvous und bringe den jungen Urbain zu Ihnen ... Ach, alle Teufel! . . . ich habe den ganzen Tag über noch nichts genossen, und ich glaube, ich habe kein Geld mehr bei mir . . ."

„Hier, hier, nehmen Sie das," sagt Julia, ihm eine Börse überreichend; „dienen Sie mir mit Treue und sparen Sie dieses Gold nicht."

„Was die Treue betrifft, so bin ich eine wahre Pudelhündin," sagt Chaudoreille, die Geldbörse in seinen Gürtel steckend. „Ich eile in die Schenke, ich lasse mir nur Zeit einen Mund voll und ein Gläschen Liqueur zu mir zu nehmen, dann verfüge ich mich nach dem Thore Montmartre, wo ich unsern Verliebten abhole, den ich alsbald zu Ihnen bringe."

Chaudoreille eilt schnell hinweg. Auf der Straße untersucht er den Inhalt der Börse und sagt zu sich: „Wenn mir der junge Liebhaber eben so viel gibt, so werde ich wieder ein artiges Kapitälchen besitzen, die kleine Münze abgerechnet, denn diese Julia ist eine Goldgrube zum Ausbeuten!"

Um neun Uhr befindet er sich an dem Orte, den er Urbain bezeichnet hat, allein er findet den jungen Studenten nicht daselbst, was ihn, in Betracht des sehnlichen Wunsches, den dieser geäußert hatte, ihn bald wieder zu sehen, nicht wenig befremdet. Chaudoreille spaziert in der Straße auf und ab, die Hand sorgsam auf seiner Börse haltend und in vorsichtiger Entfernung von den Sänftenträgern. Indessen hat es zehn Uhr geschlagen und Urbain kommt noch nicht; der Ritter stampft vor Ungeduld auf den Boden und murmelt: „Der Henker hole die Verliebten, sie sind stets halbtoll! Dieser wird mich falsch verstanden haben und erwartet mich vielleicht an dem Thore St. Honoré, während ich hier Schildwache stehe! . . . Wenn ich wenigstens seine Adresse wüßte . . . . da geht wieder ein Verdienst zu allen Teufeln!"

Der arme Urbain hatte den Ritter Chaudoreille ganz gut verstanden, und als er bei Tagesanbruch nach Haus zurückkehrte, war es sein einziger Wunsch, den Augenblick des Rendezvous herbeikommen zu sehen. Allein können wir die Ereignisse vorhersehen? Wir sind elende Geschöpfe und entwerfen große Plane für die Zukunft!

Heute gehört uns,
Und Morgen Niemand.

Heute sogar gehört uns nicht ganz. Kaum war Urbain nach Haus zurückgekehrt, so fühlte er einen Schauder in seinem ganzen Leibe. Dieses Uebelbefinden der Ermüdung der Nacht zuschreibend, hatte er sich in das Bett gelegt, in der Hoffnung, einige Stunden Ruhe würden ihn von seiner Unpäßlichkeit befreien. Allein die Natur hatte es nicht so beschlossen; ein heftiges Fieber war ausgebrochen, und der junge Liebende hatte zu phantasiren angefangen. Die Nachbarin, die ihm bei seinen Verkleidungen behülflich gewesen war, hatte an dem Kopfkissen seines Bettes Platz genommen und versah die Stelle einer Wärterin, weil sie freundschaftliche Gesinnungen gegen Urbain hegte, und die Frauen im Vergnügen wie im Schmerz stets bereit sind, Beweise davon zu geben.

Das war die Ursache, weßhalb Chaudoreille vergebens in der Gegend des Thores Montmartre umherspazierte. Um zehn und ein halb Uhr hält er es endlich nicht mehr für klug, länger zu warten, und kehrt sehr übel gelaunt zu der jungen Italienerin zurück, die, als sie ihn allein sieht, ausruft: „Warum bringen Sie ihn nicht mit?"

„Ei, zum Henker! weil ich ihn nicht gesehen habe."

„Was soll das bedeuten?"

„Dies bedeutet, Signora, daß ich seit neun Uhr vergebens Schildwache stehe; Urbain hat sich nicht eingestellt."

„Ein ärgerlicher Zufall! ... und Sie wissen seine Adresse nicht?"

„Leider nein! ... Sonst wäre ich sogleich zu ihm gegangen. Was der Henker mag ihn wohl abgehalten haben, sich einzufinden?"

„Vielleicht hat er Blanca's Aufenthaltsort entdeckt; gleichviel, wir werden diesen jungen Menschen wiederfinden. Chaudoreille, sobald der Tag anbricht, stellen Sie sich in der Nähe des Hauses des Barbiers in Hinterhalt: spähen Sie alle seine Schritte aus,

folgen Sie ihm nach, wenn er sein Haus verläßt und wenn sich der Marquis zu ihm begibt, so eilen Sie, mich davon in Kenntniß zu setzen. Ich meinerseits werde in der Nähe von Villebelle's Hôtel Wache halten; es ist unmöglich, daß er daselbst nicht bald wieder erscheine. Nur dadurch, daß wir alle Schritte des Marquis und des Barbiers ausspähen, können wir hoffen, Blanca's Aufenthaltsort zu entdecken, und dann weiß ich, was ich zu thun habe.

„Alle Ihre Befehle werden vollzogen werden," sagt Chaudoreille, sich entfernend: „Ich will zwar das Haus des Barbiers beobachten, aber was ihn betrifft, so soll mich der Teufel holen! wenn ich mir einfallen lasse, ihm zu folgen; sobald er nur die Nase hervorstreckt, werde ich mich so schnell aus dem Staube machen, daß ich ihm nur noch wie ein Hase erscheinen werde!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Abermals das kleine Kabinet.

Acht Tage sind verflossen, in denen Julia beständig in der Nähe des Hôtels des Marquis umhergeschlendert ist; allein Alles was sie dadurch erlangt hat, ist die Ueberzeugung, daß der Marquis sich nicht in demselben befindet. Seinerseits ist Chaudoreille ebenfalls nicht weiter gekommen; er weiß gewiß, daß der Marquis nicht zu dem Barbier gekommen ist, allein dieser geht nur selten aus, und dies bloß in der Absicht, seine Kunden zu bedienen. Was Chaudoreille am meisten überrascht, ist der Umstand, daß er, so lange er auf der Lauer steht, Urbain nicht ein einziges Mal zu dem Barbier gehen gesehen hat; er weiß nicht, daß der junge Student durch das Fieber fortwährend an sein Lager gefesselt ist, und seine Ungeduld und sein Kummer nichts weniger als geeignet sind, seine Genesung zu beschleunigen.

Julia kann ihre Lage nicht ertragen, sie will sich an dem

Liebhaber rächen, der sie verläßt. Da Villebelle stets abwesend ist, so fordert sie den Ritter Chauboreille auf, ihren Posten in der Nähe des Hôtels einzunehmen, wogegen sie ihn in der Straße des Bourdonnais ersetzen will; Chauboreille willigt mit großem Vergnügen in diese Aenderung, sehr erfreut, aus dem Bereiche des Barbiers zu kommen.

Julia hat nicht im Sinne, sich auf das Ansehen von Touquets Wohnung zu beschränken; sie will in dieselbe schleichen, sie will mit Margarethe sprechen und von der guten Alten alle Einzelnheiten in Beziehung auf Blanca's Verschwinden erfahren. Julia ist muthig und unternehmend, sie ist Italienerin und will sich rächen; das ist dreimal mehr, als man nöthig hat, um seinen Zweck zu erreichen.

Julia fürchtet Touquet nicht, allein sie sieht ein, daß sie nur in seiner Abwesenheit hoffen kann, Margarethen zum Sprechen zu bringen, und sie hat ihren Plan nach den Erkundigungen entworfen, die sie im Stadtviertel über die alte Dienerin eingezogen hat.

Gegen Abend sieht Julia den Barbier seine Wohnung verlassen; sobald er sich entfernt hat, klopft sie an die Thüre des Hauses.

Margarethe war trostlos, daß sie nichts von ihrer theuren Blanca erfuhr, und was das Maß der Verzweiflung der guten Alten voll machte, war der Umstand, daß sie auch nicht mehr von Urbain reden hörte. Wenn sie vor ihrem Herrn den Namen Blanca aussprach, so gebot ihr der Barbier in strengem Tone Stillschweigen; bloß in der Einsamkeit wagte Margarethe, sich ihrem Schmerze ohne Zwang zu überlassen.

„Wer ist da?“ fragt Margarethe nach ihrer Gewohnheit.

„Jemand, der Ihnen Nachrichten von Blanca geben will,“ erwidert Julia.

Beim Namen ihres lieben Kindes trägt Margarethe kein Be-

denken, zu öffnen; zudem hat sie die Stimme einer Frau erkannt, und der Kummer hat die Furchtsamkeit der alten Person vermindert.

Julia tritt ein; ein schwarzer Mantel, der größer ist, als ihn die Spanierinnen tragen, umhüllt sie, ein Faltenhut von derselben Farbe bedeckt ihren Kopf, und zwei ebenfalls schwarze Federn fallen anmuthig von dem Faltenhute auf ihre linke Schulter zurück. Diese Tracht, ihr entschiedener Gang und das Feuer, das in ihren schwarzen Augen funkelt, verleihen ihrer ganzen Person etwas Seltsames, das in Erstaunen setzt. Allein Margarethe hat das Alles nicht bemerkt und rüft bei ihrem Anblick aus: „Werden Sie mir meine theure Blanca zuruckbringen?"

„Noch nicht . . . allein ich werde Allem aufbieten, daß Sie sie bald wiedersehen. Deßwegen muß ich mit Ihnen reden; führen Sie mich in Ihr Zimmer."

„Aber mein Herr hat mir verboten, irgend Jemand zu empfangen," sagt Margarethe, die anfängt, Julia mit Aufmerksamkeit zu betrachten.

„Ihr Herr ist ausgegangen . . ."

„Er kann jeden Augenblick zurückkehren."

„Ich werde seine Blicke zu vermeiden wissen. Die Furcht, die er Ihnen einflößt, ist demnach sehr groß?"

„Er ist so strenge!"

„Aber, gute Margarethe, lassen Sie sich von der Furcht, die Sie vor dem Barbier haben, nicht so sehr beherrschen, daß Sie Ihre theure Blanca darüber vergessen. Von der Unterredung, die wir mit einander haben, von den Nachweisungen, die Sie mir geben werden, hängt vielleicht der Erfolg meiner Unternehmung ab."

„Ja, ich fühle, daß ich, um mein geliebtes Mädchen wieder zu sehen, Allem trotzen kann . . . Kommen Sie, Madame, folgen Sie mir."

Margarethe steigt in ihr Zimmer hinauf, gefolgt von Julia, die forschende Blicke auf alle ihrem Auge sich darbietenden Gegen-

stände wirft. Während die Alte ihre Lampe auf den Tisch stellt und Stühle herbeirückt, legt Julia ihren Mantel ab; sie trägt unter demselben ein rothes Kleid, und in einem schwarzen Gürtel, der ihren Leib umschließt, funkelt ein kleiner Dolch mit einem Griffe von Ebenholz.

Diese Mischung von Roth und Schwarz, die, den alten Chroniken zufolge, stets die Lieblingstracht der Zauberinnen war, diese Waffe, die an Julia's Gürtel schimmert, Alles vereinigt sich, um Margarethen einen geheimen Schrecken einzuflößen. Sie betrachtet die junge Frau unruhig und stammelt, ihr einen Sitz anbietend: „Darf ich wissen, Madame, wer Sie sind und woher Sie meine arme Blanca kennen?"

„Wer ich bin!" antwortet Julia, und ein bitteres Lächeln spielt um ihren Mund. „Das steht mit dem Beweggrunde, der mich hierher führt, in keiner Verbindung. Was liegt in der That daran, wer ich sei, wenn ich Ihnen nur das Mädchen, das Sie beweinen, wieder zuführen will, und die Macht dazu habe."

„Die Macht!" wiederholt Margarethe, die zu fürchten anfängt, sie stehe einer Sabbathsgenossin gegenüber. „Ach! Sie haben die Macht!"

„Was Ihre theure Blanca betrifft, so kenne ich sie nicht; ich habe sie sogar nie gesehen ..."

Diese Worte vergrößern Margarethens Schrecken, allein Julia fährt, ohne darauf zu achten, fort: „Hören Sie mich, gute Frau. Mein persönliches Interesse veranlaßt mich, Blanca aufzusuchen; der, welcher sie entführt hat, gehörte mir ganz an! ... ich betete ihn an! ... ich würde ihm mein Leben geopfert haben, und der Undankbare vergißt mich! ... Begreifen Sie jetzt den Beweggrund, der mich in dieser Sache leitet?"

„Ach! ich schöpfe wieder Athem," sagt Margarethe; „ja Madame, ja, ich begreife, jener große Herr, der hierher kam, ist vielleicht Ihr Gemahl .. Ach! das würde mich nicht wundern; die Menschen sind in der That nicht mehr zu erkennen!"

„Sagen Sie mir, was Sie wissen, gute Margarethe; es ist von Wichtigkeit, daß ich Alles erfahre."

Margarethe stattet ihr von dem Besuche des Marquis, und von dem, was er Blanca gesagt hat, Bericht ab.

„Hatte er sie vor jenem Tage nie gesehen?"

„Nie, ich versichere Sie."

„Und Sie haben den Marquis bei dem Barbier gelassen..."

„Den Marquis? ... Es ist also ein Marquis! ... Ich ahnte es doch!"

„Ich bitte Sie, antworten Sie mir."

„Ja, Madame; mein Herr hat mir befohlen, wegzugehen, und ich habe ihn bei diesem ... diesem Marquis gelassen."

„Alsdann?"

„Legte ich mich zu Bette, Madame, und ich glaube, meine theure Blanca that das gleiche."

„Elender Touquet! er war mit dem Marquis im Einverständnisse; er ist es, der ihm dieses junge Mädchen überliefert hat!"

„Was sagen Sie da, Madame? Sie glauben, daß mein Herr? ..."

„Ein Bösewicht ist! ..."

„Ach! sprechen Sie leiser, ich bitte Sie! ... Wenn er zurückkehrte ... wenn er Sie hörte ... Aber Sie täuschen sich, Madame; mein Herr hatte in Blanca's Ehe mit Urbain eingewilligt."

„Um seine Plane desto besser zu verbergen."

„Armer Urbain! ... ich sehe ihn nicht mehr! ... Ohne Zweifel sucht er unsere theure Kleine unaufhörlich."

„Wo war Blanca's Zimmer?" sagt Julia, neugierig um sich her blickend.

„Im ersten Stockwerke, nach der Straße zu, Madame; seit sie in dieses Haus gekommen war, hatte sie kein anderes bewohnt."

„In dieses Haus also ist sie mit ihrem Vater gekommen, der ermordet worden ist?"

„Ja, Madame."

„Standen sie damals im Dienste des Barbiers?"

„Nein, Madame, ich bin erst zwei Jahre nachher in denselben getreten."

„Wo schläft Ihr Herr?"

„Gerade hier unten; deßhalb würde ich, wenn er zurückkehrte, fürchten, er möchte uns sprechen hören."

„Und haben Sie dieses Zimmer stets bewohnt?"

„Nein, Madame, ich wohnte früher über Blanca's Zimmer; es gefiel mir daselbst weit besser als in diesem düstern Zimmer, in welchem lange Zeit Niemand gewohnt hat, und das, glaube ich, ehedem die Wohnung eines Magiers mit Namen Odoart war."

Julia steht auf und geht einige Augenblicke schweigend in dem Zimmer auf und nieder. Plötzlich ruft sie aus: „Ach, wenn diese Mauern sprechen könnten!"

„In der That," sagt Margarethe, den Kopf schüttelnd, „ich glaube, daß wir furchtbare Dinge erfahren würden! ... Ein Nestelknüpfer! ... ein Zauberer!"

Julia scheint in tiefes Nachdenken verloren, als man die Hausthüre schließen hört. „Ach, mein Gott! das ist mein Herr ... ich bin verloren!" ruft Margarethe aus. „Er hat mir ausdrücklich verboten irgend Jemand zu empfangen ..."

„Schweigen Sie! ... Er wird nicht erfahren, daß ich hier bin. Kommt er zuweilen in Ihr Zimmer herauf?"

„Nein... aber ... gute heilige Margarethe, wenn er entdeckte..."

Julia legt einen Finger auf ihren Mund, um die Alte zum Schweigen zu bewegen. Bald läßt sich die Stimme des Barbiers hören, er ruft Margarethen. Diese zittert so sehr, daß sie nicht weiß, was sie beginnen soll. „Antworten Sie doch, daß sie kommen," sagt Julia zu ihr. Margarethe nähert sich der Thüre, allein jetzt glaubt sie ihren Herrn die Treppe heraufsteigen zu hören. „Das ist er ... er wird Sie sehen!" sagt sie zu Julia.

„Ich muß mich verbergen."

„Ach! warten Sie ... ich hatte es vergessen ... geschwind, geschwind in dieses Kabinet ..." Margarethe eilt nach ihrem Alkov, schleicht hinter das Bett, öffnet die kleine, durch die Tapeten verborgene Thüre, und Julia schlüpft schnell wie der Blitz in das Kabinet. Die alte Dienerin schließt die Thüre hinter ihr, nimmt ihre Lampe und geht so schnell als möglich die Treppe hinab. Ihr Herr war in dem Saale des Erdgeschoßes.

„Ihr seid sehr langsam," sagt der Barbier, Margarethe anblickend.

„Mein Herr ... dies kommt daher ... daß man ... in meinem Alter nicht flink ist ..."

„Ist in meiner Abwesenheit Jemand gekommen?"

„Nein, mein Herr, Niemand."

„Urbain vielleicht?"

„Ich schwöre Ihnen, daß ich ihn nicht gesehen habe."

„Chaudoreille?"

„Eben so wenig."

Der Barbier läßt sich das Nachtessen auftragen und winkt dann Margarethen, sich zu entfernen. „Wollen Sie heute lange aufbleiben, mein Herr?" sagt sie.

„Was liegt Euch daran?" erwidert Touquet, einen finstern Blick auf sie werfend. „Ich habe Euch schon oft gesagt, daß ich die neugierigen Leute ebenso sehr hasse, als die schwatzhaften."

„Das ist wahr ... auch sehen Sie wohl, Herr ... ich will zu Bette gehen ..."

Margarethe geht in ihr Zimmer zurück, schließt die Thüre sorgfältig und läßt dann Julia heraus, die ohne Licht in dem kleinen Kabinete geblieben war. „Kommen Sie, Madame," sagt sie zu ihr, „kommen Sie, Sie können jetzt herausgehen."

„Einen Augenblick!" sagt Julia, Margarethen die Lampe aus den Händen nehmend, „ich will diesen Ort untersuchen."

„O mein Gott! Sie werden hier nichts Merkwürdiges finden ... Wir sind einmal da gewesen, Blanca und ich und ..."

„Hier ist eine Thüre," sagt Julia, das Licht der Wand nähernd.

„Eine Thüre! ... glauben Sie? wir haben sie nicht gesehen. Es ist wahr, wir sind auch nur einen Augenblick und ohne Licht da gewesen."

Julia sucht den Durchgang, der zur Treppe führt, zu öffnen, allein es gelingt ihr nicht. „Diese Thüre ist von der andern Seite verschlossen," sagt sie, „sie muß mit irgend einem verborgenen Gange in Verbindung stehen."

„Was liegt Ihnen daran, Madame? Kommen Sie, ich bitte Sie."

„Im Gegentheil, es liegt mir sehr viel daran. Ach! wenn ich irgend einen Beweis erhalten könnte, um ihn in's Verderben zu stürzen!"

„Einen Beweis, von was, Madame?"

„Es ist unmöglich, diese Thüre aufzubrechen."

Julia hält ihre Lampe auf den Boden nieder und untersucht, ob sie keine Fallthüre entdecken könne, während Margarethe am Eingange des Alkovs bleibt, um zu hören, ob ihr Herr nicht heraufsteige.

„Was ist das für ein großer Koffer?" fragt Julia nach einigem Umherblicken.

„Er ist leer, wie Sie sehen ... ich weiß nicht, was er da thut; ich werde ihn bei Gelegenheit verbrennen."

Julia bückt sich nieder und lüftet den Koffer, um ihn besser untersuchen zu können. Da glaubt sie einen auf dem Boden liegenden Gegenstand zu bemerken, nähert ihr Licht demselben und sieht, daß es eine alte Brieftasche von braunem Leder ist, die, wie es scheint, absichtlich unter dem Koffer verborgen worden war, wo sie seit mehreren Jahren gelegen haben muß, denn der rings umher angehäufte Staub hat bloß die Stelle, welche sie einnahm, verschont.

Julia stößt einen Freudenschrei aus, indem sie die Brieftasche ergreift. „Was gibt es?“ sagt Margarethe, sich nähernd, „was haben Sie da?“

„Eine innere Stimme sagt mir, daß ich in dieser Brieftasche endlich finden werde, was ich suche!“

„Diese Brieftasche! O, mein Gott! wo war sie denn?“

„Stille! Kommen Sie, lassen Sie uns diese Thüre wieder verschließen.“

Julia verläßt das Kabinet, dessen Thüre sie wieder verschließt, und die Lampe wieder auf den Tisch stellend, beeilt sie sich, die Brieftasche zu öffnen und die in ihr enthaltenen Papiere zu untersuchen. Während dieser Zeit steht Margarethe, stets unruhig, an der Thüre auf der Lauer, und betrachtet zugleich die junge Frau, deren Gesichtszüge die lebhafteste Gemüthsbewegung ausdrücken. Plötzlich leuchtet eine grausame Freude in den Augen der jungen Italienerin, die sich auf einen Stuhl neben dem Tische wirft und ausruft: „Ich werde gerächt werden!“

„Aber, wem gehörte diese Brieftasche?“ fragt Margarethe.

„Dem Unglücklichen, den Ihr Herr ermordet hat.“

„Ermordet! ... Ach! Madame, was sagen Sie da?“

„Ja, Alles beweist es mir ... dieses Zimmer wird er ihm zur Wohnung angewiesen haben, weil der geheime Gang, der sich hier befindet, sein Verbrechen begünstigen mußte! ... Der Unglückliche hatte ohne Zweifel dieses Kabinet besichtigt, und, ohne das Unglück, das ihn erwartete, zu errathen, für gut gefunden, diese Brieftasche, welche die Beweise eines wichtigen Geheimnisses enthält, unter dem Koffer zu verbergen.“

„Ach, Sie machen mich zittern, Madame!“

Julie fährt fort, die Papiere zu untersuchen. Freude, Erstaunen und das Vorgefühl der Rache sprechen abwechselungsweise aus ihren Augen. „Endlich ruht sein Schicksal in meinen Händen!“ ruft sie aus; „Treuloser, der Du mich verrathen hast ... zittere,

daß ich Dir nicht noch grausamere Qualen bereite, als Du mich hast erdulden lassen. Und Du, sein gehässiger Mitschuldiger ... der Marquis soll das Ungeheuer kennen lernen, das seine Liebes-intriguen befördert hat."

Margarethe hört Julia zitternd an. Diese legt die Papiere wieder in die Brieftasche, die sie sorgfältig in ihren Busen versteckt, dann wirft sie ihren Mantel um und schickt sich zum Weggehen an.

„Und Blanca?" sagt die gute Alte, „Sie sagen mir nichts mehr von Blanca, Madame?"

„Beruhigen Sie sich!" antwortet Julia in feierlichem Tone; „Blanca's Schicksal muß sich ändern ... Sie werden sie wieder sehen ... Leben Sie wohl, gute Frau; beobachten Sie das tiefste Stillschweigen über diese Brieftasche; Blanca's Schicksal hängt davon ab."

„Ach, Madame, fürchten Sie nichts!"

„Ich werde ohne Licht hinabsteigen; Touquet muß in sein Zimmer zurückgekehrt sein. Ich werde kein Geräusch machen."

„Allein ich muß Sie wohl begleiten, um die Thüre zu öffnen."

„Könnte ich sie nicht selbst öffnen?"

„Es ist ein Geheimniß ... Ach, mein Gott! ich ginge gerne mit Ihnen aus diesem Hause. Alles, was Sie mir von meinem Herrn gesagt haben, macht mich zittern, und seit mein theures Kind nicht mehr da ist, finde ich diese Wohnung so traurig, so öde!"

„Es ist besser, Sie bleiben hier, um mich und Urbain von Allem, was der Barbier thut, in Kenntniß zu setzen. In Kurzem, Margarethe, werden Sie glücklicher und mit Ihrer theuern Blanca vereinigt sein."

„Ach, sprächen Sie doch die Wahrheit!"

„Oeffnen Sie Ihre Thüre ... Ich höre kein Geräusch auf der Treppe ... beeilen wir uns."

Die Alte schleicht ohne Licht die Treppe hinab; Julia folgt

ihr. Sie kommen unten an der Treppe an und sind im Begriff, in die Hausflur zu treten, als der Barbier plötzlich aus dem Gange, der in den Saal des Erdgeschoßes führt, hervortretend, mit einem Lichte in der Hand erscheint.

Margarethe stößt einen Schrei des Entsetzens aus. Der Barbier nähert das Licht rasch dem Gesichte der Italienerin, die in einem gebieterischen Tone zu ihm sagt: „Nun denn, erkennst Du mich wieder?"

Touquet macht eine Bewegung der Ueberraschung, antwortet aber, indem er seinen Zorn zu beherrschen sucht: „Sie bei mir, Madame! und was haben Sie da zu suchen?"

„Nachrichten von Blanca!"

„Von Blanca?"

„Ja, das befremdet Dich? Du glaubtest nicht, daß ich dieses junge Mädchen kennen lernen würde ... Du glaubtest, der Marquis von Villebelle werde sich seiner neuen Leidenschaft überlassen können, ohne daß ich den Gegenstand derselben kennen lernen, ohne daß ich erfahren würde, daß Du abermals der Vertraute seiner Liebschaft warst?"

Wuth und Grimm leuchten aus Touquets Augen, während er der Italienerin antwortet: „Die Eifersucht hat Ihr Gehirn verwirrt, Madame! Können Sie mir die Schuld beimessen, wenn Ihr Liebhaber Sie verläßt? Und woraus können Sie schließen, daß der Marquis der Entführer eines jungen Mädchens ist, das er nie gesehen hat?"

„Deine Lügen nützen nichts ... ich weiß mehr davon, als Du glaubst. Wenn Du den Marquis vor mir siehst, so sage ihm, er solle sich beeilen, Blanca mit Urbain zu vereinigen. – Beginge er durch Deine treulosen Rathschläge einen Frevel ... er wäre der Erste, der Dich wegen seines Verbrechens bestrafen würde. Was mich betrifft ... so wirst Du mich wieder sehen, ich habe Dir auch ein Geheimniß zu enthüllen."

Mit diesen Worten eilt Julia nach der Thüre. Der Barbier macht eine Bewegung um sie zurückzuhalten; allein sie wendet sich um, und ihre Hand hat bereits den Griff ihres Dolches erfaßt . . . Einen fürchterlichen Blick auf Touquet schleudernd, verläßt sie schnell seine Wohnung.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Sturm zieht sich zusammen.

Während der Nacht las Julia die in der Brieftasche enthaltenen Papiere zu wiederholten Malen; sie schien sich mit neuen Entwürfen zu beschäftigen und neue Racheplane auszubrüten. Der Schlaf nahte ihren Augen nicht und der Tag fand sie noch vor einem kleinen Tische sitzend, auf welchem die Brieftasche lag, und einen Brief aus derselben untersuchend, dessen Inhalt sie so lebhaft anzusprechen schien, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihn wieder und wieder zu lesen.

In diesem Augenblicke läutet man dreimal an der Hausglocke. Julia legt eilends die Briefe und die Brieftasche zusammen, und gleich darauf tritt Chandoreille in ihr Gemach.

„Dank meiner Sorgfalt, ich bringe Ihnen endlich Nachricht!" ruft der Gasconier mit selbstgefälliger Miene. „Seit achtundvierzig Stunden habe ich unausgesetzt an dem Palaste gelauert . . . und sogar das kleinste Thier, das hineinging, beobachtet."

„Nun denn?"

„Nun denn! der Marquis ist zurückgekommen."

„Er ist hier?"

„Ja, Signora, in seinem Hôtel . . . ich habe ihn diesen Morgen in einem Reisewagen ankommen sehen."

„Sehr gut; ich werde ihn sehen, hoffe ich."

„Was befehlen Sie jetzt? . . . wo soll ich hinfliegen? . . . ich bin bereit."

„Sie haben den jungen Urbain noch immer nicht gesehen?"

„Leider! nein. Ich glaube, der arme Junge wird vor Liebe gestorben sein! ... Er war schon so mager wie ein Kuckuk ... Ich kann mir sonst keinen Grund denken, der ihn hätte abhalten können, sich bei unserer Zusammenkunft einzufinden."

„Kehren Sie zu dem Hôtel zurück; ich fürchte, der Marquis möchte sich ohne unser Wissen entfernen, und für Blanca's Wiederauffindung ist es von Wichtigkeit, daß ich jeden Schritt erfahre, den Villebelle thut."

„Sehr richtig, ich kehre also wieder auf meinen Posten zurück."

„Nehmen Sie dieses Gold, ... aber verdoppeln Sie Ihren Eifer, eilen Sie ... Wenn Sie zu sehr ermüdet sind, so bedienen Sie sich einer Sänfte."

„Ich eine Sänfte nehmen? Lieber wollte ich den Weg auf dem Bauche machen. Aber seien Sie ruhig, Signora: auf meine Füße kann ich mich stets verlassen."

Chaudoreille hat sich entfernt. Julia setzt sich an ihren Schreibpult und schickt sich zum Schreiben an; aber plötzlich wirft sie die Feder weg und steht mit den Worten auf: „Es ist besser, ich sehe, ich spreche ihn; fort nach seinem Hôtel!"

Alsbald klingelt sie ihrer Dienerin und läßt sich ankleiden. Trotz der Unruhe, die sie empfindet, wird ihr Spiegel oft zu Rathe gezogen, und sie unterläßt nichts, was ihre Reize erhöhen kann. Endlich ist dieses wichtige Geschäft beendigt. Julia läßt eine Sänfte holen und sich nach der Wohnung des Marquis tragen.

Beim Eintritt in den unermeßlichen Hof dieses glänzenden Palastes hat die junge Italienerin Mühe, ihre Gemüthsbewegung zu beherrschen. „Was wollen Sie, Madame?" fragte sie der Portier.

„Zum Marquis von Villebelle."

„Der gnädige Herr ist erst diesen Morgen von England zurückgekommen und nimmt noch keine Besuche an."

„Ich muß ihn durchaus sprechen."

„Es ist unmöglich."

„So sagen Sie ihm wenigstens, Signora Julia wünsche ihn auf der Stelle zu sehen."

Der Thürsteher überträgt die Besorgung dieses Auftrags einem Bedienten, der bald wieder zurückkommt und Julien mit unverschämter Miene erklärt: „Der gnädige Herr will Sie nicht empfangen, und ersucht Sie, seinen Palast zu verlassen."

Diese Beleidigung kann Julia nicht verschmerzen; sie wirft einen wüthenden Blick auf die Bedienten und entfernt sich schnell aus dem Palaste.

Zu Hause angekommen, setzt sie sich an ihren Schreibpult und schreibt dem Marquis folgendes Billet:

„Sie weigern sich, mich zu sehen, und doch hängt es von mir ab, Sie zum glücklichsten oder unglücklichsten aller Sterblichen zu machen. Ich weiß, daß sie der Entführer Blanca's sind: achten Sie dieses junge Mädchen. Eilen Sie, mich zu hören: jetzt noch will ich Ihnen verzeihen, aber in wenigen Augenblicken werde ich nur den Eingebungen meiner Wuth folgen."

Sobald sie diesen Brief beendigt hat, überträgt sie dessen Besorgung einem ihr ergebenen Menschen und erwartet mit der lebhaftesten Ungeduld seine Zurückkunft. Endlich kommt der Bote zurück und bringt die Antwort des Marquis. Julia ergreift sie hastig und liest Folgendes:

„Meine kleine Julia! Ihr Billet-doux hat mir viel zu lachen gemacht; ich finde nichts spaßhafter, als jene Frauen, die uns mit ihrer Wuth drohen. Es steht euch nur eine Rache zu Gebot, die: uns zu täuschen, und Gott weiß, ob ihr Gebrauch davon macht; aber auch sie hat nur dann Reiz, wenn sie stattfindet, so lange wir euch lieben; im andern Falle ist euer Zweck verfehlt. Ihre Herrschaft ist vorbei, meine liebe Freundin; es ist Ihnen ohne Zweifel nie in den Sinn gekommen, den Marquis von Villa-

belle auf lange zu fesseln; ich sende Ihnen eine Anweisung auf meinen Bankier, um damit unsere Rechnung auszugleichen. Ich weiß nicht, wer Ihnen hat sagen können, daß ich eine gewisse Blanca entführt habe; was liegt Ihnen auch eigentlich daran? Kann ich nicht zehn Frauen entführen, wenn es mir beliebt? Glauben Sie mir, bekümmern Sie sich nicht um meine Handlungen und geben Sie sich nicht mehr die Mühe, mir zu schreiben, denn Ihre Briefe würden Ihnen unerbrochen zurückgeschickt werden. Leben Sie wohl, Starrkopf; ich wünsche Ihnen einen getreuen Liebhaber, weil Sie so viel auf Treue halten."

Julia wird zur Bildsäule; sie hat das Schreiben noch in ihrer Hand, aber sie sieht es nicht mehr; ein einziger Gedanke, der Gedanke an Rache, beschäftigt sie; sie scheint sich ihm mit Entzücken hinzugeben. „Du hast es gewollt," sagt sie, „mein Entschluß ist gefaßt."

Der Marquis ist indessen sehr betroffen darüber, daß die f[illegible] Italienerin weiß, daß er Blanca entführt hat, und sobald die Nacht eingebrochen ist, hüllt er sich in seinen Mantel und begibt sich zum Barbier.

Toucquet selbst öffnet dem Marquis, denn die Ereignisse des vorigen Abends und der Schrecken, den die alte Margarethe empfunden hat, scheinen sie gelähmt zu haben: sie ist nicht mehr im Stande, ihr Zimmer zu verlassen.

„Sie hier, mein gnädiger Herr!" sagt der Barbier erstaunt; „ich glaubte Sie auf Ihrem Schlosse ganz mit Ihrer neuen Liebe beschäftigt. Sollte Blanca schon vergessen sein?"

„Vergessen? Ach, ich liebe sie mehr als je! . . . Aber ich bin genöthigt worden, auf einige Tage nach Paris zu kommen; ich hoffe bald wieder nach Sarcus zurückzukehren. Jeder Augenblick, den ich entfernt von Blanca verleben muß, scheint mir ein Jahrhundert zu sein. Ich habe jedoch noch nichts erreicht. . . und die Erinnerung an ihren Urbain . . ., allein, laßt uns auf den

Beweggrund kommen, der mich hierherführt; wie kommt es, daß Julia weiß, daß ich Blanca entführt habe? . . . woher kann sie das liebenswürdige Mädchen kennen, das Du so sorgfältig bewachtest?"

„Ich bin hierüber eben so erstaunt als Sie, gnädiger Herr. Diese junge Italienerin hat die Kühnheit gehabt, sich gestern Abend in mein Haus zu schleichen. Sie hat, wie mir meine alte Haushälterin sagt, vorgegeben, sie bringe Nachrichten von Blanca, in der That aber hatte sie bloß die Absicht, nähere Erkundigung über ihr Verschwinden einzuziehen."

„Sie ist auch in mein Hôtel gekommen; ich habe ihren Besuch abgelehnt, und sie hat mir geschrieben: sie droht mir! . . . Mein Schicksal, sagt sie, liege in ihren Händen. Du kannst Dir leicht denken, daß ich über diese großartigen Redensarten, welche [illegible]ifersucht und der Unwille einer Frau eingeben, nur lache; [illegible] finde ich in diesem Allem etwas Sonderbares."

„Warten Sie, gnädiger Herr, ich glaube der Sache auf die Spur zu kommen . . . Wer hat Ihnen gesagt, daß sich in meinem Hause ein junges reizendes Mädchen befinde?"

„Wahrlich, Du erinnerst mich daran . . . es ist ein Original, ein kleiner Mensch, den ich in meinem Hause in der Vorstadt, unter einer Bildsäule versteckt, gefunden habe, und der behauptet hat, er sei Dir bei Julia's Entführung behülflich gewesen."

„Chaudoreille?"

„So ist es!"

„Ich hätte es errathen sollen. Ohne Zweifel ist er es, der Julien gesagt hat, daß Sie Blanca entführt haben; wenn ihm Urbain bekannt wäre, so würde es mich nicht wundern, wenn er auch diesen davon unterrichtete."

„Ah, der kleine Spitzbube, ich habe ihn doch recht gut bezahlt!"

„Nachdem er die Entführung veranlaßt hatte, thut er sein Möglichstes, um Blanca wieder aufzufinden!“

„In der That, das ist so einfältig nicht. Das ist ein Bursche, der in Deine Fußstapfen tritt; aber wenn Du ihn irgendwo triffst, so empfehle ich Dir, ihn mit einer gehörigen Tracht Prügel zu bedenken.“

„Seien Sie deßhalb ohne Sorgen, gnädiger Herr.“

„Uebrigens mögen sie machen, was sie wollen, sie werden Blanca meinen Händen nicht entreißen können. Dieses junge Mädchen hat mehr Macht als sie alle! . . . Eine einzige ihrer Thränen könnte, ich fühle es, alle meine Entschlüsse wanken machen. Wenn sie mich mit ihren schönen Augen flehend anblickt, so stehe ich oft auf dem Punkte, meine Liebe aufzuopfern und sie dem Gegenstande ihrer Zärtlichkeit zurückzugeben, um mir wenigstens ihre Freundschaft zu erwerben . . .“

„Ach, gnädiger Herr, welch' eine Thorheit! Wie, Bla[illegible] in Ihrer Gewalt und Sie würden . . .“

„Nein, nein, sie muß mein sein; mich jetzt von ihr zu trennen, ist unmöglich . . . und hat sie mir zudem nicht gesagt, daß sie geneigt wäre, mich zu lieben!“

„Drum, gnädiger Herr, werden Sie wieder Sie selbst, man könnte sonst glauben, Sie ließen sich durch die Drohungen dieser kleinen Julia einschüchtern!“

„Mein Oheim ist sehr krank; vielleicht wird er die Nacht nicht überleben. Ich werde bald wieder nach Sarcus abreisen, dann will ich mich nicht mehr von Blanca trennen; dann will ich nur meiner Liebe Gehör geben.“

„Bei den Frauen, gnädiger Herr, erlangt man dadurch für Alles Verzeihung.“

Seitdem der Barbier weiß, daß Villebelle argwöhnt, woher er sein Vermögen hat, hält er es seinem Interesse für angemessen, Blanca zu Grunde zu richten; wenn es dem Marquis in den

Sinn käme, auf die Bahn der Ehre zurückzukehren, so müßte Touquet für sich selbst zittern.

Der Marquis ist wieder in seinem Palast angekommen. Wie er vorhergesehen hatte, starb sein Oheim in derselben Nacht und hinterließ ihm ungeheure Reichthümer, was zu dem Gedanken verleiten könnte, daß das Glück nicht diejenigen, welche einen guten Gebrauch von seiner Gunst machen, vorzugsweise begünstige; allein man kann darauf antworten, der Reichthum mache nicht glücklich. Man muß doch die Unglücklichen ein wenig trösten. Acht Tage sind für den Marquis hinreichend, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen; nach Verlauf dieser Zeit schickt er sich an, zu Blanca zurückzukehren, der er Geschenke jeder Art, die sorgfältig in den Reisewagen eingepackt werden, mitnimmt. Chaudoreille, der beständig in der Nähe des Hôtels auf der Lauer steht, bemerkt jene Reiseanstalten, und eilt, Julien davon in Kenntniß zu setzen.

„Es ist gut," sagt die junge Italienerin; „ich bin auch schon bereit; ich habe zwei gute Pferde gekauft . . . Du wirst mich begleiten."

„Bis an's Ende der Welt . . . ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben."

„Ich denke nicht, daß wir so weit gehen. Wir werden nur dem Wagen des Marquis folgen."

„Ich verstehe."

„Du kannst reiten?"

„Sehr gut . . . indessen wünschte ich lieber einen Esel, sie gehen keinen so harten Trab."

„Einfaltspinsel! kann man auf einem Esel einem Postwagen folgen? . . . Treffe alle nöthigen Vorkehrungen."

„Schon geschehen . . . Meine Garderobe habe ich am Leibe . . . Was meine Börse betrifft . . . gestern Abend . . . ein verdammter Zufall . . . Während Sie mich bei dem Hôtel abgelöst hatten . . . ich bin nur fünf Minuten beim Knöchelspiel geblieben, und hatte

meine Berechnung auf's Richtigste gestellt . . . auch kann ich wie Franz I. sagen: ich habe Alles verloren, nur die Ehre nicht!"

Während Chaudoreille plaudert, hat Julia einen weiten Mantel um ihre Schultern geworfen und ihre sämmtliche Baarschaft zu sich genommen. Dann schickt sie den Gasconier auf seinen Posten zurück und geht selbst fort, um die Pferde abzuholen. Gegen sieben Uhr Abends besteigt der Marquis mit Germain eine Berline und reist nach dem Schlosse Sarcus ab, ohne zu ahnen, daß Julia und Chaudoreille von ferne seinem Wagen folgen.

Wir wollen die Reisenden ihren Weg zurücklegen lassen, und zu dem armen Urbain zurückkehren, der schon lange in seinem Bett, an das ihn Krankheit und Kummer fesseln, schmachtet. Er ist in Verzweiflung darüber, daß er nicht die Kraft besitzt, seiner lieben Blanca nachzueilen, und das gute Mädchen, das ihn bedient, wiederholt ihm unaufhörlich: „Je mehr Sie sich grä[illegible] desto mehr verzögern Sie den Augenblick Ihrer Genesung."

Man hat ihm gesagt, ein großer Herr sei Blanca's Entführer; er ist untröstlich darüber, daß er sich nicht bei jener Zusammenkunft, wo er dessen Namen erfahren sollte, einfinden konnte. Endlich aber fühlt er sich besser und kann ausgehen: der erste Gebrauch, den er von der Rückkehr seiner Kräfte macht, ist der, daß er sich nach dem Hause des Barbiers verfügt. Dieses Haus ist von allen Seiten zu, die Läden der Barbierstube geschlossen, obgleich der Tag bereits angebrochen ist; Urbain klopft an, man öffnet ihm nicht.

„Sie klopfen umsonst," sagt ihm eine Nachbarin, „das Haus wird nicht mehr bewohnt, es ist zum Verkauf ausgesetzt. Man muß sich an den Sachwalter . . . Straße des mauvaises paroles . . . wenden."

„Und der Barbier?"

„Der Barbier hat es verlassen, denn, wie ich Ihnen sage, es ist Niemand mehr darin."

„Und Margarethe?“

„Sie ist vor acht Tagen gestorben.“

„Margarethe ist gestorben! . . . Sollte es möglich sein?“

„Nun, was finden Sie daran Außerordentliches? Sie war nicht mehr jung, die arme Frau!“

„Wo kann ich denn jetzt Herrn Touquet finden?“

„Ich kann es Ihnen nicht sagen. Dieser Mann war ein Bär: er sprach mit Niemand.“

„Urbain entfernt sich, trostlos über dieses neue Ereigniß. Er bedauert die gute Margarethe, die Zeuge seiner Liebe und seines Glücks gewesen war, und sieht kein Mittel mehr, Nachricht über Blanca's Schicksal zu erhalten. Er begibt sich an das Thor Montmartre und bringt da drei Stunden in der Hoffnung zu, derjenige, der ihn zu einer Zusammenkunft bestellt hatte, werde sich [illegible]bst einfinden; allein er wartet vergebens und kehrt trostlos in [illegible] Wohnung zurück.

Das dicke Mädchen, dem er seinen Kummer mittheilt, sucht ihn mit den Worten zu trösten: „Wenn derjenige, welcher Ihnen Ihre Geliebte entführt hat, ein großer Herr ist, so müssen Sie bei allen großen Herren nach ihr fragen.“

Plötzlich stößt Urbain einen Freudenschrei aus, ein flüchtiges Lächeln belebt seine durch den Gram verwelkten Züge wieder. „Es ist mir noch eine Hoffnung übrig!“ sagt er.

„Was ist es denn, mein Herr?“

Ueber allen diesen Begebenheiten hatte ich jenes Abenteuer vergessen . . . und gleichwohl hat er mir seine Dienste angeboten!“

„Welches Abenteuer, mein Herr?“

„So hören Sie. Sie werden sich erinnern, daß ich, um Blanca zu sehen, einige Zeit genöthigt war, mich als Frauenzimmer zu verkleiden.“

„O ja, mein Herr, ich erinnere mich wohl noch . . . weil

ich Sie ankleidete und weil . . . ich Ihnen Ihre Stecknadeln befestigen half."

Das dicke Mädchen lächelt; Urbain achtet nicht darauf und fährt fort: „Eines Abends ... es war, glaube ich, das erste Mal, daß ich meine Verkleidung trug ... wurde ich von mehreren männlichen Personen angefallen, und flüchtete mich durch die Straßen von Paris. Es war sehr spät, als ich auf dem großen Pré-aux-clercs ankam. Ich war meiner Wohnung schon nahe, als ich von vier Männern angehalten wurde, die ich an ihrer Sprache als Hofleute erkannte. Ich gab mich ihnen als Mann zu erkennen, in der Hoffnung, ihnen dadurch um so bälder zu entwischen; allein einer von ihnen verlangte, ich solle ihm erzählen, was mich zu meiner Verkleidung bewogen habe. Ich weigere mich: er beharrt darauf; ich erzürne mich, drohe ihm, kurz, einer seiner Kameraden leiht mir seinen Degen; wir schlagen uns und ich ver[illegible] meinen Gegner, aber nur leicht, wie ich glaube. „„Mein Fre[illegible]" sagte er jetzt, mir die Hand reichend, „„Du bist ein braver Bu[illegible]e, es freut mich, Deine Bekanntschaft gemacht zu haben; wenn Du einmal einen Beschützer nöthig haben solltest, so komm in mein Hôtel, frage nach dem Marquis von Villebelle, und Du wirst mich bereit finden, Dir zu dienen."" Dies sind seine eigenen Worte!"

„Der Marquis von Villebelle? O, ich habe meinen Herrn mehrmals von ihm sprechen hören. Man sagt, er sei ein sehr freigebiger großer Herr und ein sehr schlimmer Kamerad."

„Gleichviel! er hat mir seinen Schutz angeboten, ich werde meine Zuflucht zu ihm nehmen."

„Wahrlich, mein Herr, Sie werden wohl daran thun, und wer weiß, ob er nicht den Schurken kennt, der Ihnen Ihre kleine Freundin geraubt hat!"

„Ja, ich habe die Hoffnung, der Marquis werde mir zu Blanca's Wiederauffindung behülflich sein. Große Herren erzählen einander ihre Abenteuer, ihr Liebesglück. Ein so tapferer Mann

wird mit meinen Qualen Mitleid haben . . . daß ich ihn nicht jetzt schon sprechen kann . . . aber sein Hôtel?"

„O, das ist sehr bekannt, mein Herr, und es wird Ihnen leicht sein, es aufzufinden."

Den folgenden Tag geht Urbain mit Tagesanbruch aus, um den Mann, auf den er seine letzte Hoffnung setzt, aufzusuchen. Man bezeichnet ihm das Hôtel des Marquis; er langt bald bei demselben an.

„Der Marquis von Villebelle?" sagt er bei seinem Eintritt in den Hof, sich schüchtern an den Thürsteher wendend.

„Dies ist zwar sein Hôtel, aber der Herr Marquis ist nicht in Paris."

„Er ist nicht in Paris?" ruft Urbain mit beklemmtem Herzen aus.

„Nein, er ist auf der Reise."

„Auf der Reise!...und...wird er bald wieder zurückkommen?"

„Er wird zurückkommen, wenn's ihm beliebt! . . . Bedarf mein gnädiger Herr Ihrer Erlaubniß, um zu reisen?"

„Dies will ich nicht damit sagen, sondern daß ich den Herrn Marquis sehr nothwendig zu sehen, zu sprechen habe."

„Sie werden ihn sehen, wann er zurückkommt, . . . wenn nämlich der gnädige Herr Ihren Besuch annehmen will."

Der übermüthige Thürsteher wendet sich weg, ergreift sein Glas und seine Gabel wieder, und setzt ein reichliches Frühstück mit ernster Miene fort; ohne weiter auf den jungen Studenten zu achten, der in dem Schloßhof zurückgeblieben ist, wo er, tiefe Seufzer holend, zu sich sagt: „Er ist nicht in Paris . . . wie unglücklich bin ich!"

Nach Verfluß von zwei Minuten nähert sich Urbain abermals sachte der Loge des Thürstehers und sagt mit bittender Stimme: „Mein Herr, könnten Sie mir nicht sagen, in welcher Gegend der Herr Marquis ist?"

„Wie, Sie sind noch da?“ erwidert der Thürsteher, ohne sich umzuwenden; „man läßt mich nicht einmal ruhig frühstücken!... Ich sage Ihnen, daß der gnädige Herr auf der Reise ist ... Es gibt Leute, die alle denselben Eigensinn haben... sie sagen alle das Nämliche: Ich will zu dem gnäd'gen Herrn, und sie zerbrechen mir den Kopf vom Morgen bis zum Abend!“

Urbain läßt sich nicht abschrecken, er kennt die Pariser Gebräuche: er zieht seine Börse, in die er mehrere große Thaler gelegt hat, und klingelt mit diesen; nun wendet sich der Thürsteher um und sagt ihm in höflicherem Tone: „Es thut mir in der That leid . . . allein, auf Ehre, der gnädige Herr ist abwesend ... und, unter uns gesagt, ich glaube, auf längere Zeit.“

„O Himmel!“ sagt Urbain, „und auf ihn setze ich meine letzte Hoffnung ... Ach, wenn Sie wissen, wo der gnädige Herr ist, so bitte ich Sie, sagen Sie es mir.“

Mit diesen Worten, näherte sich der junge Liebende, [illegible]e Börse darbietend. „Treten Sie einen Augenblick herein,“ sagt der Thürsteher, die kleine Thüre seiner Wohnung öffnend. „Ja, ich weiß, wo der gnädige Herr ist, wir müssen dies wohl wissen, wir, um ihm die wichtigen Briefe, die für ihn einlaufen, zu übersenden. Es ist Geheimniß; wenn Sie mir jedoch versprechen, verschwiegen zu sein . . . Niemand zu sagen, daß Sie das von mir erfahren haben . . .“

„O, ich schwöre es Ihnen!“

„Nun, so will ich Ihnen sagen, daß der Herr Marquis auf seinem Schlosse Sarcus ist, das in der Gegend von Grandvilliers liegt ... man schlägt die Straße über Beauvais ein und . . .“ Urbain hört nicht weiter an; er wirft seine Börse auf den Tisch des Thürstehers, entfernt sich schleunig aus dem Hôtel, eilt in seine Wohnung, nimmt den Rest seines Geldes zu sich und macht sich noch denselben Tag auf den Weg, um den Marquis in seinem Schlosse aufzusuchen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Rückkehr in's Schloß.

Während der Abwesenheit des Marquis hat Blanca im Schlosse Sarcus traurige und einförmige Tage verlebt. Als sie den Tag nach Villebelle's Abreise den gewöhnlichen Besuch nicht von ihm erhält, glaubt sie, ihr Entführer schicke sich an, sie nach Paris zurückzuführen; allein als sie ihn am Abend nicht in dem Park antrifft, erkundigt sie sich bei Marie nach ihm. „Der gnädige Herr ist abgereist," entgegnet das Bauernmädchen.

„Abgereist ohne mich!" ruft Blanca aus, ihre schönen, mit Thränen gefüllten Augen gen Himmel emporrichtend. „Er will mich also immer in diesem Schlosse behalten!"

„Trösten Sie sich, Mamsell, der gnädige Herr hat gesagt, er [illegible]rde nicht lange abwesend sein."

Blanca kehrt, ohne zu antworten, auf ihr Zimmer zurück. Sie bringt hier ihre Zeit schmerzvoll und niedergeschlagen zu und bedauert, daß der Marquis abwesend ist, denn das liebenswürdige Kind schmeichelt sich stets, er werde sich durch ihre Bitten erweichen lassen. Sie hat schon einige Male die Bewegung bemerkt, die ihre Thränen ihm verursachten; sie hoffte daher, er werde sie noch mit Urbain vereinigen, aber allein hat sie keine Hoffnung mehr, und die Tage verfließen der jungen Gefangenen langsam und traurig.

Indessen verschönert der wiederkehrende Frühling die Natur, die Bäume erhalten ihr Laubwerk wieder, der Rasen grünt von Neuem, die Wiesen schmücken sich mit Blumen, und die Vögel kehren in die Haine zurück, um die Jahreszeit der Liebe zu besingen. Aber gleichgültig gegen die Gemälde, die sich ihrem Auge darbieten, findet Blanca kein Vergnügen an der Betrachtung der reizenden Scenen, von denen sie zu jeder andern Zeit entzückt ge-

wesen wäre; die Leiden des Herzens werfen einen düstern Schleier über alle Gegenstände, die uns umgeben.

Bisweilen kommt Blanca, wenn sie im Park spazieren geht, auf den Gedanken, zu entfliehen; aber wohin soll sie ihre Schritte lenken? Zudem ist der Park von sehr hohen Mauern umgeben, und die Thore, durch welche er mit dem freien Felde in Verbindung steht, sind immer sorgfältig verschlossen. Das junge Mädchen weiß nicht, daß während der Abwesenheit des Marquis zwei Bediente sie stets beobachten.

Eine tiefe Schwermuth hat sich Blanca's bemächtigt. Umsonst sucht Marie sie zu zerstreuen; Seufzer, Thränen sind die einzige Antwort, die sie von ihr erhält. Zehn Tage sind seit der Abreise des Marquis verflossen, als Marie eines Morgens Blanca benachrichtigt, ihr Herr sei so eben angekommen.

Diese Nachricht scheint der jungen Gefangenen neuen Muth einzuflößen, und mit Ungeduld sieht sie einem Besuche des Marquis entgegen.

Villebelle, der vor Verlangen brennt, seine Gefangene wieder zu sehen, zögert nicht, sich zu ihr zu begeben: er erstaunt über die Veränderung, die mit ihrer ganzen Gestalt vorgegangen ist. „Sie hatten mich wohl in diesem Schlosse vergessen?" redet ihn Blanca seufzend an.

„Ich Sie vergessen?"

„Warum haben Sie mich denn nicht nach Paris mitgenommen? Werden Sie mich noch lange hier behalten?"

„Wenigstens werde ich Sie nicht mehr verlassen."

„Lassen Sie Urbain zu uns kommen und ich werde nicht mehr fortzugehen wünschen."

Der Marquis runzelt die Stirne und sucht Blanca zu zerstreuen, indem er ihr mehrere hübsche Gegenstände, die er von Paris mitbrachte, anbietet; aber diese Geschenke werden nicht besser aufgenommen, als die ersten, und Blanca würdigt sie nicht einmal eines Lächelns.

Der Abend führt Blanca und den Marquis in dem Park noch einmal zusammen. Villebelle, verliebter als je und an den Rath des Barbiers sich erinnernd, schmeichelt sich, über seine Gefangene zu triumphiren; aber sobald er in Blanca's Nähe ist, fühlt er seine ganze Entschlossenheit weichen: ein Blick des liebenswürdigen Kindes, bis in die Tiefe seines Herzens dringend, bezähmt seine Begierden, und Villebelle sagt zu sich: „Durch welche Zaubermacht gebietet mir dieses junge Mädchen eine Achtung, die stärker ist als meine Liebe?"

Blanca, welche ihre Unschuld zutraulich macht, hat sich am Eingange einer dicht mit Laubwerk umwachsenen Grotte niedergesetzt. Der Marquis nimmt an ihrer Seite Platz; lange Zeit schweigt er, sie zärtlich anblickend, dann schlingt er seinen Arm um sie und will einen Kuß auf ihren reizenden Mund drücken; allein Blanca richtet ihr flehendes Auge auf ihn und sagt: „Ich bitte Sie, gnädiger Herr, lassen Sie mich." Ohne zu wissen, wie es zugegangen ist, hat der Marquis das liebenswürdige Kind aus seinen Armen entwischen lassen; er bleibt allein in der Grotte. Blanca, die auf's Neue in der Nähe des Marquis Schrecken empfindet, ist geflohen, und dieser verwünscht seine Schwäche und kehrt mit dem Vorsatze, in Zukunft nicht mehr vor einem Kinde zu zittern, in's Schloß zurück.

Julia und ihr Begleiter sind in Sarcus angelangt und haben den Marquis in's Schloß einfahren sehen. Chaudoreille ist unterwegs nur dreimal gestürzt, weil, wie er behauptet, sein Pferd gescheut hat; doch klagt er sehr über Ermüdung, während seine Begleiterin unempfindlich dagegen scheint, und das Schloß, in das sich der Marquis begeben hat, und dessen hohe Thürmchen im Strahle der Sonne erglänzen, aufmerksam betrachtet.

„Hierher begab er sich also!" sagt die junge Amazone, ganz nahe an die Mauer hinreitend.

„Ja, Signora, ohne Zweifel hat er sich hierher begeben, weil

wir ihn hineingehen sahen," erwidert Chaudoreille, der vom Pferde gestiegen ist, auf dem es ihm nicht recht behagte, und sich unter Grimassen am ganzen Körper betastete.

„Dies ist das Schloß Sarcus, wie mir ein Bauer gesagt hat."

„Es ist, meiner Treu', ein schönes Kastell ... mein Großvater hatte zehn oder zwölf wie dieses ... allein er setzte jeden Abend eines im Piquetspiel ein, und Sie begreifen, daß das Glück nicht immer günstig war ... O weh! ich habe Schmerzen in allen Rippen ... ach, dieser Zelter hat einen so harten Trab."

„In diesen Mauern ist also Blanca eingeschlossen?"

„Sehr wahrscheinlich. Teufel, ich habe mir einen Wolf geritten; es ging aber auch darauf los, als ob ... ich nehme es jetzt mit dem besten Stallmeister in Frankreich auf."

„Wie kann man wissen, in welchem Theile des Schlosses das junge Mädchen sich befindet?"

„Ich denke, man sollte zuerst wissen, wo man ein Frühstück findet. Sie müssen erschrecklich müde sein, Signora."

„Ich fühle keine Müdigkeit ... die Hoffnung auf Rache verdoppelt meine Kräfte."

„Ich, der ich nichts habe, um die meinigen zu verdoppeln, bin wie gerädert ... ganz abgemattet ... und Hunger habe ich ... au weh, mein Kreuz!"

Julia steigt ab, führt ihren Renner zu Chaudoreille hin und sagt: „Da, besteige ihn und nimm den andern am Zügel; reite in das Dorf, das Du da unten siehst, begib Dich in ein Wirthshaus und erwarte mich: ich will das Schloß untersuchen."

„Gut, ich lasse das Frühstück zubereiten ... Ah, welchen Namen und Stand sollen wir annehmen? Ich denke, Sie wollen sich in diesem Lande incognito aufhalten."

„Sag', was Du willst."

„Ich werde sagen, wir seien Mauren aus Spanien, kommen

von Granada, um Unterricht in den Kastagnetten zu geben; dies wird jeden Verdacht entfernen, und unsere etwas dunkle Gesichtsfarbe paßt zu unserer Angabe."

Julia hört nicht mehr auf Chaudoreille und nähert sich dem Schlosse, während der Ritter, dem es eben nicht sehr darum zu thun ist, wieder zu Pferde zu steigen, die beiden Renner am Zaume führt und auf das Dorf zuhinkt.

Chaudoreille fragt nach dem besten Wirthshause: es ist nur eines im Dorfe, in das er sich, die Pferde hinter sich herführend, begibt. Der Wirth kommt, ihn zu empfangen, und Chaudoreille sagt ihm, indem er sich Mühe gibt, wieder gerade auf den Beinen zu stehen: „Ich bin Malek=al=Chiras von Granada, Professor der Kastagnetten im Königreiche Spanien und Indien, und bin mit meiner Schwester Salamalech nach Frankreich gekommen, um vor dem Kardinal von Richelieu den Bolero zu tanzen; wir werden vielleicht einige Zeit in diesem Dorfe bleiben, aber wir wollen das strengste Incognito beibehalten . . . verstehen Sie mich?"

„Ich verstehe Sie nicht," erwidert der Wirth, ihn mit einfältiger Miene betrachtend.

„In diesem Falle lassen Sie mir in möglichster Bälde einen Speck=Pfannkuchen machen, geben Sie mir ein Zimmer und tragen Sie Sorge für meine Pferde; es sind Araber."

Das versteht der Wirth besser und führt seinen Gast in ein Zimmer im ersten Stock, in das Chaudoreille nur mit Mühe und sich mit beiden Händen haltend hinaufklimmt, weil das Reiten seine Gehwerkzeuge ganz aus der Ordnung gebracht hat. Nachdem er einige Stunden ausgeruht hat, setzt er sich zu Tische, an dem er schon längere Zeit verweilt, als Julia in's Zimmer tritt.

„Ich erwartete Sie mit Ungeduld, Madame," sagt Chaudoreille, seine dritte Taube zerschneidend.

„Nun, was hast Du erfahren?"

„Nun, ich habe erfahren, daß wir keine Fische zum Mittagessen bekommen werden.“

„Dummkopf, ich spreche vom Marquis!“

„Es dünkt mir, daß ich Sie in der Nähe des Schlosses zurückgelassen habe; Sie müssen mehr von ihm wissen als ich.“

„Ich habe einige Male die Runde um dasselbe gemacht, aber Niemand bemerkt . . . Du hättest die Bauern fragen können, was sie vom Schlosse wissen.“

„Sie sehen so dumm aus wie Gänse . . . was können solche Leute wissen? . . . A propos, Sie sind meine Schwester und heißen Salamalech.“

„Chaudoreille, glaubst Du, ich habe Dich mitgenommen, um Deine Dummheiten anzuhören? Mache, daß Du ausruhst; wir wollen dann die Umgebungen des Schlosses besichtigen und sehen, ob es nicht möglich ist, in den Park zu kommen.“

„Ich bitte sehr um Vergebung, allein für heute würde es mich sehr sauer ankommen, mich von der Stelle zu bewegen . . . Ich bin wie angenagelt an diesen Tisch.“

Da Julia sieht, daß es ihr unmöglich ist, ihren Begleiter wieder auf die Beine zu bringen, läßt sie ihn im Wirthshause zurück und entfernt sich, nachdem sie einige Nahrung zu sich genommen hat, um wieder von Neuem an den Mauern des Schlosses umherzuschleichen.

„Das ist ein Teufel von einem Weibe!“ sagt Chaudoreille, sich in's Bett legend, „sie verdiente meinen Roland an ihrer Seite zu tragen . . . Herr Wirth, legen Sie mir meinen Roland unter's Kopfkissen, weil ich gerade an ihn denke . . . damit ich sogleich vom Leder ziehen kann, wenn es nöthig ist . . . Jetzt wollen Sie meine Thüre schließen, und wenn meine Schwester Salamalech kommt, so sagen Sie ihr, ich lasse sie bitten, mich nicht vor morgen Mittag zu wecken; denn bälder wird mein Gefäß nicht vernarbt sein.“

Während Chaudoreille schläft, macht Julia die Runde um den Park und bemerkt eine Stelle, wo die Mauer eine Lücke hat, durch die es möglich ist, in das Innere des Gartens zu schlüpfen: da sie sich aber noch keiner Gefahr aussetzen will, kehrt sie in ihre Schenke zurück und sucht rücksichtlich der Bewohner des Schlosses einige Erkundigungen einzuziehen. Die Bauern wissen nichts weiter, als daß ihr Herr für den Augenblick in Sarcus ist. „Aber man muß vor einigen Tagen ein junges Mädchen in's Schloß gebracht haben?“ fragt Julia.

„Wenn der gnädige Herr hier ist, kommen Herren und Damen in Menge,“ erwidert der Wirth, in der Meinung, der Bruder und die Schwester wollen vor dem Marquis mit ihren Kastagnetten spielen.

Julia entschließt sich, ein wenig auszuruhen. Allein den andern Morgen, sobald es Tag ist, begibt sie sich in Chaudoreille's Zimmer.

„Ihr Herr Bruder schläft noch,“ sagt der Wirth, der ihr begegnet, „und Herr Malek ... Al ... aus Granada hat ausdrücklich verboten, ihn vor Mittag zu wecken.“

Ohne auf den Wirth zu hören, tritt Julia in's Zimmer des Ritters, der noch in tiefem Schlafe liegt, sagt, ihn unsanft am Ohre zupfend: „Habe ich Dich mitgenommen, um zu schlafen?“

„Ach, alle Teufel, wie grausam sind Sie ... ich war in meinem ersten Schlafe.“

„Aufgestanden! Aufgestanden!“

„Aufstehen ... ich halte zu viel auf Anstand, um in Ihrer Gegenwart aufzustehen.“

„Steh' auf, sage ich Dir!“

„Nun, weil Sie es so wollen.“

Chaudoreille streckt seine zwei kleinen dürren Beine aus dem Bette hervor und sagt zu sich: „Es scheint nicht, daß sie vor mir davonläuft.“

„Du verfügst Dich nach dem Schlosse und suchst unter dem Vorwande, die Bauart zu bewundern, in die ersten Höfe zu kommen und den Schloßvogt in's Gespräch zu locken."

„Und wenn ich erkannt würde?"

„Von wem?"

„Vom gnädigen Herrn."

„Glaubst Du, er werde zum Zeitvertreibe in den Höfen herumspazieren? Er ist bei seiner jungen Gefangenen."

„Wahrscheinlich."

„Wir wollen hier in Kurzem wieder zusammenkommen, und dann sagst Du mir, was Du in Erfahrung gebracht hast. Was mich betrifft, so werde ich mich in den Park zu schleichen suchen."

Nachdem Chaudoreille ein reichliches Frühstück eingenommen hat, macht er sich auf den Weg, in einen Mantel gehüllt, den er von Julia erhalten hat, der jedoch viel zu groß für seine Person ist, so daß er die Hälfte desselben auf dem Boden nachschleppt; allein er gefällt sich sehr gut darin und bildet sich ein, daß er dadurch um sechs Zoll größer werde.

Als er bei dem Schlosse ankommt, ist es seine erste Sorge, wohl zu untersuchen, ob sich keine Schildwache auf den Mauern befindet; da er nichts entdeckt, das ihn auf die Vermuthung bringen könnte, das Kastell sei auf den Kriegsfuß gestellt, entschließt er sich, vorzurücken. Bei dem Haupteingange angekommen, spaziert er eine ganze Stunde lang hin und her, unschlüssig, ob er in's Schloß eintreten soll oder nicht. Der alte Schloßvogt, der vor seiner Thüre sein Pfeifchen raucht, bemerkt das kleine Männlein, das, einen Mantel nach sich schleppend, schon so lange in demselben Kreise sich herumtreibt. Dieses Benehmens überdrüssig, tritt der Schloßvogt aus dem Schlosse heraus und schreitet auf Chaudoreille zu, um ihn zu fragen, was er da thue. Als aber dieser einen Mann mit großen Schritten auf sich zukommen sieht, bildet er sich ein, man halte ihn für verdächtig und wolle

ihn festsetzen. Alsbald fängt er an, ins offene Feld zu laufen; aber bald verwickeln sich seine Füße in die Schleppe seines Mantels und er stürzt auf den Rasen nieder.

Da der Schloßvogt sich vom Schlosse aus rufen hört, so kehrt er um. Als Chaudoreille wieder aufsteht, sieht er Niemand mehr und schlägt dann eilig wieder den Weg nach dem Dorfe ein. „Das ist jetzt genug für heute," sagt er zu sich; „ein anderes Mal werde ich nicht mehr so unvorsichtig sein: ich werde mich in jenem Gehölz verstecken, das einen Kanonenschuß weit vom Schlosse entfernt ist." Hierauf kehrt er in sein Wirthshaus zurück, wo er in Erwartung der Mittagsmahlzeit mit seinem Wirthe würfelt und dessen Frau durchaus den Bolero lehren will.

Julia kommt bei einbrechender Dämmerung zurück und findet Chaudoreille in dem Hofe des Wirthshauses mitten unter Hühnern und Misthäufen, wo er eine kleine vierzigjährige Frau Stellungen machen läßt, mit Roland den Takt dazu schlägt und sagt: „In Granada tanzt man nur mit dem Degen in der Hand . . . Ach, da kommt meine Schwester Salamalech . . . sie ist es, die Stellungen machen kann, ohne die Füße auf den Boden zu bringen."

Julia schiebt den Tanzmeister in ihr Zimmer und sagt: „Was machtest Du in diesem Hofe?"

„Zum Henker! es geschah, um weniger erkannt zu werden... aus Klugheit . . ."

„Was hast Du diesen Morgen in Erfahrung gebracht?"

„Vieles . . . Ich glaube, es ist Besatzung im Schlosse: ich sah einen bewaffneten Mann herausgehen . . . Was Blanca betrifft, so vermuthe ich, daß sie in ein unterirdisches Gewölbe eingeschlossen ist."

„Du bist ein Narr; ich habe ein junges Mädchen angesprochen, das im Schlosse ist, und habe sie zum Sprechen gebracht. Blanca befindet sich, wie sie mir sagt, in einem der Thürmchen, welche die Aussicht auf den See haben."



Band XII. Seite 399.
Der Anblick Blanca's, die zu seinen Füßen liegt, ihre Thränen, ihre Verzweiflung bringen den Marquis wieder zur Besinnung.

„Dann hat mich der Soldat, den ich gefragt habe, belogen ... und doch hatte ich ihm den Degen an die Kehle gesetzt!"

„Ist Niemand im Schlosse angekommen?"

„O Niemand... Darüber bin ich sicher ... ich habe es nicht aus dem Auge verloren."

„Diesen Abend werde ich mich in den Park schleichen und ich hoffe.."

„Was mich betrifft, so hoffe ich, daß ich mich nicht in denselben schleichen werde."

„Nein, Du wirst außen Wache halten ..."

„Außen? Da bin ich der Mann! Uebrigens habe ich Katzenaugen, ich sehe bei Nacht ganz gut."

Den Tag nach dem Vorfalle in der Grotte hat sich der Marquis, seiner Gewohnheit gemäß, wieder zu Blanca verfügt. Aber das liebenswürdige Kind empfindet bei seinem Anblick eine nie gekannte Furcht; sie erinnert sich, mit welchem Ungestüm sie der Marquis in seine Arme geschlossen hatte, und ihres arglosen Gemüths ungeachtet, sieht sie nur mit Schrecken, wie er sich ihr nähert und an ihrer Seite Platz nimmt.

Der Marquis kennt die Frauen zu gut, als daß er die Veränderung, die mit Blanca's Betragen vorgegangen ist, nicht bemerkt hätte; er sucht in den Augen des jungen Mädchens zu lesen: er möchte darin jenen Ausdruck der Sanftmuth wieder finden, die ihn so sehr anzog; allein Blanca heftet ihre Augen auf den Boden und scheut sich, den Blicken des Marquis zu begegnen.

Nach einem kürzern Besuch als gewöhnlich verläßt Villebelle Blanca, um über die Mittel nachzudenken, die er zur Besiegung ihres Widerstandes anwenden will. Ungeduldig erwartet er den Abend; er schmeichelt sich, in den Gärten glücklicher zu sein und sich mit seiner jungen Gefangenen auszusöhnen; aber eine innere Stimme sagt Blanca, daß ihre Sicherheit, wenn sie sich mit dem Marquis allein in dem Park befindet, in Gefahr ist, und sie hat bei sich gelobt, sich nie mehr in denselben zu begeben.

Es ist schon lange Nacht und vergebens durchstreift Villebelle die Alleen, in denen Blanca jeden Abend lustwandelte; er findet sie nicht. „Sie fürchtet mich," sagt er zu sich, „und doch haßt sie mich nicht; ... sie hat es mir selbst gesagt."

Als der Marquis an der Grotte, in der sie den Abend zuvor verweilt hatten, vorüberkommt, glaubt er einen Schatten zu bemerken, der vor ihm flieht. In der Ueberzeugung, es sei Blanca, eilt er ihr nach: die Person, die er verfolgt, bleibt stehen, wendet sich um, und beim Scheine des Mondes erkennt der Marquis ... Julien.

„Sie hier! ... in meinem Park?" sagt Villebelle mit dem größten Erstaunen.

„Ja, Herr Marquis!" erwidert Julia mit einem bittern Lächeln. „Dies befremdet Sie! ... Herr von Villebelle sollte doch begreifen, welch' ein Vergnügen es mir gewährt, in seiner Nähe zu sein."

„Noch einmal, was wollen Sie hier?"

„Es war eine Zeit, Herr Marquis, wo meine Gegenwart Ihnen nicht lästig war .... wo Sie mir mit den zärtlichsten Schwüren betheuerten, daß Sie mich ewig lieben würden. Erinnern Sie sich, wie oft Sie mir diese Schwüre wiederholen mußten, bis ich Ihren Wünschen Gehör gab!"

Ungeduldig ruft der Marquis aus: „Und um mir dieses zu sagen, schleichen Sie sich bei Nacht in mein Schloß?"

„Nein," sagt Julia, sich ganz ihrer Wuth überlassend, „ein anderer Beweggrund führt mich hierher ... die Hoffnung auf Rache ... Sie spotten meiner Liebe und meines Schmerzes ... ich will mich an Ihren Leiden weiden ... Sie werden blutige Thränen weinen ... aber es wird zu spät sein!"

„Es ist genug ... Ihre Drohungen ermüden mich und flößen mir Mitleid ein ... Auf was warten Sie denn, um sich zu rächen, wenn Sie die Macht dazu haben?"

„Auf die Gegenwart eines unumgänglich nothwendigen Zeugen . . . Ihres würdigen Vertrauten, des Barbiers Touquet."

Mit diesen Worten schleicht sich Julia unter die Bäume und verschwindet, ohne daß sie der Marquis erreichen kann. Höchst erstaunt über diese sonderbare Begegnung, setzt er nach seiner Rückkehr in's Schloß Germain davon in Kenntniß und befiehlt ihm, seine Wachsamkeit zu verdoppeln, damit Niemand in Blanca's Nähe gelangen könne.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nächtlicher Versuch.

In heftiger Bewegung hat sich der Marquis wieder auf sein Zimmer begeben. Juliens Drohungen schrecken ihn nicht; er schreibt sie der Eifersucht und dem Aerger zu; gleichwohl hatte die Stimme der jungen Italienerin etwas Festes und Ueberzeugendes an sich, und ihre auf den Marquis gehefteten Augen schienen schon vor barbarischer Freude zu glänzen.

Aergerlich darüber, daß er Julien zu keiner Erklärung gezwungen hat, ruft Villebelle seinem Kammerdiener und ertheilt ihm den Befehl, mit einigen seiner Leute den Park nach allen Richtungen zu durchstreifen, und falls er ein junges Frauenzimmer treffen sollte, dasselbe auf der Stelle in's Schloß zu führen. Germain, der Gärtner und drei Bediente durchsuchen auf der Stelle den Park und die Gärten; sie kehren jedoch in's Schloß zurück, ohne irgend Jemand begegnet zu sein, und der Marquis bringt die Nacht mit Betrachtungen über diesen Vorfall zu. Juliens Gegenwart stört seine Ruhe: er befürchtet, es möchte ihr gelingen, Blanca Nachrichten über ihren Geliebten zukommen zu lassen. Bei Anbruch des Tages schreibt er dem Barbier und befiehlt ihm, auf das Schloß zu kommen.

Margarethe war vor Kurzem gestorben: die alte Magd hatte Blanca's Verlust und die Wuth ihres Herrn nach Juliens Besuch nicht ertragen können. Der Barbier, der sein Haus längst schon zu verkaufen wünschte, war gerade im Begriff, sich zu einem Notar zu begeben, als der Bote des Marquis ihm den Brief seines Herrn überbrachte.

„Er will, daß ich nach Sarcus gehe!" sagt Touquet zu sich, als er den Brief gelesen hatte. „Der Marquis bedarf meiner noch ... er hat bisweilen Rückfälle zur Tugend, die mich beben machen; allein er bezahlt gut; zudem kann ich ihm nichts abschlagen ... er hat mein Betragen zum Theil errathen, und wenn er einmal Lust bekäme, mich hängen zu lassen, um seine Tollheiten wieder gut zu machen ... denn gewöhnlich büßen die Großen ihre Sünden auf diese Art ab ... aber nein ... der Marquis wird tolle Streiche machen, so lange er lebt. Vor allen Dingen muß er über Blanca siegen; meine Sicherheit erfordert dies."

Touquet trifft die nöthigen Vorkehrungen zu seiner Abreise und langt nach zwei Tagen im Schlosse an, wo er sich sogleich zum Marquis verfügt, der ihn in seinem Zimmer erwartete.

„Sie sehen, gnädiger Herr, mit welchem Eifer ich Ihre Befehle vollziehe," sagt der Barbier, sich verbeugend.

„Gut, Deine Gegenwart kann mir nützlich werden ... Ich fühle, daß ich Jemand nöthig habe, der mich meiner Schwachheit wegen beschämt. . . Würdest Du glauben, daß ich bei Blanca nicht weiter gekommen bin?"

„Ich würde es nicht glauben, wenn Sie mir es nicht sagten, gnädiger Herr!"

„Gewiß, ich weiß selbst nicht, was ich von der Sache denken soll! ... Es ist schon über drei Wochen, daß sie in diesem Schlosse ist, und kaum habe ich es dahin gebracht, daß ich ihr die Hand küssen konnte. Als wir uns vor einigen Tagen im Park befanden, wollte ich unternehmender sein; allein sie bat mich mit einer so rührenden Stimme,

sie zu schonen ... ich weiß nicht, wie es kam ... aber ich war beinahe untröstlich darüber, daß ich ihr Kummer verursacht hatte. Seither verläßt sie ihre Zimmer nicht mehr; sie ist in meiner Nähe furchtsam und verlegen, und Thränen ... immer Thränen ..."

„Alles dies wird aufhören, sobald Sie nur wollen, gnädiger Herr."

„Hast Du ihren Geliebten wieder gesehen? ... diesen Urbain, von dem sie unaufhörlich spricht, den sie jeden Augenblick des Tages nennt?"

„Nein, gnädiger Herr, und ich glaube, daß der junge Urbain, der viel vernünftiger ist als Blanca, diesen Liebeshandel schon vergessen hat."

„Du glaubst es? Die arme Kleine denkt immer an ihn ... wenn ich sie überreden könnte, er liebe sie nicht mehr ... aber sie würde mir nicht glauben. Während ich von Blanca spreche, vergesse ich, weßwegen ich Dich habe kommen lassen; Du würdest nie errathen, wen ich vorgestern Abend in meinem Parke angetroffen habe ... Julia."

„Julia!" ruft der Barbier höchst erstaunt aus.

„Ja, sie ist bis in diesen Ort gedrungen ... Aber wie hat sie entdecken können, daß ich hier bin?"

„Das begreife ich nicht, gnädiger Herr."

„Sie hat die Kühnheit gehabt, mir zu drohen; Eifersucht und Wuth flammten in ihren Blicken ... Auch von Dir hat sie gesprochen ... ich habe nicht recht verstanden, was sie sagen wollte ... sie ist verschwunden, als ich sie zu einer näheren Erklärung zwingen wollte."

„Gnädiger Herr, dieses junge Mädchen führt nichts Gutes im Sinn ..."

„Ich denke es auch; gleichwohl hat sie sich seither nicht mehr gezeigt, und jeden Abend durchstreifen meine Leute den Park.

„Gleichviel. Julia wird ihr Möglichstes thun, um Ihnen Blanca zu entreißen."

„Wie soll ihr dies gelingen? Uebrigens wirst Du die Umgegend durchstreifen, und wenn Du sie zu Gesicht bekommst, so sage ihr, daß ich ihr verbiete, die Umgebungen meines Schlosses wieder zu betreten ... wenn sie es noch einmal wage, sich hier blicken zu lassen, so würde ich mit leichter Mühe einen geheimen Verhaftsbefehl auswirken, der mich von ihren Zudringlichkeiten befreien wird."

„Das ist das Beste, was Sie thun können, gnädiger Herr. Gleich morgen will ich meine Nachforschungen beginnen."

„So lange Du im Schlosse bist, vermeide sorgfältig, Dich im Parke, in der Nähe des Sees zu zeigen, denn Du könntest von Blanca bemerkt werden, und ich will nicht, daß sie Dich hier wisse; ich glaube nicht, daß ihr Dein Anblick Vergnügen macht, und ich möchte ihr Alles ersparen, was ihren Verdruß vergrößern könnte."

„Noch nie habe ich Sie so verliebt gesehen, gnädiger Herr."

„Nein, noch nie hat mir eine Frau eingeflößt, was ich für Blanca fühle."

„Ich will jetzt ein wenig ausruhen. Morgen mit Anbruch des Tages mache ich mich auf den Weg ... ich durchstreife die Umgegend und durchsuche die kleinsten Hütten; Julia wird sich meinen Blicken nicht entziehen können, und sobald ich ihren Aufenthalt erforscht habe, wird sie Ihnen nicht mehr zu Gesicht kommen, ich stehe Ihnen dafür."

Mit diesen Worten entfernte sich der Barbier; allein in seinen Gesichtszügen lag ein Ausdruck, der dem Marquis nicht entging. Villebelle eilt ihm nach und sagt, ihn zurückhaltend, in ernstem Tone: „Touquet, sollten Sie mich wohl unrecht verstanden haben? ... Bedenken Sie, daß es nicht meine Absicht ist, Julien etwas Böses zuzufügen. Dieses junge Mädchen ist ein wenig überspannt: allein die Liebe entschuldigt es ... man muß stets die Fehler verzeihen, deren erste Ursache man ist; ich hätte vielleicht ihre Empfind-

samkeit mehr schonen sollen, und ich habe sie mit zu großer Verachtung behandelt. Wenn sie geneigt ist, vernünftig zu werden, so versprechen Sie ihr Alles, was sie verlangt... Sparen Sie das Gold nicht... sie soll glücklich sein... Ueberdies will ich sie selbst noch einmal sprechen, damit sie mir erkläre, was sie mir in ihrem Briefe hat sagen wollen."

„Wenn dies der Fall ist, gnädiger Herr, so werde ich, sobald ich ihren Aufenthalt entdeckt habe, eilen, Sie davon in Kenntniß zu setzen." Dies sprechend, verläßt der Barbier mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer.

„Dieser Mensch ist ein ausgemachter Schurke!" sagt Villebelle zu sich, dem Barbier nachblickend; „ich glaubte lange Zeit, daß er nur ein Intriguant und ein Spitzbube sei... Warum müssen mir seine Dienste noch unentbehrlich sein... Aber ich konnte Germain nicht den Auftrag geben, mit Julia zu sprechen! mit Julia ... die ich einen Augenblick zu lieben glaubte! Ha, wie tief steht dieses heftige, rachsüchtige Weib unter der sanften und reizenden Blanca... warum muß gerade Julia mich so rasend lieben... und werde ich dem Herzen dieses furchtsamen Kindes nie einen Funken von der Gluth mittheilen können, die mich verzehrt?"

Während der Marquis von Blanca träumt, die in der traurigen Einsamkeit ihrer Gemächer die Tage damit verbringt, daß sie den Himmel um Hülfe anfleht und ihren Geliebten beweint, sucht Julia seit jenem nächtlichen Zusammentreffen mit Villebelle die junge Gefangene zu sprechen. Die Wachsamkeit der von dem Marquis aufgestellten Wächter hinderte sie keineswegs, in den Park zu schleichen, aber in der Nähe des Sees angelangt, ist es ihr unmöglich, sich dem Thürmchen zu nähern, denn man hatte alle Schiffchen, mit denen man auf dem See spazieren fuhr, entfernt, aus Besorgniß, man möchte sich ihrer bedienen, um in die Nähe von Blanca's Fenstern zu gelangen. Was Chandoreille betrifft, der den Auftrag hatte, alle diejenigen, die im Schlosse

aus- und eingingen, zu beobachten, so begnügte er sich damit, in ein dichtverwachsenes Gebüsch zu hocken, das zwei Kanonenschüsse weit vom Eingange des Kastells entfernt war, und hier brachte er, aus Vorsicht den entblößten Roland auf der einen und eine Bouteille Wein auf der andern Seite, die Zeit seines Wachehaltens damit zu, daß er mit einem Kartenspiele in der Hand über eine neue Art nachdachte, die Karten falsch abzuheben und die Asse umzuschlagen; beim geringsten Geräusche verbarg er sich ganz unter seinen ungeheuren Mantel.

Den Tag nach seiner Ankunft im Schlosse hat der Barbier seine Nachforschungen begonnen. Nicht ahnend, daß sich Julia in Sarcus selbst verborgen hat, durchsucht er Dameraucourt, Grandvilliers, und kehrt gegen Abend wieder nach Sarcus zurück. Als er sich dem Dorfe nähert, bemerkt er vor sich einen kleinen Menschen, in einen braunen Mantel gehüllt, unter dem seine Gestalt nicht leicht zu erkennen ist; aber ein langer Degen, dessen Scheide eine Seite des Mantels aufstreift, verräth den Besitzer desselben. „Das ist Chaudoreille!“ sagt der Barbier zu sich und verdoppelt seine Schritte, um ihn zu erreichen. Der kleine Mensch, der hinter sich gehen hört und sich bereits von einem tiefen Schrecken ergriffen fühlt, will gleichfalls schneller gehen; aber der unglückliche Mantel verwickelt sich jeden Augenblick in seine Füße, und bald fühlt er, daß Jemand seine Degenscheide festhält. Er wendet sich um und bleibt wie versteinert stehen, als er Touquet erkennt.

„Wo gehen Sie denn so eilig hin, Ritter Chaudoreille?“ sagt der Barbier in spöttischem Tone.

„Wo ich hingehe? Alle Teufel! ....Wie befindest Du Dich, mein guter Freund?“

„Ah, Schlingel! ... ich habe hübsche Sachen von Dir gehört!“

„Man muß nicht Alles glauben, was man sagt, mein lieber Touquet.“

„Und denkst Du, ich dürfe dem Herrn Marquis glauben? ...

Du bist es, der ihm von Blanca gesagt hat, Deines Schwures ungeachtet ..."

„Du weißt wohl, daß ein Schwur bei uns zu nichts verbindlich macht. Worüber beklagst Du Dich? Durch mich hast Du so viel Geld gewonnen, als Du schwer bist ..."

„Und jetzt dienst Du also Julien?"

„Ich ... Julien dienen? ... Ich will Dir dienen, wenn Du es willst ... ich diene Jedermann ... ich war von jeher sehr dienstfertig!"

„Wo ist Julia?"

„Sie ... sie will incognito bleiben?"

„Antworte, Elender! und keine Lügen ..."

„O weh! laß mein Ohr los ... Du verwundest mich! .. Wir wohnen in diesem Dorfe im Wirthshause ... es ist nur eines da; Julia gilt für meine Schwester und ich für einen Mauren aus Granada, Professor der Kastagnetten ..."

„Welche Absichten hat Julia?"

„Der Teufel hole mich, wenn ich sie kenne! Sie schleicht Tag und Nacht um das Schloß herum, wie ein Fuchs, der auf eine Henne lauert. Unter uns gesagt, ich glaube, sie ist nicht recht bei Sinnen."

„Und in welcher Absicht hat sie Dich mitgenommen?"

„In keiner andern, als um ihr Gesellschaft zu leisten ... sie liebt meinen Umgang ... ich singe ihr Hirtenlieder ..."

„Höre! ich sollte Dir als Strafe für das, was Du gethan hast, den Hals brechen ..."

„Ach, mein lieber Touquet, das war ein Scherz ..."

„Geh', ich verachte Dich zu sehr, als daß ich Dich prügelte."

„Das ist sehr artig von Dir."

„Hast Du mir die Wahrheit gesagt?"

„Wenn Du daran zweifelst, so komm' mit mir in die Schenke, Julia wird bald zurückkehren."

„Nein, diesen Abend mag ich nicht mitgehen. Aber ich verbiete Dir, ihr ein Wort von unserem Zusammentreffen zu sagen."

„Sobald Du es mir verbietest, so ist es, als hättest Du mir die Zunge ausgeschnitten."

„Finde ich Julien morgen nicht mehr an dem Orte, den Du mir bezeichnet hast, so übernimmt der Herr Marquis selbst Deine Bestrafung, und es gibt dann keine Gnade mehr für Dich."

„Davon bin ich überzeugt . . ."

„Adieu, ich kehre in's Schloß zurück."

„Und ich in's Dorf . . . wo ich nicht auf Deinen Besuch warten werde," fügt Chandoreille ganz leise hinzu, seinen Mantel unter die Arme nehmend, um sich desto schneller entfernen zu können.

Touquet kehrt in's Schloß zurück und begibt sich zum Marquis. Es war Nacht und Villebelle saß an der Tafel, die so kostbar besetzt war, als es sich im Schlosse nur immer thun ließ. Der Marquis hatte jedoch, da er vermuthete, daß er sich hier länger aufhalten würde, den Keller mit neuen Vorräthen versehen lassen, und wenn auch die Speisen nicht so lecker waren, als in Paris, so waren doch die Weine nicht weniger ausgesucht.

Der Marquis schien heiterer als gewöhnlich; er hatte bereits einige Flaschen geleert. Neben ihm lagen mehrere Briefe, die er während des Essens las. „Was für Nachrichten bringst Du mir?" sagt er, den Barbier bemerkend.

„Meine Nachforschungen sind nicht fruchtlos geblieben, gnädiger Herr; Julia ist im Dorfe, sie wohnt im Wirthshause unter einem fremden Namen. Ich habe Chandoreille gesehen, der gegenwärtig ihr Vertrauter ist."

„Ah, der kleine Gasconier! . . . hast Du ihn tüchtig durchgeprügelt?"

„Noch nicht, gnädiger Herr; ich habe zuvor Ihre Befehle einholen wollen, und Julien habe ich noch nicht gesehen."

„Du hast wohl daran gethan, ich will sie selbst sprechen.

Morgen gehen wir mit einander in's Dorf; ich werde diese Närrin zur Vernunft bringen ... und wir werden jenes große Geheimniß erfahren, das sie mir, wie sie behauptet, mitzutheilen hat."

„Ein Geheimniß?"

„Ja, und sie sagt, Du müßtest Zeuge dieser Mittheilung sein ..."

„Ich, gnädiger Herr?"

„Morgen wird ihr Wunsch erfüllt werden. Siehst Du diese Briefe? ... Alles das ist mir von Paris zugeschickt worden ... es sind Briefe von großen Damen, die mich vermissen ... da gibt es Vorwürfe, Versprechungen, Schwüre ... Etwas von Allem! ... Da, wirf Alles in's Feuer."

„Wie, Herr Marquis, auch die, welche noch nicht erbrochen sind?"

„Ohne Anstand; ist es nicht immer das Nämliche? ... Ach, ein einziges Lächeln von Blanca wiegt das ganze süße Geschwätz dieser Damen auf! Ach, warum ist sie nicht hier ... bei mir! ..."

„Wenn der gnädige Herr es verlangte ..."

„Sie mit thränenbenetzten Augen kommen sehen? ... nein!"

Der Marquis füllt ein großes Glas mit Wein und leert es in einem Zuge, dann ruft er: „Ich fange jedoch an, des vergeblichen Seufzens müde zu werden; Blanca ist in meiner Nähe ... in meinem Schlosse ... und ich wage nicht! ... Aber Gewalt brauchen, dazu kann ich mich nicht entschließen."

„Gibt es, gnädiger Herr, außer der Gewalt, nicht noch tausend andere Mittel? ... Sie schläft ohne Argwohn ... und Sie haben zu allen Zimmern doppelte Schlüssel ..."

„Ha, welche Treulosigkeit!"

„Keine größere, gnädiger Herr, als die, sie in einen Wagen zu bringen mit der Versicherung, daß sie zu ihrem Urbain komme."

„Schweig', Du bist ein Ungeheuer, und Deine abscheulichen Rathschläge könnten mich zu einem eben so großen Verbrecher machen, als Du bist!"

„Ich bin es nicht, gnädiger Herr, der Ihnen den Rath er-

theilt hat, sich in Blanca zu verlieben. Aber da sie nun einmal in Ihrer Gewalt ist, so scheint es mir, als kommen Ihre Bedenklichkeiten ein wenig zu spät."

Der Marquis schweigt einige Augenblicke und entgegnet dann: „Diesen Morgen hat sie mit weniger Kälte mit mir gesprochen; ich bin mehrere Stunden bei ihr geblieben . . . sie schien nicht mehr so furchtsam zu sein! Ich nahm sie bei der Hand . . . sie ließ sie lange in der meinigen."

„Was wollen Sie mehr, gnädiger Herr? . . . Blanca liebt Sie im Geheimen; aber glauben Sie, ein so schüchternes Mädchen werde das, was in ihrem Herzen vorgeht, eingestehen? Nein, nur nach ihrer Niederlage wird sie jeden Zwang ablegen."

„Blanca liebt mich, sagst Du; ach, wenn es wahr wäre! ... Aber es ist spät . . . begib Dich zur Ruhe. Morgen werden wir Julien sehen."

Der Barbier macht dem Marquis eine Verbeugung, während er verstohlener Weise einen forschenden Blick auf ihn wirft, hierauf nimmt er ein Licht und entfernt sich schweigend.

Der Marquis bleibt noch lange bei Tische, auf Augenblicke in Träumereien versunken, oder sich Schlag auf Schlag mehrere Gläser Wein einschenkend; er scheint die Gedanken, die ihn verfolgen, im Rebensafte ertränken zu wollen. Gleichwohl nimmt seine Aufregung nur noch mehr zu; endlich klingelt er seinem Kammerdiener und fragt ihn mit düsterer Stimme: „Wer hat die Doppelschlüssel des Schlosses?"

„Ohne Zweifel der Schloßvogt, gnädiger Herr."

„Er komme, ich will ihn sprechen."

Der alte Schloßvogt eilt, den Befehlen seines Herrn zu gehorchen. „Sind zu diesen Zimmern doppelte Schlüssel vorhanden?" fragt der Marquis.

„Ja, gnädiger Herr; von einigen sind sie sogar dreifach vorhanden. Es ist ein alter Gebrauch; er datirt sich von . . ."

„Holt mir die des Thürmchens, das die Aussicht auf den See hat."

Der Schloßvogt entfernt sich und kommt bald wieder mit einem Bund Schlüssel zurück. „Wenn der gnädige Herr," sagt er, „mir die Ehre gönnen will, ihn zu begleiten . . ."

„Gebt mir das und geht," entgegnet der Marquis, ihm die Schlüssel aus der Hand reißend.

Bestürzt macht der Greis eine Verbeugung und entfernt sich, ohne es zu wagen, seinen Herrn anzublicken. Der Marquis schickt seine Dienerschaft fort, unter dem Vorwande, er bedürfe der Ruhe, und bald herrscht die tiefste Stille im Schlosse.

Villebelle geht mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, den Bund Schlüssel immer in der Hand haltend. Er scheint noch unentschlossen und sagt von Zeit zu Zeit zu sich: „Nein . . . ich werde keinen Gebrauch von diesen Schlüsseln machen . . . sie scheint mir ihr Zutrauen zu schenken, und ich sollte es zu mißbrauchen wagen! . . . Aber soll ich denn so mein Leben zubringen! . . . in ihrer Nähe sein . . . sie umsonst entführt haben! . . . Was würden alle Lebemänner, alle Modeleute von mir sagen, wenn sie mein Betragen erführen! . . . Aber wenn sie Blanca sehen würden! . . . Verfluchter Tonquet! warum hat er mir von diesen Schlüsseln gesagt! . . . Ach, ich hätte voraussehen sollen, daß mir dieser Mensch zu irgend einer schlechten Handlung rathen werde, sobald er mein Schloß betritt."

Abermals verfließen einige Augenblicke; endlich ergreift der Marquis ein Licht. „Es ist geschehen!" ruft er aus, „ich folge nur noch der Leidenschaft, die mich hinreißt!"

Er verläßt seine Gemächer, die von dem Thürmchen, das Blanca bewohnt, durch eine lange, mit den Bildnissen seiner Ahnen gezierten Galerie getrennt sind. Villebelle geht langsam, oft bleibt er stehen, um zu horchen; er zittert vor Furcht, Jemanden zu begegnen. Seine Blicke richtet er auf den Boden und scheut sich,

wie es scheint, sie auf die Bildnisse seiner Ahnen zu werfen, die fast alle ihrem Vaterlande durch ihre Tapferkeit und ihre Tugenden Ehre gemacht haben. In diesem Augenblicke sagt ihm eine geheime Stimme, daß er im Begriffe sei, eine des Namens, den sie ihm übertragen haben, unwürdige Handlung zu begehen, und als seine Augen zufällig einer der großen Figuren, mit denen die Galerie geschmückt ist, begegnen, glaubt er auf ihrem Gesichte den Ausdruck des Unwillens und der Verachtung zu lesen.

Endlich gelangt er an's Ende der Galerie, die ihm noch nie so lang vorkam. Er steigt eine große Treppe hinauf, geht durch mehrere Säle und tritt in den von dem jungen Mädchen bewohnten Thurm. Ein heftiges Zittern durchbebt seine Nerven; um seine Unruhe zu unterdrücken, beschleunigt er seinen Gang. Alle Verbindungsthüren sind unverschlossen, und bald befindet er sich vor der Thüre von Blanca's Gemach.

Er bleibt stehen und betrachtet die Schlüssel, die er in der Hand hält . . . Noch ist er unschlüssig; allein da er die innere Stimme, die gegen das von ihm beabsichtigte Verbrechen schreit, zu übertäuben wünscht, so probirt er mehrere Schlüssel lebhaft. Endlich öffnet sich die Thüre und er ist in Blanca's Gemach.

Die tiefste Stille herrscht hier. Der Marquis tritt einige Schritte leise und behutsam vor. Die Thüre des Schlafzimmers ist nicht verschlossen; Villebelle beugt den Kopf sachte vorwärts und bemerkt beim Scheine einer auf dem Kamine stehenden Lampe das schlafende junge Mädchen.

„Sie schläft,“ sagt der Marquis, „sie glaubt sich an diesem Orte sicher . . . aber Sie athmet schwer . . . einige Worte scheinen ihren Lippen entschlüpfen zu wollen . . . wenn ich hören könnte . . .“

Er nähert sich dem Bette. Blanca träumte von ihrem Geliebten; mühsam entfährt der Name Urbain ihrer Brust. Die Arme ausbreitend, scheint sie Jemand um Hülfe anzuflehen und lispelt: „O mein Gott! . . . man will uns auf immer trennen!“

„Villebelle fühlt sich erschüttert, erweicht. „Nein, sie liebt mich nicht," sagt er schmerzlich; „in ihrem Schlafe denkt sie nur an Urbain . . ."

Ein tiefer Seufzer entschlüpft ihm . . . er will sich vielleicht entfernen; aber dieser Seufzer hat Blanca aufgeweckt. Sie öffnet die Augen und ruft erschrocken: „O Gott! . . . wer ist da?"

„Ich bin es, Blanca," antwortet der Marquis mit bebender Stimme.

„Sie, gnädiger Herr, so spät in meinem Zimmer . . . was wollen Sie denn von mir?"

„Beruhigen Sie sich . . . ich bitte Sie!"

„Aber Sie selbst zittern, gnädiger Herr! . . . Was ist vorgefallen? . . . Sprechen Sie, ich bitte!"

„Nichts . . . nichts . . . ich wollte Sie sehen . . . mit Ihnen sprechen . . . Sie betrachten . . ."

„Ach, sehen Sie mich nicht so an, Herr Marquis . . . Sie machen mir bange . . ."

„Bange! . . . Ach, Blanca, ist dies das Gefühl, das Ihnen Ihr feurigster Liebhaber einflößt? . . . Ja, meine Liebe hat den höchsten Grad erreicht . . . ich kann sie nicht mehr beherrschen . . . Sie müssen mich glücklich machen . . . Sie müssen mein sein!"

Schon umschlingt der Marquis Blanca mit seinen Armen; sie stößt einen durchdringenden Schrei aus, und ihre Kräfte zusammenraffend, gelingt es ihr, schnell aus dem Bette springend, loszukommen. Aber bald hat sie der Marquis von Neuem ergriffen, er will sie mit Küssen bedecken; er will ihr Geschrei ersticken; Blanca wirft sich ihm zu Füßen, streckt ihre bittenden Arme nach ihm aus und ruft mit herzzerreißender Stimme: „Gnade, Gnade! nur noch heute!"

Diese Töne dringen dem Marquis bis in das Innerste seiner Seele. Der Anblick Blanca's, die zu seinen Füßen liegt, ihre Thränen, ihre Verzweiflung bringen ihn wieder zur Besinnung.

aber befürchtend, er möchte nicht lange Herr seiner Leidenschaft bleiben, entfernt er sich eilig von dem jungen Mädchen und flieht bestürzt in seine Gemächer.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Urbains Besuch beim Marquis. — Chauboreille's letztes Abenteuer.

Blanca blieb lange leblos auf der Stelle, wo sie das Mitleiden des Marquis angefleht hatte. Endlich erleichtert ein Strom von Thränen ihr Herz. Sie steht auf und blickt erschrocken umher; sie horcht zitternd; beim geringsten Geräusche, das der Wind auf den Wogen des Sees erregt, fährt sie zusammen und glaubt den Marquis zu hören. So bringt sie die Nacht in der peinlichsten Angst zu. „Es ist vorbei!" sagt sie, „keine Aussicht mehr zum Besserwerden! . . . O, mein theurer Urbain, ich werde Dich nicht mehr sehen . . . man hat uns auf ewig getrennt . . . aber eher will ich sterben, als aufhören, Deiner würdig zu sein . . ."

Der Marquis hat eben so wenig Ruhe genossen, als sein Schlachtopfer; getheilt zwischen Liebe und Gewissensbissen, bedauert er bald seine Schwäche, wie er es nennt, nachgegeben zu haben, bald verflucht er eine Leidenschaft, welche Blanca's Unglück macht, und der Tag bricht an, ohne daß er mit sich einig geworden.

Erstaunt, daß er keine Befehle in Beziehung auf Julia erhält, begibt sich der Barbier zum Marquis; er bemerkt die Niedergeschlagenheit, die in seinen Gesichtszügen herrscht, und sucht die Ursache derselben zu errathen. Villebelle's düsterer und schwermüthiger Ton läßt nicht vermuthen, daß er glücklicher geworden ist, er schweigt still, und der Barbier wagt es nicht, eine Frage an ihn zu richten. In diesem Augenblicke tritt Germain in's Zimmer und bringt seinem Herrn die Nachricht, es sei ein junger

Mensch im Schlosse angekommen und bitte um die Gunst, einen Augenblick mit ihm zu sprechen.

„Ein junger Mensch?“ sagt der Marquis, „ist es Jemand aus der Umgegend?“

„Nein, gnädiger Herr, sein Anzug ist der eines jungen Studenten; er drückt sich gut aus und scheint das größte Verlangen zu haben, Sie zu sprechen.“

„Hat er seinen Namen nicht genannt?“

„Er behauptet, Sie kennen ihn, ohne seinen Namen zu wissen.“

„Das ist sonderbar! . . . Sollte es ein Abgesandter von Julia sein?“ sagt Villebelle, den Barbier anblickend.

„Ich glaube nicht, Herr Marquis, und das Gemälde, das Germain von diesem Fremden entwirft, ist nicht das Chaudoreille's.“

„Man führe diesen jungen Menschen ein. Touquet, begib Dich in's Nebenzimmer; es ist möglich, daß er mich ohne Zeugen sprechen will.“

Der Barbier entfernt sich und Germain kehrt zu Urbain zurück, der nach einem ununterbrochenen Marsche so eben in Sarcus angekommen war und bei dem Schloßvogte die Antwort des Marquis ungeduldig erwartete.

„Mein Herr will Sie vorlassen; folgen Sie mir, ich will Sie zu ihm führen,“ sagt Germain zu Urbain, und dieser macht eine freudige Bewegung und beeilt sich, dem Bedienten zu folgen, der ihn zu dem Marquis führt.

Zitternd tritt Urbain ein. Er nähert sich verlegen dem großen Herrn, der im Hintergrunde des Gemachs auf einem Sopha sitzt und den jungen Menschen mit Neugierde betrachtet, indem er sich einer gewissen Theilnahme, die Urbains sanfte und ausdrucksvolle Gestalt einflößt, nicht erwehren kann.

„Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, die Freiheit, die ich mir nehme,“ sagt der junge Student, sich tief vor dem Marquis verbeugend.

„Sprechen Sie, mein Herr, was verlangen Sie von mir?“

„Ich komme, um Ihren Schutz anzuflehen. Sie haben mir erlaubt, denselben in Anspruch zu nehmen ... wir haben uns schon früher in Paris gesehen, gnädiger Herr ... ich war verkleidet ... ich begegnete Ihnen bei Nacht in dem Grand Pré-aux-clercs und ein Zweikampf ...“

„Wie, Sie mein Braver sind es also, der als Mädchen gekleidet war?“

„Ja, gnädiger Herr ... und ich hatte das Unglück, Sie am Arme zu verwunden.“

„Sagen Sie doch, es war Gerechtigkeit, denn ich hatte Unrecht, wie dies oft bei mir der Fall ist ... Währlich, es freut mich unendlich, Sie wieder zu sehen. Geben Sie mir die Hand, junger Mann, Sie sind ein braver Bursche.“

Der Marquis steht auf, geht Urbain entgegen und drückt ihm herzlich die Hand; entzückt über diese Aufnahme, weiß der junge Mensch nicht, wie er seinen Dank dafür ausdrücken soll. „Setzen Sie sich neben mich,“ sagt Villebelle, „und erzählen Sie, was mir das Vergnügen verschafft, Sie in meinem Schlosse zu sehen.“

„Gnädiger Herr, Sie haben die Güte gehabt, mir, falls ich unglücklich würde, Ihren Schutz anzubieten, und ich komme, ihn in Anspruch zu nehmen.“

„Sie thun wohl daran, mein Lieber. Sprechen Sie ohne Scheu. Brauchen Sie Geld? ... es steht Ihnen zu Diensten: sparen Sie es nicht ... ich mache ziemlich oft einen schlechten Gebrauch davon. Möge es mir auch einmal dazu dienen, Andere glücklich zu machen.“

„Nicht Reichthum ist es, was mich glücklich machen kann; Liebe ist die Quelle meiner Leiden, Herr Marquis.“

„Ah, Sie sind verliebt! ... das ist etwas Anderes. Wahrlich, ich bin es auch, und in diesem Augenblicke macht mich das

ebenfalls nicht sehr glücklich. Allein erzählen Sie mir Ihre Liebesgeschichte."

„Ich liebe ... ich bete ein junges, reizendes Mädchen an! ... Ach, gnädiger Herr, kein anderes kann mit ihm verglichen werden ..."

„Doch vielleicht ... allein fahren Sie fort."

„Sie kennt ihre Eltern nicht; aber der Mann, der sie erzogen hat, hatte mir ihre Hand zugesagt. Noch einen Tag und wir wären auf ewig mit einander vereinigt gewesen, als ein Elender sich in das Haus schlich, in welchem sie wohnte, und mir meine Braut raubte."

„Das ist sehr sonderbar," sagt der Marquis, über Urbains Erzählung betroffen. „Und wissen Sie den Namen des Entführers?"

„Nein, Herr Marquis; aber nach dem, was ich gehört habe, ist es ein großer Herr, ein reicher und mächtiger Mann! Ach, nur durch Ihre Hülfe hoffe ich dieses Ungeheuer aufzufinden und den Ort kennen zu lernen, den es bewohnt. Gnädiger Herr, haben Sie Mitleiden mit meinen Qualen ... helfen Sie mir meine geraubte Braut wieder auffinden ... Blanca werde mir wieder gegeben, und der unglückliche Urbain wird Ihnen mehr als das Leben verdanken."

Beim Namen Blanca ist der Marquis rasch aufgestanden. Urbain wirft sich vor ihm auf die Kniee nieder, ergreift eine seiner Hände und erhebt die Augen zu ihm, aber Villebelle wendet das Haupt weg, um die Veränderung, die in seinen Zügen vorgegangen ist, zu verbergen.

„Stehen Sie auf ... stehen Sie auf!" sagt endlich der Marquis, der Herr seiner Bewegung zu werden sucht; „ich will Ihnen behülflich sein ... ja ... aber ich kann Ihnen nicht versprechen, Ihnen Ihre entführte Braut wieder zuzustellen!"

„Unter den Herren bei Hofe gibt es Leute, die sich eine Ehre daraus machen, die Unschuld zu verführen, ein junges Mädchen

ihren Eltern zu entreißen ... Ach, gnädiger Herr, wenn Sie einigen Verdacht hätten; das kleinste Zeichen kann uns oft auf die Spur helfen ..."

Der Marquis scheint tief nachzudenken: Urbain glaubt, er suche sich auf irgend einen Umstand, der ihn interessire, zu besinnen, und harrt mit ungeduldiger Erwartung auf seine Erklärung.

Nach einem ziemlich langen Stillschweigen sagt Villebelle endlich: „Sie sind sehr jung, Urbain."

„Ich bin neunzehn Jahre alt, gnädiger Herr."

„Ohne Zweifel ist diese ... Blanca das erste Frauenzimmer, das Sie geliebt haben?"

„Ja, gnädiger Herr, und sie wird auch das letzte sein."

„Sie täuschen sich, mein Freund; in Ihrem Alter liebt man mit Inbrunst ... aber das ist ein Feuer, das bald verraucht. Nur in dem meinigen, in welchem man von den Täuschungen der Jugend geheilt und der Veränderung müde ist, kann eine wahre Liebe ein Bedürfniß für unser Herz sein... und wird dann ein unüberwindliches Gefühl. Im neunzehnten Jahre glaubte ich, gleich Ihnen, auf ewig zu lieben ... ich irrte mich! Glauben Sie mir, Sie können doch noch glücklich werden ..."

„Ohne Blanca unmöglich!"

„Sie haben wenig Vermögen?"

„Ich habe ein kleines Landgut, das mir mein Vater hinterlassen hat, und zwölfhundert Livres Einkommen."

„Bei so geringen Mitteln kann man sich wenig zerstreuen ... Ich will, daß Sie die Vergnügungen Ihres Alters genießen ... und in ihrem Strudel werden Sie Ihre erste Liebe bald vergessen."

„Ich danke Ihnen, gnädiger Herr, allein ich kann Ihre Wohlthaten nicht annehmen. Ich wiederhole Ihnen, ich werde, von meiner Geliebten getrennt, kein Vergnügen mehr genießen."

„Nun denn, was ich Ihnen anbiete, wird Ihre Nachforschungen erleichtern ... Lehnen Sie mein Anerbieten nicht ab ... nur um

diesen Preis verspreche ich Ihnen Ihre Bemühungen zu unterstützen. Erwarten Sie mich hier und verlassen Sie diesen Saal nicht."

Mit diesen Worten begibt sich der Marquis in das Zimmer, in welchem Touquet wartet. „Urbain ist da," sagt er zu ihm; „der junge Fremde ist Blanca's Geliebter."

„Ich weiß es, gnädiger Herr; als ich seine Stimme erkannte, wurde ich aufmerksam."

„Er fleht meinen Schutz zur Entdeckung des Entführers seiner Geliebten an."

„Er hat sich an den rechten Mann gewendet."

„Ich fühlte mich geneigt, ihm seine Geliebte wieder zu geben."

„Welch' eine Thorheit!"

„Aber Blanca's Bild ist zu tief in mein Herz gegraben; indessen will ich den armen Urbain für die Leiden, die ich über ihn verhängt habe, zu entschädigen suchen ... und zwar mit Gold."

„Das ist ein Hülfsmittel gegen alle Uebel, gnädiger Herr."

„Ja, bei Dir, feile Seele ... die Du die Süßigkeiten der Liebe nie empfunden hast."

„Aber, gnädiger Herr, Sie müssen sich diesen jungen Menschen wenigstens auf eine lange Zeit vom Halse schaffen; wer hindert Sie, ihn mit einer falschen Nachricht nach England ... in die Türkei ... zum Teufel selbst zu schicken!"

„In der That, ich verstehe."

„Die Reisen werden ihn von seiner Leidenschaft heilen. Sie sind noch ein großmüthiger Nebenbuhler; Andere an Ihrer Stelle würden die Gelegenheit benützen und den jungen Menschen in irgend ein Gefängniß dieses Schlosses einsperren lassen."

„Ha, welch' eine Abscheulichkeit ... das Zutrauen dieses Kindes verrathen!"

„Statt dessen wollen Sie ihm Geld geben, damit er als großer Herr leben kann."

„Werde ich ihm je den Schatz, den ich ihm geraubt habe, bezahlen können?“

Der Marquis öffnet einen Schreibpult, nimmt sechzigtausend Livres in Anweisungen aus demselben, legt sie in eine Brieftasche und kehrt zu Urbain zurück.

Der junge Student hatte sich einem Fenster genähert und betrachtete das Innere des Schlosses. „In einem ähnlichen Gebäude,“ sagt er zu sich, „seufzt vielleicht Blanca in diesem Augenblicke.“

Villebelle nähert sich und forscht unruhig, wohin Urbains Blicke gerichtet sind: allein er beruhigt sich wieder, weil man Blanca's Gemächer von dem Fenster aus nicht sehen kann.

„Als ich über den Inhalt Ihrer Erzählung nachdachte,“ sagt Villebelle, „erinnerte ich mich an gewisse Umstände . . . wodurch Sie Ihrer Geliebten vielleicht auf die Spur kommen können.“

„Ach, Herr Marquis, sprechen Sie gütigst.“

„Der Marquis von Chavagnac hat viel von sich reden gemacht und manche Schöne entführt; er hat vor Kurzem Paris plötzlich verlassen, und zwar, wie man vermuthet, wegen eines Abenteuers dieser Art.“

„Ach, er ist es, der mir Blanca entführt hat!“

„Bedenken Sie wohl, daß ich nur eine Vermuthung ausspreche.“

„Und weiß man, in welches Schloß er sich begeben hat?“

„Er ist nicht in Frankreich geblieben, sondern hat sich, wie ich gehört habe, nach Italien begeben.“

„Nach Italien? Dahin eile ich also.“

„Nehmen Sie diese Brieftasche als ein Zeichen meiner Achtung, und geizen Sie nicht mit dem, was sie enthält.“

„Gnädiger Herr, ich weiß nicht, ob ich . . .“

„Glauben Sie meiner Erfahrung: mit Gold gewinnt man die Ehrenhüterinnen, verführt man die Kerkermeister . . . kurz, überwindet man tausend Hindernisse.“

„Ihnen werde ich also meine Glückseligkeit zu verdanken haben. Ach, gnädiger Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen meinen Dank ausdrücken soll.“

„Gehen Sie, Urbain, durchreisen Sie Italien . . . und möchten Sie daselbst Ihr Glück finden . . .“

Der junge Student will dem Marquis noch einmal seine ganze Dankbarkeit bezeugen; allein dieser entzieht sich den Ergießungen seiner Erkenntlichkeit, indem er ihm von Neuem eine glückliche Reise wünscht, und Germain klingelt, damit er Urbain bis an's Schloßthor geleite.

Kaum hat der junge Liebende die Wohnung des Marquis verlassen, so ruft Villebelle Tonquet herbei und ertheilt ihm den Befehl, Urbain von ferne zu folgen und nicht eher zurückzukehren, als bis er den Studenten schon weit von Sarcus entfernt wisse.

Von Dankbarkeit gegen den Marquis erfüllt, entfernt sich Urbain, und doch empfindet er, unter dem großen Thore durchschreitend, eine Traurigkeit, deren Ursache er nicht begreift; es fällt ihm schwer, das Schloß zu verlassen, und er wendet sich um, einen letzten Blick auf die alten Thürme von Sarcus zu werfen.

Ganz in seine Gedanken vertieft, geht er auf dem ersten besten Wege, der sich ihm darbietet, langsam vorwärts, lebhaft gerührt durch die gütige Aufnahme, die ihm im Schlosse zu Theil geworden ist; er hofft, Dank den Wohlthaten des Marquis, bald in Italien zu sein, ohne daran zu zweifeln, daß der Herr von Chavagnac Blanca's Entführer sei.

Urbain ist schon fern vom Schlosse und hat so eben einen Fußweg betreten, der zum Dorfe führt, als das Geschrei: „Aus dem Wege, aus dem Wege doch!“ ihn bewegt, aufzublicken; er bemerkt einen Menschen zu Pferd vor sich, der aber seinen Renner so schlecht lenkt, daß das Thier, anstatt vorwärts zu gehen, quer auf dem Wege steht, den Kopf auf einen Busch gestützt, an den es festgebannt zu sein scheint.

„Alle Teufel, willst du dich umwenden ... stolzes Thier! Nimm dich in Acht, daß ich dir statt der Sporen nicht Rolands Spitze in die Rippen stoße! ... Aus dem Wege doch, zum Henker ... mein Pferd ist scheu, Sie machen ihm bange!“

Die Stimme, die Aussprache des Reiters fallen Urbain sogleich auf: er erkennt in ihm den Menschen, der ihn zu einer geheimen Zusammenkunft bei dem Thore Montmartre bestellt hatte. Chaudoreille war nach seinem Zusammentreffen mit dem Barbier nur darauf bedacht gewesen, sich von Sarcus zu entfernen, und ohne Julien von seinem Entschlusse in Kenntniß zu setzen, dem sie sich, wie er überzeugt war, widersetzt haben würde, hatte er am folgenden Morgen ihre Entfernung aus dem Wirthshause abgewartet, sich sodann des Felleisens, das die Effekten und das Geld seiner Gesellschafterin enthielt, bemächtigt, eines ihrer Pferde satteln lassen und sich hierauf, unter dem Vorwande, in der Umgegend spazieren zu reiten, auf den Weg begeben, in der Absicht, sich in eine ferne Gegend zu flüchten.

Aber unglücklicher Weise war der Füchtling eben kein Meister in der edeln Reitkunst, obgleich er sich seit seiner Reise nach Sarcus für einen der besten Bereiter Frankreichs hielt. Den Zügel seines Renners stets straff haltend, aus Furcht, er möchte das Reißaus nehmen, hatte er in einer ganzen Stunde nicht mehr, als eine Viertelmeile zurückgelegt, und fing schon an zu fürchten, daß er sich auf diese Art nicht schnell genug entfernen könne, als ihm Urbain auf dem kleinen Fußpfade begegnete, wo sein Pferd nicht von der Stelle wollte. Entzückt, den Menschen wiedergefunden zu haben, der ihm Blanca's Entführer zu nennen versprochen hat, schreit Urbain vor Freuden auf und eilt auf Chaudoreille zu. Dieser plötzliche Schrei und die rasche Annäherung des jungen Menschen machen das Pferd scheu, das, einen Seitensprung machend, seinen Reiter unsanft auf eine sechs Schritte entfernte, dicht belaubte junge Hagenbuche schleudert.

„Ich habe mich verrenkt!" schreit Chaudoreille im Fallen. Urbain eilt hin, ihn aufzuheben und sich zu entschuldigen; allein der Reiter ist mit dem Schrecken davon gekommen, und sich an allen Orten betastend, betrachtet er seinerseits Urbain, der unaufhörlich zu ihm sagt: „Ich bin Blanca's Liebhaber, jener junge Mensch, dem Sie bei Nacht begegnet sind, den Sie bei dem Thore Montmartre zu einer Zusammenkunft bestellt hatten . . ."

„Es ist meiner Treu' wahr! . . . ich erkenne Sie jetzt. Aber, zum Teufel, warum eilen Sie mit solchem Geschrei herbei . . . das ist das erste Mal, daß ich aus dem Sattel geworfen werde."

„Ach, mein Herr, halten Sie doch Ihr Versprechen; entdecken Sie mir Blanca's Entführer; ich kann Sie jetzt über Ihre Erwartung belohnen."

„Still," sagt Chaudoreille, Urbain nach der Hagebuche hinziehend, die ihnen den Anblick des Schlosses benimmt; „unvorsichtiger junger Mensch, sprechen Sie nicht so laut!"

„Warum denn?"

„Stille, sage ich Ihnen . . . wie, Sie sind hier in Sarcus und kennen den Entführer Ihrer Schönen nicht?"

„Nein, ich habe den Marquis von Villebelle um seinen Schutz gebeten, und mit seiner Hülfe hoffe ich . . ."

„O, das ist zu stark . . . junger Mensch! . . . Sie flößen mir Theilnahme ein . . . ich will mich noch einmal für Sie in Gefahr begeben . . . aber Sie haben mir eine glänzende Belohnung versprochen."

„Nehmen Sie dieses Gold, diese Banknoten, und sprechen Sie endlich."

„Der Entführer Ihrer Geliebten ist kein Anderer, als der Marquis von Villebelle."

„Der Marquis?"

„Nun ja, alle Teufel, und Ihre Kleine befindet sich gegenwärtig im Schlosse Sarcus."

„Nein, das ist unmöglich, Sie hintergehen mich . . . der Marquis hat mich so eben mit Wohlthaten überhäuft?“

„Um Ihnen desto eher jeden Verdacht zu benehmen. Ah, zum Henker, wie kindisch sind Sie noch; ich sage Ihnen, daß Ihre Blanca sich im Schlosse befindet und daß der Barbier . . .“

„Vor Dir steht!“ sagt eine furchtbare Stimme hinter dem Busche. In demselben Augenblicke trennt sich das Laubwerk und Touquet zeigt sich den Blicken des erstaunten Urbain, indeß Chaudoreille, durch diese plötzliche Erscheinung ohnmächtig geworden, von Neuem auf die Hagebuche fällt, vor sich hinmurmelnd: „Es ist der Teufel!“

„Dieser Elende hat Ihnen nicht Alles gesagt, Herr Urbain,“ ruft der Barbier; „unter dem Vorwande, Ihnen zu dienen, hat er Ihnen nur die halbe Wahrheit gesagt; ich will, daß Sie alle Verpflichtungen, die Sie ihm schulden, kennen. Sie standen auf dem Punkte, Blanca zu heirathen, nichts war Ihrer Verbindung hinderlich; der Marquis hatte nie von diesem jungen Mädchen sprechen gehört, das ich seinen Blicken sorgfältig verbarg, weil ich voraussah, bis zu welchen Excessen er sich werde hinreißen lassen; aber Chaudoreille hat, trotz seines Versprechens, dem Marquis das reizendste Gemälde von Ihrer Geliebten entworfen, hat ihn von Ihrer nahen Heirath in Kenntniß gesetzt: kurz, ihm verdanken Sie Blanca's Entführung und den Verlust Ihres Glücks. Antworte, Schurke, ist dies die Wahrheit?“

„Ich kann es nicht läugnen!“ erwidert der Ritter, halb todt vor Furcht, „allein der Umstand . . .“

„Elender!“ ruft Urbain wüthend aus, „Du bist die Ursache aller meiner Leiden . . . vertheidige Dich . . . mit Deinem Tode will ich meine Rache beginnen!“

Auf der Reise trug Urbain einen Degen; er zieht seine Waffe aus der Scheide und schreitet auf Chaudoreille zu. Aber die Worte „mit Deinem Tode“ und der Anblick des entblößten Degens haben

das Männlein wieder auf die Beine gebracht. Schon hat er seinen Mantel, der seiner Flucht hinderlich war, im Stiche lassend, über die Hagebuche weggesetzt, und eilt jetzt aus Leibeskräften fort, verfolgt von Urbain, der ihn beständig mit seinem Degen bedroht, indeß der Barbier Chauboreille's Pferd besteigt und in gestrecktem Galopp in's Schloß zurückkehrt.

Der Ritter, der jeden Augenblick glaubt, Urbains Degenspitze durchbohre ihm den Rücken, beflügelt seine Schritte, aber Urbain, von Rachgier beseelt, steht auf dem Punkte, ihn zu erreichen; er ist nur noch zwanzig Schritte von ihm entfernt, als sie im Dorfe ankommen. Der fliehende Mann, verfolgt von einem Andern mit dem Degen in der Hand, zieht Aller Blicke auf sich.

„Aus dem Wege, aus dem Wege!“ schreit Chauboreille der Menge zu, indeß Urbain ruft: „Haltet diesen Schurken an!“ und der Wirth, der unter seiner Thüre steht, sagt: „Ei, das ist ja Herr Malek-Al-Chiras, der Kastagnettenlehrer! . . . Wo hat er denn sein arabisches Pferd hingebracht?“

Der Flüchtling eilt in das erste Haus, dessen Thüre er offen findet: es gehört einer alten Wittwe. Chauboreille ist die Treppe hinaufgestiegen; im ersten Stockwerke angekommen, bemerkt er einen Schlüssel in einer Thüre: schnell tritt er hinein und eilt, den Schlüssel abzuziehen und den Riegel vorzuschieben. In demselben Augenblicke ruft ihm eine Stimme zu: „Mein Herr, was machen Sie denn? man kann mich jetzt nicht sprechen.“ Es war die Wittwe, die in dem Augenblicke, in welchem der Ritter wie ein Verzweifelter in ihr Zimmer rannte, das Hemd wechselte.

Chauboreille antwortet nicht; er steht und hört nur Urbains Tritte.

„Mein Herr, ich kleide mich an.“

„Thun Sie, was Sie wollen,“ sagte er endlich, „ich bekümmere mich wenig darum.“

„Entfernen Sie sich, mein Herr."

„Ich mich entfernen! Zum Henker, ich werde mich hüten! Sie wollen also meinen Tod? Ich werde von einem Menschen, der sich durchaus mit mir schlagen will, verfolgt."

„So schlagen Sie sich ... Können Sie sich nicht vertheidigen?"

„Ich vertheidige mich nur, wenn ich nicht angegriffen werde."

„Wozu dient Ihnen denn Ihr Degen?"

„Das geht Sie nichts an . . . Ach, alle Teufel, ich höre ihn. . . ."

In der That, Urbain hat Chaudoreille's Zufluchtsort entdeckt; er klopft an die Thüre und befiehlt ihm, zu öffnen.

„Antworten Sie, es sei Niemand da," sagt Chaudoreille zu der Wittfrau, „Sie werden dadurch dem liebenswürdigsten Menschen in Europa das Leben retten."

Die alte Wittwe antwortete im Gegentheil: „Er ist da, allein er hat mich eingeschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt."

„Nun, so wird die Thüre eingetreten werden," sagt Urbain, „wenn dieser Elende nicht öffnet."

Chaudoreille sieht sich nach einem Schlupfwinkel um, allein die Wittwe würde ihn verrathen; endlich richten sich seine Blicke nach dem Kamine, und da er keinen andern Rettungsweg erblickt, eilt er darauf zu und klettert mit der Behendigkeit eines Eichhorns in dasselbe hinauf. In diesem Augenblicke wird die Thüre aufgesprengt. Urbain erscheint, von den Dorfbewohnern begleitet. Man sieht den Ritter nicht mehr, allein die Wittwe zeigt, wohin er geflohen ist; man begibt sich wieder in den Hof hinab und sieht den Ritter auf dem Dache des Hauses einer Rinne entlang hinklettern, in der Absicht, das benachbarte Haus zu erreichen. Der Weg ist gefährlich, allein die Furcht vor dem Zweikampfe scheint den Gasconier gegen die anderen Gefahren blind gemacht zu haben. Schon berührt sein Fuß das benachbarte Dach, er bedient sich seines Rolands, um das Terrain zu sondiren, und ist im Begriff,

ein Haus zu erreichen, durch das er in's Freie zu entkommen hofft, als das Geschrei der Bauern ihn glauben macht, er werde verfolgt: er dreht den Kopf, um sich zu überzeugen, ob sich Urbain nicht hinter ihm befinde. Diese Bewegung bringt ihn aus dem Gleichgewichte: er gleitet aus . . . er verschwindet. Man eilt nach dem Orte seines Falles: der Abkömmling der Delila war auf einen Misthaufen gefallen; allein da er seinen Roland nicht aus den Händen gelassen hatte, so war ihm der lange Degen mitten durch den Leib gegangen. So endete der kluge Chaudoreille, indem er den Zweikampf vermeiden wollte.

Dreißigstes Kapitel.

Juliens Erzählung — Was die Brieftasche enthielt.

Der Barbier hatte, als er Urbain verließ, sein Pferd zum Galopp angetrieben, um dem Marquis das Vorgefallene auf der Stelle zu melden. Er kommt im Schlosse an und eilt, sich zu Villebelle zu verfügen, dem er Urbains Zusammentreffen mit Chaudoreille mittheilt.

„Dieser junge Mensch weiß also, daß ich ihn betrogen habe, daß ich Blanca's Entführer bin!“ sagt der Marquis; „wie niederträchtig muß ich in seinen Augen erscheinen.“

„Was liegt Ihnen an der Meinung dieses Kindes, Herr Marquis; das Wichtigste ist, ihn nicht in Blanca's Nähe gelangen zu lassen, und das wird schwer sein. Jetzt, da er überzeugt ist, daß sie in diesem Schlosse lebt, wird er tausend Listen anwenden, um sich einzuschleichen . . . die Liebe wird ihn zu Allem fähig machen.“

— „Nein . . . ein Kind soll mir dieses Mädchen, das ich anbete, nicht entreißen.“

„Wenn er, wie ich voraussehe, kommt, um Genugthuung

von Ihnen zu fordern . . . so werden Sie sicherlich den Zweikampf nicht ausschlagen; im Grunde wir[illegible] dies das beste Mittel sein, ihn los zu werden: bei Ihrer Kaltblütigkeit und Ihrer Ueberlegenheit in den Waffen müssen Sie leicht Herr über einen Menschen werden, den die Wuth verblendet."

„Elender! Du willst, daß ich mich in dem Blute dieses Kindes bade? . . . Nein, ich bin schon schuldig genug . . . Aber wer hindert mich, Sarcus zu verlassen und Blanca in ein Land zu führen, wo Urbain sie nicht entdecken kann? . . . Ja, in dieser Nacht noch werden wir abreisen und uns in's Ausland begeben. Gehe auf der Stelle zu Germain. Die Reiseanstalten sollen in aller Stille getroffen werden. Blanca darf erst im Augenblicke der Abreise davon benachrichtigt werden. Um Mitternacht werden wir das Schloß verlassen; auf diese Art, hoffe ich, wird Urbain auf immer jede Spur von Blanca verlieren."

„In der That, gnädiger Herr, dieser Einfall ist sehr gut . . . aber Julia . . ."

„Von ihr handelt es sich gegenwärtig nicht mehr . . . Uebrigens wird mich diese Reise auch zugleich von ihren Zudringlichkeiten befreien; geh', eile und ordne Alles für diese Reise an."

Touquet eilt, den Willen des Marquis zu erfüllen. Es ist schon spät und der Marquis hat nur noch wenig Zeit zu den Vorkehrungen einer Reise übrig, die, wie er vermuthet, von langer Dauer sein wird. Je mehr er über seinen Plan nachdenkt, desto besser gefällt ihm derselbe: er glaubt, die Reise durch fremde Länder werde Blanca zerstreuen und das Andenken an die Personen, die sie in Frankreich zurücklasse, in ihrer Seele verlöschen: kurz, er schmeichelt sich, bald alle seine Wünsche erfüllt zu sehen.

Es schlägt elf Uhr. Die Nacht ist schön und Alles zur Abreise bereit, frische und feurige Pferde sind an einen Reisewagen gespannt. Der Marquis befindet sich noch in seinen Gemächern, damit beschäftigt, einige Briefe für seine Intendanten und guten

Freunde in Paris zu beendigen; neben ihm befindet sich der Barbier, dem er seine letzten Verhaltungsbefehle ertheilt und ihm befiehlt, falls er Urbain nochmals sehen sollte, diesen jungen Menschen zu bewegen, ein Mädchen, das er nie besitzen werde, zu vergessen, und dafür ein glänzendes Vermögen, das man zu seiner Verfügung stelle, anzunehmen.

Ruhig hört der Barbier dem Marquis zu; seine Blicke sind auf das Gold und die Wechsel, die neben einem paar Reisepistolen auf dem Schreibpulte liegen, gerichtet. Nur noch wenige Minuten, und Villebelle wird Marien befehlen, Blanca zu rufen, als sich die Thüre des Zimmers leise öffnet. Erstaunt, daß man noch so spät vor ihm zu erscheinen wage, schlägt der Marquis die Augen auf und erkennt Julia, die, in ihren schwarzen Mantel gehüllt, so eben in sein Gemach getreten ist.

„Abermals dieses Weib!“ ruft Villebelle aus, während sich Touquet umwendet und sich beim Anblicke der Italienerin von tiefem Erstaunen ergriffen fühlt.

„Beruhigen Sie sich, gnädiger Herr,“ sagt Julia, die Thüre des Zimmers wieder schließend, „dieser Besuch wird der letzte sein, den ich Ihnen abstatte.“

„Wie sind Sie hieher gekommen? . . . was wollen Sie . . . sprechen Sie . . . antworten Sie schleunigst . . . oder befürchten Sie, daß ich endlich Ihr sonderbares Betragen bestrafen lasse.“

„Ich fürchte nichts, gnädiger Herr. Wenig liegt daran, wie ich hieher gekommen bin; ich finde Sie hier bei Ihrem Vertrauten, das ist es, was ich wollte. Ich bitte Sie, mich aufmerksam anzuhören. Was ich Ihnen sagen werde. wird unzweifelhaft alle Ihre Entschlüsse ändern und Ihre Abreise wird nicht stattfinden.“

Julia's sonderbarer Ton, ihre unerwartete Erscheinung in einer solchen Stunde flößen dem Marquis eine Neugierde ein, die mit einer geheimen Furcht gepaart ist. Er winkt der jungen Italienerin zu sprechen. Diese setzt sich zwischen Villebelle und

dem Barbier nieder, die mit Ungeduld ihrer Erklärung harren. Nachdem sie Beide eine Zeitlang mit einem seltsamen Ausdrucke betrachtet hat, beginnt sie endlich ihre Erzählung.

„Vor Allem, Herr Marquis, muß ich Ihnen sagen, daß ich die Tochter eines gewissen Cäsar Perditor bin, der von den schwachen Geistern für einen Zauberer gehalten und dessen Ruf so groß wurde, daß er am Ende Paris verlassen mußte, um dem Tode oder doch wenigstens einer immerwährenden Gefangenschaft in den Kerkern der Bastille zu entgehen."

„Cäsar . . . Ich erinnere mich, von diesem berühmten Zauberer gehört zu haben," sagt der Marquis; „hielt er nicht seine Berathungen in einem Steinbruche in der Nähe von Gentilly?"

„Ja, gnädiger Herr, und dahin begab sich, um ihn zu befragen, ein Greis, dem Sie seine Tochter entführt . . . und den Sie mit Ihrem Degen verwundet hatten . . . der unglückliche Delmar."

„Der Vater von Estrella?"

„Ja, gnädiger Herr. Der alte Delmar theilte meinem Vater seinen Kummer mit und bat ihn, ihm die Mittel zu verschaffen, sich an Ihnen rächen zu können; allein Cäsar hätte, aller seiner Kenntnisse ungeachtet, den Wunsch des Greises schwerlich erfüllen können, wenn er nicht in Folge der vertraulichen Mittheilungen, die ihm von vielen eleganten Herren und Damen zukamen, erfahren hätte, wo Ihr Lusthaus lag und wohin Sie die junge Estrella gebracht hatten; er sagte es dem Greise, und diesem gelang es, seine Tochter Ihren Händen zu entreißen."

„Wie, ihr Vater war es, der sie mir wieder entriß?" sagt der erstaunte Marquis, der jeden Augenblick größeren Antheil an Julia's Erzählung zu nehmen schien. „Und was wurde aus ihr?"

„Im Augenblicke werden Sie es erfahren, gnädiger Herr, wenn Sie mich nicht unterbrechen wollen. Der alte Delmar hatte seine Tochter wiedergefunden, allein Sie hatten sie entehrt, und

dieses Abenteuer hatte zu viel Aufsehen gemacht, als daß er hinfort noch in der Stadt, in der sie wohnten, hätte bleiben können. Er besaß einiges Vermögen und verkaufte nun Alles, was er hatte, belohnte meinen Vater für den Dienst, den er ihm geleistet hatte, und begab sich mit Estrella in das Innere von Lothringen. Hier gebar sie das Kind, das sie unter ihrem Herzen getragen hatte.

„Großer Gott! . . . sie wurde Mutter? . . . Ist es möglich . . . Estrella hätte mich zum Vater gemacht! . . . Ach, Julia, ich bitte Sie, fahren Sie fort."

Julia scheint sich einige Augenblicke an der Aengstlichkeit des Marquis zu weiden; dann beginnt sie ihre Erzählung wieder: „Um diese Zeit mußte sich mein Vater aus Paris flüchten, um nicht verhaftet zu werden, und man streute das Gericht aus, er sei in einem Kerker der Bastille gestorben. Allein er hatte sich ein Vermögen gesammelt, von dem er leben konnte, und seines gefährlichen Handwerks müde, war er nur darauf bedacht, es in Ruhe zu genießen. Ich war damals in Italien, dem Lande meiner Geburt; mein Vater holte mich daselbst ab und führte mich nach Frankreich zurück, dessen Klima ihm behagte. Da mein Vater nicht mehr nach Paris zurückkehren konnte, weil man ihn da erkannt hätte, so setzte er sich in der Umgegend von Nancy fest. Dort traf er den alten Delmar und seine betrübte Tochter wieder, die im Geheimen ein Kind erzog, welches sie nicht ohne zu erröthen das ihrige nennen konnte; da machte er auch die Bekanntschaft eines armen Landmanns, der in der bittersten Armuth seufzte, in Folge der schlechten Aufführung seines Sohnes, eines Elenden, der, nachdem er in seinem Vaterlande eine Gemeinheit begangen hatte, mit der ganzen Habe seiner Eltern entflohen war, und diese im tiefsten Elende zurückgelassen hatte."

„Die Geschichte dieses Menschen kann mit dem Kind der Estrella in keiner Beziehung stehen," sagt der Marquis ungeduldig. „Ich bitte Sie, Julia, vollenden Sie Ihre Mittheilung."

„Verzeihen Sie mir, Herr Marquis, das ist wichtiger, als Sie denken . . . es geht Ihren würdigen Vertrauten nahe an . . . Bereits hat er in dem armen Landmann, von dem ich gesprochen habe, seinen Vater erkannt . . .“

Der Barbier, der Julia's letzten Worten große Aufmerksamkeit gewidmet hatte, ruft alsbald: „Wie . . . das war mein Vater! . . . Ich habe mich gegen ihn verfehlt, ich bekenne es; der Durst nach Gold verleitete mich zu vielen Vergehen . . . aber ich habe stets die Absicht gehabt, meine Fehler wieder gut zu machen . . . und, wenn es noch Zeit dazu ist . . .“

„Nein, es ist zu spät!“ sagt Julia, einen fürchterlichen Blick auf den Barbier werfend.

„Sollte er todt sein?“

Julia schweigt. Der Marquis springt hastig auf und ruft: „Nun, grausames Weib, haben Sie sich jetzt genug an meinen Qualen geweidet? Wann werden Sie ihnen ein Ende machen?“

„Ihr seid Beide sehr ungeduldig!“ erwidert die junge Italienerin, und ein bitteres Lächeln tritt auf ihre Lippen. „Aber ich habe nur noch Weniges hinzuzufügen. Der alte Touquet fragte meinen Vater, ob er auf seinen Reisen von seinem Sohne habe sprechen hören . . . mein Vater konnte ihm keine genügende Auskunft geben. Bald ließen wir uns in einem Dorfe in der Nähe von Amiens nieder, hier lebte ich bis zu meinem fünfzehnten Jahre, dann starb mein Vater und ich kam nach Paris, wo ich als bloße Arbeiterin in ein Magazin ging. Das ganze Erbgut, das mir mein Vater hinterlassen hatte, bestand in einem Manuscripte, in das er zu seinem Zeitvertreibe die merkwürdigsten Begebenheiten seines Lebens und die geheime Geschichte der Personen, die ihn um Rath gefragt, niedergeschrieben hatte. Auf diese Art, Herr Marquis, erfuhr ich die Entführung der armen Estrella, und die Art, wie der Barbier Touquet seine Eltern behandelt hatte.“

„Ist das Alles, was Sie wissen?“ sagt der Marquis;

„Haben Sie von Estrella und ihrem Kinde nichts weiter erfahren?“

„Noch vor kurzer Zeit wußte ich sonst nichts von ihnen, gnädiger Herr, allein der Zufall hat mich mit Allem, was Sie zu wissen wünschen, bekannt gemacht, und ich verdanke das dem Besuche, den ich dem Barbier abgestattet habe . . . denn in seinem Hause habe ich den Schlüssel zu diesem Geheimnisse gefunden.“

„In meinem Hause?“ sagt Tonquet, Julien erstaunt betrachtend.

„Ja, in Deinem Hause, in dem Kabinette, das im Hintergrunde des Alkovs von Margarethens Zimmer verborgen ist.“

Der Barbier erblaßt und zitternd stammelt er: „Sie sind in diesem Kabinette gewesen? . . . Aber es befand sich nichts darin . . . nein, ich bin es überzeugt.“

„Du irrst Dich, denn als ich zufällig einen auf dem Boden befindlichen Koffer verrückte, fand ich diese Brieftasche; aller Wahrscheinlichkeit nach war sie von der Person, die Du beherbergt hattest, dort versteckt worden, da sie, nicht wissend, wo sie so wichtige Papiere verwahren sollte, für gut gefunden hatte, sie während der Zeit ihres Aufenthalts in Deinem Hause an diesen geheimen Ort zu legen.“

Mit Schrecken betrachtet der Barbier die Brieftasche, die Julia unter ihrem Mantel hervorgezogen hat, während der Marquis ausruft: „Sollten diese Papiere von Blanca's Vater herrühren?“

„Sie rühren in der That von der Person her, die das junge Mädchen zu dem Barbier brachte. Zuerst lesen Sie das, gnädiger Herr.“

Julia gibt dem Marquis ein Papier. Dieser stößt einen Schrei des Erstaunens aus, als er liest: „Geburtsschein Blanca's, der Tochter der Estrella Dellmar.“

„O mein Gott!“ sagt der Marquis kaum athmend, „ist es möglich?“

„Hier, gnädiger Herr, kennen Sie die Handschrift von Estrella?“

„Ja . . . sie ist es . . . ich erkenne sie!“

„Lesen Sie diesen Brief.“

Der Marquis nimmt den Brief und liest begierig:

„Ich fühle, daß ich sterben werde, aber wenigstens hat mir mein Vater verziehen. Er hatte mir verboten, Blanca's Dasein ihrem Vater kund zu thun, und so lange er lebte, achtete ich seine Befehle; allein er ist nicht mehr, und ich selbst bin im Begriff, ihm in's Grab nachzufolgen. Villebelle! Blanca ist Ihre Tochter, die Frucht unserer Liebe. Leben Sie wohl, lieben Sie sie zärtlicher als Sie ihre Mutter geliebt haben, ich verzeihe Ihnen.

Estrella Dellmar.“

„O Blanca, o meine Tochter! . . .“ ruft der Marquis aus, sich wechselsweise seiner Freude und seinen Gewissensbissen überlassend. „Ich bin Dein Vater und habe Dich unglücklich gemacht!“

„Lesen Sie das Ende dieses Briefes, gnädiger Herr,“ sagt Julia, „er enthält noch Etwas, das ihren Vertrauten betrifft.“

Der Marquis sieht einige, von Estrella's Hand beigefügte Zeilen und liest: „Ich habe keine Verwandten mehr; meine Tochter wird Ihnen von einem würdigen Freunde vorgestellt werden, auf den ich mein volles Vertrauen setze und der sich unter einem erdichteten Namen nach Paris begibt, um daselbst über einen Sohn, der ihn entehrt hat, womöglich Erkundigungen einzuziehen. Ich vertraue ihm das Vermögen an, das ich Blanca hinterlasse; meine Tochter bedarf bloß der Freundschaft ihres Vaters. Wenn er sie jedoch verstößt, so wird der alte Touquet seine Stelle zu vertreten wissen.“

„Touquet!“ ruft der Marquis, auf den Barbier blickend. Dieser scheint vom Donner gerührt; er betrachtet den Brief, ein kalter Schweiß läuft über seine Stirne, er ist unfähig, ein Wort hervorzubringen.

„Ja," sagt Julia, „ja, Unglücklicher, Dein Vater war es, der mit Blanca zu Dir kam, um sie zum Marquis zu führen; er hatte den Namen Moranval angenommen, ohne Zweifel, um in Paris desto eher Nachrichten über seinen Sohn einziehen zu können ... vielleicht wußte er sogar, während er bei Dir übernachtete, bei wem er sich befand. Antworte, Elender, wie hast Du jenen Reisenden behandelt?"

„Fragen Sie mich nicht!" sagt der Barbier, ganz verwirrt in dem Zimmer auf und nieder gehend. „Ich bin ein Ungeheuer! Um sein Gold zu erhalten ... wagte ich es ... ha, flieht mich! habe ich meinen Vater ermordet!"

„Und seit zehn Jahren hast Du mich meiner Tochter beraubt!" ruft der Marquis, sich mit Abscheu von Touquet abwendend. „Du standest im Begriff, mich zum Schuldigsten aller Menschen zu machen ... Deine abscheulichen Rathschläge rißen mich zum Verbrechen hin ... komm', Elender, empfange den Lohn aller Deiner Frevelthaten!"

Der Marquis ergreift eine der Pistolen, die auf dem Schreibpult liegen, richtet sie auf Touquet und drückt los ... kaltblütig sieht Julia den Barbier zu ihren Füßen niedersinken.

„Dieser Tod ist noch zu gelind für Dich!" sagt der Marquis, „aber, Dank dem Himmel, ich habe den größten aller Frevel nicht begangen. O meine theure Blanca, du bist meine Tochter. Das ist also die Ursache des geheimen Gefühls, das in mir für Dich sprach! ... Ach, indem ich Dich glücklich mache, will ich das Andenken an meine unwürdige Liebe aus Deiner Seele verlöschen. Inskünftige ist es nur ein Vater, der Dich in seine Arme drückt."

Ganz außer sich verläßt der Marquis, von Julia begleitet, sein Gemach; er geht nicht, er fliegt nach dem Thürmchen, das Blanca bewohnt. Demselben nahe gekommen, ruft er mit lauter wiederhallender Stimme den Namen Blanca.

Man kommt vor der Thüre des Gemachs an, allein sie ist

von innen verschlossen. Der Marquis hat seine Schlüssel nicht mitgenommen, er klopft wiederholt an, ruft Blanca bei ihrem Namen und fleht sie an, zu öffnen. Man antwortet nicht, aber bald dringt ein ziemlich starkes Geräusch zu den Ohren des Marquis, das von dem Falle eines Gegenstandes in die Wellen des Sees herzurühren scheint.

Villebelle empfindet ein unnennbares Gefühl; er eilt hinweg, ruft Germain herbei, läßt sich die Schlüssel geben, und dringt endlich in Blanca's Gemach. Es ist leer, und Alles verkündet, daß das Mädchen sich nicht schlafen gelegt hat; aber eines von den Fenstern, die auf den See gehen, steht offen. Von einer geheimen Ahnung getrieben, eilt der Marquis auf den Balkon, seine Blicke richten sich nach dem See; er ruft von Neuem: „Blanca, meine Tochter!“ Man antwortet nicht, aber von Zeit zu Zeit zeigt sich ein Gegenstand auf der Oberfläche des Wassers und scheint sich noch zu bewegen.

„Sie ist es!“ ruft Villebelle aus, und stürzt sich alsbald in den See hinab.

Es war in der That die unglückliche Blanca, die seit dem Vorfalle in der vorigen Nacht jeden Augenblick eine neue Unternehmung des Marquis befürchtete und keine Minute geschlafen hatte. Sie hatte sich nicht in's Bett gelegt, aus Furcht, vom Schlafe überrascht zu werden. Zitternd wachte sie und glaubte beim geringsten Geräusche, ihr Entführer wolle von Neuem in ihr Gemach dringen. Blanca war entschlossen, eher zu sterben, als nicht mehr Urbains würdig zu sein. Als sie rasche Tritte hörte, die sich ihrem Zimmer näherten und sie Villebelle's Stimme erkannte, der laut ihren Namen rief, befiel sie der heftigste Schrecken, und nicht zweifelnd, daß er komme, um sein schändliches Vorhaben auszuführen, stürzte sie sich in den See, noch laut den Namen Urbains rufend.

Der Marquis schwimmt auf den Gegenstand zu, den er auf

dem Wasser bemerkt hat; aber eine andere Person, die sich in dem Park befand, hat sich gleichfalls in den See geworfen. Es ist Urbain, der, überzeugt, daß seine Geliebte im Schlosse ist, die Dunkelheit der Nacht benützt hat, um sich in die Gärten zu schleichen.

Der junge Student hört die theure Stimme seiner Blanca, die seinen Namen rief, dann lenkt ein plötzliches Geräusch seine Blicke nach dem See und er eilte der Unglücklichen zu Hülfe, mit der er endlich das Ufer erreicht, wo sich bald der Marquis, Julia, und die Dienerschaft des Schlosses, die das Geschrei ihres Herrn herbeigezogen hat, um ihn versammeln.

Blanca ist auf den Rasen hingestreckt, Urbain kniet neben ihr und ruft ihren Namen mit lauter Stimme, als der Marquis in der schrecklichsten Verzweiflung herbeieilt, sich auf den Boden wirft und den Himmel anfleht, ihm seine Tochter wiederzugeben.

„Seine Tochter!“ rufen alle Umstehenden aus.

„Ja,“ sagt Villebelle, auf Blanca's entfärbte Wangen trostlose Blicke werfend, „ja es ist meine Tochter! es ist mein Kind, das ich unglücklich gemacht habe . . . an dessen Tod ich schuld bin. Ach, mein ganzes Vermögen hätte ich hingegeben, um Estrella's Tochter zu umarmen, um mich von ihr Vater nennen zu hören . . . und meine Leidenschaften . . . meine Laster haben mich des höchsten Guts beraubt! O meine theure Blanca, kehre in's Leben zurück . . . daß mir wenigstens Dein Mund, ehe Du stirbst, sage, Du habest mir verziehen . . . Aber nein . . . nicht einmal dieser letzte Trost wird mir zu Theil werden; sie wird sterben, ohne mich ihren Vater genannt zu haben!“

Der Marquis wirft sich auf den Leichnam seiner Tochter, den Urbain mit seinen Thränen benetzt; er ergreift Blanca's Hände, drückt sie an sein Herz, sucht sie wieder zu erwärmen, noch einmal zu beleben, aber alle Bemühungen sind fruchtlos: Blanca konnte weder das Rufen ihres Vaters, noch das Seufzen ihres Geliebten mehr vernehmen.

Inhalt.

Seite

Schnauzer.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dritte Auflage.

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1858.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Schnauzer.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Els[illegible].

Dritte Auflage.

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1858.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Inhalt

Erstes Kapitel.

Eine Ofenröhre und ein Kleid.

Es gibt in Paris eine ziemlich lange, ziemlich schmale, sehr schmutzige und oft kothige Straße, die man Calander-Straße heißt; sie ist in dem Quartier der Altstadt. Sie muß euch bekannt sein, Leser, wenn ihr bisweilen im Justizpalaste zu thun hattet, wovor euch übrigens Gott bewahre.

Man heißt sie Calander-Straße wegen eines Schildes, das nach den Einen eine Art Drossel oder Le[illegible], nach den Andern ein dem Weizen gefährliches Insekt vorstellt; auch endlich nach des Chronisten Sauvals Behauptung einer Calander oder Rollmaschine wegen, womit das Tuch geglättet wird. Dies wird euch zwar gleichgültig sein, und mir auch, doch ist es bei Besprechung einer Sache nicht unangenehm, wenn man gelegentlich erfährt, wo sie herzuleiten ist.

In einem alten Hause dieser Straße (worin es, glaube ich, bloß alte gibt) geht durch einen stets schmutzigen, schlüpfrigen Gang eine Treppe hinauf, die sicher seit unserer ersten Revolution nicht gereinigt worden ist; stützt euch aber dabei nicht auf das hölzerne Geländer, weil es immer feucht ist und ihr euch die Hände beschmutzen würdet, sondern klettert beherzt bis in's vierte Stockwerk hinauf, stehet vor einer Thüre still, auf die man eine Menge Figuren und Zeichnungen sowohl mit Kreide als mit Kohle gemalt hat, ziehet an einer alten Hasenpfote, die eine Schnur

in Bewegung setzt und eine Klinke aufdrückt, und ihr tretet sodann in ein von drei jungen Leuten bewohntes Zimmer ein.

Drei junge Leute in Einem Zimmer! werdet ihr sagen ... Ei! wundert euch das? In Paris ist es nichts Seltenes. Es ist immer noch besser, man besitzt das Drittel eines Zimmers, als man ist ganz obdachlos, was oft wohlerzogenen, geschickten jungen Leuten von guter Familie, die sich nicht recht zu helfen wissen, armen, ruinirten Künstlern, unbeschäftigten Arbeitern und Landmädchen passirt, die in der Hauptstadt einen Dienst suchen. Von den Vagabunden will ich gar nicht sprechen, denn das Uebernachten unter freiem Himmel gehört zu ihrem Handwerk.

Das von den drei Personen bewohnte Zimmer war groß und finster. Da die Inhaber keine Vorhänge besaßen, hatten sie die Fensterscheiben mit verbranntem Korkholz schwarz gefärbt, wodurch die Tageshelle sehr beeinträchtigt wurde. Die Wände waren einst mit Papier überklebt gewesen, aber es hingen nur noch einzelne Fetzen herab, die man vollends herunterriß, wenn man solches brauchte, um Etwas einzuwickeln. In einer Ecke der Stube stand eine alte, wurmstichige Bettstelle, worin sich ein ungeheurer Strohsack und eine so dünne Matratze befand, daß man sie leicht hätte für einen bloßen leinenen Ueberzug halten können; ein wollener, allenthalben durchlöcherter Teppich war darüber hingeworfen und bedeckte eine zusammengebundene Schichte Papier, die als Kopfkissen diente.

In einiger Entfernung stand ein Gurtenbett von derselben Beschaffenheit. Das übrige Zimmer war im Verhältniß möblirt, das heißt fast ganz leer; es enthielt weiter nichts als ein kleines hölzernes Tischchen, zwei Stühle, wovon einer nur drei Füße hatte, und in einem Winkel ein Felleisen und einen großen, unbedeckten Koffer.

Auf dem Kamin, dessen jungfräulicher Schooß wohl noch von keiner Flamme berührt worden war, bemerkte man ein Stück

Spiegel, einige Schwefelhölzer, eine Wichsflasche, die zugleich auch als Kerzenstock diente, ein Fläschchen kölnisches Wasser, ein Messer und drei eiserne Gabeln, eine Waschschüssel, einen Kamm, Rosenseife und eine kleine Gipsbüste Napoleons.

Einige Schritte seitwärts vom Kamin ging eine gegossene Röhre von dem Fußboden bis zur Decke hinauf, ohne daß man eine Spur von einem Ofen gesehen hätte.

Nach dieser armseligen Schilderung glaubt ihr vielleicht, dieses Zimmer sei der Sitz der Traurigkeit, des Kummers und des Grames gewesen . . . ihr irrt euch aber; nie erschallte der glänzendste Palast von so fröhlichem Gelächter und so heitern Gesprächen. In diesem Zimmer wurde von Morgens bis Abends gesungen; oft scherzte man sogar vom Abend bis zum andern Morgen. Konnte man gleich keinen Aufwand machen und den Vergnügungen leben, so war man doch munter und sorgenlos; kurz, dieses Zimmer wurde von drei Studenten bewohnt.

In diesem Augenblicke sind alle drei zu Hause; der eine sitzt an dem Tische und schreibt; es ist ein großer, junger, brauner, blasser Mann, mit einem länglichen Gesichte, hoher Stirne und hübschem Haarwuchse; in seinen regelmäßigen, schönen Zügen liegt Charakter; aber er verzieht seine Gesichtsmuskeln allzuhäufig wegen der Exaltation, die in seinem jungen Kopfe herrscht. Es ist Georg Rembrun, dreiundzwanzig Jahre alt, der Sohn unbemittelter Eltern, die ihn nach Paris geschickt haben, damit er dort die Rechtswissenschaft studire; statt dessen schreibt er aber Dramen und Vaudevilles.

Der zweite Miethsmann dieses Zimmers liegt noch auf dem großen Bette; er hat ein Buch in der Hand und scheint zu studiren. Es ist ein ziemlich hübscher Junge, obgleich seine blonden Haare etwas in's Röthliche stechen, denn seine blaßblauen Augen, seine rosigen Wangen und sein kleiner lachender Mund haben etwas Kindliches, welches auf den ersten Anblick gefällt; allein so wie

man dieses Gesicht einmal gesehen hat, sieht man es stets wieder: er hat eine unerschütterliche Physiognomie, die immer denselben Ausdruck hat, oder vielmehr eine ausdruckslose.

Dieser junge Mann heißt Timotheus Glinboré; er ist erst achtzehn Jahre alt und aus der Champagne gebürtig. Seine Eltern haben einiges Vermögen, aber sein Vater ist ein alter Landmann, der es nicht zugibt, daß sein Sohn tolle Streiche in Paris macht. Er ist der Ansicht, daß sein Timotheus mit zwölfhundert Franken jährlich leben und studiren könne, und schickt ihm alle drei Monate pflichtgemäß das Viertel seines Gehaltes. Wenn der junge Timotheus aber eine Vorausbezahlung oder einen Zuschuß verlangt, so läßt Vater Glinboré die Briefe seines Sohnes unbeantwortet.

Der junge, mit Schreiben beschäftigte Mann war sehr leicht gekleidet, obwohl man erst im Monat März war; er hatte schwarze Beinkleider und eine leinene, ziemlich abgetragene Blouse an; der, welcher auf dem Bette lag, hatte auch eine Blouse an, die bei ihm aber zugleich die Stelle des Hemdes vertrat.

Der dritte Miethsmann endlich ging im Zimmer auf und ab und stand oft stille, um sich in dem Stückchen Spiegel zu betrachten: es war ein fünfundzwanzigjähriger Mann von mittlerer Größe, weder schlank noch dick, aber es lag in seinem Gesichte ein Ausdruck von Heiterkeit und Sorglosigkeit, und all' seine Manieren zeugten von einem gewissen Selbstvertrauen, welches viele Menschen für einen Beweis des Verdienstes halten.

Er war nicht gerade ein hübscher Mann, aber auch kein häßlicher; jedenfalls sprach der frohmüthige Ausdruck seines Gesichts zu seinen Gunsten. Er war braun, hatte viel Farbe, seine kleinen Augen strahlten von Lebhaftigkeit, seine etwas allzulange Nase, sein großer Mund und seine kleinen Schöpfenzähne hätten ein hübsches Gesicht häßlich gemacht; aber diese Vereinigung war nicht unangenehm bei Constantin Fidelins Bouchenot, der im gegenwärtigen Augenblick in der Stube auf und ab ging, in einer dem

Nachtkleidchen eines Frauenzimmers ähnlichen Jacke, nankinenen Kosacken-Beinkleidern und einer schwarzen, ganz modern gemachten Weste.

Constantin Fidelius Bouchenot war ein geborener Pariser; sein Vater, ein rechtschaffener Conditor in der Lombarden-Straße, hatte seinen Sohn beim Geschäfte verwenden wollen; da er aber bald bemerkte, daß der kleine Fidelius sich hauptsächlich mit Aufräumung der Zuckerwaaren beschäftigte, so änderte er seinen Plan und beschloß, einen Advokaten aus demselben zu machen. Er hatte zugleich bemerkt, daß der Kleine eben so schwatzhaft als leckerhaft war, und diese frühzeitige Beredsamkeit schien ihm von guter Vorbedeutung; er sah in diesem Kinde eine künftige Leuchte des Advokatenstandes, und entschied sich, ihn die Rechtswissenschaft studiren zu lassen.

Obgleich der kleine Bouchenot gerne schwatzte, so verabscheute er dagegen doch das Studium und die Arbeit. Nachdem er in der Schule schlecht bestanden, bestand er in seinem Studium ebenso schlecht. Die Zeit verfloß, und der alte Conditor starb; seine Gattin war ihm schon lange in's Grab vorangegangen. Fidelius erbte einige tausend Thaler und einige hundert Schachteln mit Zuckerwerk und Bonbons. In kurzer Zeit vergeudete er seine Erbschaft, verkaufte sodann das Mobiliar und die übrige Hinterlassenschaft seiner Eltern, und als er nichts mehr hatte, legte er sich wiederum auf sein Studium. Allein Bouchenot brachte selten einen vernünftigen Vorsatz zur Ausführung; überdies hätte er zu diesem Zwecke arbeiten müssen, und dazu hatte er niemals Lust. Die Weiber, die Freuden der Tafel und das Spiel waren seine Abgötter; der Himmel hatte ihn mit jenem glücklichen Gemüthe begabt, welches nichts betrübt, nichts erschreckt, das nie für die Zukunft, nicht einmal für den künftigen Tag sorgt.

Ich muß übrigens hier die Bemerkung machen, daß man mit einem solchen glücklichen Gemüthe gar oft im Spital endet.

Um dieses Bild zu vollenden, muß ich hinzufügen, daß Bouchenot sehr dünkelhaft, oft sogar unverschämt war, und daß, obgleich er in Einem fort von den Duellen sprach, die er gehabt zu haben vorgab — die Tapferkeit doch seine schwache Seite war; seine näheren Bekannten wußten, was sie von seinen Prahlereien zu halten hatten. Einer der Gründe, wegen welcher er sein Studium vernachlässigte, sei der gewesen, daß die Studenten zu oft seinen Muth hätten auf die Probe stellen wollen.

Jetzt seid ihr mit den drei Bewohnern des so armselig möblirten Zimmers bekannt; wir wollen nun sehen, womit sie sich an einem schönen Märzmorgen in dieser kalten Stube, welche trotz dem, daß der Thermometer zwei Grad unter Null stand, nicht geheizt war, die Zeit vertrieben.

„Bist Du bald genug auf und ab gegangen, Bouchenot?" fragt der junge, mit Schreiben beschäftigte Mann ungeduldig.

„Potz Tausend! Du freust mich, Georg; darf man sich, weil Du Dein Drama ... Dein Mimodrama ... Dein Vaudeville ... oder Gott weiß was sonst schreibst, nicht mehr rühren im Zimmer? Ich muß mir aber Bewegung machen, das ist mir gesund ... es erwärmt mich überdies, denn wir sind hier durchaus in keinem Treibhause, und der alte Dummkopf unten heizt heute seinen Ofen, dessen Röhre durch unsere Stube geht, auch nicht ... das ist recht lächerlich ... ich werde mich bei der Hausbesitzerin beklagen."

„Wir können unsern Hausgenossen nicht zwingen zu feuern," entgegnet Timotheus, indem er seine alte wollene Decke über das Gesicht heraufzieht und auf beiden Seiten in die Bettstelle hineinstopft.

„Wir können nicht? Was ist das für ein Geschwätz! Hat man uns nicht, als wir dieses Zimmer mietheten, darauf aufmerksam gemacht, daß diese Ofenröhre von dem Ofen des Miethsmannes unter uns heraufleufe? Anfangs fand ich es abscheulich.

denn sie gibt in der That diesem Zimmer das Ansehen einer Portiersloge; als man mir aber sagte: „diese Ofenröhre macht so warm, wie wenn der Ofen bei Ihnen wäre, Sie brauchen im Winter nicht viel Holz zu verbrennen,'" da schien sie mir erträglicher; ich dachte mir gleich, das ist eine Zeit- und Gelderspasniß, und das Sparen, wie Ihr wißt, ist meine Haupttugend."

Georg schreibt fort und läßt es bei einem Achselzucken bewenden; der große Timotheus stößt einen tiefen Seufzer aus und hüllt sich noch etwas fester in seine Decke. Bouchenot betrachtet sich noch einmal in dem Spiegelscherben und fährt, nachdem er sich sehr befriedigt über sein Aussehen zugelächelt hat, fort: „Kurz, diese Röhre hat mich bestimmt, dieses Zimmer für Euch und mich zu miethen, denn Ihr hattet mir vollständige Vollmacht ertheilt, meine lieben Freunde, da wir von dort an übereingekommen waren, unsere Gelder zusammenzuschießen und gemeinsame Kasse zu machen."

„Unsere Gelder? . . . der Einfall ist nicht übel!" sagt Timotheus mit einer Grimasse; „das heißt, ich gebe die Summe in die Kasse, die mir mein Vater regelmäßig zuschickt, und Ihr Eure Hoffnungen, die in Nichts zerfallen!"

„Still! schweige Timotheus, Du hast das Wort nicht; Du weißt wohl, daß man einen Advokaten nicht in seiner Rede unterbrechen darf. Ich fahre fort: Ich habe somit dieses Zimmer wegen der Röhre gemiethet, welche durch den untern Miethsmann geheizt werden soll, sonst hätte ich bestimmt für eine Stube im vierten Stockwerk in der Calander-Straße keine hundertundzwanzig Franken gegeben . . . wir haben zwar allerdings auch einen Keller dabei . . ."

„Der ist uns von großem Nutzen!" ruft Timotheus aus, sich tiefer unter die Decke steckend; „wir haben zwei zersprungene Flaschen darin."

„Geduld! er kann uns später nützlich sein! . . . Wir können Wein bekommen . . . wir sollten sogar welchen bekommen, wenn

Eure Eltern keine Geizhälse, keine Filze wären! Mit einem Burgunder und einem Champagner zusammen zu wohnen und Wasser trinken zu müssen . . . das würde Einem Niemand glauben! Lieber gar keine Eltern, als solche wie die Euern."

Georg kratzt sich an der Stirne und trällert:

„Pflückt die Ros' und Myrte! nimmer
Mindert dies der Felder Pracht . . . Pracht . . ."

„Um nochmals auf unsere Angelegenheit zurückzukommen," sagt Bouchenot, der das Felleisen geöffnet und zwei oder drei Badehosen und einige abscheuliche Westen ohne Knöpfe umgekehrt hat, „ich behaupte, daß, in Erwägung, daß der Nachbar kein Feuer macht, um uns eine angenehme Wärme zu verschaffen, wir berechtigt sind, eine Verminderung des Miethzinses zu verlangen . . . ja nach Umständen gar keinen zu zahlen . . ."

„Mir scheint, daß wir dieses Recht bereits in seinem ganzen Umfange ausüben," sagt Georg lächelnd; dann fängt er wieder an zu singen:

„Nimmer mindert dies der Felder Pracht."

„Ich mag mir alle Mühe geben, unsere Garderobe zu durchsuchen," sagt Bouchenot, das Felleisen durchstöbernd, „ich finde nichts als Badehosen; wir haben sogar zu viel Badehosen, das ist ein Luxus; sie versperren unnöthiger Weise den Platz . . . wir müssen sie wegschaffen! Der Teufel soll mich holen, mir schlafen vor Kälte die Fingerspitzen ein."

Damit läuft Bouchenot zur Ofenröhre, betastet sie an verschiedenen Orten und ruft aus: „Es ist bestimmt seit zwei Tagen kein Feuer mehr im Ofen gewesen! Der alte Jacquillot treibt heilig seinen Scherz mit uns . . . ich werde ihn aber sogleich zu Rede stellen."

Der junge Mann hat bereits die Thüre geöffnet; wie er aber hinaustreten will, bleibt er stehen und murmelt: „Ach, der Kuckuk! ich glaube, ich höre Frauenzimmer auf der Stiege; ich



Band XIII. Seite 13.
Herr Jacquillot, warum machen Sie denn schon seit mehreren Tagen kein Feuer mehr in Ihren Ofen.

Erstes Kapitel.

Eine Ofenröhre und ein Kleid.

Es gibt in Paris eine ziemlich lange, ziemlich schmale, sehr schmutzige und oft kothige Straße, die man Calander-Straße heißt; sie ist in dem Quartier der Altstadt. Sie muß euch bekannt sein, Leser, wenn ihr bisweilen im Justizpalaste zu thun hattet, wovor euch übrigens Gott bewahre.

Man heißt sie Calander-Straße wegen eines Schildes, das nach den Einen eine Art Drossel oder Le[illegible], nach den Andern ein dem Weizen gefährliches Insekt vorstellt; auch endlich nach des Chronisten Sauvals Behauptung einer Calander oder Rollmaschine wegen, womit das Tuch geglättet wird. Dies wird euch zwar gleichgültig sein, und mir auch, doch ist es bei Besprechung einer Sache nicht unangenehm, wenn man gelegentlich erfährt, wo sie herzuleiten ist.

In einem alten Hause dieser Straße (worin es, glaube ich, bloß alte gibt) geht durch einen stets schmutzigen, schlüpfrigen Gang eine Treppe hinauf, die sicher seit unserer ersten Revolution nicht gereinigt worden ist; stützt euch aber dabei nicht auf das hölzerne Geländer, weil es immer feucht ist und ihr euch die Hände beschmutzen würdet, sondern klettert beherzt bis in's vierte Stockwerk hinauf, stehet vor einer Thüre still, auf die man eine Menge Figuren und Zeichnungen sowohl mit Kreide als mit Kohle gemalt hat, ziehet an einer alten Hasenpfote, die eine Schnur

in Bewegung setzt und eine Klinke aufdrückt, und ihr tretet sodann in ein von drei jungen Leuten bewohntes Zimmer ein.

Drei junge Leute in Einem Zimmer! werdet ihr sagen ... Ei! wundert euch das? In Paris ist es nichts Seltenes. Es ist immer noch besser, man besitzt das Drittel eines Zimmers, als man ist ganz obdachlos, was oft wohlerzogenen, geschickten jungen Leuten von guter Familie, die sich nicht recht zu helfen wissen, armen, ruinirten Künstlern, unbeschäftigten Arbeitern und Landmädchen passirt, die in der Hauptstadt einen Dienst suchen. Von den Vagabunden will ich gar nicht sprechen, denn das Uebernachten unter freiem Himmel gehört zu ihrem Handwerk.

Das von den drei Personen bewohnte Zimmer war groß und finster. Da die Inhaber keine Vorhänge besaßen, hatten sie die Fensterscheiben mit verbranntem Korkholz schwarz gefärbt, wodurch die Tageshelle sehr beeinträchtigt wurde. Die Wände waren einst mit Papier überklebt gewesen, aber es hingen nur noch einzelne Fetzen herab, die man vollends herunterriß, wenn man solches brauchte, um Etwas einzuwickeln. In einer Ecke der Stube stand eine alte, wurmstichige Bettstelle, worin sich ein ungeheurer Strohsack und eine so dünne Matratze befand, daß man sie leicht hätte für einen bloßen leinenen Ueberzug halten können; ein wollener. allenthalben durchlöcherter Teppich war darüber hingeworfen und bedeckte eine zusammengebundene Schichte Papier, die als Kopfkissen diente.

In einiger Entfernung stand ein Gurtenbett von derselben Beschaffenheit. Das übrige Zimmer war im Verhältniß möblirt, das heißt fast ganz leer; es enthielt weiter nichts als ein kleines hölzernes Tischchen, zwei Stühle, wovon einer nur drei Füße hatte, und in einem Winkel ein Felleisen und einen großen, unbedeckten Koffer.

Auf dem Kamin, dessen jungfräulicher Schooß wohl noch von keiner Flamme berührt worden war, bemerkte man ein Stück

Spiegel, einige Schwefelhölzer, eine Wichsflasche, die zugleich auch als Kerzenstock diente, ein Fläschchen kölnisches Wasser, ein Messer und drei eiserne Gabeln, eine Waschschüssel, einen Kamm, Rosenseife und eine kleine Gipsbüste Napoleons.

Einige Schritte seitwärts vom Kamin ging eine gegossene Röhre von dem Fußboden bis zur Decke hinauf, ohne daß man eine Spur von einem Ofen gesehen hätte.

Nach dieser armseligen Schilderung glaubt ihr vielleicht, dieses Zimmer sei der Sitz der Traurigkeit, des Kummers und des Grames gewesen ... ihr irrt euch aber; nie erschallte der glänzendste Palast von so fröhlichem Gelächter und so heitern Gesprächen. In diesem Zimmer wurde von Morgens bis Abends gesungen; oft scherzte man sogar vom Abend bis zum andern Morgen. Konnte man gleich keinen Aufwand machen und den Vergnügungen leben, so war man doch munter und sorgenlos; kurz, dieses Zimmer wurde von drei Studenten bewohnt.

In diesem Augenblicke sind alle drei zu Hause; der eine sitzt an dem Tische und schreibt; es ist ein großer, junger, brauner, blasser Mann, mit einem länglichen Gesichte, hoher Stirne und hübschem Haarwuchse; in seinen regelmäßigen, schönen Zügen liegt Charakter; aber er verzieht seine Gesichtsmuskeln allzuhäufig wegen der Exaltation, die in seinem jungen Kopfe herrscht. Es ist Georg Rembrun, dreiundzwanzig Jahre alt, der Sohn unbemittelter Eltern, die ihn nach Paris geschickt haben, damit er dort die Rechtswissenschaft studire; statt dessen schreibt er aber Dramen und Vaudevilles.

Der zweite Miethsmann dieses Zimmers liegt noch auf dem großen Bette; er hat ein Buch in der Hand und scheint zu studiren. Es ist ein ziemlich hübscher Junge, obgleich seine blonden Haare etwas in's Röthliche stechen, denn seine blaßblauen Augen, seine rosigen Wangen und sein kleiner lachender Mund haben etwas Kindliches, welches auf den ersten Anblick gefällt; allein so wie

man dieses Gesicht einmal gesehen hat, sieht man es stets wieder: er hat eine unerschütterliche Physiognomie, die immer denselben Ausdruck hat, oder vielmehr eine ausdruckslose.

Dieser junge Mann heißt Timotheus Glinboré; er ist erst achtzehn Jahre alt und aus der Champagne gebürtig. Seine Eltern haben einiges Vermögen, aber sein Vater ist ein alter Landmann, der es nicht zugibt, daß sein Sohn tolle Streiche in Paris macht. Er ist der Ansicht, daß sein Timotheus mit zwölfhundert Franken jährlich leben und studiren könne, und schickt ihm alle drei Monate pflichtgemäß das Viertel seines Gehaltes. Wenn der junge Timotheus aber eine Vorausbezahlung oder einen Zuschuß verlangt, so läßt Vater Glinboré die Briefe seines Sohnes unbeantwortet.

Der junge, mit Schreiben beschäftigte Mann war sehr leicht gekleidet, obwohl man erst im Monat März war; er hatte schwarze Beinkleider und eine leinene, ziemlich abgetragene Blouse an; der, welcher auf dem Bette lag, hatte auch eine Blouse an, die bei ihm aber zugleich die Stelle des Hemdes vertrat.

Der dritte Miethsmann endlich ging im Zimmer auf und ab und stand oft stille, um sich in dem Stückchen Spiegel zu betrachten: es war ein fünfundzwanzigjähriger Mann von mittlerer Größe, weder schlank noch dick, aber es lag in seinem Gesichte ein Ausdruck von Heiterkeit und Sorglosigkeit, und all' seine Manieren zeugten von einem gewissen Selbstvertrauen, welches viele Menschen für einen Beweis des Verdienstes halten.

Er war nicht gerade ein hübscher Mann, aber auch kein häßlicher; jedenfalls sprach der frohmüthige Ausdruck seines Gesichts zu seinen Gunsten. Er war braun, hatte viel Farbe, seine kleinen Augen strahlten von Lebhaftigkeit, seine etwas allzulange Nase, sein großer Mund und seine kleinen Schöpfenzähne hätten ein hübsches Gesicht häßlich gemacht; aber diese Vereinigung war nicht unangenehm bei Constantin Fidelius Bouchenot, der im gegenwärtigen Augenblick in der Stube auf und ab ging, in einer dem

Nachtkleidchen eines Frauenzimmers ähnlichen Jacke, nankinenen Kosacken-Beinkleidern und einer schwarzen, ganz modern gemachten Weste.

Constantin Fidelius Bouchenot war ein geborener Pariser; sein Vater, ein rechtschaffener Conditor in der Lombarden-Straße, hatte seinen Sohn beim Geschäfte verwenden wollen; da er aber bald bemerkte, daß der kleine Fidelius sich hauptsächlich mit Aufräumung der Zuckerwaaren beschäftigte, so änderte er seinen Plan und beschloß, einen Advokaten aus demselben zu machen. Er hatte zugleich bemerkt, daß der Kleine eben so schwatzhaft als leckerhaft war, und diese frühzeitige Beredsamkeit schien ihm von guter Vorbedeutung; er sah in diesem Kinde eine künftige Leuchte des Advokatenstandes, und entschied sich, ihn die Rechtswissenschaft studiren zu lassen.

Obgleich der kleine Bouchenot gerne schwatzte, so verabscheute er dagegen doch das Studium und die Arbeit. Nachdem er in der Schule schlecht bestanden, bestand er in seinem Studium ebenso schlecht. Die Zeit verfloß, und der alte Conditor starb; seine Gattin war ihm schon lange in's Grab vorangegangen. Fidelius erbte einige tausend Thaler und einige hundert Schachteln mit Zuckerwerk und Bonbons. In kurzer Zeit vergeudete er seine Erbschaft, verkaufte sodann das Mobiliar und die übrige Hinterlassenschaft seiner Eltern, und als er nichts mehr hatte, legte er sich wiederum auf sein Studium. Allein Bouchenot brachte selten einen vernünftigen Vorsatz zur Ausführung; überdies hätte er zu diesem Zwecke arbeiten müssen, und dazu hatte er niemals Lust. Die Weiber, die Freuden der Tafel und das Spiel waren seine Abgötter; der Himmel hatte ihn mit jenem glücklichen Gemüthe begabt, welches nichts betrübt, nichts erschreckt, das nie für die Zukunft, nicht einmal für den künftigen Tag sorgt.

Ich muß übrigens hier die Bemerkung machen, daß man mit einem solchen glücklichen Gemüthe gar oft im Spital endet.

Um dieses Bild zu vollenden, muß ich hinzufügen, daß Bouchenot sehr dünkelhaft, oft sogar unverschämt war, und daß, obgleich er in Einem fort von den Duellen sprach, die er gehabt zu haben vorgab — die Tapferkeit doch seine schwache Seite war; seine näheren Bekannten wußten, was sie von seinen Prahlereien zu halten hatten. Einer der Gründe, wegen welcher er sein Studium vernachlässigte, sei der gewesen, daß die Studenten zu oft seinen Muth hätten auf die Probe stellen wollen.

Jetzt seid ihr mit den drei Bewohnern des so armselig möblirten Zimmers bekannt; wir wollen nun sehen, womit sie sich an einem schönen Märzmorgen in dieser kalten Stube, welche trotz dem, daß der Thermometer zwei Grad unter Null stand, nicht geheizt war, die Zeit vertrieben.

„Bist Du bald genug auf und ab gegangen, Bouchenot?“ fragt der junge, mit Schreiben beschäftigte Mann ungeduldig.

„Potz Tausend! Du freust mich, Georg; darf man sich, weil Du Dein Drama ... Dein Mimodrama ... Dein Vaudeville ... oder Gott weiß was sonst schreibst, nicht mehr rühren im Zimmer? Ich muß mir aber Bewegung machen, das ist mir gesund ... es erwärmt mich überdies, denn wir sind hier durchaus in keinem Treibhause, und der alte Dummkopf unten heizt heute seinen Ofen, dessen Röhre durch unsere Stube geht, auch nicht ... das ist recht lächerlich ... ich werde mich bei der Hausbesitzerin beklagen.“

„Wir können unsern Hausgenossen nicht zwingen zu feuern,“ entgegnet Timotheus, indem er seine alte wollene Decke über das Gesicht heraufzieht und auf beiden Seiten in die Bettstelle hineinstopft.

„Wir können nicht? Was ist das für ein Geschwätz! Hat man uns nicht, als wir dieses Zimmer mietheten, darauf aufmerksam gemacht, daß diese Ofenröhre von dem Ofen des Miethsmannes unter uns herauflaufe? Anfangs fand ich es abscheulich.

denn sie gibt in der That diesem Zimmer das Ansehen einer Portiersloge; als man mir aber sagte: „‚diese Ofenröhre macht so warm, wie wenn der Ofen bei Ihnen wäre, Sie brauchen im Winter nicht viel Holz zu verbrennen,‘“ da schien sie mir erträglicher; ich dachte mir gleich, das ist eine Zeit- und Geldersparniß, und das Sparen, wie Ihr wißt, ist meine Haupttugend.“

Georg schreibt fort und läßt es bei einem Achselzucken bewenden; der große Timotheus stößt einen tiefen Seufzer aus und hüllt sich noch etwas fester in seine Decke. Bouchenot betrachtet sich noch einmal in dem Spiegelscherben und fährt, nachdem er sich sehr befriedigt über sein Aussehen zugelächelt hat, fort: „Kurz, diese Röhre hat mich bestimmt, dieses Zimmer für Euch und mich zu miethen, denn Ihr hattet mir vollständige Vollmacht ertheilt, meine lieben Freunde, da wir von dort an übereingekommen waren, unsere Gelder zusammenzuschießen und gemeinsame Kasse zu machen.“

„Unsere Gelder? ... der Einfall ist nicht übel!“ sagt Timotheus mit einer Grimasse; „das heißt, ich gebe die Summe in die Kasse, die mir mein Vater regelmäßig zuschickt, und Ihr Eure Hoffnungen, die in Nichts zerfallen!“

„Still! schweige Timotheus, Du hast das Wort nicht; Du weißt wohl, daß man einen Advokaten nicht in seiner Rede unterbrechen darf. Ich fahre fort: Ich habe somit dieses Zimmer wegen der Röhre gemiethet, welche durch den untern Miethsmann geheizt werden soll, sonst hätte ich bestimmt für eine Stube im vierten Stockwerk in der Calander-Straße keine hundertundzwanzig Franken gegeben ... wir haben zwar allerdings auch einen Keller dabei ...“

„Der ist uns von großem Nutzen!“ ruft Timotheus aus, sich tiefer unter die Decke steckend; „wir haben zwei zersprungene Flaschen darin.“

„Geduld! er kann uns später nützlich sein! ... Wir können Wein bekommen ... wir sollten sogar welchen bekommen, wenn

Eure Eltern keine Geizhälse, keine Filze wären! Mit einem Burgunder und einem Champagner zusammen zu wohnen und Wasser trinken zu müssen . . . das würde Einem Niemand glauben! Lieber gar keine Eltern, als solche wie die Euern."

Georg kratzt sich an der Stirne und trällert:

„Pflückt die Ros' und Myrte! nimmer
Mindert dies der Felder Pracht . . . Pracht . . ."

„Um nochmals auf unsere Angelegenheit zurückzukommen," sagt Bouchenot, der das Felleisen geöffnet und zwei oder drei Badehosen und einige abscheuliche Westen ohne Knöpfe umgekehrt hat, „ich behaupte, daß, in Erwägung, daß der Nachbar kein Feuer macht, um uns eine angenehme Wärme zu verschaffen, wir berechtigt sind, eine Verminderung des Miethzinses zu verlangen . . . ja nach Umständen gar keinen zu zahlen . . ."

„Mir scheint, daß wir dieses Recht bereits in seinem ganzen Umfange ausüben," sagt Georg lächelnd; dann fängt er wieder an zu singen:

„Nimmer mindert dies der Felder Pracht."

„Ich mag mir alle Mühe geben, unsere Garderobe zu durchsuchen," sagt Bouchenot, das Felleisen durchstöbernd, „ich finde nichts als Badehosen; wir haben sogar zu viel Badehosen, das ist ein Luxus: sie versperren unnöthiger Weise den Platz . . . wir müssen sie wegschaffen! Der Teufel soll mich holen, mir schlafen vor Kälte die Fingerspitzen ein."

Damit läuft Bouchenot zur Ofenröhre, betastet sie an verschiedenen Orten und ruft aus: „Es ist bestimmt seit zwei Tagen kein Feuer mehr im Ofen gewesen! Der alte Jacquillot treibt heillig seinen Scherz mit uns . . . ich werde ihn aber sogleich zu Rede stellen."

Der junge Mann hat bereits die Thüre geöffnet; wie er aber hinaustreten will, bleibt er stehen und murmelt: „Ach, der Kuckuk! ich glaube, ich höre Frauenzimmer auf der Stiege; ich



Band XIII. Seite 13.
Herr Jacquillot, warum machen Sie denn schon seit mehreren Tagen kein Feuer mehr in Ihren Ofen.

lasse mich nicht mit dieser Jacke vor ihnen sehen ... die Herren geniren sich freilich nicht, sie ziehen Blousen an und ich muß zufrieden sein mit dem, was übrig bleibt ... ich glaube, es ist die Kleine, die seit einiger Zeit uns gegenüber wohnt; wißt Ihr, daß diese junge Nachbarin gar nicht übel ist?"

„Sie ist wirklich recht hübsch," erwidert Georg, „sie hat ein lebhaftes, pikantes Gesichtchen ...

Pflückt die Ros' und Myrte!"

„Das heißt, sie ist zum Entzücken schön, sie ist reizend! O Gott! sie ist ein kleiner Edelstein," versetzt Timotheus, sich im Bette umkehrend: „ich habe sie zwar noch nicht recht gesehen, aber eines Abends, als sie nach Hause ging, sah ich ihre Nasenspitze, und dies genügte mir; das Uebrige konnte ich mir einbilden."

„Ah! Du kannst Dir die Schönheit einer Person einbilden, wenn Du nur ihre Nasenspitze gesehen hast? Wenn alle Frauenzimmer Deiner Ansicht wären, so könnte ich meinen Eroberungen gar nicht genügen; und ich mache doch deren genug."

„Aber ich weiß nicht, was die kleine Nachbarin gegenüber hat," fährt Timotheus fort, „ich habe mehrere Male versucht, ihr auf dem Hausgange zu begegnen; zu diesem Zwecke horchte ich an der Thüre, und als ich sie die ihrige aufmachen hörte, machte ich auch schnell die meinige auf, um sie zu grüßen und mit ihr bekannt zu werden; allein es ist unmöglich. Sobald ich den Fuß hinaussetze, krach! tritt sie wieder zurück und schlägt ihre Thüre zu. Ich finde das um so sonderbarer, als das junge Mädchen ... denn ich vermuthe, daß es ein junges Mädchen ist, gar nicht so scheu aussieht."

„Ha, ha, ha! der arme Timotheus! ... ha, ha! das ist köstlich!"

„Was lächert Dich so, Bouchenot?"

„Ja, was lächert Dich so?" fragt auch Georg, sich abermals an der Stirne kratzend:

Pflückt die Ros' und die Myrthe!
sage uns doch, weßhalb Du so lachst!"

„Weil ich errathe, warum die kleine Nachbarin die Thüre so schnell zuschlägt, wenn sie bei uns aufmachen hört. Ha, ha, ha! . . . Donnerwetter, wie kalt ist es heute Morgen . . . das ist ein schändlicher Frühling, der treibt die Pflückerbsen nicht!"

„Laß hören, Bouchenot; weßhalb macht denn die Nachbarin ihre Thüre so schnell zu?"

„Ihr sollt es gleich erfahren. Vor acht Tagen war ich eines Morgens allein zu Hause, ihr waret Beide ausgegangen . . . damals konnten noch Zwei mit einander ausgehen . . . es war eine schöne Zeit . . . sic transit gloria . . ."

„Vollende doch, verfluchter Schwätzer!"

„Ich war also allein zu Hause. Da die Wäscherin noch nicht gekommen war, welche ich erwartete, um ein frisches Hemd anzuziehen, hatte ich zum Aufstehen einen unserer wollenen Teppiche um mich herumgewickelt und mit einem Taschentuche um meine Lenden gebunden. Es war mir ganz bequem so; ich mochte zwar einem Beduinen gleich sehen, aber ich dachte, im Zimmer auf- und abgehend, bei mir: man hat das Recht, sich daheim anzuziehen, wie man will, selbst wie ein Beduine. Ich muß Euch noch bemerken, daß Nachbar Jacquillot an jenem Tage seinen Ofen vorzüglich geheizt hatte; man erfreute sich einer afrikanischen Temperatur hier, es war herrlich; kurz, während ich mich damit beschäftigte, mit einem Stückchen gebrannten Kork unsere künstlichen Vorhänge neu herzustellen, weil nicht einmal die Katzen sehen sollen, was bei uns vorgeht, klopft man an unsere Thüre. Ich verhalte mich ganz still, mit dem Entschlusse, nicht zu antworten, da ich befürchtete, es möchte der Schuster, der Schneider, der Speisewirth, der Garkoch oder irgend Jemand von den Leuten sein, die ich anbete, wenn sie Etwas bringen, aber verabscheue, wenn sie, wie gegenwärtig nur kommen, um Geld von uns zu

fordern. Ich verhielt mich also ganz still in meiner Decke, als man wiederholt anklopfte und eine weibliche Stimme hereinrief: „‚Herr Nachbar, können Sie mir vielleicht ein Bischen Feuer geben? Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen.'“ Feuer von uns zu verlangen, ist das nicht aufgelegter Spott? da es aber ein Frauenzimmer war, nahm ich die Sache nicht von der schlimmen Seite und beeilte mich, ihr die Thüre zu öffnen.“

„Und es war die liebliche Nachbarin?“ unterbrach ihn Timotheus.

„Ja wohl! ein nettes junges Weibchen ... sehr anständig, aber auch sehr einfach gekleidet, auf keinen Fall eine Gräfin. Sie hatte um den Kopf ein kleines rothes äußerst kokett gebundenes Foulard. Sie schien im ersten Augenblicke etwas überrascht über mein Kostüm, hielt aber dann ohne Zweifel den Teppich für einen Schlafrock. „Spazieren Sie gefälligst herein,“ sagte ich; „sie that es, mit einer Kohlenschaufel in der Hand.“

„Mit einer Kohlenschaufel? Ach welch' liebliche Erscheinung!“ ruft Timotheus, im Bette zappelnd, aus.

„Natürlich brachte sie eine Kohlenschaufel mit, da sie Feuer von mir verlangte. Bei ihrem Eintritt warf sie einen Blick im Zimmer umher. Ich weiß nicht, ob die edle Einfachheit unseres Mobiliars Eindruck auf sie machte; ich bemerkte nur, daß sie sich in die Lippen biß und den Mund verzog. Als ihr Auge auf den Kamin fiel, rief sie aus: „‚Mir scheint, daß Sie kein Feuer haben!'“ — „‚Im Augenblicke nicht,'“ entgegnete ich, „‚es ist eben ausgegangen, aber ich kann Ihnen verschaffen ... ich will Ihnen ein Licht anzünden, wenn Sie mir ein Feuerzeug und Zündhölzer geben.'“ — „‚Wenn ich ein Feuerzeug hätte, würde ich Sie nicht gestört haben, aber ich bin erst eingezogen und habe noch nicht alle meine Sachen da.'“ Ich hatte Lust, ihr zu entgegnen: Brauchen Sie einen Möbelwagen, um Ihr Feuerzeug hierher zu schaffen? allein das wäre zu grob gewesen; die Kleine war hübsch und ich wollte mich ge-

fällig gegen sie zeigen. „‚Warten Sie,‘“ sagte ich, „‚wir wollen schon Feuer bekommen.‘“ Ich besinne mich nicht lange, eile ohne Weiteres an unsere Röhre, die glühend heiß war, bohre mit einer Messerspitze an einer schwachen Stelle ein Loch in dieselbe und stecke ein Papier hinein.“

„Ein sauberes Auskunftsmittel! . . . d'rum raucht es seither immer in der Stube.“

„Du weißt nicht, was Du schwatzest, Timotheus, denn ich habe das Loch mit einem Tellerscherben wieder zugestopft. Nun rauchte zwar das Papier in einem fort, gab aber keine Flamme; ich bemühte mich vergebens um die Röhre herum. Mit einem Male jedoch, ich weiß nicht, wie es geschah, löst sich das Taschentuch, welches meinen Teppich zusammenhielt, auf und fällt herunter, meine Bedeckung ebenfalls, und ich stehe in paradiesischer Einfachheit, wie Adam vor dem ersten Sündenfall, vor der Nachbarin.“

„Wie entsetzlich!“ schreit Timotheus.

„Willst Du das Maul halten, Dummkopf! es war gar nicht entsetzlich. Die junge Nachbarin stieß einen Schrei aus oder schlug vielmehr, wie es mir vorkam, ein gellendes Gelächter auf, indem sie ausrief: „‚Ach, das ist doch zu arg!‘“ Damit entfloh sie, ohne mir weiter Gehör zu geben . . . Und doch hatte ich in meiner Bestürzung schnell ein Camisol angezogen und nach meinen Hosenträgern gegriffen, denn ich war ganz außer mir. Das ist meine Geschichte mit der kleinen Nachbarin, und da sie vielleicht glaubt, wir seien daheim immer bekleidet wie die Statuen in den Tuilerien, macht sie stets ihre Thüre zu, wenn sie die unserige aufgehen hört.“

„So geht es! . . . und die Guten müssen für die Bösen leiden,“ erwidert Timotheus.

„Herr Timotheus Glindoré, ich bitte Sie, sparen Sie Ihre Anspielungen! . . . Ha, ha, ha! tröste Dich, mein armer Timo-

thens; das junge Mädchen gegenüber sieht mir eben nicht aus wie eine Lukretia, und ich wette, daß sie in ihrer Stube zum Tollwerden gelacht hat über meinen Unfall . . . Potz, ich glaube, ich höre den Nachbar Jacquillot auf der Treppe husten."

Bouchenot macht die Thüre auf, eilt auf die Flur hinaus, beugt sich über das Treppengeländer und ruft hinab: „Herr Jacquillot, warum machen Sie denn schon seit mehreren Tagen kein Feuer mehr in Ihren Ofen?"

Ein alter Mann, dessen Haupt mit einer ehrwürdigen kattunenen Mütze bedeckt war und der auf der Treppe stand, um hinunter zu gehen, sein Brödchen und sein Loth Kaffee zu holen, hebt den Kopf in die Höhe und betrachtet Bouchenot mit erstaunter Miene.

„Sie meine ich, verehrter Herr Jacquillot," fährt der Student freundlich fort; „warum machen Sie kein Feuer mehr in Ihren Ofen?"

„Weil mein Ofen seit einigen Tagen rauchte und mir dieses unangenehm war."

„Er rauchte? das ist recht ärgerlich; aber Rauch ist noch besser als Feuchtigkeit. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Jacquillot, die Kälte ist Ihnen nachtheilig. Meine Freunde und ich haben die Bemerkung gemacht, daß Sie weit mehr husten, seit Sie nicht mehr heizen."

„Sie sind sehr gütig, mein Herr, ich bin aber deßhalb doch nicht ohne Feuer; ich heize mein Nebengemach und halte mich in diesem auf."

„So, so, das ist sehr angenehm für uns!" schreit Bouchenot in verändertem Tone; „so, Sie heizen ein anderes Zimmer . . . in Ihrem Ofen müssen Sie Feuer machen, verstehen Sie mich, in Ihrem Ofen und nirgends sonst."

„Was soll das heißen?" entgegnet der Alte, ärgerlich hinaufblickend; „bin ich nicht mehr mein eigener Herr?"

„Nein, mein guter Mann, in Bezug auf das Feuermachen sind Sie nicht Herr; Sie müssen es in Ihren Ofen machen, damit wir auch warm bekommen; das ist eine Uebereinkunft mit der Hausbesitzerin; und wenn Sie sonstwo heizen, so sage ich es Ihnen zum Voraus, machen wir über Ihnen einen solchen Lärm, daß Sie die ganze Nacht kein Auge zuthun können; außerdem beschmutzen wir Ihren Strohboden und verstopfen Ihnen das Schlüsselloch, nicht mit den angenehmsten Gegenständen."

„Ich werde Sie bei dem Commissär verklagen, mein Herr."

„Der Commissär kann Sie nicht in Schlaf wiegen, wenn wir oben Lärm machen ... heizen Sie Ihren Ofen."

„Ich werde mich bei der Hausbesitzerin beklagen."

„Machen Sie Feuer in Ihren Ofen."

„Ich werde auf der Mairie, im ganzen Quartier klagen."

„Das ist uns gleichgültig! ... Machen Sie Feuer in Ihren Ofen."

„Sie sind Revolutionäre, meine Herren."

„Machen Sie Feuer."

„Jakobiner ... Clubisten ..."

„Ha, ha, ha! heizen Sie doch Ihren Ofen, Papa Jacquillot."

„Man wird sein Augenmerk auf Sie richten, meine Herren, und bei dem ersten Aufruhr ..."

„Ha, ha, ha! machen Sie nur Feuer in Ihren Ofen."

Der alte Nachbar geht, vor Zorn bebend, die Stiege hinab, und Buchenot kehrt, über die Wuth des Vaters Jacquillot lachend, zu seinen beiden Freunden zurück.

„Ich glaube nicht, daß Du es recht angegriffen hast, uns Wärme hier zu verschaffen," sagt Georg, in seinem Manuscripte blätternd.

„Der fängt doch mit Jedermann Skandal an," versetzt Timotheus; „auch ist er daran Schuld, daß uns die Obsthändlerin unten nichts mehr borgen will."

„Weil ich es nicht dulde, daß man es an Achtung gegen mich fehlen läßt; potz Teufel, wenn es Einer wagt, mich schief anzusehen . . . eins, zwei . . . dann bin ich bald fertig mit ihm."

„Geh', Bouchenot, laß uns in Ruhe mit Deinem eins, zwei! Uns brauchst Du Deine Tapferkeit nicht anzupreisen."

„Gut, ganz recht; man soll sich nicht an mir reiben. Kurz, ich wiederhole noch einmal, man muß seinen Rang behaupten, meine Herren."

„Es ist erstaunlich! . . . sein Rang! . . . und er gibt uns eine rothe Rübe ohne Brod zum Frühstück," sagt Timotheus.

„Ist es meine Schuld, daß wir nicht einen Heller besitzen?"

„Ja! es ist Deine Schuld. So oft wir einiges Geld haben, verschwendest Du es. Vorgestern noch hatten wir ein Hundertsous-Stück, da gehst Du aus und bringst ein Fläschchen kölnisches Wasser heim, als ob ein Stück Käse nicht besser für uns gewesen wäre."

„Lieber Freund Timotheus, Sie schweifen von der Sache ab; muß man nicht auch ein wenig an seine Toilette, an seinen Putz denken?"

„Wir haben einen prächtigen Putz, besonders jetzt, wo wir zu Drei nur einen Rock haben! . . . O Gott! wenn das mein Vater wüßte!"

„Das schadet nichts; der, welcher ausgeht, ist noch ziemlich hübsch angezogen . . . man kann nicht mehr als einen Rock auf einmal anziehen, und wenn man Einem von uns auf der Straße begegnet, so weiß man nicht, daß die Andern aus Mangel an Bedeckung daheim bleiben."

„Pflückt die Ros' und Myrte! und Myrte! . . ."

„Ach! Georg, pflücke doch um Gotteswillen endlich Deine Myrte und Deine Rose; seit einer Stunde muß man immer dieselbe Strophe hören, das wird wahrhaftig peinlich . . . Diesen

Morgen scheint einmal Deine poetische Ader nicht in Fluß kommen zu wollen."

„Jetzt hab' ich's, jetzt hab' ich's!" ruft Georg mit freudiger Miene: „hört: ein Troubadour richtet folgende Worte an zwei Neuvermählte:

„Pflücket die Ros' und die Myrte! nimmer
Mindert dies der Felder Pracht;
Frohsinn ist die einz'ge Sache,
Die, getheilt, uns doppelt lacht.

Ha! was sagt Ihr dazu? ist das nicht eine hübsche Stanze?"

„Eine Pastete wäre mir lieber!" erwiderte Timotheus seufzend.

„Ja, es ist lieblich und frisch," versetzte Bouchenot.

„Entzückend, hättest Du sagen sollen ... Frohsinn ist die einz'ge Sache, die, getheilt, uns doppelt lacht! begreift Ihr die ganze Tiefe dieses Gedankens?"

„Ich meine übrigens, ich hätte das schon in fünf bis sechs Vaudevilles und eben so viel Opern gehört."

„Warum nicht gar, Du träumst! ... der Gedanke ist von mir; ... er ist herrlich!"

„Ich will es gerne zugeben; wenn Du ihn nur für zehn Thaler verkaufen könntest, dann könnten wir eine hübsche Mahlzeit halten ..."

„Für fünfundvierzig Sous kölnisches Wasser zu kaufen, wenn man sich in einer Lage befindet, wie wir!" fährt Timotheus nach einer Weile fort.

„Timotheus, Du betrübst mich! Du vergißest den guten Rath Deines Freundes Bouchenot zu schnell. Was habe ich Dir schon hundertmal gesagt? Man muß im Leben stets zu gefallen suchen. Durch die Weiber gelangt man zu Allem ... Was Teufel! mein Lieber, mit einem Stück Käse kann ich mich nicht parfümiren. Ich habe vorläufig kölnisches Wasser gekauft, bis ich mir etwas Feineres

anschaffen kann; sobald wir Geld erhalten, kaufe ich mir Patchouli, das ist zwar theurer, aber es ist jetzt weit fashionabler."

„Gut! Patchouli! ... dazu verwendet man das Geld meines Vaters? Wenn ich meine vierteljährige Einnahme erhalte, ist in vierzehn Tagen kein Sou mehr davon da ... wir sind genöthigt, unsere Möbeln und Effekten zu verkaufen! ... Georg schreibt Stücke, die man nicht aufführt ... Du sprichst nur von Geschäften und ausgezeichneten Eroberungen, die Du machst, inzwischen aber befinden wir uns in einer vortrefflichen Lage ... keine Möbeln mehr in der Stube ... und ein Lager ... ach! ein Lager!"

„Ist Dir Dein Bett vielleicht nicht hoch genug?"

„O freilich ist es hoch genug ... alle Abende, wenn Du heimkommst, bringst Du Stroh mit, welches Du bei dem Viktualienhändler gegenüber auflieseſt, und steckst es in meinen Strohsack hinein ... das macht aber das Bett nicht besser ... die Matratze ist so hart und so dünn ... das ist jedoch kein Wunder, denn Du hast zwei aus einer gemacht!"

„Ich mußte doch auch eine zu meinem Gurtenbett haben, da ich die meinige verkauft hatte, um Euch zu ernähren!"

„Sage doch lieber, um Dich zu belustigen! ... Ach! man ist wie gerädert auf diesem Schragen."

„Mein lieber Timotheus, ein weiches Bett ist der Gesundheit schädlich."

„Und die Leintücher sind auch schädlich?"

„Hat man Leintücher, wenn man auf dem Feldbett oder auf der Pritsche schläft, Dummkopf?"

„Wir haben nur noch zwei Stühle, wovon der eine hinkt."

„Das ist sehr angenehm, um sich darauf zu schaukeln; überdies können wir uns der Betten statt eines Divans bedienen."

„Keinen Sekretär, keine Commode mehr!"

„Dieses Felleisen und dieser Koffer ersetzen dieselben; sie sind mehr als genügend, da wir nichts mehr aufzubewahren haben."

„Keinen Nachttisch mehr!“

„Die Lacedämonier kannten dieses Möbel gar nicht.“

„Keine Waschgeschirre mehr!“

„Pfui! das ist ein unschickliches Zeug.“

„Bald keine Kleider mehr zu unserer Bedeckung!“

„Eine edle Einfachheit steht der Tugend an.“

„Wenn die Tugend einhergeht wie ein Bäckerknecht, läuft sie sehr leicht Gefahr, auf der Präfektur über Nacht bleiben zu müssen! Letzthin hast Du meinen Rock verpfändet, damit wir ein Mittagessen bezahlen konnten.“

„Ein Rock ist ein von der Natur verliehener Freund.“

„Dann kam die Reihe an Georgs Rock!“

„Du hattest damals so Hunger, Du hättest eine ganze Garderobe verzehrt.“

„Jetzt haben wir nur noch Deinen Rock; den wir abwechslungsweise anziehen ... mir steht er überdies sehr schlecht, da ich dritthalb Zoll größer bin als Du!“

„Ich versichere Dich, er kleidet Dich vortrefflich; man trägt sie jetzt kurz.“

„Das ist einerlei! Ich wiederhole, unsere Lage ist erbärmlich! ... Studire die Rechtswissenschaft ohne Rock! ... geh' in die Collegien! ... Ach! wenn mich mein Vater so sehen würde!“

„Timotheus, Ihre Jeremiaden fangen an, mir langweilig zu werden,“ sagt Bouchenot mit empfindlicher Miene; „wenn Sie kein Gefühl für die armselige Lage Ihrer Freunde haben, so trennen Sie sich von uns, es steht bei Ihnen; nehmen Sie den Theil, der Ihnen gehört, mit; Sie dürfen sogar wählen, was Sie wollen ... aber machen Sie uns mit Ihrem ewigen Gejammer das Herz nicht schwer.“

„So geht es ... man schickt mich fort ... jagt mich hinaus ... und ich habe keinen Sou mehr von meinem vierteljährigen Gehalte, den man mir vor vierzehn Tagen zugeschickt hat ...“

„Dann schweig, verfluchter Brummbär. Können wir uns denn überhaupt trennen ... Einer ohne den Andern leben? ! ... Nein, wir sind Orestes und Pylades, Castor und Pollux, Aymons Söhne! ... wir wollen stets vereinigt bleiben. Was fehlt uns übrigens auch zu unserem Glücke ... erinnere Dich an Berangers Lied:

„O wie froh mit zwanzig Jahren
„Lebt man im Dachkämmerlein."

„Ach, ich wette, Beranger war in keinem Dachkämmerlein, als er dieses Lied dichtete! Indeß beklage ich mich noch nicht einmal über das Logis! ... wenn wir nur Etwas zur Erfrischung hätten, würde ich nichts sagen ... aber eine Rübe zu Nacht essen, eine Rübe frühstücken ist doch allzu frugal."

„Ich versichere Dich, Timotheus, daß das gut für die Brust ist; man gibt den Kühen nichts Anderes, wenn man gute Milch haben will."

„Ich bin keine Kuh ... ich will Etwas frühstücken ... da Du so erfinderisch bist, so schaffe uns ein Frühstück an. Was Georg anbetrifft, so scheint dieser, wenn er ein Stück schreibt, keinen Hunger mehr zu haben ..."

„Warum schreibst Du nicht auch eines, Timotheus? ... Apollo ist nicht undankbar, er nährt seine Söhne! Doch Du willst frühstücken und ich wäre in der That auch nicht abgeneigt, Etwas zu mir zu nehmen ... Wir wollen einmal sehen, was sich im Büffet befindet."

Das Büffet war der alte Koffer. Bouchenot kniet vor demselben nieder und ruft nach einer Weile aus: „Was schreist Du über Hunger, Timotheus? Wir haben ja noch Lebensmittel im Hause."

„Ach! wirklich?"

„Ich finde unten in dem Koffer ein Dutzend Kartoffeln ..."

„Gesottene?"

„Ach nein ... sie sind roh ... ich glaube sogar, daß sie schon

lange da drinnen sind, denn sie schießen schon; das schadet aber nichts, sie sind immer noch ein Hülfsmittel im Elend. Wenn der Ofen des Miethsmannes unten geheizt wäre, könnten wir unsere Kartoffeln an die Röhre halten und sieden. Der Schurke von Jacquillot! er schneidet uns sogar die Lebensmittel ab!"

„Rohe Kartoffeln!" brummte Timotheus. „Wir leben am Ende noch wie die Wilden hier ... und gerolltes Papier statt des Kopfkissens ... wie sanft ruht sich's darauf! ... Ach! wenn Heinrich Jumière in Paris wäre, der würde uns zu essen geben ... er ist ein so guter, gefälliger Junge!"

„Ja, gewiß ist er gefällig ... er hat es uns bewiesen ... er hat uns schon zweimal Geld geliehen."

„Welches wir ihm sogar nie zurückgeben werden."

„Parbleu! wenn wir es ihm zurückgäben, wo bliebe dann sein Verdienst, es uns geliehen zu haben? Aber er ist gegenwärtig nicht hier ... das ist sehr ärgerlich! Welcher Einfall, bei solchem Wetter zu reisen, wenn man es daheim so gut haben kann."

„Weißt Du denn nicht, daß Heinrich sich dem Handelsstand gewidmet hat? Er reist gegenwärtig für ein Handlungshaus."

„Er hat also auf die Gelehrten- und Schriftsteller-Laufbahn Verzicht geleistet?" fragt Georg.

„Ja, vollständig."

„O! das ist sonderbar ... aus welchem Grunde denn?"

„Die Liebe hat ihn, wie es scheint, dazu veranlaßt ... Heinrich ist in ein junges Mädchen, welches reiche Eltern hat, verliebt, und zwar sehr verliebt; es sind ehemalige Handelsleute ... sie würden nie einen armen Poeten als Eidam anerkennen."

„Besonders keinen armseligen."

„Ach! Georg, was Du da sagst, ist recht abscheulich!"

„Ich bin überzeugt, daß Heinrich den Musen nicht entsagt hätte, wenn er wie ich einen wahrhaften Beruf dazu empfunden hätte."

„Es handelt sich nicht von den Musen; ich will frühstücken!" schreit Timotheus, einen Satz in seinem Bette machend.

„Still, still, meine Herren! Unser Wunsch geht in Erfüllung!" sagt Bouchenot, zum Fenster hinaushorchend.

„Kommt ein Bäcker oder ein Conditor?"

„Nein! ein Kleiderhändler geht unten vorbei ... Er allein ist im Stande, uns diesen Morgen ein Frühstück zu verschaffen."

„Was Teufels willst Du aber verkaufen, wir haben ja nichts mehr."

„Laßt mich nur machen; man hat immer etwas Ueberflüssiges ... seid ganz ohne Sorgen." Damit ruft Bouchenot den Kleiderhändler herauf, beeilt sich dann, die beiden papiernen Kopfkissen zuzudecken, und ersucht Timotheus, sich ruhig im Bett zu verhalten, damit man den Strohsack nicht krachen höre.

Der Kleiderhändler kommt die Treppe herauf. Bouchenot öffnet die Thüre, geht dann wieder in's Zimmer zurück und fängt an zu singen:

„Wer gefallen kann und lieben,
Braucht der andre Güter noch!
„Tra la la ... tra la la. . la la, ..."

„Hat man mich hier heraufgerufen?" fragt der Handelsmann, den Kopf in die Stube hereinstreckend.

„Ja, wackerer Handelsmann, treten Sie nur ein. Ach! seien Sie so gut und putzen Sie draußen Ihre Stiefeln vorher ab ... es ist so kothig auf der Straße ... man beschmutzt das Zimmer."

„Es ist ja kein Strohboden vor Ihrer Thüre," entgegnete der Kleiderhändler; „wo soll man denn die Füße abputzen?"

„Es ist kein Strohboden da!" ruft Bouchenot, indem er eine erstaunte Miene annimmt und eilends zur Thüre läuft. „Es ist bei Gott wahr; er ist nicht mehr da. Man hat ihn uns gestohlen! Man stiehlt Alles in diesem Hause! das ist abscheulich! ... und Sie wollen neue Möbeln anschaffen, meine Herren? ... Nein,

ich gebe es nicht zu . . . man würde sie uns auch stehlen . . . wir kaufen nicht das Mindeste mehr, so lange wir noch hier wohnen!"

Der Handelsmann ist indessen eingetreten, er schaut, ohne den Pack alter Kleider abzulegen, die er unter dem Arme hat, im Zimmer umher.

„Wo sind denn die Gegenstände, die Sie veräußern wollen?" wendete er sich an Bouchenot.

„Warten Sie, mein Freund, Sie sollen sie gleich sehen ..."

Mit diesen Worten kniet Bouchenot in der Art vor dem Felleisen nieder, daß der Kleiderhändler nicht hineinsehen kann. Nachdem er sich gestellt, als ob er lange darin suche und in Einem fort dieselben Sachen durcheinander geworfen hat, zieht er vier Paar Badehosen hervor und zeigt sie dem Tröbler mit vergnügter Miene.

„Hier, mein Freund, betrachten Sie dieses einmal!"

Der Kleiderhändler nimmt die Unterhosen, wirft kaum einen Blick darauf und läßt sie mit den Worten aus den Händen fallen: „Ich will hoffen, daß Sie mich nicht deßwegen hier herauf genöthigt haben?"

„Nicht deßwegen! . . . nicht deßwegen! . . . Vor allen Dingen mein Freund, bin ich erstaunt über die verächtliche Miene, womit Sie diese Unterhosen betrachten, während die Nützlichkeit dieses Kleidungsstückes doch allgemein anerkannt ist! . . . Gehen Sie doch einmal in die Schwimmschule, dann werden Sie sehen, wie viel man dort braucht!"

„Es wird aber vor den nächsten vier Monaten kein Mensch schwimmen; was soll ich bis dorthin mit Ihren Badehosen machen?"

„Was Sie wollen! es sind ja leinene, es kommen keine Motten darein."

„Wenn Sie mir sonst nichts zu zeigen haben . . ."

„Warten Sie, warten Sie . . . O! wir sind noch nicht fertig."

Bouchenot läuft im Zimmer herum, blickt in alle Winkel

und sagt, an dem großen Bette vorübergehend, zu Timotheus: „Ha, Faullenzer! Du läßest es Dir heute Morgen wohl sein! . . . Dir gefällt es auf Deinem weichen Lager! . . . O, o! Du Sybarit!“

Timotheus gibt keine Antwort, er hat sich gegen die Straße hingekehrt und rührt sich nicht, damit sein papiernes Kopfkissen nicht rauschen soll. Nachdem Bouchenot fünf bis sechs Mal im Zimmer auf- und abgegangen ist, wo er nichts findet, als ein Paar alte Schlappschuhe, nähert er sich dem Kleiderhändler mit denselben, und dieser ruft auf den ersten Anblick aus: „Die sind keine zwei Sous werth!“

„Der Henker! Sie sind zähe, mein Freund . . . Ach! wenn Sie eine Truhe kaufen wollen . . . Sie wissen, sie sind jetzt wieder sehr in der Mode!“

„Was ist das, eine Truhe? . . . eine alte Unterhose?“

„Nein, ein alterthümlicher Koffer . . . Sehen Sie, dort steht ein prächtiger, den wir Ihnen billig überließen, weil er hier zu viel Platz einnimmt und uns genirt.“

„Meine Herren, ich kaufe keine Koffer . . . der ist höchstens zum Verbrennen gut. Wenn Sie nichts Anderes haben . . .“

„Warten Sie . . . Potz Teufel! warum pressiren Sie auch so entsetzlich!“

Bouchenot rennt wieder im Zimmer herum; plötzlich, nachdem er einen Blick unter das große Bett geworfen hat, nähert er sich demselben ganz leise und nimmt ein Paar Stiefel weg, die unter demselben stehen. Sie waren fast noch neu und gehörten Timotheus. „Meiner Treu',“ denkt er, „es thut mir leid, da sie aber Niemand als er anziehen kann, müssen wir ein Frühstück dafür haben . . . ich kann ihm ja, wenn er ausgehen will, die meinigen leihen.“

Dann wendet sich Bouchenot gegen den Kleiderhändler und zeigt ihm schweigend die Stiefel.

„Ah! da ist doch wenigstens etwas zum Ansehen,“ sagt der Handelsmann, „die kann man noch gebrauchen“

„Ich will es wohl meinen, Sie sind keine zwölf Mal am Fuß gewesen,“ erwidert Bouchenot halblaut.

„Schade, daß sie etwas zu klein sind.“

„Was fällt Ihnen ein . . . die sind schon für einen rechten Fuß . . . sprechen Sie aber nicht so laut . . . sie gehören meinem Freunde, der dort schläft! . . . Er würde sie nicht verkaufen, da ihm jedoch der Arzt befohlen hat, nur Schuhe zu tragen, nehme ich es auf mich, es geschieht zu seinem eigenen Wohle.“

„Nun, was verlangen Sie dafür?“

„Für all' diese Gegenstände mit einander?“

„All' diese Gegenstände! Ich meine, es seien nur zweierlei: fünf Paar Hosen und ein Paar Stiefel.“

„Still! nicht so laut . . . und diese Pantoffeln bringen Sie gar nicht in Anschlag?“

„Die alten Schlurren da? die taugen nichts mehr.“

„Ah! sehen Sie, da ist auch eine Weste, die ich beifügen kann,“ rief Bouchenot, an das Felleisen eilend, aus, „eine ächte Caschemir-Weste . . . sie hat zwar keine Knöpfe mehr, man kann aber nach Auswahl welche daran setzen.“

„O! Ihre Weste ist ein Fetzen . . . sagen Sie, was verlangen Sie für die ganze Geschichte?“

„Nun, mein Freund, fünfzehn Franken, meine ich, sei eine bescheidene Forderung.“

„Fünfzehn Franken!“ ruft der Handelsmann aus, indem er die Unterhosen fallen läßt, die er wieder zur Hand genommen hatte. „Sie scherzen ohne Zweifel! mit hundert Sous ist Alles weiß Gott gut bezahlt.“

„Hundert Sous? Ach, das ist wirklich lächerlich . . . nicht wahr, mein Tapferer . . . denn ich bin überzeugt, daß Sie ein Tapferer sind. Sie haben gedient?“

„Ja, mein Herr.“

„O! ich hätte darauf gewettet . . . man merkt so etwas schon an der Haltung . . . am Schritt . . .“

„Ich habe in einem Gasthofe gedient . . . ich war sechs Jahre lang Kutscher.“

„Ach! so habe ich es nicht gemeint. Doch gleichviel, ich will Sie keine Stunde hinhalten: geben Sie mir zehn Franken, dann sind wir im Reinen.“

„Die Sachen sind es nicht werth . . . Ihre Unterhosen sehen sehr abgetragen aus . . .“

„Durchaus nicht! sie scheinen es nur, weil so feine Leinwand dabei ist; betrachten Sie dieselben einmal genau.“

„Erlauben Sie mir, mich zu setzen?“

„Natürlich, machen Sie sich's bequem.“

Der Kleiderhändler nähert sich, nachdem er die Unterhosen wieder aufgehoben hat, dem einzigen Stuhle, den er bemerkt, und läßt sich darauf nieder, zum Unglück war es aber gerade der, der nur noch drei Füße hatte, und wenn man nicht gewöhnt war, sich desselben zu bedienen, mußte man nothwendig umfallen; dies geschah auch dem Tröbler, der mit all' seinen alten Kleidern auf den Boden purzelte.“

„Ach, mein Gott! . . . ach, gerechter Himmel!“ schreit Bouchenot, dem Handelsmann zu Hülfe eilend, „das ist gerade der Stuhl, den uns der Sattler da gelassen hat, bis unser Dutzend fertig ist! . . . Es scheint, daß der eine Fuß zu schwach ist . . .“

„Das heißt, daß er einen Fuß zu wenig hat . . . es macht aber nichts, ich habe mir keinen Schaden gethan.“

„Wollen Sie vielleicht Etwas zu sich nehmen, um sich zu erholen?“

„Ich danke, mein Herr.“

„Ohne Umstände ... ein Glas Wein oder einen Kelch Schnaps...“

„Haben wir welchen?“ schreit Timotheus, den Kopf ein wenig

auf seinem Kissen erhebend; aber Bouchenot schleudert ihm wüthende Blicke zu und flüstert dem Handelsmann leise in's Ohr: „Achten Sie nicht darauf . . . mein Freund ist somnambül. Nun, machen Sie ein Ende . . . zehn Franken also . . .“

„Sechs Franken, sage ich Ihnen.“

„So fügen Sie wenigstens noch zwanzig Sous bei für unsere Haushälterin.“

„Die Geschichten sind es wahrhaftig nicht werth.“

„Doch, doch, es ist abgemacht; nehmen Sie und beeilen Sie sich, wir Drei haben diesen Morgen alle Hände voll mit den Wahlen zu thun.“

Der Kleiderhändler nimmt die Unterhosen und die Stiefel, sogar die Weste und die alten Pantoffeln, die er für gänzlich werthlos erklärt hatte; dann zieht er einen großen ledernen Beutel aus der Tasche, nimmt langsam sieben Franken heraus und gibt sie Bouchenot. Diesem geht bei Empfang des Geldes das Herz auf, und sobald er es in den Händen hat, macht er hinter dem Handelsmann rasch die Thüre zu.

„Triumph! keine Sorgen, keine Unruhe mehr, wir sind bei Kasse!“ schreit er, im Zimmer herumhüpfend und jubelnd.

Georg, der an seinem Stücke fortgearbeitet und so lange der Handel gedauert, nicht einmal den Kopf in die Höhe gehoben hatte, legt jetzt die Feder hin und sagt: „Wie! Du hast wirklich etwas verkauft, Bouchenot?“

„Wie viel hast Du?“ fragt Timotheus, sich im Bette aufrichtend.

„Ein für unsere Verhältnisse recht artiges Sümmchen: sieben Franken, meine Herren, wie Sie hier sehen!“

„Sieben Franken!“ wiederholten beide Studenten mit vergnügter Miene.

„Was hast Du denn dafür verkauft?“ fragt Georg weiter.

„Ei mein Gott! unsere Badehosen . . . ein Paar alte Pan-

toffeln und eine Weste von mir, meine alte Caschemir-Weste ... wovon, ich wette darauf, manches Frauenzimmer ein Stückchen zu besitzen wünschte."

„Meiner Treu'! das ist ein herrlicher Handel," sagt Timotheus; „da wir frühstücken werden, will ich aufstehen."

„Bleibe doch noch im Bette!" schreit Bouchenot, der fürchtet, sein Kamerad möchte es bemerken, daß er keine Stiefel mehr habe; „es ist kalt ... Du kannst im Bett frühstücken; ich will Euch das Nöthige schicken ... bleib' nur wo Du bist, Timotheus."

Mit diesen Worten hat Bouchenot schnell seine Nankinbeinkleider abgezogen, ein Paar schwarze tuchene, die an einem Seil hingen, angezogen und macht nun eilends seine Toilette.

„Du ziehst meine schwarzen Beinkleider an?" fragt Timotheus.

„Ja, aber ich lasse Dir die meinigen dafür da; überdies ist heute das Ausgehen an mir. Geschwind die schwarze Cravatte her ... O köstliche Mode! du Vorsehung der jungen Leute ... die Weste bis an den Kragen zugeknöpft ... so ist es recht ... man braucht keine Wäsche zu sehen ... das ist eine ausgezeichnete Mode, die wir lange beibehalten wollen ... Ei! meine Haare ... es ist doch schändlich, nie ist Pommade da ... ich muß mir ein Töpfchen kaufen."

„Unterstehe Dich nicht!" ruft Timotheus aus, „oder Du mußt sie fressen."

„Einerlei, dann thue ich kölnisches Wasser auf meine Haare ... Jetzt den Rock ..."

„Wie? den Rock! ... was willst Du mit dem Rock thun?" schreit Georg, von der Arbeit aufstehend.

„Parbleu! ich will ihn anziehen, weil ich ausgehe."

„Ach! Bouchenot, das kann nicht sein, ich muß in's Theater gehen, mein Freund, ich muß mit dem Direktor sprechen und ihm sagen, daß ich die verlangten Abänderungen in meinem Stück gemacht habe ... das ist von großer Wichtigkeit!"

„Es thut mir sehr leid, mein lieber Georg, aber ich muß fort, ich habe heute an drei Orten in Geschäften zu erscheinen und fünf verliebte Zusammenkünfte; ich kann unmöglich wegbleiben Du kannst morgen zu Deinem Schauspieldirektor gehen.“

„Nein, nein, morgen ist die Reihe des Rockes an mir,“ unterbricht ihn Timotheus; „Georg ist gestern ausgegangen, ich will morgen in's Collegium.“

„Bouchenot'chen, laß mich heute ausgehen,“ wendet sich der junge Schriftsteller an seinen Freund, der einen noch ziemlich guten schwarzen Rock aus dem Koffer genommen hat; „Du kannst morgen zu Deinen Rendezvous gehen ... Deine Eroberungen können warten ... Geschäfte hast Du keine, das ist ein Scherz. Bedenke dagegen, daß mein Stück große Eile hat, unsere Zukunft beruht darauf, es ist unser Rettungsanker ... es wird Glück machen und dann sind wir geborgen!“

„Das ist Alles leicht möglich, aber ich will mich nicht umsonst angezogen haben ... man erwartet mich ... auch muß ich frische Luft schöpfen ... ich werde ganz gelb und welk daheim ... ich will meine Frische nicht verlieren. Laß mich den Rock anziehen.“

„Nein ... ich will ihn anziehen ... ich muß ausgehen.“

„Nein, ich ziehe ihn an.“

„Bouchenot, laß den Rock los.“

„Laß Du ihn selbst los.“

„Ach! jetzt werden sie ihn, weiß Gott, zerreißen, dann haben wir gar keinen mehr!“ schreit Timotheus, aus dem Bette springend und sich zwischen seine beiden Kameraden stellend, die rechts und links an dem Rocke zerren.

Georg gibt endlich nach mit den Worten: „Bouchenot, Du hast sehr Unrecht; nun gehe in Gottes Namen. Ich will inzwischen eine Scene umarbeiten.“

„Arbeite immer um ... Du weißt, was der Herr sagt: „„und

müßtest Du hundertmal Dein Werk von Neuem beginnen, ruhe nicht, bis es gut ist'" ... Und Du, Timotheus ruhe in Deinem Bette, damit Du Dich nicht erkältest... ich will ein Bischen herumflattern."

„Noch einen Augenblick, Bouchenot, mach' keine Dummheiten! Und wo ist das Geld, ehe Du gehst?"

„Potz! das ist richtig ... ich dachte nicht mehr daran; hier ... Seht, ich lasse Euch zwei Franken und behalte die hundert Sous, weil ich sonst keine Münze habe."

„Warum läßt Du uns nicht lieber die hundert Sous? Diese Theilung gefällt mir nicht."

„Seid doch ruhig, meine Kinder, ich werde Euch den Thaler unversehrt wieder zurückbringen, ich stehe Euch mit meinem Kopf dafür. Wenn ich Münze in der Tasche hätte, wäre es leicht möglich, daß ich Etwas verschwenden würde; wenn man aber ein großes Stück Geld bei sich hat, so läßt man es nicht wechseln und bietet jeder Verführung Trotz. Hätte ich einen Napoleon in meiner Tasche, so würde ich eher sterben, als ihn anrühren."

„Ganz recht, aber sei vernünftig, laß Dich's nicht nach Pomade und solchem Zeug gelüsten ... bedenke, daß wir leben müssen ... daß wir uns auf Dich verlassen ..."

„Seid ruhig, meine Kinder ... ich habe schon eine Ahnung, daß man mich heute irgendwo zum Mittagessen einladen wird, und was das Frühstück anbetrifft, so habe ich eine Bekannte, die ich besuchen werde ... treffe ich sie nicht, so kaufe ich mir beim Bäcker ein mürbes Brödchen und gehe dann in das Palais-Royal, das heißt in den Garten des Palais-Royal, um es dort zu essen ... es gelüstet mich schon lange, ein Frühstück im Palais-Royal einzunehmen. Was soll ich zu Eurer Mahlzeit bestellen? ein Huhn mit Trüffeln?"

„Geh', mach keine einfältigen Späße, schicke uns Brod, Wein, Cotelettes und frisches Schweinefleisch mit Gurken."

„Potz Kuckuk! Kameraden, Ihr laßt diesen Morgen tüchtig auftragen!“

„Es hängt nur von Dir ab, daran Theil zu nehmen.“

„Nein, ich will lieber einen Besuch bei meiner Bekannten machen und gleich ausgehen. Adieu, Kinder . . . unterhaltet Euch gut . . . Halt, ich muß mich noch einmal im Spiegel betrachten . . . ich sehe ganz gut aus . . . der Anzug ist ganz anständig . . . heute hoffe ich Gefühle zu erwecken. Ach! sind die Handschuhe in der Tasche? . . . Ja, da sind sie, der linke ist noch recht sauber, und was den rechten anbetrifft, so ist es ja nobler, ihn nicht anzuziehen.“

„Auf Wiedersehen.“

„Adieu.“

Bouchenot macht die Thüre auf und will fortgehen, er kehrt aber wieder um und ruft aus: „à propos, ich bin vor einigen Tagen dem dicken Eugen begegnet; er hat mir einen prächtigen ungeheuer großen Jagdhund angetragen . . . Soll ich ihn nehmen?“

„Unterstehe Dich nicht!“ schreit Timotheus, „den müßten wir auch noch ernähren . . . Ein schöner Einfall, einen Jagdhund anzuschaffen; wir könnten ihn nicht einmal mit Knochen füttern.“

„Nun, wie Ihr wollt . . . es ist übrigens schade . . . ein Hund ist doch eine Gesellschaft, ich hätte ihn das Apportiren gelehrt. Allein ich muß gehen, wenn ich meine Zeit nützlich anwenden will; man hat mir ausgezeichnete Versprechen gemacht . . . mag leicht sein, bringe ich einen Sack voll Thaler mit. Trotzdem folgt mir aber und schreibt noch einmal an Eure Eltern, an diese rührungslosen Barbaren . . . vielleicht lassen sie sich wegen des Briefporto's zu Etwas bewegen. Auf Wiedersehen heute Abend, meine Freunde, rechnet auf mich . . . ich werde Euch eine Pastete von Lesage zum Abendessen mitbringen, denn eine Pastete ist nahrhaft und man hat eine Weile daran. Heute Abend wird die Freundschaft und Euer Rock wieder zurückkehren . . .“

„Verderb' ihn ja nicht!"

„Seid unbesorgt!" und diesmal zieht Bouchenot die Thüre hinter sich zu und geht mit so vergnügter Miene, als ob er einen Reichthum erworben hätte, die Treppe hinab.

Zweites Kapitel.

Die Anwendung eines Hundertsous-Stückes.

Bouchenot verläßt mit schnellen Schritten das Quartier der Altstadt; er geht mit stolzer, kecker Miene vorwärts. Seine Füße berühren kaum das Pflaster, in seinen Blicken spricht sich eine Selbstzufriedenheit aus, die beinahe an Unverschämtheit grenzt; er geht mitten auf den Trottoirs, es kommt ihm vor, als ob ihm Jedermann ausweichen und ihm Platz machen müsse, und dies Alles, weil er einen saubern Rock an und in seiner Hosentasche ein Hundertsous-Stück hat, nach welchem er jeden Augenblick greift.

Viele junge Leute, die eleganter gekleidet sind und immer eine Masse Geldes in der Tasche haben, fühlen sich in diesem Augenblicke weniger glücklich als Bouchenot. Das Mißgeschick hat somit auch seine gute Seite, und die Entbehrung einer Sache verhundertfacht ihren Werth in unsern Augen. Das Fünffrankenstück, welches der Student in seiner Hosentasche springen fühlte, galt ihm für eine Banknote von fünfhundert Franken.

Bouchenot lenkt seine Schritte dem Quartier des Palais-Royal zu, mit dem Gedanken: ich werde wohl ein Butterbemmchen essen! . . . Das wäre sonderbar, ein so hübscher Bursche wie ich sollte so mager frühstücken? Nein, nein . . . wir haben, Gott sei Dank, noch Bekannte . . . und streng genommen habe ich hundert Sous in einem Stück in der Tasche . . . ich habe zwar allerdings versprochen, es nicht wechseln zu lassen, außer um

meinen Freunden eine Pastete zu bringen . . . o, ich will es auch nicht wechseln lassen, ich werde zu der guten Dubillon gehen! . . . O! achtungswürdige Dubillon . . . Eroberung meiner Jugend, obgleich ich Dir manchen Streich gespielt und Dich selbst zur Zeit, als ich verliebt in Dich schien, grausam vernachlässigt habe, hast Du der Liebe nie die Chokolate, und der Freundschaft nie die Cotelette verweigert! . . . Ich will bei ihr zu Mittag essen . . . sie hat mich wenigstens seit vier Monaten nicht mehr gesehen . . . mein Besuch wird ihr Vergnügen machen . . . ich werde ihr sagen, daß sie noch immer hübsch sei. Im fünfundvierzigsten Jahre hört man so etwas gern, und trotz des Ansehens, das man sich gibt, als glaube man es nicht, läßt man sich recht leicht überreden. Ich werde sie küssen. . . ich werde sie heftig an mein Herz drücken . . . ihre Augen werden sich mit Thränen füllen und sie wird mir von ihrem alten Bordeaux einschenken. Das soll geschehen; aber es ist noch früh; Mad. Dubillon steht spät auf und kleidet sich spät an. Wenn ich zu ihr käme, ehe sie ihren falschen Zopf eingeflochten, Schminke aufgelegt und ihre Hüften gepolstert hätte, so würde sie sehr übler Laune werden; ich habe Zeit, ein wenig herumzuschlendern. Ach! da ist ein Gewölbe mit Eßwaaren . . . solche Läden gefallen mir sehr."

Bouchenot steht stille; er bewundert das Geflügel und die Fische. Da er sich aber gerade auf einem etwas schmalen Trottoir befand und den Vorübergehenden den Weg versperrte, stieß ein Gewürzkrämerjunge, der einen großen, mit Waaren beladenen Korb auf dem Kopfe trug, an Bouchenots Hut und warf ihn vom Trottoir auf das Pflaster.

„Haben Sie denn keine Augen im Kopfe, Sie Einfaltspinsel!" schreit der junge Mann, seinem Hute nachlaufend.

„Warum versperren Sie das ganze Trottoir? ... Da steht er hier, um das Geflügel anzugaffen und braucht dazu den ganzen Platz."

„Hm! Grobian, ich hätte gute Lust, Dir einen Tritt zu

geben; ich unterlasse es bloß des Anstandes halber und besonders aus Rücksicht für den Rock, den ich anhabe und für den ich meinen beiden Freunden gegenüber verantwortlich bin," brummt Bouchenot, seinen Hut mit einem Foulard abwischend, welches er aber vorsichtiger Weise nicht ganz auseinander faltet; dann setzt er seinen Weg weiter fort und denkt bei sich: „Gemeiner Kerl . . . was will man aber auch von solchen Leuten erwarten! . . . Gewiß werde ich auf dem Trottoir bleiben und Niemand Platz einräumen, denn es ist schmutzig auf der Straße . . . es gefriert auf, die Gossen sind so breit und voll . . . ich habe keine Lust, mich zu beschmutzen."

In diesem Augenblicke kam eine Dame auf Bouchenot zu, zwei Personen standen im Wege und sprachen mit einander; es war nur noch für ein Vorübergehendes Raum. Bouchenot wich nicht aus. Die Dame, welche weder jung noch hübsch war, sah sich genöthigt, vom Trottoir herabzusteigen, um weiter gehen zu können; sie that es, indem sie murmelte: „Es gibt doch recht ungezogene Männer . . . diesen Herrn werde ich sicher wieder erkennen!"

„Ach! vortrefflich, sie wird mich wieder erkennen," spricht Bouchenot, seinen Weg fortsetzend, zu sich; „Parbleu! das will ich glauben; mein Aeußeres ist auch von der Art, wie man es nicht alle Tage sieht . . . Ungezogen! . . . ich will mich nicht mit Koth beschmutzen . . . Wenn zwar die Dame jung und hübsch gewesen wäre, so gestehe ich, hätte ich ihr Platz gemacht . . . Hm! . . . wir sind doch rechte Bengel . . . wir haben immer einen Hintergedanken bei unsern Handlungen . . . Diese Dame, die so erzürnt an mir vorbeiging, ahnt nicht, daß mein Frühstück von meinem Anzuge abhängt: wenn ich schmutzig bei Madame Dubillon erschiene, würde ich nicht so ausgezeichnet bewirthet; die empfindsame Frau hat die Schwachheit, sehr auf eine sorgfältige Toilette zu sehen, was mich oft verhindert hat, sie zu besuchen. Heute ist nichts an mir auszusetzen . . . Timotheus Hose schneidet mich zwar

unter den Beinen etwas ein und schnürt mir die Taille zusammen; aber ich werde dadurch um so schlanker, feiner . . . sie ist mir auch etwas zu lang, aber es ist gegenwärtig Mode, darauf zu treten . . . . Was die Weste betrifft, so ist diese ohne Tadel; sie ist das einzige Stück meines Anzuges, welches für mich gemacht wurde; tra la la . . . la la . . . la la la."

Bouchenot, der eine Arie trillernd auf dem Trottoir vorwärts ging, hört plötzlich auf zu singen und steht stille.

„Ach der Teufel! was sehe ich? einen Gläubiger . . . einen Blutsauger . . . dem überlasse ich das Trottoir . . . an dem will ich meine Nase nicht verstoßen."

Bouchenot hat in der That Rechtsum gemacht und beeilt sich, einige Personen, die ihm im Wege sind, auf die Seite stoßend, das Trottoir zu verlassen, um auf den Zehenspitzen die entgegengesetzte Seite der Straße zu erreichen. Aber links fuhr eine Citadine und rechts ein Cabriolet einher; von dem Lärm betäubt, in der Meinung, er habe seinen Gläubiger im Nacken, und in der Furcht, unter die Räder zu kommen, stürzt sich der arme Junge rasch zwischen den beiden Gefährten hindurch; da er aber nicht Zeit genug gehabt hatte, die Pflastersteine auszuwählen, so kam er gerade mit dem Fuße in ein Loch und bespritzte sich bis an die Weste hinauf mit Koth.

„Ha! das hat mir noch gefehlt!" ruft er, verzweifelnde Blicke auf sich werfend, „jetzt bin ich von oben bis unten voll, und einer meiner Stiefeln ist mit Koth überdeckt! Nun bleibt mir keine Wahl mehr . . . ich muß das Stück wechseln lassen! . . . Zum Glück bin ich nicht weit von einem Schuhwichser entfernt."

Und ein paar Minuten später saß Bouchenot bereits vor einem Wichskünstler; er streckte seinen Fuß der wunderthätigen Bürste hin und hörte sich mit Vergnügen, „mein Herr, mein verehrter Herr," nennen. Wenn man nie Dienerschaft gehabt hat, schmeicheln solche Worte dem Ohre außerordentlich.

Der „verehrte Herr“ läßt sich die Stiefel blank wichsen und von oben bis unten ausbürsten, dann wirft er seinen Fünffrankenthaler nachlässig auf den Tisch und gibt davon seinem improvisirten „Diener“ ein großmüthiges Trinkgeld. Die unbemitteltsten Leute sind oft die freigebigsten, manchmal um ihre Armuth zu verbergen.

Bouchenot stolzirt auf's Neue auf den Trottoirs einher. „Nun,“ denkt er, „will ich besser aufpassen, wo ich meine Füße hinsetze. Man ist überdies auch nicht immer genöthigt, davon zu laufen . . . man begegnet nicht überall einem Gläubiger. Ich weiß zwar wohl, daß ich etwelche habe, aber sie werden sich nicht alle verschworen haben, heute Morgen auszugehen. Ich verspüre allmählig einen bedeutenden Hunger . . . da befinde ich mich ja auf dem Börsenplatze . . . ich muß einmal sehen, wie spät es ist? Bald elf Uhr! . . . Jetzt kann ich mich in die Märtyrer-Straße begeben, wo die ehrenwerthe Dubillon wohnt. Ei! ei! wie voll sind meine Taschen . . . für fünf Franken bekommt man doch viel Münze . . . besonders da man mir dreißig Sous in Kupfergeld herausgegeben hat; das macht aber nichts, es gibt doch einen schönen Klang . . . Ach Gott! wie gut riecht es da . . . . man ist gleichsam einbalsamirt . . . man glaubt sich in einem Serail . . . Ach! hier verkauft man wohlriechende Pastillen . . . wenn ich einen solchen Geruch zu Madame Dubillon brächte, die so sehr für Parfüms eingenommen ist, sie würde mir sicher einen Truthahn mit Trüffeln zum Frühstück vorsetzen . . .“

Bouchenot nähert sich einem Manne mit einem blauen Oberrock, der einen Turban auf dem Kopfe und ein kleines Tischchen vor sich hat, worauf schwarze Klümpchen von allen Formen liegen, die dieser nach seiner Versicherung direkt aus Arabien bezieht. Herr Fidelius Bouchenot war hauptsächlich Bummler, und als solcher kannte er Paris zu genau, um sich hinsichtlich des Ursprungs dieser Parfüms irreleiten zu lassen; aber dieser Ambragerruch stieg ihm

in den Kopf; er sah sich, auf einem Divan sitzend, und von Sklaven umgeben, ein türkisches Frühstück einnehmen, wo er Sorbets und Mokka mit Behagen schlürfte. Während er die Kräuterkißchen und Klümpchen betrachtete, ließ er in seiner Tasche die großen Sousstücke tanzen, welche er auf seinen Thaler zurückerhalten hatte. Das Resultat dieser Betrachtung war der Ankauf eines Schächtelchens mit Wohlgerüchen, welches ihm der Herr mit dem Turban, der ordentlich italienisch wälschte, mit der Betheuerung anbot, daß es in Konstantinopel fünfundzwanzig Franken koste, er es ihm aber für fünfundzwanzig Sous erlasse, weil er Schmuggelhandel treibe.

„Meiner Treu'," denkt Bouchenot, sich mit der wohlriechenden Schachtel in der Weste entfernend, „einmal darf man sich schon einen türkischen Genuß verschaffen! Ich zumal, der ich ein Verehrer von Wohlgerüchen bin; nichts verleiht Einem ein solches Ansehen als diese. Hat man auch einen alten Rock an und einen schlechten Hut auf dem Kopfe, und ist man nur mit Moschus parfümirt, so wird man, wenn man an Einem vorübergeht, doch sagen: „das ist ein Marquis oder ein Sultan, der als Bürger verkleidet herumgeht,"" ... fünfundzwanzig Sous für Wohlgerüche. sieben Sous für Stiefelputzen und Ausbürsten .... das macht zweiunddreißig Sous ... ich besitze folglich noch drei Franken acht Sous; aber diese, das ist heilig geschworen, berühre ich nicht, besonders da ich umsonst frühstücken und zu Mittag essen werde."

Bouchenot war allmählig auf die Boulevards gelangt und athmete mit Entzücken den Wohlgeruch ein, der aus seiner Weste hervorströmte und der sich in der Nähe seines warmen Körpers immer mehr entwickelte. Ein kleines, vierzehn- bis fünfzehnjähriges Bürschchen, dessen Antlitz das israelitische Gepräge an sich trägt, tritt unserem Bummler in den Weg und bietet ihm Stöcke zum Verkauf an.

„Mein Herr," sagt er, „kaufen Sie mir einen hübschen Stock ab; sehen Sie, mein Herr, sie sind gar nicht theuer . . . sehr schön und ganz modern . . . wählen Sie."

Bouchenot steht stille und wirft einen Blick auf die Stöcke, indem er entgegnet: „Ich danke, ich will keinen, obgleich ich eine Freude an den Stöcken habe, denn sie sind nicht nur eine sichere Stütze, sondern geben Einem auch eine zuversichtliche Haltung; aber ich will doch keinen."

Damit setzt er seinen Weg fort; der kleine Handelsmann läuft ihm aber nach, hält ihm die Stöcke unter die Nase und schreit: „Betrachten Sie doch die hübschen Stöcke, mein Herr; sie sind vom neuesten Geschmack, ich lasse sie gewiß billig, mein Herr."

„Nein, ich sage Dir ja, ich will keinen, und wenn ich je einen kaufte, so wollte ich keinen von diesen: sie sind zu ordinär."

„Ich habe andere hier... ich habe schönere ... sehen Sie. . ."

Der kleine Handelsmann hält ihm ein anderes Paket vor die Augen; Bouchenot steht abermals stille. Das kleine Bürschchen fährt mit erstaunlicher Zungenfertigkeit fort: „Diese sind hübsch, mein Herr, ächtes spanisches Rohr . . . ausgezeichnete Stöcke. Sehen Sie, wie sie sich biegen; ich stehe Ihnen dafür, Sie sind nicht im Stande, einen zu zerbrechen."

„O, ächt spanisches Rohr? Das glaube ich nicht; es mag jedoch sein wie es will, ich kaufe keinen . . . laß mich in Frieden."

„Sie glauben es nicht, daß das ein ächt spanisches Rohr sei? Ich garantire Ihnen aber dafür, mein Herr."

Damit gibt der kleine Handelsmann Bouchenot einen Stock in die Hand und schreit: „Stützen Sie sich darauf, biegen Sie ihn kecklich . . . ach, wie steht er dem Herrn so gut!"

Bouchenot stützt sich auf den Stock, biegt ihn, und das angeblich spanische Rohr bricht entzwei.

„Da steh', ich habe es gleich gedacht!" ruft Bouchenot aus, „das ist ein spanisches Rohr aus dem Boulogner Wäldchen."

„Ah, der Kukuk; ich habe Ihnen nicht gesagt, daß Sie sich mit der ganzen Schwere Ihres Körpers darauf stützen sollen. Jedermann weiß, daß ein Stock nicht von Eisen ist. Geben Sie mir drei Franken, mein Herr."

„Ich soll Dir drei Franken geben? Warum denn?"

„Sie haben mir meinen Stock zerbrochen, Sie müssen mir ihn somit auch bezahlen."

„Meine Herren," sagt Bouchenot, sich an einige Personen wendend, die bereits stehen geblieben sind, um den Ausgang dieses Vorfalles mit anzusehen, „meine Herren, der kleine Schlingel hat mir wider meinen Willen einen Stock in die Hand gegeben ... ich habe fortwährend gesagt: ich wolle keinen."

Der kleine Israelite schreit, als er Leute zusammenkommen sieht, aus Leibeskräften: „Sie haben zu mir gesagt, Sie wollen einen hübschen Stock, der nicht so ordinär sei; ... ich habe Ihnen diesen gegeben ... es ist ein Stock um hundert Sous; Sie haben ihn genommen und sich so fest darauf gestützt, als ob Sie ein Loch in das Boulevard bohren wollten."

„Man kann sich keinen Begriff von der Unverschämtheit dieses kleinen Schelmen machen; ich sage in Einem fort zu ihm: „‚Ich will keinen Stock,'" er bringt ihn mir auf und schreit: „‚Es ist ein spanisches Rohr, stützen Sie sich darauf, biegen Sie es, ich stehe dafür, es wird nicht zerbrechen.'" Ich wollte es nur, um ihm den Willen zu thun, ein wenig biegen und augenblicklich brach es entzwei, ein Beweis also, daß es kein spanisches Rohr ist."

„Er hat mir meinen Stock zerbrochen und will mir ihn nicht bezahlen!" fährt der kleine Handelsmann fort, indem er sich Mühe gibt, Thränen hervorzupressen, „das wäre sauber ... einen Stock für sechs Franken und ich verdiene keine sechs Sous des Tages, um mein Leben zu fristen, meinen alten gebrechlichen Vater und meine drei Brüder zu unterstützen, wovon der älteste erst achtzehn Monate alt ist ... ach, ach, ach!"

„Sehen Sie, wie er lügt: zuerst hat er gesagt, es sei ein Stock zu drei Franken, dann zu fünf und jetzt zu sechs; wenn man ihn noch eine Weile anhört, so gibt es einen Stock zu zwölf Franken."

„Allerdings war es ein Stock zu zwölf Franken, da ich aber nur drei von Ihnen verlange, müssen Sie selbst einsehen, daß ich billig bin . . . ach, ach, ach!"

„Nun, nun, bezahlen Sie dem Kinde den Stock!" schrieen mehrere Personen, sich vor Bouchenot stellend, der weiter zu gehen suchte; „Sie haben ihm denselben zerbrochen, folglich sind Sie auch verpflichtet, ihn zu bezahlen."

„Wer die Gläser zusammenwirft, muß sie auch bezahlen," sagt ein Limonadenjunge.

„Die Zierbengel da," schreit ein altes Weib, „schmieren sich immer voll Wohlgerüche, duften nach lauter Moschus und haben nicht einmal eine Thräne der Theilnahme für das Unglück der Armen."

„Ja, ja, es ist wahr!" schreit ein Arbeiter in einer griechischen Mütze, der gar nicht weiß, wovon die Rede ist, und sich durch die Menge hindurchdrängt, um sich zu nähern. „Was gibt es da? . . . Es lebe das Volk! es lebe die Freiheit! . . . Wen soll man durchprügeln?"

Bouchenot sieht voraus, daß man ihn nicht gehen lassen werde, ohne den kleinen Heuler zufrieden gestellt zu haben; man spricht bereits von der Wache untereinander. Der junge Mann, den der Hunger fast umbringt, hat keine Lust, seinen Tag bei einem Polizeicommissär oder Friedensrichter zuzubringen; er fügt sich in's Unvermeidliche, stöbert in seiner Tasche, nimmt drei Franken heraus und gibt sie dem Stockhändler mit den Worten: „Da nimm, scheinheiliger Heuler, Du verstehst Dein Geschäft und wirst es weit bringen; ich will Dich gerne bezahlen, damit das Geschrei ein Ende nimmt."

Der junge Israelite nimmt das Geld, Bouchenot stößt die Menge zurück und beeilt sich, die beiden Stücke des eben so theuer bezahlten Stockes in der Hand tragend, die Märtyrer-Straße zu erreichen.

„Heilige hunderttausend spanische Rohre," brummt er, „ich wollte, der Hagel verschlüge alle kleine Stockhändler! ... Doch, ich muß mir eben denken, es sei mir ein Ziegel vom Dache auf den Kopf gefallen, denn ich bin nicht Schuld an der Sache ... und wenn ich mich ärgern würde ... allein ich bin nicht so dumm ... dieser Vorfall soll mich nicht stören, ein gutes Frühstück einzunehmen."

Bouchenot verdoppelt seine Schritte und befindet sich bald in der Märtyrer-Straße vor dem Hause der Madame Dubillon. Er geht hinein; mehrere mit Mobilien beladene Tragbahren stehen unter dem Hofthore: man ist mit einem Auszuge beschäftigt. Dieser Anblick erregt in unserem Studenten Besorgniß; er läuft zu dem Portier.

„Ich will zu Madame Dubillon ... zieht sie aus?"

„Wie?"

„Zieht Madame Dubillon aus?"

„Was wollen Sie?"

„Ist denn dieser Portier taub?" denkt Bouchenot; dann beugt er sich in die Loge des Portiers hinein und schreit: „Ich frage Sie, ob Madame Dubillon im dritten Stocke ausziehe?"

„Ach nein, der Bewohner des vierten Stockes."

„Es ist wahrhaftig ein Glück, daß er mich endlich verstanden hat," spricht Bouchenot, die Treppe hinaufgehend, zu sich. „Er sieht doch recht dumm aus, dieser Portier, aber er aß gerade seine Suppe, und ich glaube, dieses Geschäft nahm ihn so sehr in Anspruch; gewiß ist, daß ich jetzt auch so weit sein möchte, denn ich habe einen rasenden Hunger ... Hinauf also!"

In dem zweiten Stocke wird Bouchenot durch zwei Commis-

sionäre aufgehalten, die eine Commode heruntertragen. Da die Stiege sehr schmal ist, kann er nicht an ihnen vorbeigehen; er sieht sich also genöthigt, wieder zurückzugehen, welches er mißlaunig thut und vor sich hinbrummt: „Dieses Möbel versperrt allen Platz ... warum macht man auch so schmale Treppen? ... man sieht wohl, daß dieses ein altes Haus ist; unsere Väter hatten entweder sehr kleine Möbeln, oder zogen sie wahrscheinlich durch das Fenster aus und ein."

Er steht auf dem Absatz der ersten Stiege und hofft, dort verweilen zu können, aber dieser ist schmal, und einer der Commissionäre ruft ihm zu: „Treten Sie doch auf die Seite, mein Herr, Sie sehen ja, daß wir nicht umbiegen können."

„Ach ja, es ist wahr, ich will lieber wieder ganz hinuntergehen, die Männer haben ohnehin nicht Platz genug, und man kann auch gestoßen werden; langweilig ist mir zwar dieses Zurückgehen... Nun voran, meine braven Leute, es muß Euch warm sein; das Stück ist eben nicht leicht."

„Ach ja, wenn der Herr einen Schoppen bezahlen wollte, so würden wir es mit Dank annehmen!"

Bouchenot thut, als ob er nichts höre, und geht, da die Treppe endlich frei ist, wieder hinauf. Er eilt, vier Stufen auf einmal übersteigend, hinauf, und befindet sich auf der Mitte des dritten Stockwerkes, als man über ihm „Achtung" ruft.

Bouchenot blickt in die Höhe; zwei andere Commissionäre schleppen einen ungeheuren Schrank oben herunter.

„Ach, mein Gott! abermals ein ungeheures Möbel," brummt Bouchenot, Stufe für Stufe zurücktretend; „wer wird auch Schränke von solcher Größe haben, das ist ja lächerlich, ich habe nie einen solchen Riesenschrank gesehen ... Meiner Treu', mir thut es leid, aber ich gehe nicht mehr ganz hinunter ... ich stelle mich in diese Vertiefung."

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr."

„Nehmt Euch selbst in Acht; ich kann nicht ewig auf- und absteigen, da käm' ich nie an's Ziel."

Der Schrank wird hinabgetragen, reißt aber im Vorbeigehen Bouchenots Hut herunter und quetscht ihn dergestalt an die Mauer, daß er einem Klapphut gleich sieht.

„Mein Hut hat heute in der That Unglück," denkt Bouchenot, während er denselben aufhebt, „und ich habe noch den besten, nämlich den Georgs, mitgenommen! . . . Uebrigens habe ich jetzt, wenn ich auf den Ball gehen will, eine fashionablere Kopfbedeckung. Ach! da stehe ich endlich vor der Thüre meiner gefühlvollen Schönen . . . ich bin froh . . . ich muß mich auch vorher noch ein wenig durchmustern, ehe ich läute."

Damit zieht er seine Cravatte herauf, die Weste herab, schnallt seine Beinkleider fester, nimmt seinen Hut unter den linken Arm und klingelt; eine alte Dienerin öffnet ihm.

„Guten Tag, Magdalene; es gibt einen Auszug in Eurem Hause, das ist für die Leute, die Euch besuchen wollen, sehr unangenehm; seien Sie so gut und melden Sie mich Ihrer Herrschaft."

„Mein Herr, das wäre keine leichte Aufgabe; die Madame ist seit drei Tagen nach Pontoise gereist, wo sie einige Wochen bei einer kranken Nichte verweilen wird."

„Nach Pontoise? . . . sie ist nach Pontoise!" ruft Bouchenot mit bestürzter Miene aus; „ach, mein Gott, nun ist's um mich geschehen! . . . Welcher Einfall, im Winter nach Pontoise zu gehen!"

„Ich sage Ihnen ja, daß sie eine kranke Nichte dort besucht."

„Ich verstehe Sie ganz gut, aber ihre Nichte hätte weit besser daran gethan, nach Paris zu kommen und sich hier verpflegen zu lassen. In Pontoise! es sind sieben Stunden nach Pontoise."

„Die Madame kommt aber bestimmt bis nächsten Monat wieder zurück."

„Gut, ganz gut, das freut mich außerordentlich."

„Wenn Sie der Madame schreiben wollen, so werde ich ihr den Brief zuschicken."

„O, das ist nicht der Mühe werth; ich bin bloß gekommen, um sie zu besuchen ... und mich ungenirt zum Frühstück bei ihr einzuladen."

„Nächsten Monat kommt die Madame zurück. Ihre Dienerin, mein Herr."

Mit diesen Worten macht die Magd die Thüre wieder zu und Bouchenot schleicht traurig die Treppe hinab.

„Die alte Megäre würde mir nicht einmal ein Glas Wasser anbieten," denkt er, „ich habe ihr freilich nie ein Weihnachts- oder sonst ein Geschenk gemacht. Aber bei all' dem wird mein Hunger immer größer, und der Dummkopf von Portier läßt mich noch unnöthig hinaufgehen."

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Madame Dubillon in Pontoise ist?" schreit er mit zorniger Miene, den Kopf durch das Fenster des Portiers streckend.

„Was?"

„Sind Sie denn taub? ... Warum lassen Sie mich denn in den dritten Stock hinaufgehen und sagen mir nicht, daß Madame Dubillon in Pontoise ist?"

„Sie haben mich gefragt, ob Madame Dubillon ausziehe; darauf habe ich geantwortet: nein, und weiter haben Sie nichts gefragt."

„Vieh, dummes!" brummt Bouchenot, sich entfernend, vor sich hin; „lieber sollte mir ein Hund meine Thüre hüten, als solch ein Wesen! In Paris ist man hinsichtlich der Wahl der Portiers zu gleichgültig. Wenn man einen Schneider oder einen Schuhflicker in seine Loge gethan hat, so bildet man sich ein, man

habe einen guten Portier. Ich muß aber frühstücken; von dem Spazierengehen werde ich nicht satt. Ich weiß zwar wohl, daß ich noch acht Sous in der Tasche habe, aber um acht Sous bekomme ich nie ein Beefsteak ... Der verfluchte Stock, der mich so theuer kam und wovon ich nur noch die zerbrochenen Stücke habe! Wenn es etwa noch ein Zuckerrohr wäre, dann könnte ich es aussaugen und mich damit nähren ... O, mir fällt Etwas ein ... mit der reizenden Elvina, der Opern-Figurantin, stand ich sehr gut; ich habe ihr oft köstliche Dejeuners bezahlt, als ich die Ersparnisse meines Vaters verzehrte; sie hat zwar schändliche Treulosigkeiten an mir begangen, aber das ist vorbei und längst vergessen. Ich will zu ihr gehen; sie hat mich öfters gebeten, zum Kaffee zu ihr zu kommen ... Parbleu, jetzt ist der Augenblick erschienen, ihre Einladung zu benützen. Sie wohnt in der Sanct Georgs-Straße, also gerade in der Nähe hier. Ich will hoffen, daß sie nicht auch in Pontoise ist. Pfui! eine Opern-Figurantin geht nicht nach Pontoise, höchstens nach Rußland. Aber Fräulein Elvina hat nicht Talent genug, daß man sie uns zu entführen suchte."

Bouchenot geht über die Navarin-Straße hinüber, um sich auf die Chaussée d'Antin zu begeben. Obgleich er bedeutend Hunger hat, kann er doch nicht umhin, einige der neuen Gebäude in diesem Quartier zu betrachten; er bewundert mehrere im Geschmack der Renaissance errichtete Häuser, und ruft aus: „O lieblicher, köstlicher Wohnsitz! ich liebe Bögen, solche gothische Fenster, solche elegante Gesimse; es ist mir, als ginge ich zu Franz I. Ich werde mir ein Haus in diesem Geschmack bauen, wenn ich mich von den Geschäften zurückgezogen habe; bis dahin wollen wir suchen, etwas zum Frühstück zu bekommen."

Bouchenot kommt in der Sanct Georgs-Straße bei der Wohnung seiner Figurantin an; eiligst rennt er an der Portière vorüber mit den Worten: „Fräulein Elvina!"

Die Portière läuft ihm nach und ruft: „Sie können nicht hinauf, mein Herr, das Fräulein ist ausgegangen."

„Sie ist ausgegangen und es ist noch nicht Mittag . . . Gehen Sie, Sie scherzen, Elvina steht nie so bald auf."

„Ich sage Ihnen, mein Herr, daß Sie nicht hinauf können."

„Und ich sage Ihnen, daß man mich sehr gut empfangen wird. Sie halten mich vielleicht für einen Gläubiger! . . . Ich kenne das: für diese Brummer ist man nie zu Hause; aber seien Sie ruhig, ich bin ein Vertrauter, ein Herzensfreund."

„Es gibt keinen Herzensfreund, der Stand hält . . . ich habe meine Ordre, ich . . . Ah, sehen Sie, da ist gerade das Kammermädchen des Fräuleins. Mamsell Pauluska, da ist ein Herr, der mit Teufelsgewalt zu Ihrem Fräulein hinauf will."

„Ich bin es, schelmische Pauluska," sagte Bouchenot, auf das Kammermädchen zugehend.

„Ah, Sie sind es, Herr Fidelius!" ruft das junge Mädchen aus.

Bei seinen verliebten Abenteuern ließ sich der Sohn des Conditors nie Bouchenot nennen: er fand den Namen seines Vaters zu bürgerlich, daher war er Fräulein Elvina nur unter dem Namen Fidelius bekannt.

„Liebes Kind, nicht wahr, diese Ordre geht mich nichts an?"

„Doch, im Gegentheil . . . Sie mehr als jeden Andern," entgegnet das Kammermädchen. Dann beugt sie sich gegen den jungen Mann vor und flüstert ihm, boshaft lächelnd, in's Ohr: „Mein Fräulein ist allein mit ihrem Beschützer, und Sie begreifen, daß, wenn er jungen Leuten bei ihr begegnete, er sie nicht mehr beschützen würde."

„Ach, ich verstehe . . . wahrlich . . . ja, das ist unangenehm."

„Mein Gott, wie riechen Sie so gut, Herr Fidelius! Bringen Sie meinem Fräulein ein Kräutersäckchen? . . . Wenn Sie es mir geben wollen, will ich es ihr zustellen."

„Nein, es ist kein Kräutersäckchen . . . aber . . . ich werde ein andermal kommen."

„Adieu, Herr Fidelius! . . . O, mein Fräulein wird sehr bedauern, daß sie Sie nicht hat empfangen können."

„Auf keinen Fall mehr als ich! ich stehe Ihnen dafür."

Herr Fidelius geht ab und spricht für sich: „Der Teufel hole alle Beschützer . . . und ihre Schützlinge! Das fängt an, sehr unangenehm zu werden; . . . ich muß absolut essen. Nun, ich will mir ein Brödchen kaufen . . . ja, sogar ein großes Brödchen . . . ich weiß wohl, daß ich solches im Palais-Royal essen kann, wie ich diesen Morgen jenen Herren sagte . . . damals glaubte ich zu scherzen, nun kommt es aber zur Ausführung; zwar bin ich ganz von Wohlgerüchen erfüllt, allein für den Augenblick möchte ich lieber Trüffeln riechen als Weihrauch."

Bouchenot ist in die Straße Feydeau gekommen, wo ein Feinbäcker wohnt; denn gegenwärtig gibt es Bäcker, die feines Backwerk, Crèmes, feine Weine, Syrup und Liqueurs haben; in kurzer Zeit wird man Alles bei ihnen finden, nur kein Brod.

Bouchenot tritt in den Laden, der bereits stark besucht ist, denn die Zeit war vorgerückt, die Scene mit dem kleinen Stockhändler hatte lange gedauert, und es war nun ein Uhr vorüber. Das ist die Zeit, wo die Elegants und die galanten Mädchen Backwerk bei dem besuchten Bäcker essen. Was Leuten aus der Provinz lächerlich erscheinen würde, ist es nicht mehr in Paris, sobald die Mode es geheiligt hat.

Bouchenot hat seinen Hut so gut als möglich wieder zurecht gerichtet, allein nichts desto weniger ist er an mehreren Stellen außer Form gekommen; er hat ihn tief in die Stirne gedrückt, was ihm ein halb englisches Ansehen gibt. Beim Anblick mehrerer eleganten Frauen, die Kuchen essen, will Herr Fidelius nicht wie ein Heißhungriger erscheinen, er betrachtet alles in dem La-

den befindliche Backwerk und murmelt ziemlich laut, um von den Anwesenden gehört zu werden: „Das ist zu schwer verdaulich ... o, das liebe ich nicht; ... von diesem habe ich gestern gegessen ... dieses ist zu süß."

Endlich deutet Bouchenot auf ein Griesbrod, das größte, das er sieht, und sagt: „Parbleu! solches Backwerk habe ich noch nie gegessen, das sieht sehr gut aus."

„Das nimmt man zum Kaffee," erwidert die Comptoirdame. Bouchenot stellt sich, als ob er es nicht gehört habe, fragt, was es kostet, gibt einen Sou und entfernt sich hastig mit seinem Griesbrod, welches er in zwei Theile zerbricht, damit er es leichter in die Tasche stecken kann.

„Soll ich im Palais-Royal oder in den elysäischen Feldern frühstücken?" spricht der junge Mann zu sich, nachdem er wieder auf den Börsenplatz zurückgekommen war. „Ach was, ich will gleich frühstücken, während ich um dieses prächtige, dem Handel errichtete Monument herumspaziere, wo sich so Viele ruiniren oder an dem Ruin Anderer arbeiten ... Es fallen mir heute sehr schöne Gedanken ein ... weil mir mein Frühstück nicht in den Kopf steigt! Man wird mich für einen Spekulanten, einen Wechselwucherer halten ... wie wäre es, wenn ich Renten auf Zeit kaufte? ... was könnte ich riskiren? ... wahrscheinlich wird aber Niemand an mich verkaufen wollen ... nein, ich will nie an der Börse spielen ... pfui, das ist unmoralisch ... ich will ruhig frühstücken ... und mich besinnen, wo ich umsonst zu Mittag essen kann."

Bouchenot hat bereits die Hälfte seines Brodes verzehrt, als er in einiger Entfernung einen Fleischerladen bemerkt.

„Potz Kuckuk," denkt er, „ich bin nicht klug, daß ich mein Brod trocken esse, da ich noch vier Sous in der Tasche habe ... wegen dieses Restes ist es wahrhaftig nicht der Mühe werth, das Sparen anzufangen, den kann ich getrost ausgeben."

Er geht in den Fleischerladen hinein und ruft aus: „Geben Sie mir für vier Sous Schinken . . . vom besten!“

Während man den jungen Mann bedient, wendet er sich an ein anderes Ladenmädchen und sagt: „Mademoiselle, würden Sie wohl die Güte haben, mir ein Glas Wasser zu geben? Ich habe so eben Extrait d'absynthe getrunken, der mir das Herz fast abbrennt.“

„Recht gerne, mein Herr.“

Man bringt Bouchenot ein Glas Wasser, welches er mit demselben Ergötzen austrinkt, als ob es Champagner gewesen wäre, dann seinen Schinken zur Hand nehmend, welchen man ihm in ein Papier eingewickelt hat, gibt er seine letzten vier Sous und schickt sich an, sein Frühstück in dem Fleischerladen zu vollenden, als er auf der Straße ein junges Mädchen vorbeigehen sieht, dessen rundes, frisches, rosiges Gesichtchen und anmuthige, üppig gebaute Gestalt seine Aufmerksamkeit auf außerordentliche Weise rege macht.

Rasch seinen Schinken in die eine Tasche seines Rockes und den Rest des Griesbrodes in die andere steckend, verläßt Bouchenot den Laden und folgt den Schritten des jungen Mädchens, in das er bereits verliebt ist.

Drittes Kapitel.

Ein junges Mädchen und ein großer Hund.

Das junge Mädchen hatte ein einfaches dunkles, vom Hals bis zu den Füßen geschlossenes Baumwollkleid an, welches Alles das bis oben hinauf bedeckte, was gewisse Damen auf einem Balle oder im Theater nur zu sehr entblößen, denn jedes Uebermaß ist ein Fehler. Eine kleine schwarz und roth gewürfelte Schürze, ein um den Hals geschlungenes seidenes Tuch und ein

ganz bescheidenes Häubchen ohne Blumen und ohne Bänder machte den Anzug der Schönen aus, deren erster Anblick hingereicht hätte, Bouchenots Herz in Unruhe zu versetzen. Er dachte ohne Zweifel, daß ein hübsches, gut gewachsenes Mädchen, wenn es gleich nur ein Zitzkleid trage, einem häßlichen, schlecht gebauten Frauenzimmer in Caschemir und Diamanten vorzuziehen sei. Die Mehrzahl wird Bouchenots Ansicht beipflichten.

Das junge Mädchen ging nicht allein; es begleitete sie ein ungeheurer Hund mit langen Haaren, langem Schweife und langen Ohren, von einer Bastardraçe, welche die Mitte zwischen dem Pudel und dem Schäferhund hält, und welche Liebhaber gerne zur Jagd benützen, wobei sie sich jedoch in der Regel nur kothig machen.

Bouchenot hat das junge Mädchen bald eingeholt; er läuft eine Weile hinter ihr her und murmelt vor sich hin: „Eine reizende Taille . . . schwellende Hüften . . . das gefällt mir; man weiß wenigstens, mit wem man es zu thun hat . . . einen gewölbten Fuß . . . ein etwas dickes Bein . . . das gefällt mir auch. Sprecht mir nicht von einem kleinen Ziegenfüßchen, bisweilen ist es zwar aufwärts auch hübsch, aber sehr selten. Dieser Anzug ... dieser Gang ... es muß eine Nähterin, eine Federschmückerin, eine Fransenstrickerin, oder so etwas sein, . . . das ist mir gleichgültig: sie ist so frisch wie eine Pfingstrose, und ich wette darauf, so fest wie eine Eichel. Der große Hund gehört, wie es scheint, zu ihr . . . ja, sie ruft ihm . . . sie kehrt sich um, um zu sehen, ob er ihr folgt. Das gibt einen köstlichen Vorwand, ein Gespräch mit ihr anzufangen . . . eine kostbare Eroberung zu machen . . . die alle Dubillons hinter sich läßt, besonders wenn sie in Pontoise sind, und man nicht bei ihnen zu Mittag essen kann."

Bouchenot nähert sich immer mehr und fängt laut an: „Ein herrlicher Jagdhund! ein wunderschönes Thier! Ich habe nicht leicht einen so schön gezeichnet gesehen!"

Das junge Mädchen wendet den Kopf nicht um; sie setzt, auf dem Pflaster gehend, ihren Weg fort. Der Hund scheint für die gegen ihn ausgesprochenen Artigkeiten empfänglicher: er kommt zu Bouchenot her, schnoppert um ihn herum und wedelt mit dem Schwanze. Der junge Mann schmeichelt ihm, beeilt aber dabei seine Schritte, so daß er dicht neben das Fräulein in dem Häubchen zu gehen kommt.

„Ein reizendes Gesichtchen! . . . welch' rosiger Teint und welch' schöne Taille!“ flüstert Bouchenot auf's Neue.

Dieses Compliment bleibt unbeantwortet; man macht eine Miene, als ob man es nicht gehört habe.

„Glaubt sie vielleicht, ich spreche noch von ihrem Hunde?“ denkt der Student, sich dem hübschen Mädchen immer mehr nähernd. „Mache ich gleich die Eroberung des Fräuleins nicht, so scheint dagegen der Hund schon viel Freundschaft für mich zu empfinden; er springt immer um meine Füße herum . . . das Thier wird mich noch niederwerfen.“

„Hierher, Schnauzer!“ ruft das junge Mädchen, welches, den Kopf wendend, bemerkt hat, daß sein Hund nicht mehr neben ihm her geht.

Schnauzer gehorcht einen Augenblick der Stimme seiner Gebieterin, drängt sich aber bald wieder an Bouchenot.

„Schnauzer, du scheinst mir ein sehr gutes Thier,“ sagt der junge Mann, und ich bin gerührt von der Neigung, die du für mich an den Tag legst; aber deine Herrin befiehlt und du mußt gehorchen . . . Ach, wenn ich eine solche Herrin hätte, würde ich mein Auge nicht von ihrem Rocke lassen!“

Das junge Mädchen zuckt mit keiner Wimper; sie wiederholt nur! „Hierher, Schnauzer; was soll das sein, daß du mich verlässest!“

„Ah, sie lacht nicht und gibt keine Antwort,“ denkt Bouchenot. „Entweder ist das eine rechte Schelmin, die unsere Streiche

schon kennt, oder eine kleine Gans, der man vor den jungen Leuten in Paris Angst gemacht hat. Ich glaube eher, sie gehört zu der letzteren Kategorie . . . Jetzt muß ich zu heroischen Mitteln schreiten . . .

„Geben Sie Acht, Mademoiselle, Sie verlieren Etwas!“ ruft Bouchenot plötzlich hinter dem jungen Mädchen her. Diese steht stille, kehrt sich mit bestürzter Miene um und stammelt: „Ach mein Gott! was verliere ich denn?“

„Ich bin überzeugt, Sie sind im Begriff, es zu verlieren, es wird herunterfallen?“

„Was wird herunterfallen?“

„Ihr Strumpfband, wenn es nicht festgebunden ist. In Paris verliert man die Strumpfbänder gar leicht.“

Das junge Mädchen ist gutmüthig genug, an ihr Knie zu greifen, um nachzusehen, ob nichts in Gefahr sei, herabzufallen; als sie aber bemerkte, daß Bouchenot sie lachend betrachtete, wurden ihre Wangen purpurroth, ihre Augen funkelten, und sie sagte mit zorniger Miene zu ihm: „Ich bin doch recht dumm, daß ich Ihren Worten Gehör gegeben habe; Sie haben das nur gesagt, um mich auszuspotten.“

„Nein, sondern um zu wissen, ob Sie Ihre Strumpfbänder ober- oder unterhalb des Kniees herumbinden. Jetzt habe ich mich überzeugt, daß Sie dies oberhalb des Kniees thun und bin entzückt davon, weil auf diese Weise Ihr schönes Bein nicht verdorben wird.“

„Ach, man hat mich vorher darauf aufmerksam gemacht, daß die Herren in Paris den Mädchen immer Dummheiten weis machen wollen; ich hätte Sie gar keiner Antwort würdigen sollen.“

„Wie, Dummheiten? Weil ich Ihnen sage, Sie hätten ein hübsches Bein . . . Ich habe es zwar nicht gesehen, aber ich schließe das aus dem Uebrigen, welches zum Entzücken schön ist! Welche

Augen .. welche Zähne ... welche Frische! O Gott! wenn ich eine Geliebte hätte wie Sie, so würde ich sie nur mit Geflügel und Bisquits nähren!"

„Still, mein Herr, lassen Sie mich in Frieden und beleidigen Sie mich nicht, oder Sie werden schon sehen ..."

„Wie, Fräulein? beleidige ich Sie, wenn ich von Geflügel spreche ... wenn ich Sie anbetungswürdig finde? Ich meine, darin liege nichts, was Sie beleidigen könnte."

„Kurz und gut, Sie reden Dummheiten an mich hin; diese werden Sie aber zu nichts führen, und wenn Sie mich zu sehr geniren, so habe ich hier meinen Hund, den ich von meinem Pathen zum Geschenk erhielt, und dieser wird mich gehörig vertheidigen, denn er ist manchmal recht böse."

„Ich glaube, daß er bei weitem nicht so böse ist, als Sie: sehen Sie, er geht von Ihnen weg, um bei mir zu sein ... dieser Hund ahnt, daß ich Sie liebe; er zeigt bereits Anhänglichkeit an mich."

„Hierher, Schnauzer, hierher!"

„Ah, er gehorcht Ihnen zum Erstaunen! Es scheint nicht, daß Sie ihn schon lange von Ihrem Pathen erhalten haben."

„Das geht Sie nichts an."

„Ach! wie unartig Sie sind! Wer würde glauben, daß diese nymphenartige Taille ein steinernes Herz in sich berge! ... Sie sind eine Nähterin, nicht wahr?"

„Nein, mein Herr, ich bin keine Nähterin."

„Es liegt nichts in meiner Vermuthung, was sie ärgern könnte; die Nähterin steht in der Rangordnung der Grisetten sehr hoch; sie steht in der Mitte zwischen den Putzmacherinnen und den Goldstickerinnen ... Das Pflaster ist schlüpfrig, wollen Sie vielleicht meinen Arm annehmen?"

„Nein, mein Herr, ich will Ihre Begleitung nicht, sondern ich bitte Sie noch einmal, lassen Sie mich in Frieden."

„Ich bin der Ansicht, Fräulein, daß ich Sie durchaus nicht hindere, Ihres Weges zu gehen."

„Aber Sie sprechen mit mir, Sie folgen mir und das langweilt mich. Man hat mir strenge verboten, mit Jemanden auf der Straße zu sprechen."

„Was ist denn zu befürchten für Sie, da Sie einen so bösen Hund haben, der Lust zu haben scheint, mit meiner Tasche Bekanntschaft zu machen?"

„Hierher, Schnauzer, schnell hierher."

„O, das ist gerade, als ob Sie ihn fortjagten! Sie haben ihn wahrscheinlich nicht sehr jung von Ihrem Pathen erhalten."

Das junge Mädchen beißt sich vor Aerger in die Lippen und thut ihr Möglichstes, den Hund an ihre Schritte zu fesseln; aber nachdem er einige Schritte mit ihr gemacht, kehrt er immer wieder zu Bouchenot zurück. Der junge Mann, der trotz der strengen Miene, womit man seine Artigkeiten aufnimmt, sich nicht für geschlagen hält, geht immer in gleicher Linie neben dem Fräulein her und wirft ihr Liebesblicke zu, welche jedesmal mit einer Grimasse erwidert werden."

„Ich wette, daß ich jetzt weiß, wer Sie sind," fährt der Student nach einer Weile wieder fort; „an ihrem edeln Gange, an dieser anmuthigen Gestalt hätte ich es schon früher errathen können ... Sie sind Schneidernähterin oder ... handeln mit Zündhölzchen."

Das junge Mädchen beißt die Lippen zusammen und beschleunigt ihre Schritte.

„Oder machen Sie Korsetten oder repariren Shawls! ... Welchen Standes Sie übrigens auch sein mögen, Sie sind reizend ... Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn Sie mir gestatteten, Ihre Bekanntschaft fortzusetzen."

Das junge Mädchen geht immer schneller: Bouchenot ist beinahe genöthigt, zu rennen, um nicht hinter ihr zurückzubleiben;

dies entmuthigt ihn jedoch nicht und er beginnt auf's Neue: „Sie gehen sehr schnell ... Sie werden sich schaden ... wenn Sie vielleicht eine Erfrischung zu sich nehmen wollten ... eine Bavaroise, eine Limonade? ... die Kaffeehäuser sind nicht bloß für den König von Marokko eröffnet. Es würde mich überglücklich machen, wenn Sie noch nicht gefrühstückt hätten, so Etwas kann vorkommen... man geht manchmal vor dem Frühstück aus ... eine Cotelette und Austern schlägt man nicht gern aus ..."

„Mein Herr, lassen Sie mich in Frieden ... oder ich hetze meinen Hund auf Sie."

„Ah, ah, schöne Brünette, wir werden böse? ... Hetzen Sie auf mich, was Sie wollen, das ärgert mich nicht; allein ich sage Ihnen zum Voraus, daß ich mich vor dem Hund Ihres Pathen nicht fürchte; dieser braune Schnauzer ... wir sind bereits sehr gute Freunde zusammen ... verläßt mich nicht ..."

Bei diesen Worten hatte Bouchenot in seine rechte Tasche gelangt, wo er das Stück Schinken fand, das aus dem Papier herausgegangen war. Indem er nun die Ursache der Anhänglichkeit, die der große Hund für ihn hatte, und allen Vortheil, den er aus diesem Umstande ziehen konnte, begriff, lachte er laut auf und entgegnete: „Aus Allem sehen Sie, daß Ihr Knappe, ohne daß ich ihm rufe, mir folgt; allein da es Ihnen unangenehm ist, daß ich mit Ihnen spreche und neben Ihnen her gehe, so will ich einen andern Weg nehmen; ich bin zu artig und zu gut erzogen, als daß ich Etwas thäte, was den Damen mißfällt. Mademoiselle, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

„Ach, Gottlob!" murmelte das junge Mädchen, ihren Weg gegen die St. Eustach's-Straße fortsetzend, während Bouchenot gegen das Palais-Royal umkehrte, in der Gewißheit, daß der Hund ihm folgen werde.

Wirklich wich auch Schnauzer nicht von der Ferse des Herrn, der Schinken in der Tasche hatte, und schnuffelte immer an seinem

Kleide herum. Das junge Mädchen hat, nachdem sie kaum einige Schritte gemacht hat, bemerkt, daß ihr Hund nicht bei ihr ist; sie kehrt um und sieht ihn zwischen den Beinen des jungen Mannes, der sich entfernt. Sie ruft mehrere Male Schnauzer, aber der ist nicht von der Tasche mit Schinken wegzubringen, so daß sie sich genöthigt sieht, Bouchenot nachzulaufen und zu rufen: „Hierher, schlechter Hund! ... o, welch abscheuliches Thier doch das ist! Mein Herr, jagen Sie ihn doch fort, ich bitte Sie."

Bouchenot kehrt sich um, bleibt stehen und sagt: „Was gibt's, Mademoiselle? Ich glaube, Sie rufen mir ... ich stehe zu Ihren Diensten, denn trotz Ihrer bösen Miene sind Sie so frisch wie ein Veilchenstrauß ... Wollten Sie das Frühstück annehmen, das ich Ihnen angeboten habe?"

„Nein mein Herr, nicht Ihnen rufe ich, sondern meinem Hund, den Sie zu sich locken, um mir einen Possen zu spielen."

„Ich, ich locke Ihren Hund an? ... Das bitte ich mir aus, Mademoiselle, wofür halten Sie mich? Es ist mir noch nie in den Sinn gekommen, meine Verführungsmittel bei einem Hunde in Anwendung zu bringen ... Sehen Sie, ich thue Alles, um den Ihrigen abzutreiben ... fort, Schnauzer, fort, geh' zu deiner hübschen bezaubernden Herrin."

Schnauzer wirft unentschiedene Blicke bald auf den jungen Mann, bald auf seine Herrin. Diese schickt sich zum Weitergehen an und er geht einige Schritte mit ihr; allein bald verläßt er sie wieder und kehrt um, um wieder an Bouchenots Tasche herumzuschnüffeln, der, da er den Hund auf seinen Fersen spürt, seinen Weg fortsetzt, ohne sich umzusehen.

Nach einigen Minuten ertönt abermals die Stimme des jungen Mädchens. „Halten Sie, mein Herr, halten Sie doch! Sie nehmen mir ja meinen Hund wieder fort!"

Bouchenot steht stille und betrachtet lachend das junge Mädchen, welches auf ihn zuläuft.

„Es scheint mir, Fräulein," sagt er, „daß nunmehr Sie mir nachlaufen. Nun, ich werde Ihr Beispiel nicht nachahmen; ich stehe Ihnen dafür, daß ich mich nicht erzürnen werde! Wenn mir ein so hübsches Gesichtchen nachfolgt, werde ich gewiß Neid erregen."

„Ich folge Ihnen nicht absichtlich, mein Herr; dieses abscheuliche Thier nöthigt mich dazu ... Ach, wenn es nicht ein Geschenk meines Pathen wäre, der mir anempfohlen hat, Sorge dafür zu tragen, so ließe ich es seiner Wege gehen ... ich würde mir gar nichts daraus machen, es zu verlieren."

„Gewiß ist, daß Sie der Herr Schnauzer auf eine ganz eigenthümliche Weise vertheidigt! ... Und da mag man noch sagen, der Hund sei das Sinnbild der Treue! ... Welche Lüge! ... Unter den Männern muß man die Muster der Beständigkeit suchen! ... Machen Sie eine Probe, Fräulein, wenn Sie eine solche nicht etwa schon gemacht haben."

„Ich will nichts probiren, mein Herr, sondern meinen Geschäften nachgehen."

„Wenn Sie mir erlaubten, Sie zu begleiten, so dürften Sie sich darauf verlassen, daß Schnauzer nicht verloren ginge."

„Nein, ich gebe durchaus nicht zu, daß Sie mit mir gehen; das wäre hübsch, wenn man mir mit einem Herrn begegnete!"

„Die Herren sind jedoch dazu da, um mit den Damen zu gehen ... Glauben Sie denn, es sei die Bestimmung des Menschen, getrennt zu leben? Ach, Mademoiselle, haben Sie nicht das Werkchen über die eheliche Liebe gelesen?"

„Machen Sie es kurz, mein Herr, geben Sie mir meinen Hund zurück, oder ich werde am Ende ernstlich böse. Es ist recht dumm, daß Sie mich nöthigen, so viele unnöthige Schritte zu machen."

„O, wenn Sie mit solchen Worten um sich werfen, dann weiß ich nicht mehr, was ich sagen soll! ... Dumm! ... Made-

moiselle, das ist ein sehr harter Ausdruck! Solche Worte machen mich an Ihnen ganz irre! ... Ich fange jetzt an, zu glauben, daß Sie mit Stiefelwichse handeln."

„Ich kann meine Zeit damit nicht versäumen, Ihnen nachzulaufen, man zankt mich sonst ... und wenn ich den Schnauzer verliere, so geht es noch schlimmer ... ach, ach! ... ich will meinen Hund! ach, ach!"

„Nun fangen Sie gar an zu weinen ... Mein liebes Kind, Sie haben keinen Grund böse zu werden ... ich wiederhole Ihnen, daß ich durchaus keine Zauberei anwende, um Ihren Hund zurückzuhalten."

„Aber Sie riechen nach Moschus ... nach Pommade oder so etwas! ohne Zweifel zieht dieses den Hund an."

„Fräulein, ich trage ein mit Ambra gefülltes Kißchen bei mir, welches ich direct aus Konstantinopel erhalten habe, aber ich bezweifle, daß dieser Wohlgeruch Ihren Hund anzieht ... um so mehr, als Herr Schnauzer kein türkischer Hund ist. Wenn Sie es übrigens verlangen, so will ich ihn, damit er mir nicht mehr nachläuft, schlagen und ihm einen tüchtigen Tritt unter den Schwanz geben."

„Nein, nein, schlagen Sie ihn nicht ... Ach! ich habe eine Schnur in der Tasche, ich will sie ihm um den Hals binden und ihn dann so fortführen ... ach, daran hätte ich schon früher denken können."

„Binden Sie ihn an, aber schnüren Sie ihm den Hals nicht zusammen ... das würde Ihnen Ihr Herr Pathe noch übler nehmen ... Mit so schönen Augen, einer solchen Taille, einem solchen Busen und solchen Beinen nicht mit einem Manne plaudern wollen ... haben Sie vielleicht einen eifersüchtigen Liebhaber?"

Das junge Mädchen antwortet nicht; sie hat den Hund an eine Schnur gebunden und zieht ihn schnell hinter sich her, was, so viel es scheint, Schnauzer kein Vergnügen macht; dann biegt

sie um die nächste Straßenecke, damit er den nicht mehr sehe, für welchen er eine so große Zuneigung an den Tag legt.

Bouchenot folgt dem jungen Mädchen mit den Blicken, bis sie um die Ecke verschwunden ist; dann spricht er vor sich hin: „Soll ich ihr nachgehen? sie ist zwar recht hübsch, aber sie scheint mir ziemlich einfältig; sie wäre im Stande, wieder in Thränen auszubrechen! Nein, lassen wir sie ihres Weges ziehen; . . . es gibt genug hübsche Frauenzimmer in Paris, die nicht so scheu sind. Wie Teufels wäre es mir ergangen, wenn sie das vorgeschlagene Frühstück angenommen hätte? Ich wußte übrigens gewiß, daß sie es nicht annehmen würde . . . Nun will ich einen Spazierweg oder eine abgelegene Straße aufsuchen, um mein Frühstück vollends zu verzehren, dann will ich mich auf Mittel besinnen, wie ich zu einem Mittagessen gelange, das wird fur den Augenblick besser sein, als einem jungen Mädchen nachzulaufen.“

Bouchenot setzt seinen Weg fort. Er hat noch nicht dreihundert Schritte gemacht, als sich Etwas an seine Beine schmiegt: er blickt hinab . . . es war Schnauzer, der die Schnur abgebissen hatte, an der man ihn geführt, und zu der Tasche zurückkehrte, in welcher der Schinken war.

Viertes Kapitel.

Die Zahnstocher und die Uhrketten.

„Beim Kuckuk! das ist ein recht eigensinniger Hund,“ sagt Bouchenot, still stehend; „es scheint mir, daß er die schwache Schnur, woran man ihn führte, abgerissen hat; . . . du liebst also den Schinken sehr, Schnauzer? Ich glaube fast, deine Herrin gibt dir nicht viel zu fressen, denn du begehst um sehr geringfügiger Dinge willen Gemeinheiten . . . Da der Hund hinter mir ist, kann das junge Mädchen nicht ferne sein . . . aber ich

sehe sie nicht mehr . . . Arme Kleine, ich will ihr wahrhaftig ihren Hund nicht stehlen . . . ich muß einmal sehen, ob ich sie nicht wieder finde. Ach, Schnauzer, wenn ich die Bekanntschaft dieses jungen Frauenzimmers mache, so verdanke ich sie sicher dir."

Bouchenot kehrt wieder um, aber er sieht das junge Mädchen nirgends; er geht die Straße hinein, die sie eingeschlagen hat, verdoppelt seine Schritte, schaut rechts und links und wendet sich an den Hund mit den Worten: „Wo ist deine Herrin?"

Statt aller Antwort springt Schnauzer mit seinen Vorderpfoten an Bouchenots Rock hinauf und schnüffelt mit der Schnauze in die Tasche hinein.

Nach einer halben Stunde vergeblichen Suchens denkt Bouchenot endlich: „Ich habe mein Möglichstes gethan, die Herrin Schnauzers aufzufinden; ich bin, weiß Gott, unschuldig, daß er sich an mich hängt. Ich will ihn inzwischen behalten . . . Ich nehme mich deiner an, treuloses Thier, bis du mich einer besser versehenen Tasche wegen verläßest. Wenn du einem reichen Herrn gehörtest, würde ich morgen sorgfältig alle Anzeigen lesen, die eine angemessene Belohnung versprechen . . . das ist sogar ein Erwerbszweig, an den ich bisher noch nicht gedacht hatte, aber ich zweifle, daß dich deine Herrin anzeigen wird, obgleich du ein Geschenk ihres Pathen bist; auch bin ich, wenn ich sie wiederfinde, zu galant, um dich ihr nicht gratis zurückzustellen. Bis dahin will ich, damit du mir nicht umsonst gefolgt bist, diesen Leckerbissen, die Veranlassung deiner Niederträchtigkeit, mit dir theilen, und da meine Tasche noch längere Zeit darnach riechen wird, bin ich gewiß, daß du mich nicht so schnell verlassen wirst als deine Herrin."

Der junge Mann geht in einen Hausgang hinein und zieht dort den Schinken aus der Tasche, der durch Schnauzers Puffen und Beschnüffeln schlimm zugerichtet worden war; er gibt dem Hunde einige Stückchen, nebst etwas Brod, und Schnauzer verschlingt Alles mit einer erstaunlichen Schnelligkeit. Bouchenot

verzehrt sein Frühstück ruhig in dem Hausgange, wo er sich das Ansehen gibt wegen einer ganz andern Veranlassung sich aufgehalten zu haben. Nach beendigtem Mahle macht er sich mit seinem neuen Begleiter wieder auf den Weg.

„Vorwärts, Schnauzer," sagt er zu demselben, „folge deinem neuen Herrn! . . . Solltest du Miene machen, mich zu verlassen, so habe ich hier in meiner andern Tasche, die du nicht beriechst, zwei Stücke eines Stockes, womit ich dich ziehen will, denn ich gebe die Hoffnung, dich einst deiner Herrin zurückzustellen. noch nicht auf . . . Und wer weiß, ob mich dieser Hund nicht zu Glück, zu Vermögen, zu Ehrenstellen führt; in der Welt folgt immer ein Ereigniß aus dem andern . . . die bedeutungsvollsten Vorfälle haben oft schon geringfügigere Ursachen zur Grundlage gehabt, als der Eigensinn dieses Hundes ist . . . Ah, Schnauzer, wenn ich dir ein glückliches Schicksal verdanke, so darfst du überzeugt sein, daß ich dich nicht vergessen werde."

„Herr, kaufen Sie keine Zahnstocher? kaufen Sie mir Zahnstocher ab, mein Herr."

So sprach ein kleines Mädchen, die an Bouchenot vorbeiging. indem sie ihm ihre ganze Waare, welche sich in einem Körbchen befand, darbot. Dieser stößt das Körbchen zurück und erwidert: „Ich brauche keine Zahnstocher, Kleine, das wäre ein Luxus."

„Kaufen Sie mir die ersten ab, mein Herr, um einen Sou das Päckchen."

„Wenn sie auch nur einen Heller kosteten, würde ich Dir nicht die ersten abkaufen . . . Ich würde Dir nur Unglück bringen."

„O nein, mein Herr, Sie werden mir Glück bringen."

„Ich wiederhole Dir, daß es mir unmöglich ist, Dir zuerst abzukaufen."

„Nehmen Sie ein Päckchen, mein Herr."

„Ei, so laß mich doch mit Deinen Zahnstochern."

Bouchenet stieß den Korb zurück, den das kleine Mädchen

ihm immer wieder hinbot. Herr Schnauzer, der Zeuge dieser Scene war und glaubte, daß auch Eßwaaren in dem Korbe des Mädchens seien, springt plötzlich auf denselben los und wirft mit seinen beiden Pfoten alle Waaren, die darin waren, auf den Boden; dann schnappt er, während das kleine Mädchen schreit und seine Zahnstocher zusammenklaubt, mit seinen Zähnen nach dem Korbe, der auf der Erde liegt, und springt damit fort, als wenn er Feuer unter dem Schwanze hätte.

Bouchenot kann sich des Lachens nicht erwehren, als er den Hund, mit dem Korbe im Maule, durchgehen sieht; er hilft dem Kinde seine Zahnstocher zusammensuchen und sagt ihm: „Da siehst Du, was es hilft, wenn man die Leute nöthigen will; das hat meinen Hund erzürnt . . . er liebt keine Zahnstocher."

„Aber, mein Herr, rufen Sie ihm doch, daß ich meinen Korb wieder bekomme."

„Schnauzer! . . . Schnauzer! . . . das ist ein sehr schlecht erzogenes Thier, es geht nie auf die Stimme seines Herrn . . . Schnauzer! . . . Schnauzer! . . . Du siehst, daß er immer weiter springt. Tröste Dich, Dein Körbchen war höchstens zwei Sous werth; wenn ich wieder vorbei komme, will ich Dir dreißig geben. Heute habe ich keine Münze bei mir."

Mit diesen Worten nimmt Bouchenot den Weg wieder unter die Füße, überzeugt, daß er nun auch den Hund verloren hat. Aber gegen sein Erwarten hört er, nachdem er einige Zeit gegangen ist, hinter sich traben; es war Schnauzer, der immer noch den Korb zwischen den Zähnen hatte.

„Das ist ein spaßhaftes Thier," sagt Bouchenot; „ah, du stiehlst Körbe? der Pathe deiner Herrin hat dir, wie mir scheint, eine sehr schlechte Erziehung gegeben ... Wie komme ich mir nur vor? ... Wie ein Blinder, dessen Hund dressirt ist, Almosen einzusammeln . . . Gleichviel, sammle nur immer Almosen, Schnauzer, und ich werde dir ein Denkmal setzen lassen, wie das des Hundes Mon-

targis . . . Ah, da bin ich ja vor dem Hause des Herrn Lombard, jenes Geschäftsmannes, der mir Alles verkaufen half, was mein Vater mir hinterlassen. Er befindet sich in ganz guten Umständen, der Schuft, und hat mich mehrmals eingeladen, bei ihm zu Mittag zu essen. Zwar war er immer ausgegangen, wenn ich in dieser Absicht zu ihm kam; allein dieses Mal werde ich ihn nicht verfehlen, denn ich sehe ihn eben heimgehen."

Bouchenot geht einem Manne von etwa fünfzig Jahren entgegen, der ein ziemlich gemeines Aussehen, ein langes mageres Gesicht, eine Habichtsnase und eine Brille auf hat, hinter der man etwas wie Glasaugen entdeckt.

„Ah, guten Morgen, Papa Lombard!" sagt Bouchenot, dem Herrn auf die Schulter klopfend, der ihn zuerst gleichgültig betrachtet, dann zufrieden zu sein scheint und entgegnet: Ah, Freund Bouchenot! . . . Sehr erfreut, Sie zu sehen . . . Wie befinden Sie sich, mein lieber Freund? . . . Ich dachte diesen Morgen an Sie und sagte zu mir selbst: es ist doch schon sehr lange her, daß du den lieben Bouchenot nicht gesehen hast."

„Ja, aber Herr Lombard, wenn ich zu Ihnen komme, heißt es immer, Sie seien ausgegangen."

„Ah, ich gehe viel aus; ich habe sehr viele Geschäfte... Und Sie?"

„Ich, ich habe zum Unglück gar keine! Sie könnten mir wohl zu Geschäften verhelfen . . . Sie sagten mir, Herr Lombard, daß Sie an mich denken würden."

„Allerdings; ich wünschte nichts sehnlicher . . . ich weiß, daß Sie Talente haben, thätig sind . . ."

„O, was die Thätigkeit anbelangt, so werden Sie sich erinnern, daß ich nicht lange gebraucht habe, die Hinterlassenschaft meines Vaters aufzuzehren!"

„Kurz, Sie kennen Ihren Codex . . . Sie könnten plaidiren, allein der leidige Umstand ist, daß Sie noch nicht als Advokat aufgenommen sind."

„Was schadet das, Herr Lombard? Es gibt so viele Advokaten, die nicht plaidiren.“

„Sie sind nicht bekannt, das ist das Unglück . . .“

„Ei ja, wenn ich bekannt wäre, so wäre das vielleicht noch unglücklicher.“

„Das ist gleichgültig . . . ich werde Beschäftigung für Sie finden, zählen Sie auf mich, mein Freund. Inzwischen kommen Sie dieser Tage einmal zum Essen zu mir. Auf Wiedersehen, mein lieber Bouchenot.“

„He! hören Sie einmal, Papa Lombard,“ ruft Bouchenot, sich an seinen Arm hängend, während er in sein Haus eintreten will, „da gehe ich lieber gleich heute mit; ich will ohne alle Umstände mit Ihnen speisen . . . oder mit Umständen, wie Sie wollen: ich schicke mich in Alles.“

Der Herr gibt keine Antwort, aber seine Nase zieht sich etwas in die Länge und scheint fast in seinen Mund hineinhängen zu wollen; dann ruft er mit einem Male, Schnauzer betrachtend, aus: „Ach, das ist ein komischer Hund . . . der sieht ganz drollig aus mit seinem Korbe im Maule; gehört er Ihnen?“

„Ja, er gehört für den Augenblick mir; er ist mir anvertraut worden . . . Ich versichere Sie, Papa Lombard, daß . . .“

„Warum hat er denn diesen Korb zwischen den Zähnen?“

„Das ist ein Kunststück, welches er von sich selbst gelernt hat; es ist ein sehr geschickter Hund. Wollen Sie mir ihn abkaufen?“

„Ich? o ich verabscheue die Thiere!“

„Es bleibt also dabei, Papa Lombard, wir speisen zusammen.“

„Ja, mein Freund, kommen Sie dieser Tage zwischen vier und fünf Uhr einmal zu mir.“

„Nicht dieser Tage, heute esse ich bei Ihnen.“

„Heute, mein Freund? Ach, entschuldigen Sie, ich hatte Sie

nicht recht verstanden! Heute ist es mir unmöglich, ich esse nicht zu Hause."

„Sie essen auswärts? Sie sind doch eben im Begriff, nach Hause zu gehen."

„Ich gehe nach Hause, um mich umzukleiden, dann gehe ich wieder fort; ich werde irgendwo erwartet. Auf Wiedersehen, mein lieber Bouchenot; ein anderes Mal . . . zwischen vier und fünf Uhr."

Damit eilt Herr Lombard, nachdem er dem jungen Manne kräftig die Hand geschüttelt hat, in sein Haus hinein, und Bouchenot denkt, sich entfernend: „Abermals eine getäuschte Hoffnung! Hm, abscheulicher Geizhals! Du schüttelst mir die Hand wie einem Zwetschgenbaum, und hast nicht einen Gedanken von Freundschaft für mich. Du hast mir zu meinem Ruin verholfen, indem du mir die Hinterlassenschaft meines Vaters um einen schmählichen Preis abkauftest, und jetzt, wo du mich nicht mehr beluchsen kannst, schlägst du mir ein Mittagessen ab! . . . denn ich merke wohl, daß deine Einladungen nicht ernstlich gemeint sind. O Männer! bei der Bekanntschaft mit euch sind keine Schätze zu erholen! . . . Die Weiber lasse ich mir noch gefallen . . . wenn man sich wegen dieser ruinirt, so hat man doch noch seinen Spaß dabei! Komm, Schnauzer, komm; lassen wir diesen Egoisten! Ich bedaure nur, daß du ihm nichts genommen oder ihn nicht wenigstens in die Waden gebissen hast . . . aber ich glaube, er hat keine. Lenken wir unsere Schritte einer gastfreundlicheren Wohnung zu, wenn es überhaupt für Leute, die nicht einen Heller in der Tasche haben, eine solche gibt; denn in der Regel bietet man immer denen Etwas an, die nichts bedürfen. Mein Gott! welch' schöne Gedanken steigen in mir auf . . . wie vortheilhaft das Mißgeschick auf den Geist wirkt . . . Ich sollte Maximen schreiben!"

Bouchenot setzt seinen Weg wieder fort, aber nicht mit gleich munterem Schritte: sein Gang ist nicht mehr so lebhaft und sein

Tritt nicht mehr so sicher als am Morgen, wo er seine beiden Freunde verließ; der Tag war allmählig vorgerückt und nicht glücklich für ihn gewesen, der Alles in rosigem Lichte sah, so lange er noch fünf Franken in der Tasche und süße Hoffnungen in Aussicht hatte; auch stellte sich der Hunger wieder ein ... das Frühstück war längst verzehrt. Bei immerwährendem Gehen verdaut man schnell, und der arme Junge war seit dem Morgen auf den Beinen. Trotz aller Heiterkeit des Geistes und aller Philosophie des Charakters missstimmen die Schläge des Schicksals das Gemüth, und die Ungerechtigkeit thut dem Herzen wehe; auch ist der Anblick einer Menge Menschen, die gleichgültig bleiben bei unsern Leiden, oder uns ihre Dienste versagen, nicht geeignet, unsern Kummer zu lindern. Im Allgemeinen ist es die Einsamkeit, der Aufenthalt auf dem Lande, was uns am meisten anspricht, wenn die Wucht des Schicksals schwer auf uns liegt; denn es ist schon eine Erleichterung, wenn man ungestört die Stirne runzeln und das Gesicht verziehen kann, ohne daß man sich von einer Masse Ueberlästiger, die weiter nichts für uns thun wollen, fragen lassen muß: „Was fehlt Ihnen?"

„Fort mit diesen schwarzen Gedanken, die mich niederdrücken," spricht Bouchenot nach einer Weile vor sich hin: „ich habe zwar keinen Heller Geld, aber das ist nicht das erste Mal, daß ich mich in dieser Lage befinde; ich werde mich wieder aus ihr herausreißen ... oder darin verharren! Einerlei, wenn ich nur ein Mittagessen bekomme, das ist jetzt die Hauptsache. Madame Dubillon, die himmlische Elvina und der alte Schurke, der Lombard, haben mich angeschmiert. Nun bleibt mir noch die Familie Monflacon; auf sie ist nun meine letzte Hoffnung gegründet. Brave Bürger des Marais! ich schätze, ich verehre euch. Ihr eßt zwar keine Truthühner mit Trüffeln, aber euer Fleischtopf und eure Linsen sind mir hundert Mal gesünder. Die Monflacon sind allerdings entsetzlich dumme Leute: der Papa sieht nur durch die Augen seiner Frau, diese nur durch die Augen ihres Sohnes, und dieser Sohn

ist ein kleiner, mürrischer, häßlicher, höchst ungezogener Junge, der, so oft ich seine Eltern besuchte, meine Beinkleider anspuckte und mir seine Kegel zwischen die Füße warf. Das schadet jedoch nichts; heute werde ich ihn angenehm, liebenswürdig, fröhlich finden und mit ihm kegeln, dann wird man mich zum Mittagessen einladen. Ich will den Weg nach der Francs-Bourgeois-Straße einschlagen; es ist zwar weit dorthin, aber ich habe gute Beine ... ich könnte freilich, wenn es mir zu beschwerlich würde, auf Schnauzern hinreiten ... in Paris erregen jedoch auch die geringfügigsten Dinge solches Aufsehen, daß mir möglicher Weise alle Gassenjungen nachlaufen würden; ich will mich daher nur von meinem Knappen begleiten lassen."

Bouchenot verdoppelt seine Schritte. Die Aussicht auf ein Mittagessen hat seinem Gange die verlorene Sicherheit und Lebhaftigkeit wieder verliehen. Er ist entzückt, sich der Familie Monflacon erinnert zu haben, die ihn immer recht artig aufnahm und wo er schon mehrere Male zu Mittag gegessen hatte, weil er, so lange er noch Einiges von seines Vaters Handelsgegenständen besaß, dem kleinen Monflacon öfters eine Schachtel mit Bonbons gebracht hatte.

Im Vorbeigehen wird Bouchenot auf den Boulevards, durch die er kam, abermals von einem kleinen Mann in einer Mütze angehalten, der ihm zuruft: „Mein Herr, kaufen Sie mir eine schöne Kette ab ... eine prächtige Kette ... eine wahre Sicherheit für die Uhren ... Sehen Sie, mein Herr, wie schön ... das Schönste, was es in Gold und in Stahl gibt, und kostet nur drei Franken zehn Sous."

„Laß mich mit Deinen Ketten in Ruhe!" ruft Bouchenot, die ihm hingehaltenen Waaren zurückstoßend, aus. „Haben sich denn heute alle Tröbler von Paris verschworen, hinter mir her zu sein? Ich erinnere mich noch des Stockes von heute Morgen! mit ihm hat die Reihe meiner Unglücksfälle begonnen."

„Sehen Sie, mein Herr, eine sehr hübsche und dauerhafte Kette; mit dieser kann man Ihnen Ihre Uhr gewiß nicht stehlen."

„Ich habe keine Uhr und fürchte daher nicht, daß sie mir gestohlen werde."

„Nun, mein Herr, dann hängen Sie Ihre Lorgnette daran."

„Ich habe auch keine Lorgnette."

„So hängen Sie sie über Ihre Weste her, das ist die neueste Mode."

„Wenn Du mich nicht in Frieden lässest, hetze ich meinen Hund auf Dich."

Damit stieß Bouchenot den Kettenhändler, der ihm seine Waare absolut aufnöthigen wollte, wiederholt zurück. In diesem Augenblicke läßt Schnauzer, der sich schon eine Weile um seinen neuen Herrn herumdrehte, plötzlich den Korb fallen, den er noch im Maule hatte, und springt mit seinem Kopfe, durch alle die Ketten hindurchfahrend, an dem Handelsmann hinauf.

Bouchenot bricht in ein schallendes Gelächter aus, und der erschrockene Handelsmann zieht sich, unter Verwünschungen auf den Herrn und den Hund zurück.

„Bravo, Schnauzer, bravo, mein wackerer Begleiter!" sagt Bouchenot, seines Weges gehend: „du schaffst mir die Ueberlästigen rasch vom Halse! . . . Potz Tausend, du bist ein Bursche, der es nicht duldet, daß man mir den Weg versperrt. Gut, ich bin zufrieden mit dir; mit einem solchen Hunde würde ich, ohne eine Miene zu verziehen, durch den Wald von Bondy gehen."

Schnauzer scheint durch die an ihn gerichteten Lobeserhebungen geschmeichelt, denn er eilt voraus, läuft dann zurück, streckt den Kopf in die Höhe, schaut Bouchenot an und wedelt mit dem Schwanze.

„Hauptsächlich freut mich," sagt der junge Mann, den Hund anblickend," daß du den Zahnstocherkorb bei dieser neuen Affaire hast fallen lassen . . . daran thatest du sehr wohl, Schnauzer: dieser Korb gab dir das Ansehen eines Blindenführers, und obgleich

dieses sehr schätzbare Thiere sind, brachte mich das doch in ein falsches Licht . . . aber, sonderbar, er scheint mir statt des verlorenen Korbes etwas Anderes genommen zu haben! Was glänzt denn so an seinem Halse? Schnauzer, hierher, sogleich hierher!“

Der Hund steht stille und Bouchenot bemerkt sodann, daß der tapfere Schnauzer eine der Ketten um den Hals hat, die der Handelsmann zum Verkauf anbot; indem er an dem Letztern hinaufsprang, stieß er gegen dessen Waaren und schlang sich auf diese Weise eine der Ketten, die sich von den andern losgetrennt hatte, um den Hals; der kleine Mann aber gewahrte in der Hast, mit der er sich flüchtete, nicht, daß ihm eine fehle.

„O! das lasse ich mir eher gefallen, als den Korb!“ rief Bouchenot lachend aus; „meiner Treu', ich laufe dem Handelsmann nicht nach, ihm seine Kette zurückzugeben . . . Schnauzer hat sie redlich verdient; jedenfalls würde der Mann, wenn er mich ruhig hätte vorübergehen lassen, um was ich ihn ersuchte, seine Waare nicht eingebüßt haben. Vorwärts, Schnauzer, jetzt, wo du eine so prächtige Halskette anhast, darfst du dich der Familie Monflacon wohl vorstellen.“

Bouchenot setzt seinen Weg fort, und der Hund läuft, die Kette an seinem Halse schüttelnd, neben ihm her.

Fünftes Kapitel.

Die Familie Monflacon und die Gaukler.

Herr Monflacon war fünfzig Jahre alt; er hatte sich erst spät mit einem ebenfalls nicht mehr jugendlichen Frauenzimmer verheirathet und erst nach sechsjähriger Ehe, als das Alter der Madame Monflacon eine weitere Mutterschaft nicht mehr erwarten ließ, ein Kind mit ihr gezeugt; daher rührte die Schwäche,

welche die Eltern für diesen Sprößling, den ihnen die Natur so spät vergönnt hatte, an den Tag legten. Das Kind war äußerst häßlich, aber sie fanden es so hübsch wie einen Liebesgott. Dies ist sehr natürlich und sehr entschuldbar: ein Kind muß für seine Eltern, die es ebensowohl mit den Herzen als mit den Augen betrachten, immer schön sein. Aber der kleine Stanislaus Monflacon war auch böse, streitsüchtig und tückisch, und statt sich mit seiner Besserung zu beschäftigen, vergab man jederzeit seine Fehler, in denen man durchaus gute Eigenschaften entdecken wollte, und hierin ging die elterliche Liebe offenbar zu weit.

Bouchenot erreichte mit sinkender Nacht die Francs-Bourgeois-Straße; aber obgleich das Ehepaar Monflacon auf dem Marais wohnte, speiste es doch nicht früh zu Mittag. Der kleine Stanislaus hatte nämlich die Gewohnheit, zwei bis drei Frühstücke einzunehmen, die ganz nach seiner Laune dauerten, woraus folgte, daß er zur Zeit des Mittagessens noch keinen Hunger hatte und man daher für nöthig hielt, die Mahlzeiten zu verschieben, bis das Söhnchen wieder bei Appetit war. Bouchenot tritt in's Haus und geht in Begleitung Schnanzers, dessen Kette einen blendenden Glanz von sich wirft, die Treppe hinauf. Herr Monflacon selbst öffnet dem jungen Manne und stößt bei seinem Anblick einen Freudenschrei aus: „Ei! Freund Bouchenot!“

„Ich bin es in der That, mein lieber Herr Monflacon.“

„Wir haben uns seit einem Jahrhundert nicht gesehen. . .“

„Das ist wahr, es ist schon sehr lange her . . . aber Sie wissen, daß man in Paris so Vielerlei zu thun hat! . . . Und wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin?“

„Treten Sie doch ein, Sie werden sie gleich sehen.“

„Und Ihr Herr Sohn?“

„Ist auch da . . . er spielt neben seiner Mutter. O! Sie werden sich wundern, wie groß der Junge geworden ist . . . er ist jetzt ein Mann.“

Bouchenot geht in den kleinen Salon hinein, wo Madame Monflacon, eine mehr als vierzigjährige Frau, die nie hübsch, aber zeitlebens einfältig gewesen war, in einem Lehnstuhl saß und Karten in der Hand hatte, die sich der Herr Sohn den Spaß machte, so oft sie die Mutter aufgelesen hatte, wieder auf den Boden zu werfen, und welche die Mama immer wieder mit der gleichen Geduld vom Boden auflas.

Der kleine Stanislaus kroch gerade auf allen Vieren herum, die Wangen mit eingemachten Trauben vollgeschmiert, und kaute noch die Reste einer Butterschnitte, wovon Brosamen umherlagen.

„Da ist unser Freund Bouchenot, den wir so lange nicht gesehen haben!“ sagt Monflacon, die Salonthüre öffnend.

Bouchenot verbeugt sich tief vor Madame, und als Mann, der seine Leute kennt, wendet er sich gegen den kleinen Stanislaus und ruft aus: „Ach Gott! welches hübsche Kind! welch' herrlicher Junge! ... wie groß er geworden ist! O, es ist ganz unbegreiflich! er ist fast ein Mann und so kräftig ... es ist eine wahre Freude!“

„Nicht wahr, er ist recht gediehen?“ entgegnete Madame Monflacon, ihren Mund wie einen Trichter zusammenziehend, was bei ihr ein Lächeln bedeutete, wenn man ihrem Sohne schmeichelte.

„Ich halte ihn ... ohne sein Alter zu kennen, wenigstens für zehn Jahre alt.“

„Er wird in drei Monaten erst sechs und ein halbes,“ erwidert der Papa, sich brüstend; „wahr ist es aber, daß er ein starker Knabe ist. Ei, mein lieber Bouchenot, Sie werden hoffentlich mit uns zu Mittag essen ... Nicht wahr?“

„Ach! Sie sind allzugütig ... ich bin nicht aus diesem Grunde gekommen ... Ich glaubte, Sie hätten schon gespeist.“

„Wir essen immer sehr spät, auch hat Stanislaus vor kurzer Zeit erst Brod und eingemachte Trauben gegessen, wir wollen daher lieber noch warten, bis er wieder Hunger hat.“

„Nun wohl, ich will mit Ihnen essen ... aber ich bitte Sie dringend, machen Sie keine Umstände! ... Ich muß immer wieder auf Ihren Sohn zurückkommen ... das ist ein prächtiges Kind!"

„Meine Liebe, sage doch Deinem Mädchen, daß sie uns einen guten Nachtisch besorgt."

Bouchenots Artigkeit gegen den Kleinen erwarb ihm diese Rücksichten in Betreff eines Nachtisches; da er wußte, wie er es anzufangen hatte, um ein gutes Mittagessen zu bezwecken, fand er immer neue Schönheiten an Stanislaus, als das Kind mit einem Male aufsprang und einen Schrei ausstieß.

Schnauzer war, nachdem er eine Zeit lang im Vorzimmer verweilt hatte, eben in den Salon hereingekommen und hatte sich plötzlich neben Bouchenot niedergelassen.

Vater und Mutter sind erblaßt; sie blicken ihren Sohn an, um zu erforschen, was ihn so erschreckt habe, aber das Kind deutet auf den Hund und ruft: „Ach, der Wuwu ... der große Wuwu!"

„Sie haben einen Hund?" fragt Madame Monflacon mit unentschlossener Miene.

„Gehört das Thier Ihnen?" fragt der Vater, indem er in den Augen seines Sohnes zu lesen sucht.

Aber ehe Bouchenot Antwort gegeben, hat sich der Junge bereits Schnauzern genähert, streichelt ihn auf dem Rücken und sagt: „Wie schön ist der Wuwu! Ach! so möchte ich einen, mit dem könnte ich spielen!"

Herr und Madame Monflacon nehmen ihre liebenswürdige Miene wieder an, da sie sehen, daß der Hund ihrem Sohne gefällt.

„Ja, ich habe den Hund erst seit kurzer Zeit," erwidert Bouchenot, „man hat ihn mir zum Geschenk gemacht. O! er ist sehr sanft, wenn man mich nicht berührt, sobald man mich aber angreift, sucht er mich zu vertheidigen."

„Der Hund ist sehr schön!“ sagt Madame Monflacon, die ihren Sohn mit Schnauzern spielen sieht; „er hat einen hübschen Kopf.“

„Es ist, glaube ich, ein Neufundländer,“ sagt Herr Monflacon, der das Thier auch streichelt.

„Nein, nein, er stammt von keiner so erlauchten Raçe her ... aber er ist wirklich nicht übel ... und er ist geschickt: er empertirt ... das heißt, er rappertirt vorzüglich.“

„Sie haben ihm ein sehr elegantes Halsband angezogen ... der Teufel, eine goldene Kette!“

„O! Gold ... Sie können sich wohl denken, daß es nur so scheint.“

„Gleichviel, sie ist sehr hübsch, ausgezeichnet hübsch. Wie heißt Ihr Hund“

„Schnauzer.“

„Komm' her, Schnauzer. Ach! was er für ein gutmüthiges Aussehen hat!“

Bouchenot, der bemerkte, daß man das Essen vergißt, sucht das Gespräch alsbald auf einen andern Gegenstand zu bringen, indem er ausruft: „Ich kann Ihren Sohn nicht genug betrachten! Welche hübsche Augen ... welchen schelmischen Blick ... ganz wie die Mutter ... und doch auch hat er wieder alle Züge des Vaters!“

„Ja, ich glaube, daß er uns ähnlich werden wird,“ entgegnet Madame Monflacon, indem sich ihr Mund wieder in einen Trichter zusammenzieht.

„Ei, liebe Freundin, denke doch an unser Mittagessen!“ ruft ihr Herr Monflacon zu. „Laß uns auch Pfannküchlein machen ... Bouchenot ißt sie gewiß gerne, und das Leibessen von Stanislaus sind sie ohnehin.“

„Ich esse Alles gerne, nur machen Sie keine Umstände, ich bitte Sie. Ha! kleiner Stanislaus, Du wirst viele Leidenschaften entzünden, das prophezeihe ich Dir!“

tersuchen, und sagt, die Stirne runzelnd, zu Bouchenot: „Mein Herr, ich finde es sehr auffallend, daß Sie einen Hund zu mir bringen, der solche Angriffe auf mein Kind macht.“

„Ei, mein Gott! lieber Herr Monflacon,“ entgegnet Bouchenot, „Sie machen da einen rechten Lärm einer so unbedeutenden Sache wegen! Ihr kleiner Junge hat wahrscheinlich meinen Hund zu sehr geneckt und dieser sich ein wenig darüber geärgert, das ist das Ganze! Wenn man aber den Hund in Ruhe läßt, thut er Niemand ein Leid.“

Da aber der Knabe immerfort weinte, gab man Bouchenot kein Gehör.

„Man muß Etwas aus der Apotheke holen,“ sagt Madame Monflacon; „man muß dem Kinde Linderung verschaffen. Nach dem, was geschehen ist, denke ich durchaus nicht mehr an das Mittagessen.“

„O! ich eben so wenig,“ versetzt Herr Monflacon, sich in die Lippen beißend in unverkennbarer Absicht; „ich müßte ein Tiger sein, wenn ich an's Essen dächte, während mein Sohn weint . . . ich will in die Apotheke schicken.“

„Aber Sie sehen doch, daß Ihrem Sohne weiter nichts geschehen ist,“ nimmt Bouchenot wieder das Wort, der die Dummheit seines Hundes gut zu machen wünscht. „Vorwärts, Schnauzer, komm', bitte den Kleinen um Verzeihung . . . springe an dem lieben Stanislaus herauf.“

Damit hebt Bouchenot, mehrmals Schnauzern anblickend, die Hände in die Höhe, um dem Hunde deutlich zu machen, er soll das Kind liebkosen, da er der Ueberzeugung ist, daß der Unfall mit der Hose bald vergessen sein wird, wenn man das Kind zum Lachen bringt. Unglücklicherweise versteht das Thier die Bewegungen seines Herrn falsch: ärgerlich vielleicht, so lange mißhandelt worden zu sein, von dem Geschrei und Gejammer um sich herum betäubt, und in der Meinung, Bouchenot fordere ihn zur

Vertheidigung auf, fährt Schnauzer an Madame Monflacon hinauf und setzt seine Pfoten vorne auf den Ort, den die Ammen sich nicht scheuen, sehen zu lassen, den aber die Mutter des kleinen Stanislaus sorgfältig verbarg, weil sie nichts sehen lassen konnte.

Als Madame Monflacon Schnauzers Pfoten auf ihrer Brust fühlt, stößt sie ein fürchterliches Geschrei aus und scheint nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, der kleine Stanislaus brüllt zum Erbarmen, und Herr Monflacon läuft nach der Feuerzange und haut den Hund damit auf den Rücken.

„Das ist abscheulich!“ schreit er, „welche Unschicklichkeit!... Halten Sie doch Ihren Hund zurück, mein Herr: er betastet mit seinen Pfoten, was noch nie eine Hand berühren durfte ...“

„Wenn Sie so auf ihn hinein prügeln, macht er noch ärgere Sachen!“

„Welches Entsetzen! ... Ein Thier berührt den Busen meiner Frau!“

„Ich habe die Ueberzeugung, daß er Nichts berührt hat.“

Schnauzer flüchtet sich während dessen, um den Schlägen mit der Feuerzange zu entrinnen, unter ein Sopha, von dort auf einen Theetisch, von dem er die Tassen und die Theekanne eines hübschen Porzellanservices, dessen sich das Ehepaar Monflacon nur am Neujahrstag zu bedienen erlaubte, hinunterwirft; dann nimmt er, wieder auf den Boden springend, einen großen Harlekin in's Maul, den man Tags zuvor dem kleinen Stanislaus gegeben und welchem das Kind erst die Nase und einen Arm abgebrochen hatte.

„Meinen Bajaz!“ schreit der kleine Junge, hoch erröthend vor Zorn und erschreckliche Gesichter schneidend; „er nimmt mir meinen Bajaz!“

„Komm', mein Sohn, Du sollst morgen drei dafür haben... wir wollen gehen,“ sagt die Mutter; „wenn der Herr noch einen

Augenblick länger mit seinem Hunde hier verweilt, so verlasse ich das Haus."

Mit diesen Worten entfernt sich Madame Monflacon mit ihrem Sohne auf dem Arme aus dem Salon. Was den Gatten anbetrifft, so stellt sich dieser, nachdem er sich mit der Feuerschaufel und Zange bewaffnet hat, majestätisch vor Bouchenot hin und sagt zu ihm: „Sie haben gehört, was meine Frau gesagt hat; ich hoffe nicht, daß Sie dieselbe nöthigen werden, das Haus zu verlassen. Wenn man ein so ungezogenes Thier hat, kommt man nicht zu Leuten, die Kinder haben. Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Abend, mein Herr."

„Ei, mein Gott, mein Herr, wenn man ein so häßliches, so unartiges und so schlecht erzogenes Kind hat wie Sie, so muß man nothwendig mit all' seinen Bekannten Händel bekommen. Guten Tag, guten Abend, gute Nacht!"

Hierauf entfernt sich Bouchenot plötzlich und läßt Herrn Monflacon ganz starr vor Erstaunen über das, was man in Betreff seines Sohnes zu sagen gewagt hat, stehen.

„Der Teufel! es scheint ausgemacht, daß ich heute nicht zu Mittag essen soll!" ruft Bouchenot aus, als er sich auf der Straße befindet. „Diesmal ist der verfluchte Hund daran schuld! Hat man aber auch je eine einfältigere Familie gesehen, als diese Monflacons! ... Jetzt weiß ich in der That nicht mehr, wo ich mich hinwenden soll; ich habe meinen letzten Trumpf ausgespielt. Es ist bereits Nacht, schon sieben Uhr vorbei ... wo soll man jetzt ein Mittagessen finden? ... Alles hat gegessen ... das heißt Alles, außer Denen, die in meiner Lage sind. Teufels-Schnauzer, packe dich! ... und doch kann ich mich des Lachens nicht erwehren, wenn ich an den Anblick von vorhin denke, als der Schelm von Hund seine Pfoten auf das setzte, was Herr Monflacon den Busen seiner Gattin zu nennen beliebte! ... Ach! ach! wenn ich ein Maler wäre, wenn ich gleich Biard das Talent besäße, komische

Scenen naturgetreu darzustellen . . . die in der Malerei so seltene Kunst, das Lachen zu erregen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten . . . so würde ich bestimmt das Gemälde der Familie Monflacon machen! . . . Aber ich bin kein Maler . . . ich bin kein Musiker . . . weiß überhaupt nicht viel und wenn ich sage, ich sei ein Student, so ist es ein schlechter Witz, denn ich habe nie studirt! . . . Ich sehe allmählig ein, daß es eine ziemlich schwierige Aufgabe ist, sein Glück zu machen, wenn man nichts gelernt hat. O, mein armer Vater, der du mir mit deinen Zuckerwaaren ein artiges Vermögen erworben hattest, warum warst du nicht strenger gegen deinen Sohn? . . . warum hast du mich, statt mich für ein kleines Genie zu halten, wenn ich den nächsten besten Unsinn sprach, der mir in den Kopf kam, nicht getadelt, nicht bestraft, nicht bei Wasser und Brod eingesperrt, um mich zu Erfüllung meiner Pflichten zu zwingen? Warum warst du nachsichtig gegen meine Faulheit und meine Leckerei? gegen Gewohnheiten, die einem bald zur zweiten Natur werden, und die man nicht mehr bemeistern kann, wenn die Jahre kommen, wo man sich rasiren muß? . . . Ach! weil du mich zu sehr liebtest und zu schwach warst, weil du deinen kleinen Fidelins mit denselben Augen betrachtetest, wie Herr Monflacon seinen Stanislaus, der wahrscheinlich eben so liederlich werden wird, als ich. Der einzige Unterschied zu meinen Gunsten ist der, daß ich hübsch war und Herr Stanislaus immer häßlich bleiben wird. Doch glaube nicht, daß ich dich anklage, armer Vater, ich will dir keine Vorwürfe machen, es sind nur einfache Reflexionen. Die Güte der Väter entschuldigt die üble Aufführung der Kinder nicht, diese sollten sich im Gegentheil doppelt bestreben, der ihnen bewiesenen Liebe würdig zu sein; aber statt dessen machen diese kleinen superklugen Genies nichts als Schulden und nennen ihre Eltern Dummköpfe."

Der junge Mann schritt immer vorwärts; er war wieder auf die Boulevards zurückgekommen und ging nun an der Straße

des Filles-du-Calvaire vorbei. Schnauzer marschirte getreulich zwei Schritte hinter der Tasche her, die noch nach Schinken roch: er hatte Etwas zwischen den Zähnen, welches er, seit man sich von der Familie Monflacon entfernt, nicht abgelegt hatte.

Bouchenot kehrt sich um und erblickt zum ersten Male die neue von dem Hunde errungene Trophäe; es war der Harlekin des kleinen Stanislaus.

„Ach! Du hast wieder Etwas mitgenommen, Schnauzer!“ sagt Bouchenot, das Thier streichelnd, welches den Kopf in die Höhe hält und seinem neuen Herrn mit Stolz zu zeigen scheint, was es in der Schnauze hat. „Du hast sicherlich die Diebesbeule am Schädel ... oder haben die, denen du früher gehörtest, dich absichtlich auf den Weg des Verbrechens geleitet! Ich möchte gerne wissen, wer früher dein Herr war, denn ich kann das junge Mädchen, mit welchem ich dir begegnete, nicht als deine Herrin betrachten! ich bin überzeugt, daß sie dich noch nicht lange von ihrem Pathen erhalten hat. Dieser Pathe muß nach der Erziehung, die er diesem Hunde gegeben hat, ein Räuberhauptmann sein. In Rücksicht auf dein Talent habe ich gute Lust, Händel mit einem Pastetenbäcker anzufangen, und während unseres Streites kannst du etwas Nahrhafteres als Kupferketten, Körbe und Harlekine fortnehmen. Doch nein ... ich bin, obgleich ich keinen Heller habe, ein ehrlicher Mann, was weit verdienstvoller ist, als wenn ich dabei reich wäre; und solltest du fortfahren, dich so rücksichtslos zu betragen, Schnauzer, so sage ich dir zum Voraus, werde ich mich des zerbrochenen Stockes bedienen, den ich in der Tasche habe, und mit dem ich heute Abend statt des Nachtessens ein Freudenfeuer anfachen will. Was sehe ich aber dort auf der andern Seite des Boulevards? ... Gaukler, Marktschreier, Possenspiel! ... Ei, da muß ich zuhören, das ist ein Schauspiel, welches nichts kostet; und im Gedränge bestohlen zu werden darf ich auch nicht fürchten.“

Bouchenot geht über das Boulevard hinüber und mischt sich

unter die vor einem großen Zelte versammelte Menge; ein großes Gemälde das an einem Besenstiele hing und das der Wind auf- und abrollte zog die Augen auf sich; dasselbe stellte die neue Welt vor. Man sah eine Unmasse Menschen, Thiere, Bäume und Pflanzen darauf; die Blumen waren so groß als die Bäume, die Thiere weit größer als die Menschen, und die letzteren hatten schneeweiße Haare auf dem Kopfe, die ihnen bis an die Fersen hinabhingen.

Ein Mann, der auf dem bei dem Eingange zum Zelte angebrachten Gerüste stand, erklärte die Bedeutung des Bildes, indem er mit einem großen Stabe darauf schlug.

Dieser Mann hatte einen alten Oberrock an, dessen Farbe man nicht mehr unterscheiden konnte, einen schlechten Hut auf, der fast keine Krempe mehr hatte, und einen fürchterlichen Schnurrbart, der sich mit seinem dicken Backenbart in Verbindung setzte.

Während er das Publikum anredete, führten zwei, der eine als Hanswurst, der andere als Geck gekleidete Männer auf dem Gerüste einen Tanz auf, dessen Wendungen sie wahrscheinlich selbst erfunden hatten, und erlaubten sich dabei tausenderlei Stellungen, bei denen der Schicklichkeit keineswegs Rechnung getragen wurde. In einer Ecke endlich stand ein, so zu sagen als Amazone gekleidetes Frauenzimmer, welches einen Turban auf dem Kopfe hatte und zu den Sprüngen des Hanswurstes und des Gecken Violine spielte.

Die Menge schenkte jenem Redner wenig Aufmerksamkeit: sie sah lieber dem Tanze zu und lohnte jede unzüchtige Stellung der Tänzer mit einem schallenden Gelächter; der Herr im Oberrock ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern perorirte, mit seinem Stabe auf das Gemälde klopfend, mit großer Gravität: „Meine Herren und Damen, das ist die neue Welt, welche wir die Ehre haben, Ihnen zu zeigen mit den lebendigen Menschen und Thieren, die von einem berühmten schweizerischen Seefahrer mitgebracht wurden, der die Entdeckungen des famosen und aus-

gezeichneten Lapeyrouse, den Sie alle so gut kennen wie ich, fortsetzen wollte. Die Personen, welche Sie auf diesem Gemälde sehen, sind Kackerlacken, ihre Haare sind weiß, lang und dick . . . Sie können sich selbst davon überzeugen, sie berühren und betasten, sogar für Ihre Frauen, Ihre Kinder oder Ihre Liebsten eine Locke davon mitnehmen. Sie werden die Kackerlacken kämpfen und Thiere überwinden sehen, die viermal stärker sind als sie! . . . Die Menschen in der neuen Welt sind mit einer ungeheuren Kraft begabt, sie schlagen sich aber nie untereinander; sie sind von Natur sanftmüthig, gut, gerecht und ohne allen Neid und Mißgunst; die Weiber sind demüthig, gehorsam und treu, deßhalb heißt man es auch die neue Welt. Treten Sie herein, meine Herren und Damen, sehen Sie dieses beachtungswerthe Schauspiel; machen Sie Bekanntschaft mit den Bewohnern der neuen Welt; man hat sie in gutem Französisch sprechen gelehrt: „„Wir wünschen der Gesellschaft guten Abend!““ sie sprechen dieses auch so gut aus als ein Bürger von Sèvres oder Saint-Cloud. Dieses Schauspiel erspart Ihnen eine Reise von neunhundert Stunden, und es freut Einen, wenn man daheim zu seinen Dienstleuten sagen kann: Ich habe so eben die neue Welt gesehen! Außerdem, meine Herren und Damen, habe ich die Ehre, Ihnen anzukündigen, daß das Schauspiel mit einem großen Waffenkampfe endigt, in welchem sich die erste Fechtmeisterin Frankreichs, das Fräulein Malatorchi, produciren wird. Sie erbietet sich jede Gattung von Angriffen auszuhalten, die man ihr vorschlagen wird. Die Herren Profosen, die Herren Militärs und alle Liebhaber, welche sich in einen Kampf mit dieser berühmten Dame einlassen wollen, dürfen unentgeltlich eintreten. Spazieren Sie herein, es fängt sogleich an.“

Die berühmte Malatorchi war keine Andere, als die Dame in Amazonenkleidung mit dem Turban auf dem Kopfe, welche Violine spielte. Als der Herr geendigt hat, legt sie ihr Instrument weg, tritt ebenfalls ganz an das Geländer des Gerüstes vor, und

schreit aus Leibeskräften mit heiserer Stimme: „Ja, meine Herren, ich bin bereit, mich mit allen denen, die mir die Ehre erweisen wollen, in einen Kampf einzulassen, entweder auf Rapier, Degen oder auf Säbel. Nachdem ich mit den besten Fechtmeistern des Auslandes zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit gekämpft habe, will ich mein Talent in Frankreich bewundern lassen. Die Liebhaber dürfen sich nur melden ... Der Eintritt für sie ist gratis!... verstehen Sie, gratis! ... das heißt, es kostet sie nichts."

Die Dame salutirt dreimal auf militärische Weise und verläßt das Gerüst; der Hanswurst und der Geck thun ein Gleiches, nachdem sie der Gesellschaft vorher noch etwas ganz Anderes als ihr Gesicht gezeigt haben. Endlich bläst der Herr in dem Backenbarte in eine Trompete, und ein Theil der Menge drängt sich in das Zelt hinein.

Bouchenot ist auf seinem Platze geblieben. Ein bizarrer Gedanke geht ihm durch den Kopf; er hat Lust, in's Schauspiel zu gehen, und damit er nichts dafür bezahlen darf, sich für einen Fechtmeister auszugeben.

„Hat man zu etwas Talent," sagt er zu sich, „so muß man es auch zeigen, ich bin so ziemlich stark im Stoßen, und ich wette, daß ich Frau Malatorchi touchiren werde. Zum Henker, dieses kleine Vergnügen darf ich mir schon machen, da es mich nichts kostet; es wird mich zerstreuen und mich einen Augenblick meinen Hunger vergessen machen. Und dann höhnen mich auch oft die Herren wegen meiner Tapferkeit und meinen, ich habe Angst, mich zu schlagen ... wenn ich die erste Fechterin Frankreichs touchire, habe ich Niemand mehr zu fürchten ... Marsch, vorwärts."

Bouchenot streckt den Kopf in die Höhe, setzt seinen Hut auf die Seite, zupft sein Halstuch zurecht und zeigt sich am Eingange dieses Marktschauspiels; man verlangt seine Eintrittskarte, aber er antwortet stolz: „Liebhaber vom Stoß!"

Man läßt ihn eintreten; aber der Herr mit dem großen Backen-

bart nimmt ihn bei der Hand, führt ihn in den Hintergrund des Zelts in einen Kreis, der durch eine Schranke von dem Publikum abgesperrt ist, und ruft laut aus: „Hier ist ein Fechter vom ersten Rang, der sich aus Liebhaberei einstellt, um mit der berühmten Malatorchi los zu gehen! ... Sie sehen, meine Herren und Damen, daß das Schauspiel sehr interessant werden wird! ... Es wird gut sein, wenn diejenigen, welche hinten stehen, noch zwei Sous nachzahlen, um den Kampf besser zu sehen.“

„Ich habe nicht gesagt, daß ich ein Fechter vom ersten Rang sei,“ murmelt Bouchenot, der sich nicht sehr geschmeichelt fühlt, daß er dem Publikum angekündigt wird, und daß er seinen Platz neben den Albinos der neuen Welt erhält; allein er kann nicht mehr zurücktreten; er ist einmal angezeigt, alle Blicke sind auf ihn gerichtet, und Madame Malatorchi mißt ihn mit malitiöser Miene, die anzukündigen scheint, daß sie nicht ungerne ihre Kunst an ihm probiren wird.

Schnauzer war Bouchenot in's Schauspiel gefolgt und hatte sich keck neben die Bewohner der neuen Welt aufgepflanzt. Die Albinos bestanden aus einem Herrn, einer Frau und einem kleinen Mädchen; alle waren als Wilde gekleidet und hatten Perrücken von Flachs auf dem Kopfe. Die des Herrn war ungeheuer groß und nach Negerart frisirt; die der Frau fiel in langen Flechten bis auf die Hüften herab. Die ganze Albinos-Familie saß auf einer hölzernen Bank, und war einzig damit beschäftigt, in Wasser gekochte Kartoffeln zu essen, ohne die Augen auf das Publikum zu erheben. Die Frau schien die Nasenspitze erfroren zu haben, was Einem den Aufenthalt in der neuen Welt nicht sehr einladend machte; das Kind hatte einen Kropf und der Herr murmelte zwischen den Zähnen: „Diese verdammten Schufte da! nicht einmal ein wenig Salz haben sie in's Wasser gethan, als sie die Kartoffeln kochten ... und doch versprachen sie bei unserem Engagement uns nahrhafte Kost zu geben. Eine schöne S..-Nahrung! ...

Sie mögen sich um andere Albinos umsehen; ich will wieder Winkelputzer werden."

„Gehört dieser Hund Ihnen?" fragt der Mann mit dem Backenbart, der der Direktor der Truppe zu sein scheint, unsern Bouchenot.

„Ja, dieser Hund gehört zu mir."

„Sehr gut . . . macht Platz für den Hund des ausgezeichnetsten Herrn Liebhabers der Fechtkunst."

Schnauzer hatte nicht lange auf Erlaubniß gewartet. Der Hanswurst und der Geck hatten sich neben das Thier, das sie zu bewundern schienen, gelagert. Bouchenot sah sich rechts und links um; er wäre gerne fortgegangen, allein Madame Malatorchi ließ ihn nicht aus den Augen, während sie Fechterattitüden annahm und die Beine dabei in die Höhe hob, wie Tänzerinnen, wenn sie sich hinter den Coulissen üben, ehe sie auf die Bühne treten. Als nach einigen Minuten Bouchenot sich nach Schnauzer umsieht, bemerkt er, daß er weder Halskette noch Hanswurst mehr hat.

„Zum Henker auch! es scheint mir, man läßt hier nichts ungerupft," sagt der junge Mann vor sich hin. „Man thut es übrigens mit vieler Geschicklichkeit, da Schnauzer nicht einmal geschrieen hat . . . Trotz dem fängt es mich jetzt an zu reuen, daß ich als Liebhaber hereingegangen bin . . . obgleich Madame Malatorchi mir entsetzliche Liebesblicke zuwirft und es darauf anlegt, mir ihre Hosen zu zeigen. Allein der Würfel ist gefallen . . . ich kann nicht mehr zurück; die Leute da haben mich ihrem Publikum angekündigt, und sie wären im Stande, mich zu prügeln, wenn ich mich nicht schlagen wollte."

„Meine Herren und Damen, sehen Sie, wie die Einwohner der neuen Welt ihre Mahlzeit einnehmen. Treten Sie näher, fürchten Sie nichts: sie sind nicht bösartig."

Bei dieser Anzeige des Direktors stürzt die Familie in Flachsperrücken mit noch weit größerer Gier über die Kartoffeln her.

„Ah bah, was! sie essen, wie wir auch," sagt ein Gassenjunge zu seinem Nachbar, „was ist da Merkwürdiges zu sehen?"

„Ah! Du siehst also nicht, daß es Albinos sind!"

„Sie essen Erdäpfel wie wir!... und sonst ist an diesen Albinos auch nichts Schönes. Warte, ich will mit ihnen reden, ich!..."

Der Gassenjunge lehnt sich auf die hölzerne Schranke, die das Publikum von den Bewohnern der neuen Welt trennt, und ruft diesen zu: „Ist das gut, was Sie da essen?"

Das Haupt der Albinos-Familie hebt langsam den Kopf in die Höhe und antwortet, indem er thut, als könne er nur sehr schwer sprechen, mit näselnder Stimme: „Guten Abend, Gesellschaft."

Die neben ihm sitzende Frau macht dieselbe Bewegung und antwortet dasselbe; auch das Kind sagt dasselbe, aber mit einer Stimme, wie ein Wickelkind, das man seit einem Monat nicht geschneuzt hat.

„Hörst Du, sie sagen Alle dasselbe," sagt der Gassenjunge.

„Das ist Alles, was diese Eingebornen der neuen Welt zur Zeit von unserer Sprache verstehen," entgegnet der Direktor, „und da hat man noch viele Mühe gehabt, ihnen diese Worte beizubringen. Betrachten Sie sie, untersuchen Sie sie, meine Herren und Damen; obgleich es ein Männchen und ein Weibchen ist wie wir, so werden Sie doch bemerken, daß zwischen ihrem Körperbau und dem unserigen ein großer Unterschied stattfindet."

„O gewiß, sie sind nicht gebaut wie ich!" sagt der Hanswurst, vor der Gesellschaft einen Purzelbaum machend.

„Und haben nicht unsere Gewandtheit," sagt der Geck, auf den Händen laufend.

Während diese Herren das Publikum beschäftigten, das die wilde Familie genau betrachtete, hatte sich Madame Malatorchi zu Bouchenot gesetzt und sah ihn mit zärtlichen Blicken an. Da er sie jedoch nicht anredet, so sagt sie endlich zu ihm: „Lieber

Freund, wir wollen uns nichts zu leid thun, nicht wahr? . . . Mit was wollen wir fechten?"

„Mit was Sie wollen, Madame," entgegnet Bouchenot, das Kinn in die Cravate steckend.

„O, wie boshaft Sie aussehen!... demungeachtet werden Sie hoffentlich nachher eine halbe Maß Wein zahlen?"

„Ach, mein Gott! wohin bin ich gerathen!" sagt Bouchenot zu sich, indem er rings herum nach einer Gelegenheit zum Entkommen späht; aber in diesem Augenblicke macht das Publikum einen großen Lärmen und lacht laut auf, so daß er die Augen nach der Seite richtet, wo die neue Welt gezeigt wird.

Schnauzer, dem man auf geschickte Art seine Halskette und seinen Hanswurst abgenommen hatte, war einige Zeit sehr ungenirt auf der Bühne herumgewandelt, indem er bald dahin, bald dorthin lief. Nach einer Weile hatte er sich indessen bei den Albinos niedergelassen und schnüffelte da mit unausgesetzter Aufmerksamkeit an der langen Perrücke der Erdäpfel essenden Frau; dann, sei es, daß der Geruch des Flachses ihm zusagte, oder auch ein anderes Motiv ihn antrieb: er hob sachte sein Hinterbein in die Höhe und pißte die Frau der neuen Welt an.

Diese That Schnauzers hatte die Heiterkeit des Publikums erregt; allein noch schlimmer wurde es, als das Albinosweibchen sich umkehrte und Schnauzer auf der That ertappend, auf einmal in ganz gutem Französisch ausrief: „Ach, der Schweinkerl!... ach, das häßliche Thier!... das hat man davon, wenn man Hunde auf die Bühne läßt ... da bin ich nun schön zugerichtet!"

„O, o! die neue Welt, die nicht französisch sprechen kann!" ruft der Gassenjunge; „das sind Albinos aus der Vorstadt!"

„Hole der Teufel Ihren Hund!" sagt der Direktor, im Vorbeigehen zu Bouchenot; dann schreit er aus vollem Halse: „Meine Herren und Damen, nun beginnt das Fechten, das prachtvolle Fechten . . . das ist außerordentlich interessant und verdient die

Madame Monflacon hat den Salon verlassen, um ihrer Dienerin die nöthigen Befehle zu ertheilen. Bouchenot setzt sich zu dem Kamin und denkt bei sich: „Das geht gut . . . . ich werde endlich ein gutes Essen bekommen; es kann mir nicht mehr fehlen. Schnauzer hat zum Glück dem jungen Monflacon gefallen, sonst weiß ich nicht, ob man mich bei Tische behalten hätte."

Herr Monflacon, der seinen Sohn ruhig mit Schnauzern spielen sieht, nimmt neben Bouchenot Platz, klopft ihm freundschaftlich auf die Schulter und sagt: „Mein Freund, ich habe große Plane in Betreff der Erziehung meines Sohnes und seiner Zukunft."

„So, Sie haben große Plane?"

„Ja, ich will einen großen Mann aus Stanislaus machen."

„Sie haben vollkommen Recht . . . wenn dieses nur von Ihnen abhängt."

„Mein Sohn besitzt Alles, was zu einem genialen Menschen gehört . . ."

„Davon bin ich zum Voraus überzeugt."

„Er hat an seinem Schädel alle Beulen, die Geist, Fassungskraft, Urtheilsvermögen und Scharfsinn andeuten."

„Der Teufel!"

„Ich habe ihn von einem in dieser Wissenschaft sehr gelehrten Phrenologen betasten lassen . . . Er war erstaunt über die Beulen meines Sohnes."

„Wirklich?"

„Er hat eine monströse Verstandesbeule bei ihm entdeckt; der Kopf dieses Kindes ist ein wahres Gebirge!"

Ein gellender Schrei, den der kleine Stanislaus ausstößt, unterbricht dieses Gespräch.

„Hat das Kind wohl wieder eine neue Beule erhalten?" denkt Bouchenot bei sich, während er sich umwendet; aber der Schrei des kleinen Mannes war die Folge einer andern Ursache.

Während sein Vater sich mit Bouchenot unterhielt, hatte der

kleine Monflacon den Hund fortwährend geneckt; Schnauzer, der gegenüber von Kindern sehr geduldig schien, ließ sich die etwas plumpen Liebkosungen des kleinen Jungen anfangs ohne Murren gefallen, als aber Herr Stanislaus die glänzende Kette ergreifen wollte, die das Thier um den Hals hatte, wurde dieses böse. Ein dumpfes Brummen deutete dem Knaben an, daß man ihm den gewünschten Gegenstand nicht verabfolgen wolle, aber der junge Monflacon, statt Schnauzern in Ruhe zu lassen, hängte sich an die Kette und zog aus Leibeskräften daran; da hatte der Hund auf ihn losfahrend, nach seiner Hose geschnappt, und mit einem seiner Hackenzähne das Hintertheil des kleinen-Männchens aufgeritzt.

Beim Geschrei seines Sohnes hat sich Herr Monflacon erhoben und Madame ist mit bestürzter Miene und besorgtem Blick herbeigeeilt.

„Was ist es denn," fragt die Mutter, „was ist denn meinem Herzchen geschehen?"

„Was hast Du, mein Sohn," jammert der Vater, plötzlich auf seinen Knaben zufliegend; dieser schreit, wie ein Besessener und zeigt den Eltern seine Posteriora und seine zerrissenen Beinkleider.

„Er wird gefallen sein und sich die Hose zerrissen haben," entgegnet schnell Bouchenot, der befürchtet, die Sache möchte eine schlimme Wendung nehmen.

„Nein, nein . . . sein Hund . . . sein abscheulicher Hund hat mich gebissen! . . . Ach, ach, ach!" schreit der kleine Junge, immer heftiger weinend.

„Ach, mein Gott, wäre es möglich!" ruft Madame Monflacon, ihren Sohn in die Arme schließend; „dieser böse Hund hat Dir wehe gethan! . . . O! das ist abscheulich, entsetzlich! Armes Herzchen . . . ich glaube, sein Hintertheilchen ist verletzt!"

Herr Monflacon eilt herbei, den verwundeten Theil zu un-

Aufmerksamkeit aller Kenner. Madame Malatorchi und dieser große Fechter, der mir befohlen hat, seinen Namen zu verschweigen, weil er das Incognito beibehalten will, den Sie aber ohne Mühe an seinem großen Talent erkennen werden, werden alsbald mit dem Floret anfangen und sich allmählig eine Menge versteckter Stöße beibringen ... He da! Musik."

Der Hanswurst hat die Geige und der Geck die Trompete ergriffen: sie machen mit einander eine entsetzliche Musik, die in Verbindung mit der Ankündigung des Direktors den ungeschickten Streich in Vergessenheit bringt, welcher der Frau aus der neuen Welt widerfahren war.

Indessen hat Madame Malatorchi, nachdem sie zuvor ihre Arme und Füße in die Luft gestreckt hatte, zwei Florets mit aufgesteckten Knöpfen herbeigebracht und mit denselben das Publikum begrüßt.

„Nehmen Sie den Rock ab?" fragt der Direktor Bouchenot.

„Nein, ich behalte ihn an."

„Allein beim Fechten wird Sie das hindern; man zieht sich dazu aus."

„Ich sage Ihnen, daß ich den meinigen nicht ausziehen will."

„Wie Sie wollen. Fangen Sie an!"

Bouchenot fühlt sich nicht ganz behaglich, allein er sieht, daß er nicht mehr zurücktreten kann. Madame Malatorchi bietet ihm die Florets hin; er überzeugt sich, daß sie gut verwahrt sind, und nimmt eines. Ehe sie auslegt, geht die berühmte Fechtmeisterin vor dem Publikum auf und ab, und macht ihre Pirouetten und Entrechats. Als sie an Bouchenot vorbeikommt, sieht sie ihn boshaft an und scheint zu erwarten, daß er es mache wie sie; er aber steckt sich noch tiefer in seine Cravate und murmelt: „Wann werden Sie einmal fertig mit Ihren Sprüngen! ... ich erwarte Sie."

Endlich gibt der Direktor das Zeichen zum Angriffe. Die

Fechter legen aus und die Musik spielt die Ouvertüre aus „Blaubart.“

Madame Malatorchi, die in der Meinung ist, einen geschickten Fechter vor sich zu haben, hält lange Zeit in der Auslage und sucht die Fechtweise ihres Gegners zu studiren. Bouchenot seinerseits, der fürchtet, ihr nicht gewachsen zu sein, wagt nicht, sie anzugreifen und beschränkt sich darauf, sein Floret an das seiner Gegnerin zu drücken.

„Wenn es nur das ist!“ sagt ein Arbeiter zu seinem Nachbar. „In den Folies-Dramatiques ficht man besser mit einander! sie sollten sich versteckte Stöße beibringen . . . aber ich sehe ja gar nichts.“

„Ja aber, Colas, wenn die Stöße versteckt sind, wie soll man sie sehen?“

Indessen hat sich Madame Malatorchi bald überzeugt, daß ihr Gegner nicht stark und eingeschüchtert ist. Sie nimmt also ihren ganzen Muth zusammen und stößt, drängt und greift ihn lebhaft an. Bouchenot weiß nicht mehr, wo er ist; jeden Augenblick fühlt er sich am Bauch, auf der Brust, an den Schenkeln getroffen. Der Direktor ist entzückt, das Publikum klatscht Beifall und die berühmte Fechtmeisterin bricht bei jedem Stoß, den sie ihrem Gegner beibringt, in ein Triumphgeschrei aus. Schnauzer, den dieser Kampf sehr ungeduldig zu machen scheint, läßt ein dumpfes Grollen hören und wäre gewiß längst der Amazone an den Hals gesprungen, hätte ihn der Direktor nicht zurückgehalten.

Bouchenot hatte fortwährend gute Lust, sich für besiegt zu erklären: indessen versucht er, erbittert über die fortwährenden Stöße, einen letzten Anlauf. Vergessend, daß er mit einem Floret ficht, gebraucht er seine Waffe wie eine Pike und stößt kreuz und quer darauf los. Die Amazone, durch diese Art zu fechten außer Fassung gebracht, vergißt einen Augenblick zu pariren. Plötzlich stößt sie einen Schrei aus, wirft das Floret mit einem dragonermäßigen Fluche bei

Seite, fährt mit der Hand in's Gesicht und sagt: „Der verfluchte Tolpatsch ... stößt mir das Auge aus!“

Der Direktor befiehlt der Musik zu schweigen und kündigt an, daß die Fechtvorstellung zu Ende ist. Das Publikum verläßt nun das Zelt, die Bewohner der neuen Welt nehmen ihre Flachsperrücken ab und ziehen ganz bürgerliche Kleider an.

Bouchenot wollte sich mit dem Publikum entfernen; allein der Direktor hält ihn ziemlich barsch am Arme fest und sagt in keineswegs artigem Tone zu ihm: „He, Freund! ... Sie wollen nur so ohne Weiteres fortgehen? ... Sehen Sie doch, wie Sie Madame Malatorchi zugerichtet haben ...“

Das Auge der Amazone war wirklich schrecklich mit Blut unterlaufen und geschwollen.

„Etwas stärker und ich wäre einäugig,“ sagt sie, ihr Auge Bouchenot zeigend. „Sagen Sie doch, guter Freund, wissen Sie, daß Sie die Waffen unter aller Kritik führen?“

„Ich bin in Verzweiflung, daß ich Sie in's Auge getroffen habe ... allein es wird weiter keine Folgen haben ... waschen Sie es mit etwas Wasser und Weingeist aus.“

Mit diesen Worten sucht Bouchenot abermals den Ausgang zu gewinnen; allein der Hanswurst und der Geck treten ihm in den Weg und der Direktor ruft: „Warten Sie noch einen Augenblick! ... Wollen Sie scherzen? ... Sie zahlen zwei Flaschen Wein und zwei Gläschen Schnaps, das wird das Auge der Madame Malatorchi besser heilen.“

„Ich zahle absolut nichts. Ich bin zu Ihnen gekommen, um zu fechten, das ist zu Ende ... und ich gehe.“

„Ach! das wäre mir eine schöne Sache! ... Er zahlt kein Eintrittsgeld, verwundet unsere erste Künstlerin und will nichts zahlen! ... Wofür halten Sie uns denn? ... Rücken Sie gutwillig heraus, oder es gibt Schläge.“

„Ich sage Ihnen, daß ich nichts zahle ... zudem habe ich auch kein Geld.“

„Das ist nicht wahr."

„Ich sage Ihnen auf's Entschiedenste, mich in Ruhe zu lassen."

Bouchenot will sich entfernen und stößt den Hanswurst und den Geck zurück; aber der Direktor hält ihn am Kragen so fest, daß dieser zerreißt. Bei diesem Anblick wird Bouchenot wüthend und schlägt mit der Faust links und rechts um sich; allein er würde wohl den Kürzern gezogen und der Kampf sich nicht zu seinem Vortheile geendigt haben, wenn Schnauzer nicht Theil an der Partie genommen hätte: der Hund springt auf den Direktor und seine Künstler los und zieht dann seinen Herrn an der Tasche, die nach Schinken riecht. In kurzer Zeit gelingt es Bouchenot, sich Luft mit seinen Gegnern zu machen: er sprengt eine Seite des Zeltes, dessen Mauerwerk aus Leinwand besteht, und gelangt mit seinem treuen Schnauzer in Freiheit.

Aber in welchem Zustande, um welchen Preis kommt er aus dieser Marktbude? Sein Rock ist hin: ein Flügel ist ganz fort, ein Aermel zerfetzt und der Rücken nebst dem Kragen sind an mehreren Stellen zerrissen.

Sechstes Kapitel.

Eine abgelegene Straße.

Bouchenot ist aus dem Zelte gestürzt. Einige Zeit lang läuft er vorwärts, ohne stehen zu bleiben und ohne zu wagen, sich umzuwenden; er glaubt beständig, den Hanswurst, den Direktor, den Geck und Madame Malatorchi auf dem Rücken zu haben: erst nach einiger Zeit getraut er sich, Halt zu machen und sich umzusehen.

„Ach, die Schufte! die Schlingel!" ruft er aus, seine Kleider untersuchend, „in welchen Zustand sie mich versetzt haben! . . .

Ich kann noch von Glück sagen, daß ich ihnen entkam . . . ich glaube, sie wollten mich ermorden. Alles genau betrachtet, habe ich die Behandlung wohl verdient! . . . wohin hatte ich mich verirrt . . . was für ein Gedanke, mit Hanswursten zu fechten! . . . Der Hunger hatte meinen Verstand getrübt . . . ich wollte mich zerstreuen . . . eine schöne Zerstreuung das! . . . Und mein Kleid! mein armes Kleid! . . . d. h. unser armes Kleid, denn es gehört eben so gut meinen Freunden wie mir . . . an drei Stellen zerrissen . . . ein Flügel ganz fort . . . ach! Donner und Wetter! das fehlte noch! . . . Was werden Georg und Timotheus sagen? . . . was werden sie anziehen, um auszugehen? . . . Ich bin ein erbärmlicher Mensch! ein viehmäßiger Kerl! . . . So soll ich mich nun sehen lassen? . . . ich sehe aus wie Robert Macaire . . . Ich hätte gute Lust, mich mit Schnauzern in den Kanal zu stürzen; aber damit hätten meine Freunde keinen Rock!"

Bouchenot ist wahrhaft trostlos; zum erstenmal in seinem Leben hat er nicht Lust, über das zu lachen, was ihm begegnet. Er hat die Boulevards verlassen und sich in die abgelegenen Straßen verirrt, die auf den Kanal gehen. So oft er gehen hört, verdoppelt er seine Schritte; wenn er Leute sieht, eilt er auf die Seite, denn er fürchtet von Jemand in seinem traurigen Aufzug erblickt zu werden. Nachdem er über eine der Kanalbrücken gekommen war, geht er noch eine Zeitlang fort. Die Zeit ist vorgerückt; das Viertel, in dem er sich befindet, ist noch nicht mit Gas beleuchtet; er ist in einer abgelegenen Straße, wo keine Läden und sehr wenige Häuser sind; links und rechts sieht er nur Umfassungsmauern, und schon lange begegnet er Niemand mehr.

„Wo zum Henker bin ich denn?" fragt sich Bouchenot, auf's Neue stehen bleibend; „ich weiß gar nicht, wo hinaus? Dieses Viertel ist mir ganz unbekannt . . . es ist so verlassen . . . ich muß in der Nähe einer Barrière sein. Diese Mauern . . . vielleicht sind es die Stadtmauern von Paris . . . wohin werde ich

von da kommen! . . . Um diese Stunde macht man keine Land-
partieen . . . das Beste wäre, ich ginge nach Hause . . . in die
Calander-Straße . . . aber zum Kukuk! es ist ein schönes Stück
Weg bis dahin. Ich werde meinen Freunden erzählen, was mir
begegnet ist. Wenn auch Alles fehl gegangen ist, so weiß ich wohl,
daß sie mich nicht prügeln werden, diese armen Freunde . . . ich
hatte ihnen eine Pastete von Lesage versprochen . . . sie zählen
vielleicht zum Nachtessen darauf . . . und in solchem Zustande zu-
rückzukommen! Ach! es ist wahr, ich rieche nach Moschus . . .
wir werden einen feinen Rauch machen, um einschlafen zu können!
. . . Gott! o Gott! . . . ich glaube, ich scherze noch . . . und sollte
mir eher die Haare ausraufen! . . . Aber, was geschehen ist, ist
geschehen! . . . Ehe wir uns auf den Weg machen, wollen wir Et-
was ausruhen, denn ich fühle mich sehr müde . . . dieser Waffenkampf,
dieser Faustkampf . . . und seit diesen Morgen bloß einmal ge-
gessen, das ist gewiß wenig!"

Bouchenot sieht sich um: er sieht einen Eckstein an einer
Mauer, geht darauf zu, setzt sich auf ihn und sagt: „Ich werde
nicht lange da bleiben, denn gewiß, wenn eine Patrouille vor-
überkäme, würde sie mich für einen Dieb halten."

Nachdem Bouchenot einige Minuten ausgeruht hat, bemerkt
er, plötzlich aus seinen Gedanken sich herausreißend, daß Schnau-
zer nicht mehr bei ihm ist.

„Er hat mich verlassen!" sagt der junge Mann aufstehend;
„recht so, weil ich im Unglück bin, verläßt der Hund mich auch!
. . . Und doch sagt man, der Hund sei der Freund des Menschen!
Würdigt mich Herr Schnauzer vielleicht deßwegen seiner Gesellschaft
nicht mehr, weil mein Rock zerrissen ist? . . . Allein die Tasche,
die mir geblieben, ist die, wo der Schinken war! Nein, ich kann
nicht glauben, daß mich mein Gefährte so verlassen hat . . . und
wegen was und für wen? . . . Es geht hier Niemand vorüber . . .
er hatte mich so gut vertheidigt, als ich mich in dem Zelte

herumbalgte . . . und überdies trabte er noch so eben neben mir her . . . das ist sehr sonderbar. Sollte vielleicht seine Herrin, das junge Mädchen von diesem Morgen, in der Gegend hier wohnen? In diesem Viertel scheint doch kein Handel getrieben zu werden . . . und doch muß irgend Etwas Schnauzern angezogen haben! Nun, da er mich einmal verlassen hat, so werde ich ohne ihn heimgehen . . . vorausgesetzt, daß ich den Weg finde."

In dem Augenblick, wo Bouchenot weiter gehen wollte, kam der Hund wieder zurück, drückte sich an ihn, sprang auf's Neue einige Schritte vorwärts und blieb dann stehen, wie um seinen Herrn einzuladen, ihm zu folgen.

„Ah, da bist du ja wieder, Schnauzer, ich hatte dich also in falschem Verdacht, mein wackerer Begleiter . . . du hattest mich nicht verlassen. Hussa! aber was hat er denn, daß er so vor mir herläuft; stehen bleibt und den Kopf umdreht? Man könnte glauben, er wolle mich wohin führen. Wohin willst du mich führen, Schnauzer?"

Der Hund bleibt stehen, sieht Bouchenot an und springt dann weiter, zum Zeichen seiner Freude mit dem Schwanze wedelnd.

„Meiner Treu, ich will dir folgen," sagt der junge Mann zu sich, „was habe ich zu fürchten? Bestehlen kann man mich nicht mehr . . . selbst meinen Rock würde man verschmähen. Zudem kommt mir in den Kopf, daß Schnauzer mich zu seiner Herrin führen könnte, und ich wäre nicht im Mindesten betrübt, sie wiederzusehen. Das junge Mädchen war sehr hübsch . . . etwas robuste Reize, allein viele Reize. Sie ist zum Theil Schuld an Allem, was mir heute begegnet ist; ihr verdanke ich diesen Hund und meine Unfälle. Ich will ihr ihren Schnauzer zurückgeben und ihr Alles erzählen, was er seit heute Morgen gethan hat, das wird sie zum Lachen bringen, und wenn ein Frauenzimmer lacht . . . ist sie bald entwaffnet. Vorwärts, Schnauzer."

Der Hund ist noch nicht weit gegangen, als er vor einem sehr

unansehnlichen Hause stehen bleibt, das sich allein am Ende einer Mauer befindet. Den Eingang bildet ein Hofthor, allein es ist verschlossen; Schnauzer reibt sich indessen daran und scheint es mit seinem Kopf einstoßen zu wollen; da ihm dies nicht gelingt, so kehrt er zu seinem Herrn zurück, gleichsam um ihn zu bitten ihm den Eingang des Hauses zu öffnen.

„Ah! da halten wir?“ sagt Bouchenot, das Haus untersuchend; „das ist gerade kein Palast, allein Schönheit und Unschuld wohnen nicht immer in Palästen; die Unschuld ist zuweilen sogar sehr schlecht gebettet! ... Ich sehe kein Licht an den Fenstern! ... Dieses Haus scheint unbewohnt zu sein, oder gehen die Miethsleute vielleicht bald zu Bette. Der arme Hund thut Alles, was er kann, um die Thüre aufzubringen ... soll ich klopfen ... nach wem soll ich fragen? ... ich weiß den Namen des Mädchens von diesem Morgen nicht! Es können nicht viele Leute in dem Hause wohnen ... ein Stockwerk und dann das Dach; es ist ein elendes Nest, kein Haus in der Nähe ... eine große Mauer eine nicht gepflasterte Straße ... all das ist wenig einladend; ich glaube, ich thue wohl daran, weiter zu gehen.“

Bouchenot macht einige Schritte, allein Schnauzer folgt ihm nicht, sondern drückt sich fortwährend an das Hofthor.

„O, meiner Treu', es wäre doch wohl recht unrecht von mir, wenn ich hier meinen treuen Gefährten verlassen und das Ende des Abenteuers nicht sehen wollte,“ sagt Bouchenot, indem er zu dem Hause zurückkehrt. „Die Herrin Schnauzers logirt hier, das unterliegt keinem Zweifel ... er hat mich zu ihrer Wohnung geführt und will hinein. Ich denke nicht, daß mich das junge Mädchen schlecht empfangen wird, wenn ich ihr ihren Schnauzer wiederbringe. Ich will anklopfen ... wenn man mich fragt, wer da sei, wird wahrscheinlich der Hund sich die Mühe nehmen, für mich zu antworten.“

Bouchenot geht an die Thüre, allein es ist kein Hammer da,

um zu klopfen; er sucht rechts und links nach einer Glocke, und findet endlich eine Art eiserner Klinke, drückt und die Thüre geht sogleich auf.

„Das ist einmal ein schlecht verschlossenes Haus!“ denkt der junge Mann, einen Blick in den Gang werfend, in dem vollkommene Dunkelheit herrscht. „Was soll ich jetzt thun? es ist sehr finster da drinnen; soll ich dennoch meinem Gefährten folgen?“

Aber der Hund ist bereits in dem Gang verschwunden, während Bouchenot noch unentschlossen, ob er folgen soll oder nicht, auf der Thürschwelle stehen bleibt.

„Nun wohl! . . . mein Knappe wird mich anmelden,“ denkt Bouchenot; dann horcht er, ob man eine Thüre aufmache; er hört nichts, nicht einmal mehr die Tritte Schnauzers. Nun wagt er sich einige Schritte in dem Gange vor, indem er seine Hände ausstreckt, um nirgends anzustoßen.

Nachdem er etwa ein Dutzend Schritte gemacht hat, glaubt er einige Helle vor sich zu sehen; er geht weiter und sieht sich in einem kleinen Hofe, wo er wenigstens die Gegenstände unterscheiden kann.

„Ist dieses Haus verlassen?“ fragt sich Bouchenot, rings herum sehend; „nirgends ein Licht . . . zwar könnte man zu Bette sein und schlafen . . . das erinnert mich fast an ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht . . . jedoch immer mit dem Unterschiede eines Palastes zu einer Hütte, und der verteufelte Hund läßt sich auch nicht mehr sehen, um mich zu führen! Wie komme ich mir hier vor? Entschieden werde ich am Besten daran thun, wieder zu gehen . . . also . . . aber da finde ich den Weg nicht mehr, durch den ich hereinkam. Ah, horch! ich meine Etwas zu hören.

Das Geräusch, das Bouchenot gehört hatte, schien von Hammerschlägen herzukommen, die rasch auf einander folgten. Indem er sich bemüht, sich dem Orte zu nähern, woher das Geräusch kam, kommt er an eine niedere Thüre und seine Füße gerathen im Herumtappen auf eine Treppe.

„Das ist ein Keller! . . . Es scheinen Leute unten zu sein. Sollte die Herrin Schnauzers Wein in Flaschen abzapfen? . . . Allein die schnell auf einander folgenden Schläge? Man schlägt doch nicht so stark darauf, wenn man Pfröpfe hineintreibt: ich meine, ich sollte fortgehen . . . doch unterscheide ich einen kleinen Schimmer, gewiß sind Leute im Keller. Am Ende ist vielleicht das junge Mädchen von heute Morgen da mit ihrem Liebhaber? das wäre wohl möglich, die Keller haben schon öfter Verliebten zum Stelldichein gedient; während die Eltern schlafen, hält man sich dort für sicherer . . . allein das Geräusch, das ich höre . . . die Verliebten schlagen gewöhnlich nicht mit Hämmern zu . . . wenn ich noch einige Stufen hinuntersteige, kann ich vielleicht mehr sehen."

Bouchenot steigt hinab; je tiefer er hinunter kommt, um so heller wird es. Am Ende der Treppe ist er in einem unterirdischen Gange, und rechts von ihm befindet sich eine nur angelehnte Thüre; aus dieser dringen die Lichtstrahlen, die das Gewölbe erhellen, und auch die Hammerschläge und das Geräusch mehrerer Stimmen hervor.

Bouchenot geht leise vorwärts, horcht und hört folgendes Gespräch: „Der Esel von Thomas braucht lange, bis er wieder kommt; wenn er nur diesmal nicht wieder wie vorgestern vergißt, die Thüre zu schließen, die auf die Straße geht."

„Mein Gott! wenn das auch der Fall wäre! . . . Ihr habt immer Furcht, ihr Bursche! . . . es kommt keine Katze in die Straße, namentlich um diese Zeit!"

„Allein wenn man Verdacht hätte, würde man gerade deßhalb kommen, und da wir keine Zeit gehabt hätten, Etwas zu verstecken, würden wir Alle ergriffen."

„Ich sage Euch, daß man keine Ahnung davon hat, was in diesem alten Gemäuer vorgeht, und wer nicht wagt, gewinnt nicht."

„Ach mein Gott! das sind Falschmünzer," denkt Bouchenot.

dem der Angstschweiß auf die Stirne tritt: „fort, fort! das ist das Beste, was ich thun kann.“

Und eilends geht er zurück, um die Treppe zu gewinnen; allein in seiner Bestürzung hat er ein Brett nicht gesehen, das an der Mauer lehnt: er stößt daran, wirft es um und fällt mit ihm zu Boden. Auf den Lärmen, den sein Fall verursacht, wird die Kellerthüre aufgerissen, mehrere Männer stürzen heraus und einer ruft: „Bist Du es, Thomas?“

Bouchenot hat nicht mehr die Kraft, zu antworten; einer der Männer nähert sich ihm, um ihn aufzuheben und ruft aus: „Ach, verflucht, es ist ein Fremder!“

Siebentes Kapitel.

Mademoiselle Prudentia.

Kehren wir zu Georg und Timotheus zurück, die wir in ihrer bescheidenen Wohnung in der Calander-Straße verlassen haben, aus der sie sich nicht entfernen konnten, weil sie keine anständigen Kleider hatten.

Georg arbeitete indessen an seinem Werke und ihm verging die Zeit schnell; die Stunden schienen zu eilen, selbst der Hunger war nicht so empfindlich. Glückliches Privilegium des Schriftstellers! Wenn seine Einbildungskraft eine Scene, ein Kapitel ersinnt oder einen neuen Plan entwirft, vergißt er Langweile, Sorgen und selbst manchmal seine Bedürfnisse; er lebt mit seinen Helden, plaudert mit seinen Heldinnen, träumt von Erfolgen und Ruhm und ist glücklich in seinen Träumen. Ein solcher Moment ist fast immer der glücklichste im Leben des Dichters; im Hintergrunde seines Arbeitszimmers bildet sich Alles nach seinen Wünschen; sein Werk macht unerhörtes Glück, sein Ruhm ist vollendet

und das Publikum spricht seinen Namen nur mit den größten Lobeserhebungen aus.

Aber ach, warum muß er sein Arbeitszimmer verlassen? Viele Schriftsteller sollten ein kleines Theater in ihrem Zimmer haben, da würden sie ihre Stücke von ihren Freunden, ihren Kindern und ihren Frauen spielen lassen; da würden sie von keiner Censur, keinem Direktor geplagt werden; die Schauspieler würden keine andere Rollen und die Schauspielerinnen keine Rollen für ihre Kleider verlangen. Man hätte sehr reine und unschuldige häusliche Erfolge.

Ich behaupte indessen nicht, daß dies unsere Werke auf die Nachwelt bringen würde! aber warum halten wir auch so viel auf das? Wenn sie kommt, sind wir ja nicht mehr da!

Georg schrieb, besann sich auf eine Stanze, einen Reim und trillerte ihn zwischen den Zähnen. Timotheus, der nicht componirte; rief von Zeit zu Zeit: „Diese Gurken-Cotelettes kommen lange nicht! Bouchenot wäre fähig, zu vergessen, daß er uns ein Frühstück bestellen sollte. Höre doch, Georg, gehe einmal zu dem kleinen Traiteur hinab, ob man auch an uns denkt."

„Kann ich so hinabgehen? Gehe selbst hinunter."

„Es scheint mir, mein Anzug sei in keiner bessern Verfassung als der Deinige. Allein zwei Schritte kann man schon in der Blouse zu einem Nachbar gehen. Ich will einmal aufstehen und nach unserem Frühstück sehen; Bouchenot wird vergessen haben, es zu bestellen. Hat er auch die vierzig Sous dagelassen?"

„Ja, da sind sie auf dem Kamine."

„Gottlob! . . . Ich muß gestehen, daß ich wegen der hundert Sous, die er mitgenommen hat, nicht ganz ruhig bin. Ich kenne ihn; er ist im Stande und gibt sie für lauter Kleinigkeiten aus. Ich bin nicht darauf bestanden, daß er sie da lassen solle, weil das Geld theilweise von dem Verkaufe seiner Badhosen herkommt! wäre das nicht gewesen, sicherlich . . . Nun! das ist

doch sonderbar . . . wo Henkers sind sie denn hingekommen? . . . Ich hatte sie unter das Bett gestellt . . . ich weiß es gewiß."

„Was hast Du denn, Timotheus? Du schreist und sprichst in einem fort . . . So kann man nicht componiren."

„Was ich habe? . . . Ach, wenn er mir diesen Streich gespielt hätte . . . das wäre unwürdig! Georg, hast Du sie angezogen?"

„Was denn?"

„Meine Stiefel . . . meine schönen, nagelneuen Stiefel, die ich erst fünfmal anhatte . . . die ich schonte, wie meinen Augapfel . . ."

„Du siehst wohl, daß ich sie nicht anhabe, da ich in Pantoffeln bin."

„Er hat sie verkauft, der Halunke! O, ich kann nicht mehr zweifeln, er hat meine neuen Stiefel verkauft: aus diesen hat er die sieben Franken erlöst! Ich dachte doch, sieben Franken für einige schlechte Badhosen und eine fadenscheinige Weste ist viel; aber er hat meine neuen Stiefel verkauft . . . das ist schändlich! Stiefel, für die ich vor kaum zehn Tagen achtzehn Franken von meinem Kostgelde gegeben habe! Deßwegen hatte er so sehr Angst vor meinem Aufstehen! O, ich möchte vor Zorn weinen."

„Ah, beruhige Dich, mein armer Timotheus! Bouchenot hat vielleicht Deine Stiefel angezogen, um auszugehen, und wird sie Dir schon wieder zurückgeben."

„Ach nein, er konnte sie nicht anziehen und deßwegen hat er sie verkauft; er sagte mir ohne Unterlaß: „„Du hast einen komischen, außerordentlichen Fuß, man kann in Deine Stiefel nicht hineinkommen!"" und er verkaufte sie an den Kleiderhändler! O, er muß mir sie bezahlen, das lasse ich ihm nicht so hingehen . . . er frißt uns Alles weg, dieser Mensch: unsere Röcke, unsere Beinkleider, meine Stiefel, Alles verschwindet. Ich mag so nicht mehr leben; . . . da muß man zuletzt ärgerlich werden."

Und Timotheus geht im Zimmer auf und ab, stampft mit den Füßen und schlägt mit der Faust auf den Kamin, gegen die Wand, gegen Alles, was ihm unter die Hände kommt. Zum erstenmal hat sein gewöhnlich ruhiges Gesicht einen Ausdruck angenommen, seine Augen funkeln, seine Nasenlöcher sind weit geöffnet und seine Haare scheinen noch röther als gewöhnlich.

Georg wartete, bis der Zorn seines Freundes vorüber war und sagte ganz sanft zu ihm: „Timotheus, Du mußt ein Mann sein und die Schläge des Schicksals ertragen können; der Zorn ist ein Zeichen der Schwäche."

„Das ist mir Alles eins, ich will zornig sein, ich will mich mit Bouchenot schlagen, und man soll sehen, ob ich schwach bin . . . Stiefel, die mir so gut gingen! Ich hatte noch nie so gut gemachte."

„Timotheus, hast Du keinen Hunger mehr?"

„Gewiß, ja, aber womit soll ich zu dem kleinen Traiteur gehen? Was soll ich anziehen?"

„Wenn man bloß in die Nachbarschaft geht, kann man auch in Pantoffeln ausgehen."

„Ei, in Pantoffeln! weil es in der Calander-Straße keinen Koth gibt! Das muß aufhören, sage ich; Bouchenot belächelt uns zu sehr! Gewiß kann ich mit den zwölfhundert Franken, die mir mein Vater gibt, allein sehr gut leben und bin dann nicht genöthigt, aus Mangel an Kleidern das Zimmer zu hüten; ich kann meine Gänge machen und mich überall zeigen. Ich will künftig wieder mein eigener Herr sein."

„Du hast Recht, Timotheus," sagt Georg, seine Feder auf sein Manuscript legend und seinen Freund traurig ansehend, „ja, Du könntest ruhig leben . . . Du hast genug, und nicht nöthig, Dir Kummer und Sorge zu machen, während wir Andere keine feste Einnahme haben. Das Geld, das mir meine Eltern geben, ist wenig; ich bin nicht so vernünftig wie Du, ich wurde ein

Theaternarr und machte noch Schulden, so daß das, was ich von Hause empfange, alsbald von meinen Gläubigern verschlungen wird. Bouchenot hatte einiges Vermögen, aber er hat es aufgezehrt . . . mit uns zwar, denn diese Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen: wenn er Geld hatte, stand seine Börse immer seinen Freunden offen! Nun besitzt er nichts mehr; ich . . . ich habe nur zweifelhafte Hoffnungen und unzweifelhafte Schulden, während Du regelmäßig von Deinem Vater zwölfhundert Franken erhältst; es ist daher nicht recht, daß Du sie hergibst, uns zu ernähren. Verlasse uns, Timotheus; lasse uns mit unserem Unglück und unsern Sorgen, mit unsern Entbehrungen für heute, mit unserer Entblößung für morgen! . . . Allein kannst Du glücklich leben . . . Verlasse uns, quartiere Dich in ein Gasthaus ein, da hast Du Credit, indem Du beweisen kannst, daß Dir Dein Vater Geld schickt; dann wirst Du bald unsere magere Kost, unsere ungeheizte Stube und unsere unüberzogenen Betten vergessen haben."

Während Georg diese Anrede an Timotheus hielt, war dieser stehen geblieben; er schlug nicht mehr mit der Faust an die Wand, sein Zorn hatte sich gelegt, und als sein Freund aufgehört hatte zu sprechen, wischte er sich mit der Hand zwei große Thränen aus den Augen und stammelte mit bewegter Stimme: „Nein, gewiß, ich verlasse Euch nicht . . . ich verlasse Euch nicht, wenn ihr unglücklich seid! Warum nicht gar, wofür hältst Du mich? Du weißt wohl, daß ich nur so sage, daß ich es aber nicht halte! Ich müßte ja ein Felsenherz haben; der Zorn läßt mich dummes Zeug schwatzen und dann . . . komm', umarme mich, Georg, sei nicht mehr böse auf mich . . . und ich will Etwas zum Frühstück holen."

Georg umarmt seinen Freund lächelnd. Er wußte wohl, daß Timotheus ein gutes Herz hat, und denkt bereits nicht mehr an das, was dieser in seinem Zorne herausstieß. Timotheus macht seine Beinkleider fest, zieht seine Blouse an und geht,

um ein Frühstück zu holen, das Bouchenot im Entzücken über den Besitz von fünf Franken vergessen hatte, seinen Freunden bringen zu lassen.

Timotheus hat einen alten Korb mitgenommen; er läßt sich Cotelettes, Brod und Wein darein geben, und kehrt mit dem glückbringenden Korbe unter dem Arme auf das Zimmer zurück, das sie zu Dreien bewohnten.

Auf der Treppe begegnet der junge Student seiner hübschen Nachbarin, die herunterkommt. Er wird roth wie ein Hahn, weil er meint, er sehe mit seinem Korbe unter dem Arme aus, wie wenn er vom Markte käme: aber er stellt sich zur Seite und macht seiner Nachbarin ein tiefes Compliment.

Es war dies ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, mit brauner Haut und braunen Haaren, lebhaften und schelmischen Augen, einer geraden und ungezwungenen Haltung; sie hatte hübsche Zähne und lachte oft, um sie zu zeigen, um so mehr, als man dann noch außer den Zähnen zwei Grübchen zu sehen bekam, die sich in jeder Wange bildeten; kurz, sie war ein sehr artiges und herausforderndes Wesen, das, wie Bouchenot gesagt hatte, auf keine Lukretia schließen ließ.

Das junge Mädchen lacht laut auf, als sie Timotheus betrachtete, dessen Anzug, Gesicht und Haltung mit dem Korbe unter dem Arme auch geeignet waren, eine Anwandlung von Heiterkeit hervorzurufen. Sie dankt ihm für seinen Gruß und eilt die Treppe hinunter.

Mit klopfendem Herzen kommt der junge Mann zu Georg zurück und ruft aus: „Ach, mein Freund! ich bin entzückt! Nie habe ich etwas so Köstliches gesehen."

„Bah! Du hast also schon davon genossen, Leckermaul?"

„Genossen? O wollte Gott! ich hätte davon genossen. Welch' verführerische Augen!"

„Wie, unsere Cotelettes haben Augen?"

„Wer spricht jetzt von Cotelettes; ich meine unsere Nachbarin, das schöne Mädchen gegenüber, dem ich eben auf der Treppe begegnet bin.“

„Ah, das ist etwas Anderes! . . . Ich will aber deßwegen doch den Tisch decken.“

„Ich hatte sie gegrüßt . . . sie hat mir gedankt.“

„Zum Henker! ich denke, das ist das Wenigste, was sie thun konnte.“

„Aber sie hat gelacht, als sie mich grüßte, sehr gelacht . . .“

„Ich glaube es wohl, Du siehst auch komisch genug aus.“

„Höre, Du weißt noch nicht . . .“

„Was denn noch?“

„Sie hat zwei Grübchen in den Wangen.“

„Zwei Grübchen? wirklich! ... Nun, so wollen wir frühstücken.“

„Ja, laß uns frühstücken! Aber das ist all' eins, sieh Georg, ich fühle, daß ich in die kleine Nachbarin verliebt bin.“

„Das kannst Du halten, wie Du willst.“

„O, ich bin entsetzlich verliebt in sie! Es ist schon so lange her, daß ich nicht mehr verliebt war, und mein Herz hat das Bedürfniß, sich an einen Gegenstand anzuschließen.“

„Schließe Dich an; ich hindere Dich nicht.“

„Ja, allein ich will nicht, daß es wieder geht wie gewöhnlich, und daß man mir meine Eroberung vor der Nase wegschnappt.“

„Ich, wann habe ich Dir je eine Eroberung weggeschnappt?“

„Ich spreche nicht von Dir; jetzt denkst Du nur noch an's Theater, an Deine Stücke, nicht mehr an die Liebe; aber Bouchenot spielt mir immer solche schlimme Streiche. Im Augenblick, wo ich auf dem Punkte stehe, einem Frauenzimmer zu gefallen, patsch! nimmt er sie mir weg, und es stellt sich nachher heraus, daß es ein Schatz von ihm ist.“

„Es ist Deine Sache, es so einzurichten, daß Du vor ihm geliebt wirst.“

„Gewiß, ich will es in Zukunft auch so einrichten. O, die Nachbarin, die hübsche Nachbarin! ... O, ich will mich an die Cotelettes machen."

Die jungen Leute frühstücken. Die Liebe hindert Timotheus noch nicht am Essen; er schlingt hinein, Georg thut dasselbe, und die zwei Franken sind ganz verbraucht, ohne daß etwas übrig bleibt. Sie stehen nicht eher vom Tische auf, als bis es unmöglich ist, noch Etwas darauf zu finden, das man zwischen die Zähne bringen könnte.

Timotheus betrachtet sich vor dem kleinen Spiegel, seufzt und murmelt: „So gesehen zu werden ... in einer schmutzigen Blouse, in Pantoffeln! ... Doch im Ganzen ist es noch besser, so gesehen zu werden, als wie Bouchenot. Nicht wahr, Georg?"

„Je nachdem ... ich weiß nicht."

„Ach, Georg, dieses Je nachdem betrübt mich. Du hast also eine sehr schlechte Meinung von der Nachbarin?"

„Ich habe gar keine; ich habe sie im Vorübergehen bemerkt, kenne sie aber nicht."

„Wenn Du sie kennen lernst, so fürchte ich, Du würdest Dich auch in sie verlieben."

„O, ich stehe nicht so gleich in Flammen wie Du; ich bin über die ersten Illusionen der Liebe hinaus."

„Ich will mich auf den Hausgang stellen und ihre Rückkehr erwarten."

„Das kannst Du thun, und wenn Du sie siehst! was willst Du ihr dann sagen?"

„Ich werde sie grüßen."

„Sie wird glauben, Du könnest nichts Anderes."

„Willst Du nicht vielleicht gar, daß ich ihr auf der Stelle da vor ihrer Thüre eine Erklärung mache?"

„Bouchenot würde es thun."



Band XIII. Seite 108.
Mademoiselle, wir sind unfähig, die Rücksichten zu vergessen, die man den Damen schuldig ist.

„O, aber Bouchenot liebt, wie man ein Glas Bier trinkt; das ist nicht meine Art."

„Es scheint mir doch, daß er mit seiner Art mehr Glück macht als Du, weil er Dir alle Frauen abführt, denen Du den Hof machst."

„Ich liebe es, dies Gefühl anzuregen; ich meine, die Liebe müsse sich nach und nach entspinnen, sonst sei es keine wahre Liebe."

„Spinne so viel Du willst, mein lieber Freund; ich will jetzt meine Correcturen vollends besorgen."

Georg geht wieder an seine Arbeit. Timotheus begibt sich, nachdem er mit der Hand durch die Haare gefahren ist und alles, was er noch von Pommade vorfand, hineingeschmiert hat, auf seinen Posten in den Hausgang, um die Nachbarin zu erwarten.

Nach einer Stunde vergeblichen Wartens hört er endlich Jemand die Treppe heraufkommen ... es ist ein Wasserträger."

Timotheus geht ärgerlich in's Zimmer.

„Hat sie Dich diesmal nicht angelächelt?" fragt ihn Georg.

„Ach, sie war es gar nicht, es war der Wasserträger. Ich habe Unglück, und Du wirst sehen, daß sie den ganzen Tag nicht nach Hause kommt, und ich kann doch nicht bis in die Nacht hinein in dem Hausgange stehen bleiben!"

„Weißt Du, was ich für eine Idee habe?"

„O, lieber guter Georg, gib mir eine Idee ... es gehört ja als Schriftsteller zu Deinem Beruf, Ideen zu haben, und mir kommen sie nur selten."

„Schreibe der Nachbarin eine Erklärung und schiebe sie in ihr Schlüsselloch."

„Ich soll einem Frauenzimmer eine Liebeserklärung schreiben, das ich noch nicht gesprochen habe, und dessen Namen ich nicht einmal weiß?"

„Was thut das? braucht man den Namen eines Frauenzimmers zu wissen, um in es verliebt zu sein?"

„O nein! denn ich bin schon verliebt; allein ich traue mir nicht das Talent zu, eine Erklärung zu schreiben. Wenn Du mir sie schreiben wolltest, Georg?"

„Jetzt nicht ... laß mich zuvor mein Stück beendigen."

„Ach, ich meine, ich höre Jemand heraufkommen."

Timotheus kehrt in den Hausgang zurück; er streckt den Kopf über das Geländer, um auf die Treppe zu sehen, und sieht den alten Nachbar Jacquillot, der in sein Zimmer geht.

„Es ist um mich geschehen!" ruft Timotheus, zu Georg zurückkehrend aus; „Alles kommt nach Hause, nur die Nachbarin nicht!"

„Aber ich meine, Bouchenot komme auch nicht," sagt Georg, „und es wird schon spät."

„Bouchenot! O, zum Henker! er hat hundert Sous in der Tasche, der wird sobald nicht nach Hause kommen. Wenn er nur auch die versprochene Pastete nicht mitzubringen vergißt; was würden wir ohne sie zu Mittag essen?"

„O, er wird uns eine Pastete mitbringen; er weiß wohl, daß wir darauf zählen."

„Ich bin nicht ruhig, ich."

Mehr als eine Stunde vergeht noch. Timotheus läuft fortwährend von der Stube auf die Flur, endlich hört er Jemand leicht die Treppe heraufkommen. Aus der Leichtigkeit des Tritts schließt er, daß es ein Frauenzimmer und wahrscheinlich seine Nachbarin sein muß.

Wirklich ist es ein junges Mädchen, aber nicht die Nachbarin. Dennoch bleibt Timotheus stehen, weil der Anblick eines Frauenzimmers ein Magnet ist, der immer einen jungen Mann anzieht. Das, welches die Treppe heraufkommt, ist viel größer, dicker und stärker als die kleine Nachbarin; es ist eine Schönheit anderer Art.

„Sollte sie zu uns kommen?“ fragt sich Timotheus, als er sieht, daß das Mädchen in den vierten Stock heraufkommt. „Wir haben Niemand über uns als Katzen; sie kommt also zu uns oder zur Nachbarin gegenüber.“

Das junge Mädchen ist im vierten Stock angekommen; es geht an Timotheus vorüber, der es achtungsvoll grüßt, dann bleibt es einen Augenblick unentschlossen stehen, indem es die beiden Thüren betrachtet, und sagt zu dem jungen Manne: „Mein Herr, ich bitte um Entschuldigung, wo wohnt Mademoiselle Cölina . . . wenn Sie so gut sein wollen?“

„Mademoiselle Cölina?“ wiederholt Timotheus, wiederum grüßend; „dieser Name ist mir durchaus unbekannt. Was treibt sie, diese Dame?“

„Mein Herr, sie ist eine Coloristin; sie ist noch nicht lange eingezogen.“

„O, dann muß es unsere Nachbarin sein, welche uns gerade gegenüber wohnt. Ich wußte ihren Namen noch nicht, allein wahrscheinlich ist sie es . . . brünett, klein, mit einem roth und grün gewürfelten Kleide . . .“

„Ja, mein Herr, die ist es; sie hat dieses Kleid schon sehr lange. Ist es diese Thüre da?“

„Ja, Mademoiselle.“

Das Mädchen will anklopfen; Timotheus hält sie an. „Sie klopfen vergeblich, Mademoiselle; unsere Nachbarin ist schon vor geraumer Zeit ausgegangen und noch nicht zurückgekommen.“

„Ach, mein Gott! das ist recht verdrießlich! Wissen Sie gewiß, daß sie nicht zurück ist?“

„Ganz gewiß, ich bin nicht von der Flur weggekommen, das heißt, ich bin nicht ausgegangen . . . und bei uns hört man seine Nachbarn sehr gut aus- und eingehen.“

„Ach, das ist sehr unangenehm! ich wohne so weit weg, und habe nicht oft Zeit zum Ausgehen.“

„Mademoiselle, ich glaube, daß unsere Nachbarin nicht mehr lange ausbleiben wird, weil sie schon so lange fort ist. Wenn Sie dieselbe bei uns erwarten wollten, so kommen Sie herein.“

„Ach, mein Herr, Sie sind sehr artig . . . es könnte Sie geniren?“

„Im Gegentheil, Mademoiselle.“

Und Timotheus verbeugt sich auf's Neue und beeilt sich, die Thüre so weit als möglich aufzumachen, um das Mädchen zum Eintreten zu bewegen. Nachdem es einen Augenblick gezögert hat, entschließt es sich, das Anerbieten anzunehmen. Die achtungsvolle Miene Timotheus' hatte die junge Person bezaubert, die außerdem noch so gebaut war, daß sie sich wohl gegen einen Zudringlichen hätte vertheidigen können. Allein man muß nie nach dem Anschein gehen: die physisch starken Frauen können moralisch schwach sein.

Das junge Mädchen ist in das Zimmer der Studenten getreten; als es aber Georg erblickt, bleibt es stehen und scheint zurückkehren zu wollen. Indessen ist Georg aufgestanden, um zu grüßen, und Timotheus hat den Stuhl ergriffen, den sein Freund unter sich hatte, und ihn dem Mädchen angeboten, welchem es ohne diese Zurüstungen vielleicht ebenso hätte ergehen können, wie dem Kleiderhändler, was für die jungen Leute vielleicht nicht unangenehm gewesen, aber gegen das Mädchen eine große Perfidie gewesen wäre.

„Setzen Sie sich doch, Mademoiselle!“ sagt Timotheus, ihr den Stuhl mit vier festen Füßen anbietend.

„O, mein Herr, Sie sind sehr gütig, allein ich fürchte . . . und dann kann ich nicht lange warten . . .“

„Sie werden nur so lange warten, als es Ihnen Vergnügen machen wird,“ sagt Georg; „allein Sie kennen ohne Furcht bei uns ausruhen; wir sind unfähig, die Rücksichten zu vergessen, die man den Damen schuldig ist.“

„Ja, gewiß," sagt Timotheus, indem er sich auf den Stuhl setzt, der nur drei Füße hat, und sich im Gleichgewicht zu erhalten sucht; „wir sind unfähig zu . . . wie mein Freund sagt."

Das junge Mädchen entschließt sich, Platz zu nehmen, doch setzt es sich nur auf den Rand des Sessels. Es gibt Menschen, die glauben, daß sie auf diese Art sich schneller entfernen können.

Georg, der thut, als müsse es so sein, zieht den Koffer an den Tisch und setzt sich dann darauf; Timotheus schmunzelt und bemüht sich, den Angenehmen zu spielen; das junge Mädchen sieht auf den Boden und scheint verlegen; Georg unternimmt es, die Unterhaltung wieder in Gang zu bringen.

„Wir kennen unsere Nachbarin nur vom Sehen," sagt er, „aber sie scheint sehr heiter, sehr angenehm."

„Wir hören sie singen, wenn sie ausgeht," sagt Timotheus, „sie hat eine sehr hübsche Stimme."

„O ja, Cöline singt sehr gut; deßhalb hatte sie auch Lust, auf das Theater zu gehen, aber ihre Eltern wollten es nicht zugeben."

„Ist sie aus einer adeligen Familie?" fragt Timotheus.

„Ich glaube nicht, mein Herr; ihr Vater handelt mit Geflügel."

„Das ist ein gutes Geschäft," entgegnet Georg seufzend, „und ich möchte heute Abend einen Mann kennen, der Geflügel verkauft."

„Ist vielleicht die Demoiselle auch Coloristin wie unsere Nachbarin?" fragt Timotheus, mit der Zungenspitze über seine Lippen fahrend.

„Nein, mein Herr, ich bin bei einer Leinwandhändlerin, allein ich gehe nicht oft aus, denn erstens bin ich noch nicht lange in Paris . . ."

„Mademoiselle ist eine Fremde?" fragt Timotheus.

„Ja, mein Herr, ich bin von Poissy, hinter St. Germain."

„O, ich weiß, Mademoiselle, ich kenne Poissy . . . die Stadt ist sehr berühmt durch ihr Polizeihaus und ihre Viehmärkte . . ."

„Ich war früher nie in Paris, ehe ich das erste Mal hinkam," entgegnet das junge Mädchen.

„Wirklich;" ruft Georg aus, indem er sich Mühe gibt, über diese Naivetät des Mädchens nicht zu lachen. „Da müssen Sie in Paris noch viele Dinge kennen lernen!"

„O ja, mein Herr; deßhalb bin ich heute auch bald ausgegangen, um zu Cöline zu kommen, mit der ich ein wenig spazieren gehen wollte, weil Cöline, die eine Pariserin ist, mir gesagt hat, daß sie mir alles Merkwürdige und dann noch andere Sachen zeigen wolle, und ich wäre wohl viel bälder hieher gekommen ohne ein Ereigniß, das mir zugestoßen ist . . ."

„Ein Ereigniß, Mademoiselle?"

„O, ein sehr unglückliches Ereigniß, das mir vielen Kummer macht!" entgegnet das junge Mädchen, einen tiefen Seufzer ausstoßend.

„Wäre es nicht unbescheiden, Sie zu fragen, welche Art von Ereigniß Ihnen begegnet ist?" sagt Timotheus, der sich bereits sehr für das dicke Mädchen interessirt.

„Wenn wir Ihnen nützlich sein können, Mademoiselle, so stehen wir ganz zu Ihren Diensten," sagt Georg.

„Sie sind sehr gütig, meine Herren; aber nicht alle jungen Leute sind so artig wie Sie. In diesem Augenblicke bin ich sehr böse auf einen Herrn, den ich nicht kenne."

„Sollte man Sie auf der Straße beleidigt haben?"

„O, das heißt . . . ich will Ihnen den ganzen Hergang erzählen. Ich war von meiner Lehrfrau mit meinem Hunde fortgegangen . . . Sie müssen nämlich wissen, daß mir mein Taufpathe einen großen Hund mitgegeben hat, um mich in Paris zu beschützen, wenn ich allein ausgehen sollte . . ."

„Herrliche Vorsicht!“

„Ach ja! es ist zum Erstaunen, wie gut mir das gedient hat. Ich gehe also mit Schnauzer aus . . . ich habe ihn erst drei Wochen, allein er that schon, als sei er sehr an mich gewöhnt. In der Straße fällt es einem Herrn ein, mir zu folgen, dann mich zu betrachten, mir Dummheiten zu sagen, z. B. daß ich hübsch sei, daß er mich anbete . . .“

„Und Sie nennen das Dummheiten, Mademoiselle?“

„Gewiß, weil man sich nicht in eine Frau verlieben kann, wenn man sie über eine Gosse gehen sieht. Da ich weiß, daß man nicht auf die Männer hören darf, die Einen auf der Straße anreden, so hörte ich diesen Herrn nicht an, allein er folgte mir immer . . .“

„Dann hetzten Sie Ihren Hund auf ihn?“

„Mein Gott, das war vergebliche Mühe: Schnauzer hatte mich bereits verlassen, um jenem Herrn zu folgen.“

„Und er biß ihn in die Waden?“

„Er biß ihn ganz und gar nicht, er schien im Gegentheil auf bestem Fuß mit ihm zu stehen. Ich werde böse, rufe meinem Hund, er folgt mir nicht. Der Herr läßt mich endlich in Ruhe, er entfernt sich; Schnauzer folgt ihm und nun muß ich jenem Herrn nachlaufen. Endlich binde ich meinen Hund an eine Schnur und nehme ihn mit, aber bah! ich war noch nicht zehn Schritte weit, so hatte er die Schnur abgebissen und war von Neuem fort. Da ich jenem Herrn nicht immer nachlaufen konnte, so entschloß ich mich, weiter zu gehen; allein bei all' diesem ist mein Hund verloren, und das macht mir Kummer, weil mein Taufpathe mir ihn sehr auf's Herz gebunden hatte, und gewiß ist es die Schuld jenes Herrn, der ohne Zweifel irgend ein Geheimniß besitzt, die Vieher anzulocken. Und all' dieses hat mich aufgehalten und ist Schuld, daß ich zu spät zu Cöline kam.“

„Mademoiselle, Sie haben nur e i n e n Weg vor sich, wieder

zu Ihrem Hunde zu kommen, nämlich ihn ausschreiben zu lassen und dem, der ihn Ihnen wiederbringt, eine anständige Belohnung zu versprechen."

„Eine Belohnung? Ach, meiner Treu'! ich bin zwar sehr betrübt, allein ich habe kein Geld, um Belohnungen zu geben."

„Wenn man Sie kennen würde, Mademoiselle," sagt Timotheus, „so bin ich überzeugt, daß man ihn Ihnen umsonst zurückgäbe; man wäre zu glücklich, Sie zu verbinden."

„Sie sind sehr gütig, mein Herr."

„Es ist indessen möglich, daß Sie Ihren Hund zu Hause antreffen, vielleicht ist er dahin zurückgekehrt."

„Ach, ich habe keine Hoffnung, er ist erst so kurze Zeit im Hause, und es gefiel ihm nicht sehr; ich gab mir alle mögliche Mühe, ihn vom Durchgehen abzuhalten."

„Wenn der Tag nicht schon so vorgerückt wäre," sagte Timotheus, „so würde ich Sie um Erlaubniß bitten, mit Ihnen auszugehen, Mademoiselle, um Ihren Hund zu suchen. Allein haben Sie schon bei Ihrem Pathen nachgefragt? Weil Sie ihn von diesem haben, so kann er auch zu diesem zurückgekehrt sein."

„Mein Pathe wohnt nicht mehr in Paris; er ist vor drei Wochen nach Hause, nach Meaux, abgereist, und es ist nicht wahrscheinlich, daß Schnauzer ihn dort aufgesucht hat; er wird den Weg nicht wissen, da er nie dort war. Allein es wird spät ... Cöline kommt nicht ... ich muß fortgehen ..."

„Wie, Mademoiselle, Sie wollen nicht auf sie warten?"

„O nein! die Nacht bricht herein und meine Lehrfrau würde mich zanken, wenn ich so spät heimkäme, und dann möchte ich Abends nicht allein in Paris herumgehen, besonders da ich meinen Hund nicht mehr habe."

„Es scheint mir, daß er Sie nicht sehr vertheidigte," sagt Georg.

„Das ist gleichgültig, es war doch eine Gesellschaft."

„Wohnen Sie weit weg, Mademoiselle?"

„Ja, mein Herr, in der Fischweiber-Straße, neben dem Boulevard; von hier ist es ein bedeutender Marsch."

„Das ist wahr," sagt Georg lächelnd.

„Wollen Sie, daß wir Sie zurückbegleiten, Mademoiselle?" fragt Timotheus, einen verzagten Blick auf seinen Anzug werfend.

„O, ich danke Ihnen, mein Herr, ich gehe lieber allein."

„Wir bestehen nicht darauf, Mademoiselle," antwortet schnell Georg, „denn es liegt nicht in unserer Art, uns den Damen aufzudrängen."

„Was sollen wir unserer Nachbarin von Ihnen ausrichten?" fragt Timotheus.

„Wenn Sie so gefällig sein wollen, ihr zu sagen, daß ich da war ... ach, aber ich bin recht dumm! Sie wissen ja meinen Namen nicht ... Prudentia Flambard .... daß ich sehr betrübt gewesen sei, sie nicht getroffen zu haben und daß ich sie bitte, mich bei meiner Lehrfrau zu besuchen, bei der ich so lange bleibe, bis ich von ihr weggehe, weil ich mich dort langweile und Lust habe, anderswo einzutreten ... Ich werde Ihnen sehr verbunden sein, meine Herren."

„Das genügt, Mademoiselle, wir werden ihr das ausrichten. Es ist mir sehr leid, daß Sie nicht länger mehr warten können."

„O nein, denn ich habe bereits meinen Hund verloren und könnte nun noch etwas Anderes unterwegs verlieren; ich will schnell heim eilen ... Ich danke Ihnen, meine Herren, und bitte um Verzeihung, wenn ich Sie gestört habe."

„Keineswegs, Mademoiselle. Wir sind zu glücklich, Ihnen einen Dienst haben leisten zu können. Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie beim Hinuntergehen nicht fallen; die Treppe ist naß und schläpfrig."

Mademoiselle Prudentia Flambard ist fort und Timotheus, der sie bis an die Treppe begleitet hat, kommt in das Zimmer zu-

rück mit dem Ausrufe: „Ein köstliches Mädchen! nicht wahr, Georg?“

„O! ein köstliches Mädchen! . . . weil es dicke Hüften, dicke Arme und einen dicken Busen hat? Es ist ein solid gebautes Mädchen, weiter nichts.“

„Es hat auch ein hübsches Gesicht, hübsche Farbe, schöne Zähne . . .“

„Es hat ein Bauerngesicht; zu lebhafte Farben, dicke Backen, wie ein neugeborenes Kind . . . Ich bin kein Bewunderer von dieser Art Schönheit, ich liebe die zartgebauten Frauen . . . und dann macht Mademoiselle Prudentia Flambard den Eindruck auf mich, als wäre sie passabel dumm.“

„Meinst Du?“

„Ich meine, ihre Unterhaltung habe uns einen Beweis davon gegeben.“

„O, manchmal wirkt die Aengstlichkeit nachtheilig . . . das ist gleich, es ist ein hübsches Mädchen, das mir sehr gut gefallen würde.“

„Ei was! Eben warst Du noch verliebt in die Nachbarin und jetzt gefällt Dir diese da sehr; laß noch eine Dritte kommen, so wird die Dich ohne Zweifel auch verführen.“

„Höre einmal, wenn man schon lange nicht mehr geliebt hat, so ist es gerade, als wenn man lange nichts gegessen hat; man findet Alles gut. Ei, weil wir gerade vom Essen sprechen! . . . ich würde gerne zu Mittag essen . . .“

„Ich auch.“

„Es ist bereits Nacht . . . und Bouchenot kommt immer noch nicht! . . . Was sollen wir denn zu Mittag essen, wenn er uns keine Pastete bringt . . . was zu Nacht?“

„Es ist also nichts mehr vom Frühstück übrig?“

„Ach, Du weißt wohl, daß wir Alles gegessen haben!“

„Teufel! Zünden wir aber doch ein Licht an.“

Georg nimmt ein Phosphorfeuerzeug, das er am Abend vorher gekauft hat und zündet ein Licht an, das in dem Halse einer Flasche stack, welche als Leuchter diente. Dann setzte er sich auf's Neue an den Tisch.

„Du willst wieder arbeiten?“ fragt Timotheus traurig.

„Ohne Zweifel . . . was soll ich thun, da wir noch nicht zu Nacht essen können? Glaube mir, Timotheus, mache es ebenso . . . wenn man sich beschäftigt, hat man keinen so großen Hunger.“

„Das ist möglich, wenn man schriftstellert, allein beim Studiren da ist es etwas Anderes . . . Ach, Bouchenot, wenn Du nichts brächtest, wenn Du uns einen solchen Streich spieltest, nachdem Du das Geld für meine Stiefel mitgenommen hast . . . denn es ist das Geld für meine Stiefel, das er in der Tasche hat . . . hundert Sous . . . für hundert Sous kann' man vier Pasteten kaufen.“

Timotheus hat sich auf den Stuhl gesetzt, den Mademoiselle Prudentia eingenommen hatte und schaukelt sich leicht, indem er laut seine Betrachtungen anstellt.

„Dieses arme Mädchen, das seinen Hund verloren hat . . . und der Andere, der ihn mitgenommen hat . . . Sapperment! was ich Hunger habe! . . . Bouchenot kommt nicht . . . ich habe Lust, ein Schläfchen zu machen . . . man sagt, wer schläft, braucht nicht zu essen . . . Prudentia Flambard . . . welch' komischer Name! und die Nachbarin, die Cölina heißt, wie ein altes Melodrama vom Ambigu-Theater . . . vielleicht ist sie auch ein Kind des Geheimnisses! . . . Ach, ich muß noch meinem Vater schreiben! . . . Meine armen Stiefel, die mir so gut paßten . . .“

Timotheus hört auf zu plaudern, seine Augen schließen sich, er ist eingeschlafen. Georg bemerkt es: er schreibt leiser und bemüht sich, seine Papiere ruhig zu lassen, um seinen Freund nicht aufzuwecken.

Mehr als eine Stunde verstreicht so. Endlich stößt Georg, der keine Kraft mehr fühlt, um zu arbeiten, und der den friedlichen Schlummer Timotheus beneidet, leise seine Arbeit von sich, legt den Arm auf den Tisch, stützt seinen Kopf darauf und sagt: „Wenn ich es machen könnte wie er . . . vielleicht kehrt indessen Bouchenot zurück."

Die Natur unterstützt den Wunsch Georgs und er schläft in Kurzem eben so tief ein wie Timotheus.

Es schlug Mitternacht auf der Uhr des Palais; als die beiden jungen Leute die Augen aufmachten. Das Licht brannte noch, allein es ging fast zur Neige.

„Es ist sehr spät," sagt Timotheus, „wir haben, wie es scheint, lange geschlafen."

„Da schlägt es Mitternacht," sagt Georg.

„Mitternacht! ach, mein Gott! und Bouchenot ist noch nicht da!"

„Das ist in der That sehr sonderbar!"

„Und er weiß, daß wir nichts mehr besitzen, daß wir auf ihn wegen des Nachtessens zählen ... ah! sein Betragen ist unwürdig!"

„Es muß ihm etwas Außerordentliches begegnet sein, sonst würde er uns nicht so verlassen . . . er würde wenigstens zurückkommen."

„Keine Hülfsmittel mehr! . . . und was sollen wir morgen anfangen?"

„Muth, Timotheus, mache Dir keinen Kummer; wir verkaufen Etwas."

„Aber wir haben ja nichts mehr zu verkaufen ... alle unsere Hülfsquellen sind erschöpft! . . . Ach, ich fühle Magenweh."

„Lege Dich, sieh', ob Du nicht wieder schlafen kannst."

„Nein, ich habe keine Lust mehr, ich bin zu unruhig."

Georg suchte Timotheus zu beruhigen, aber im Grunde seines Herzens war er eben so traurig wie er.

Alle Philosophie, alle Sorglosigkeit der Jugend hält nicht Stand gegen das Bedürfniß. Die Zukunft bot ihnen wohl einige Hoffnungen; allein man muß diese Zukunft auch erreichen können. Man muß hinlänglich Kraft haben, um zu diesem Ziele zu gelangen, das man in der Entfernung sieht, und darf nicht vor Ermattung auf dem halben Wege umfallen.

Die beiden Freunde saßen fortwährend Einer bei dem Andern: sie sprachen nicht mehr, denn sie wußten sich nichts Tröstliches zu sagen.

Plötzlich hören sie eilends die Treppe heraufkommen, sie horchen . . . man bleibt vor ihrer Thüre stehen . . . klopft heftig an . . .

„Ach, er ist es . . . es ist Bouchenot!“ riefen freudig die beiden jungen Leute und eilten mit einander an die Thüre, um sie zu öffnen.

Achtes Kapitel.

Rückkehr des verlorenen Sohnes.

In der That, es war Bouchenot, aber bleich, entstellt, athemlos, mit Schmutz überzogen, schweißtriefend, wie ihr wisset mit zerrissenem Rocke und den tiefsten Schrecken in den Zügen. „Ach, da bist Du endlich!“ sagen Georg und Timotheus, welche in der Freude, ihren Freund wiederzusehen, seine Unruhe und den Ausdruck des Schreckens auf seinem Gesichte noch nicht bemerkt hatten.

„So spät heimkommen!“

„Was zum Henker hast Du denn bis jetzt getrieben?“

„Du bringst doch hoffentlich Lebensmittel mit?“

Statt aller Antwort schließt Bouchenot sorgfältig die Thüre, wirft sich dann auf den Stuhl und murmelt: „Endlich bin ich doch in Sicherheit! . . . Ach, ich kann nicht mehr!“

Timotheus untersucht nun die Toilette Bouchenots, ein Schrei entfährt ihm. „Ach, mein Gott! . . . sieh' doch, Georg . . . sieh' in welchem Zustande er heimkommt . . . unser Rock . . . unser armer Rock ist in Fetzen gerissen!“

„Wirklich . . . zerrissen! vorne und hinten . . . was soll das heißen? . . . Du hast Dich also gebalgt?“

„Wurdest Du von Dieben angegriffen? Sprich!“

„Ach, liebe Freunde, ich bitte, laßt mich zuerst ein wenig zu mir kommen! Ach, welcher Tag, großer Gott! welch' unglückseliger Tag!“

„Und die Pastete, die Du uns bringen solltest . . . wo ist sie?“

Bouchenot zieht die beiden Stücke seines zerbrochenen Rohrs aus der Tasche, bietet sie seinen Freunden hin und sagt: „Das ist Alles, was ich mitbringe . . . und das hat mich drei Franken gekostet.“

„Bouchenot, wir sterben vor Hunger; Du wählst keine gute Zeit zum Scherzen.“

„Ach, zum Henker! auch ich sterbe vor Hunger, auch ich habe nicht zu Mittag gegessen, und ich wette, daß ich weniger gut gefrühstückt habe als Ihr . . . und bin, seitdem ich ausgegangen bin, auf den Beinen.“

„Aber Du hattest hundert Sous!“

„Und dieser Rock, das einzige Kleidungsstück für alle Drei, war heute Morgen noch gut . . . und Du kommst in Fetzen zurück!“

„Und Du bringst keine Lebensmittel mit?“

„Laßt mich nur wieder zu mir kommen, dann will ich Euch meine Abenteuer erzählen.“

„Damit haben wir nicht zu Nacht gegessen, mit Deinen Abenteuern,“ sagt Timotheus, sich verzweiflungsvoll auf den Koffer werfend; „und wir zählten so gewiß auf Dich.“

„Wollt Ihr denn lieber, daß ich nichts sage?“

„Rede, wir wollen zuhören,“ sagt Georg.

Bouchenot wirft noch scheue Blicke um sich, trocknet sich den Schweiß von der Stirne und beginnt nun seine Erzählung, aber ganz leise, als ob er fürchtete, gehört zu werden: „Ich ging diesen Morgen mit den schönsten Hoffnungen und mit fünf Franken in der Tasche aus ...“

„Ja, mit fünf Franken, die aus meinen neuen Stiefeln, die Du verkauftest, erlöst waren!“ ruft Timotheus aus.

„Zum Henker, Freund, wir mußten um jeden Preis Geld bekommen; der Kleiderhändler gab durchaus nichts für unsere Badehosen ... und Ihr wolltet frühstücken ...“

„Und jetzt möchten wir zu Nacht essen ...“

„Timotheus, wenn Du mich dergestalt unterbrichst, kann ich meine Abenteuer nicht erzählen ...“

„Nun, mach' fort; Timotheus wird schweigen.“

„Ich war also in der glücklichsten Gemüthsstimmung von der Welt ausgegangen ... ich sah Alles in den schönsten Farben, selbst die Kastanienhändlerinnen. Ich dachte bei meiner alten Freundin, der Frau Dubillon, zu frühstücken. Mein erstes Unglück war, daß ich mit dem Fuße in eine Pfütze trat, was mich nöthigte, mein Hundertsous-Stück auszuwechseln, um mich säubern zu lassen; dann kaufte ich Serail-Pastillen bei einem ächten Türken aus der Straße Vivienne ... ich gestehe, daß ich dies hätte unterlassen können ... allein das roch so gut! Da, meine Kinder, ich habe sie in der Tasche ... da sind sie ... Ihr könnt eine davon verbrennen ... denn sie sind auch zum Verbrennen, und Ihr werdet den Geruch mit Wollust einschlürfen! ...“

Georg zuckt die Achseln und Timotheus stößt die Serail-Pastillen zurück, indem er ausruft: „Glaubst Du, daß wir unsere ausgehungerten Mägen mit Deinen Wohlgerüchen sättigen können? ... Ein schöner Einkauf das! es ist erbärmlich, uns solches Zeug heim zu bringen.“

„Timotheus, Du hast versprochen, mich reden zu lassen ... Ich fahre fort ... Es blieben mir drei Franken acht Sous übrig: damit konnte ich Euch noch ein recht artiges Nachtessen anschaffen, als der Teufel mir einen kleinen Stockhändler auf den Hals schickte. Er gibt mir einen in die Hand, sagt mir, ich solle ihn biegen... er zerbricht ... ich muß ihm drei Franken geben!“

„Wer wird auch um Stöcke handeln, wenn man keinen kaufen will?“

„Timotheus, willst Du, daß ich fortfahre? ... Ich gehe zu meiner empfindsamen Dubillon; sie ist auf einen Monat nach Pontoise; ich fliege zu meiner zärtlichen Elvina; ihr Protektor ist bei ihr! Ihr begreift, daß ich anfing, langsamer zu laufen; ich hatte noch acht Sous, die brauchte ich zum Frühstück, und ich meine, man könne wohl für acht Sous essen, wenn man bereits durch ganz Paris gerannt ist. Ihr seht, daß ich den Gebrauch, den ich von dem Hundertsous-Stück machte, genau specificirt habe ...“

„Du hast auch einen recht artigen Gebrauch davon gemacht!“

„Und unser Rock ... und Dein jetziger Zustand?“ fragt Georg.

„Den Augenblick ... ich komme schon daran ... Ihr kennt erst nur einen Theil meiner Unfälle. Wie ich bei einem Wursthändler frühstücke, sehe ich ein ziemlich drolliges, junges Mädchen vorbeigehen ... damals wenigstens erschien es mir drollig, jetzt freilich finde ich es sehr häßlich. Ich gehe neben ihm her und sage ihm einige Süßigkeiten ... es wird böse! ... Es war ein junges Mädchen ohne Lebensart; ich lasse es also gehen. Allein, bedenkt, es hatte einen Hund ... und dieser Hund verläßt seine Herrin und folgt mir ... ich mag ihn fortschicken, so oft ich will, er will mich nicht mehr verlassen.“

„Ah bah, wirklich!“ sagt Timotheus, den lachenden Georg ansehend, „und wo ist er jetzt, dieser Hund?“

„Laß mich doch fortfahren. Ich gehe meiner Wege, der Hund hinter mir ... der Schinken, den ich in meiner Tasche hatte, war

es, der ihn so anzog; ich bemerkte es erst nachher. Ich kann Euch nicht alle die Abenteuer erzählen, in die mich der elende Hund verwickelte; er nahm den Korb einer Zahnstocherhändlerin mit, dann eine vergoldete Uhrkette, dann, als ich mich endlich bei den Monflacons gerade zu Tische setzen will, wirft er sich auf den kleinen Stanislaus, und mich wirft man zur Thüre hinaus. Endlich war der Abend hereingebrochen, ich hatte nicht zu Mittag gegessen und war sehr schlecht aufgelegt, als der Zufall mich auf das Boulevard des Marais, zu Hanswursten, Possenreißern und dergleichen führte. Dort war eine Fechtmeisterin; sie trug allen Liebhabern an, gratis zu stoßen! ... Ich hatte die unglückliche Idee, mir dieses kleine Vergnügen zu machen ... um so mehr, als ich mir schmeicheln kann, ziemlich gut zu stoßen ..."

„Ach ja! Du hast es nöthig, Dich zu rühmen!"

„Der Beweis, daß ich gut stoße, ist, daß ich jene Amazone traf ... ja sogar in's Auge traf ... ein herrlicher Stoß!"

„Nun?"

„Erzürnt darüber, daß ich ihre Amazone besiegt hatte, wollten die Seiltänzer, daß ich die ganze Truppe frei halten solle! Ihr könnt Euch denken, daß ich mich weigerte ... ich hatte zudem gute Gründe dazu! ... Nun gab es großen Lärm ... eine Schlägerei ... ich schlug mich wie ein Löwe ... ich prügelte Alles. Allein der verdammte Hund, der mich herausreißen wollte, hat mehrere Male nach meinem Rock geschnappt ... und Ihr seht, in welchem Zustande ich diese Marktkomödie verlassen habe!"

„Nun! und dann ... was ist Dir weiter noch begegnet? Du hast Dich doch nicht bis Mitternacht gebalgt ... und was ist aus dem Hunde geworden, der Dir folgte?"

„Zuletzt," fing Bouchenot wieder an, indem er sich unruhig umsah und jedes Wort betonte, „verließ ich die Boulevards. In dem Zustand, worin ich mich befand, begreift Ihr wohl, daß ich mich nicht gerne sehen lassen wollte; ich ging lange, dem Zufall

mich überlassend, herum... endlich blieb ich in einer Straße stehen ... ich weiß zwar nicht mehr recht, ob es eine Straße war ... ja, ich weiß sogar nicht einmal, wo ich war ..."

„Man könnte meinen, Du wissest überhaupt nicht, was Du sagen wollest," ruft Georg, ungeduldig über die Langsamkeit, mit der Bouchenot gegen das Ende seiner Erzählung spricht, aus.

„Ach, höre nur ... nach Allem, was mir begegnet ist, dürfte mein Gedächtniß wohl etwas gestört sein."

„Nun, was ist Dir denn noch begegnet?"

„Was mir begegnet ist? ... nichts mehr ... ich ruhte auf einem Eckstein aus ... da blieb ich lange Zeit, denn ich war todtmüde ... dann dachte ich daran, heimzugehen; allein ich verlor mich in den Straßen, die ich nicht kannte ... und ... deßwegen bin ich so spät erst gekommen."

„Wie, das ist Alles, was Dir begegnet ist?"

„Ich meine, das wäre genug."

„Und Du sahst so unruhig aus ... so bestürzt, als Du hereinkamst."

„Ich meinte, es wäre ihm eine Räuberbande auf den Fersen," sagte Timotheus.

„Ach! das kommt daher ... wenn man so allein ist ... in der Nacht ... in Paris ... nach Mitternacht ..."

„Ah, ah! ... das ist etwas Neues! und hundert Mal bist Du erst um zwei oder drei Uhr Morgens nach Hause gekommen! ... Wahrlich, mein armer Bouchenot, ich glaube, daß bei der Fechtübung, die Du bestanden, Dein Geist hauptsächlich angegriffen wurde ... Du hast Fieber."

„Es ist möglich," sagt Bouchenot, den Kopf auf die Brust sinken lassend; „ja ... wahrlich ... ich muß etwas Fieber haben!"

„Ach! und der Hund?" fragt Timotheus. „Du sagst nichts mehr von dem Hund, der seine Herrin verließ, um Dir zu folgen ... was hast Du mit dem angefangen?"

„Er hat mich ebenfalls verlassen, wie Ihr seht. Als ich von jenem Schauspielzelte wegging ... in jenen Straßen ... die ich nicht kannte... Während ich ausruhte, bemerkte ich, daß der Hund ... nicht mehr bei mir war ... und seit jenem Augenblicke habe ich ihn nicht mehr gesehen."

„Das ist ein großes Unglück!"

„Warum das? ... Ihr sagtet heute Morgen zu mir, ein Hund wäre für uns ein Luxusartikel."

„Auch hätten wir ihn nicht behalten, sondern seiner Herrin zurückgegeben."

„Seiner Herrin?" ruft Bouchenot, plötzlich den Kopf erhebend und seine zwei Freunde unruhig ansehend, aus; „wie, seiner Herrin? ... kennt Ihr sie?"

„Ja, wir kennen sie ... und zum Beweise wollen wir Dir ihr Portrait zeichnen; es ist ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, groß, stark, von lebhafter Farbe, ziemlich hübsch, trägt ein kleines Häubchen und eine roth und schwarz gewürfelte Schürze ..."

„So ist's ... vollkommen so," sagte Bouchenot ganz erstaunt.

„Der Hund heißt Schnauzer."

„Ja ... ja."

„Und was das Mädchen anbelangt, so kennen wir auch ihren Namen: sie heißt Prudentia Flambard."

„Prudentia Flambard! ... ich wußte ihren Namen nicht, ich; allein wie kommt es, daß Ihr all' dies wisset?"

„Nichts einfacher als das," sagt Georg. „Das junge Mädchen kennt unsere Nachbarin drüben ... heute kam sie, um sie zu besuchen, und da die Nachbarin ausgegangen war, so wartete sie hier einige Zeit. Da erzählte sie uns denn, daß ihr Hund sie verlassen habe, um einem Herrn zu folgen, der Dummheiten zu ihr gesagt habe ... wir hätten errathen können, daß Du es warst. Das arme Mädchen ist untröstlich über den Verlust ihres Hundes, weil sie ihn von ihrem Pathen zum Geschenk erhalten hat."

„So ist's . . . o, so ist's ganz!-. . . Ach! sie heißt Prudentia Flambard? . . . Was hat sie Euch sonst noch gesagt?"

„Nichts sehr Interessantes; daß sie in der Lehre bei einer Leinwandhändlerin sei, und daß sie Paris sehr wenig kenne, indem sie erst seit kurzer Zeit hier sei."

„Und ihre Adresse . . . hat sie die Euch auch gesagt?"

„Ja, sie wohnt in der Fischweiber-Straße, neben dem Boulevard."

„Fischweiber-Straße!" murmelte Bouchenot; dann schlägt er auf's Neue die Augen nieder und scheint in tiefes Nachdenken versunken.

„Denkst Du schon daran, das junge Mädchen zu besuchen?" fragt Timotheus scherzend; „ich sage Dir zum Voraus, daß Du ihr gar nicht gefielst . . . so wenigstens sagte sie uns hier, indem sie sich über Deine Hartnäckigkeit, sie zu verfolgen, beklagte."

„Und ich glaube, daß Du einen Nebenbuhler in Timotheus haben wirst," setzte Georg lachend hinzu.

„Ich . . . zu diesem Mädchen gehen . . . Gott bewahre mich!" entgegnet Bouchenot leise.

„O, diese großartig ablehnende Miene!" sagt Timotheus: „Du thust, als wolltest Du nichts mehr von ihr, weil Du wohl bemerktest, daß sie Dich nicht anhören wollte; aber gewiß ist sie eine sehr hübsche Person . . . frisch wie ein Liebesapfel und fest wie ein Fels."

„Hast Du Dich dessen versichert?"

„Nein, aber das sieht man auf der Stelle. Ueberdies sieht sie sehr ehrbar aus, nicht wahr, Georg?"

„Ja, so viel man nach dem Aussehen urtheilen kann."

„Meine Herren," sagt Bouchenot, seine Freunde einen um den andern ansehend, „glaubt mir, laßt Euch in keinerlei Verbindung mit dieser Demoiselle Prudentia Flambard ein ... und was die kleine Nachbarin von da neben anbelangt, so kann sie, gerade weil sie eine

Freundin von der andern ist, auch nicht weit her sein ... sprecht nicht mit ihr ... sucht nicht ihre Bekanntschaft zu machen."

„Das ist wahrlich zu stark," sagt Georg. „Der Teufel hole mich, wenn ich nicht glaube, daß Du den Kopf verloren hast, armer Bouchenot. Seit wann bist Du so difficil in Deinen Bekanntschaften mit Frauenzimmern? ... Woraus schließt Du übrigens, daß Fräulein Prudentia unserer Gesellschaft unwürdig ist? ... Vielleicht, weil Du ihr ihren Hund abgeführt hast?"

Bouchenot schlägt die Augen nieder und antwortet nichts.

„Nein, weil es ihn ärgert, daß das junge Mädchen nichts von ihm wissen wollte," sagt Timotheus; „aber das ist nicht schön, Bouchenot, wenn man von einem Frauenzimmer Schlechtes spricht, weil sie nichts von Einem will. Und die Nachbarin, diesen Morgen fandest Du sie reizend und wolltest ihre Eroberung machen! Welchen Haß hast Du denn jetzt auf einmal gegen die Frauen? Du, ein so großer Liebhaber des schönen Geschlechts? Solltest Du vielleicht von der Amazone, mit der Du gefochten hast, einen conträren Stoß bekommen haben?"

„Nein, ich fühle gegen Niemand Haß; macht was Ihr wollt, ich will zu Bette gehen, denn ich fühle mich nicht ganz wohl."

„Lege Dich, Du wirst wohl daran thun, denn sicherlich fehlt Dir Etwas, Du bist nicht recht bei Trost."

„Es ist Ermüdung ... die Wechselfälle des heutigen Tages ... der Aerger, daß ich hundert Sous verbraucht habe, und daß ich unsern Rock zerrissen heimbringe ..."

„O, Du bist kein solcher Philister, daß Du Dich deßwegen so tief betrübtest," sagt Georg, „es müssen Dir andere Abenteuer aufgestoßen sein, die Du uns nicht sagen willst."

„Andere Abenteuer?" ruft Bouchenot lebhaft; „nein, nein, ihr täuscht Euch, ich hatte nichts ... als das Fieber, aber es muß ein starkes Fieber sein."

Mit diesen Worten kleidete sich Bouchenot aus und schlüpfte

in die alte Lagerstätte, deren papiernes Kopfpolster er vorher aufgeschüttelt hatte.

„Wenn er krank würde!" sagte Timotheus traurig, indem er das blasse, langgezogene Antlitz Bouchenots betrachtete. „Das fehlte uns noch! Womit wollen wir Thee kaufen, wenn man nicht einmal mehr Etwas zum Nachtessen hat?"

„Und keinen Rock mehr," sagt Georg, mit einem trostlosen Blick auf den unglücklichen Leibrock, den Bouchenot in einen Winkel des Zimmers geworfen hatte. „Wie soll ich morgen dem Direktor mein Stück vorlesen? Da gehe Einer hin und lese sein Stück in der Blouse oder in der Nachtjacke vor! . . . Ach, unsere Lage wird unerträglich."

„Und unser Appetit, von dem sprichst Du gar nicht," sagt Timotheus. „Diesen Abend können wir uns noch den Bauch einklemmen, weil wir ziemlich gut gefrühstückt haben, aber morgen . . . was fangen wir morgen an? Wir können nicht einmal ausgehen, um bei einigen Bekannten Etwas zu entlehnen!"

Georg steht einige Minuten lang nachdenklich da; dann sagt er zu Timotheus: „Weißt Du, daß unsere Lage, in Scene gesetzt, sehr dramatisch und von großem Effekt sein würde?"

„Ach, hole Dich der Teufel mit Deinen Scenen, ich glaubte, Du habest ein Hülfsmittel für uns gefunden. Da, sieh' doch, wie Bouchenot im Bette aufspringt, sollte er Nervenzufälle haben?"

„Bouchenot, was fehlt Dir?" sagt Georg, sich dem alten Lager nähernd.

Bouchenot, der am Einschlummern war, öffnet die Augen und schreit: „Ach, mein Gott! sie wollen mich umbringen . . . Gnade, Gnade! ich will nichts sagen!"

„Nun, mit wem sprichst Du denn, guter Junge? Komm' zu Dir, Du bist bei Deinen Freunden," sagt Georg, Bouchenot am Arm schüttelnd. Dieser blickt ihn erschrocken an, fährt dann mit der Hand über die Stirne und stammelt: „Was habe ich denn gesagt?"

„Du sprachst von Mördern ... batest um Gnade.“

„Ach ja, ich habe offenbar das Alpdrücken. Aber es ist sehr kalt hier ... man wird in diesem Bette gar nicht warm.“

„Warte, warte, wir wollen ein gutes Feuer anmachen,“ ruft Georg.

„Feuer? und womit denn?“ fragt Timotheus.

„Womit? Nun, zum Henker, mit dem großen Koffer, den wir doch nicht brauchen, weil das Felleisen mehr als hinreicht, unsere Habseligkeiten aufzubewahren.“

„Ach, Du hast Recht! In's Feuer mit dem großen Koffer! O, wir wollen uns gut warm machen!“

Und Timotheus hüpft vor Freuden im Zimmer, während Georg mit zwei bis drei Fußtritten den Koffer in Stücke stößt. Der Gedanke, ein gutes Feuer zu haben, hat den Muth der beiden jungen Leute wieder belebt; die kleinste Erleichterung ist ein großes Vergnügen für die, welche nur in Entbehrungen leben.

Das Feuer ist schnell angezündet; das Holz des Koffers brannte sehr leicht; Georg und Timotheus wärmten sich mit Wonne und zweifelten nicht, daß das Feuer auch ihrem Freunde wohl thun werde.

„Wie befindest Du Dich jetzt?“ fragt Timotheus, „bist Du warm?“

„Ja, aber ich habe entsetzlichen Durst, sei so gut und gib mir zu trinken.“

„Was sollen wir ihm geben?“ sagt Timotheus, Georg ansehend, „wir haben nur Wasser da.“

„Dann scheint mir Deine Frage überflüssig.“

„Ja, aber ... wenn das Wasser das Fieber vermehrte?“

„Haben wir keinen Zucker, um welchen hinein zu thun?“

„Kein Stückchen.“

„Für einen Kranken kann man Zucker entlehnen.“

„Nach Mitternacht? Es schläft Alles im Hause.“

„Armer Junge, wir können ihm also bloß Wasser geben."

Die beiden jungen Leute sahen sich traurig an, dann hefteten sie ihre Blicke auf den Kranken.

In diesem Augenblicke erlaubte die Stille, die im ganzen Hause herrschte, daß man ganz deutlich eine weibliche Stimme die Strophen singen hört:

„Ach, wie ich beweine
Die Arme so rund
Die zierlichen Beine
Manch verlorene Stund.

Diese, die nächtliche Ruhe unterbrechenden Laute machten einen schwer zu beschreibenden Eindruck auf die beiden jungen Leute. Lächeln trat wieder auf ihre Lippen, und die Hoffnung kehrte wieder in ihr Herz zurück.

„Das ist die Nachbarin!" ruft Timotheus aus, „das ist Mademoiselle Cölina. Sie schläft nicht, da sie singt."

„Man muß etwas Zucker bei ihr entlehnen," sagt Georg.

„Zucker bei ihr entlehnen? Ich weiß nicht, ob ich es wagen kann."

„O, dann gehe ich; für einen kranken Freund fürchte ich mich nicht, einen Dienst zu verlangen! ... Ueberdies haben junge Mädchen immer ein gutes Herz; sie wird uns gerne den Gefallen thun."

„Im Ganzen genommen hast Du Recht, und dann müssen wir ihr sagen, daß ihre Freundin Prudentia sie besuchen wollte. Ich will also ohne Umstände an ihre Thüre pochen."

Timotheus ist im Begriffe, an die Thüre zu gehen, da ruft ihm Bouchenot, der nicht schläft, zu: „Wo willst Du hin?"

„Zu der Nachbarin gegenüber, etwas Zucker holen."

„Ich will keinen ... ich habe keinen Durst mehr, geh' nicht zur Nachbarin ... es ist unnöthig."

„Ach, laß uns doch ruhig, Du hast das Fieber, wir wissen besser als Du, was zu thun ist."

„Höre nicht auf Bouchenot," sagt Georg, „zünde das Stümpchen Licht dort an, denn dieses hier will ausgehen, und klopfe leise bei Mademoiselle Céline an."

Timotheus hat schnell ein Licht genommen und ist schon an der Thüre der Nachbarin, während Bouchenot immer wiederholt: „Bleibe da und verlange nichts von dieser Demoiselle ... ich brauche nichts."

Neuntes Kapitel.

Mademoiselle Célina.

„Wer ist da? wer klopft so spät noch an meine Thüre?" fragt die junge Nachbarin, ehe sie Timotheus öffnet.

„Mademoiselle, ich bins, einer Ihrer Nachbarn von gegenüber. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie belästige, allein da ich Sie singen hörte, dachte ich, Sie schliefen nicht."

„Was wollen Sie denn, mein Herr?"

„Mademoiselle, ich wollte Ihnen sagen, daß Ihre Freundin Prudentia Flambard im Laufe des Tages hier war, um Sie zu besuchen und lange Zeit auf Sie bei uns gewartet hat."

„Ach, die dicke Prudentia war da? Ich danke Ihnen, mein Herr; allein das hätten Sie mir eben so gut auch morgen früh sagen können."

Diese Unterredung war durch die Thüre hindurch geführt worden, die geschlossen blieb. Da die Nachbarin es nicht für nöthig gefunden hatte, zu öffnen, so lehnte Timotheus sich an die Thüre und wußte nicht, wie er seinen Wunsch äußern sollte. Georg, der die Unterhaltung mit angehört hatte, und bemerkte, daß die Nachbarin lange im Bette sein könnte, ehe Timotheus dazu käme, seinen Wunsch vorzubringen, kam nun auch an die Thüre und sagte mit bewegter Stimme: „Mademoiselle, wir bitten sehr

um Entschuldigung, daß wir Sie so spät noch beunruhigen; allein einer unserer Freunde ist krank ... er leidet und wir haben kein Stückchen Zucker, um es ihm im Wasser zu geben und seinen brennenden Durst zu löschen. Um diese Zeit sind alle Kaufleute in diesem Viertel im Bett, wir hörten Sie singen, und deßhalb waren wir so frei, an Ihre Thüre zu klopfen."

„Sie haben einen Kranken ... mein Gott! das hätten Sie mir gleich sagen sollen; warten Sie, da bin ich!"

Und bald geht die Thüre der Nachbarin auf und Mademoiselle Cölina erscheint im kurzen Unterröckchen, einer kleinen, farbigen Nachtjacke, die sie um den Leib festgebunden hatte, und einem halbseidenen Taschentuche um den Kopf, worin ihr munteres Gesichtchen noch pikanter aussah.

„Was fehlt denn Ihrem Freunde?" fragt Cölina, sich gleichzeitig an die beiden jungen Leute wendend, „ist ihm Etwas zugestoßen? ... hat es ihn plötzlich gepackt? Lassen Sie sehen. Wo ist er? ... O, ich kann sehr gut mit Kranken umgehen, kann Umschläge machen und Blutegel setzen, ich kann alle möglichen Mittel angeben! ... Ich wollte früher barmherzige Schwester werden, allein das Kleid stand mir nicht gut, und das hielt mich ab. Nun, führen Sie mich doch zu Ihrem Freunde."

„Mein Gott, Mademoiselle, Sie sind sehr gütig; wir wollen Ihnen nicht so viel zumuthen, besonders da es gerade Ihre Ruhezeit ist. Wenn Sie uns nur etwas Zucker leihen könnten, das wäre genug."

„Gewiß will ich Ihnen Zucker leihen; ich habe gerade vorgestern meinen Vorrath von meiner Tante erhalten, das ist geschickt. Meine Tante schickt mir monatlich zwei Pfund, das ist nicht zu viel, und man könnte nicht Alles damit verzuckern; allein ich habe genug, denn was den Zucker betrifft, so ziehe ich frisches Schweinefleisch vor; ich liebe die Süßigkeit nur in der Unterhaltung. Doch ich will jetzt Ihrem Kameraden Thee machen, denn

die Männer verstehen sich nicht darauf . . . der arme Kranke wäre wohl schlecht verpflegt! . . . Meine Ruhe braucht Sie nicht zu beunruhigen . . . man bringt manche Nacht mit Tanzen zu, und da kann man schon auch eine opfern, um seinem Nachbar zu dienen."

Mit diesen Worten trat die kleine Nachbarin, die ihr Licht immer in der Hand hielt, in das Zimmer der jungen Leute.

„Sie ist ein wenig redselig," sagt Georg zu Timotheus, „allein sie scheint dienstfertig zu sein."

„Wenn sie eben so gut als hübsch ist," sagt Timotheus, „so ist sie eine Perle von einer Frau."

„Wo ist er denn?" fragt Cölina, ihre Blicke auf die zwei Betten heftend, in denen Niemand sichtbar ist, weil Bouchenot sich ganz unter die Decke gesteckt hat, als er die Nachbarin in das Zimmer treten hörte.

„Da liegt er," sagt Georg, an das Bett tretend. „Vielleicht friert es ihn . . . sehen wir, ob er schläft?"

Georg lüftet sanft die alte Decke und zeigt den Kopf Bouchenots, der die Augen schließt und thut, als wenn er schliefe.

„Ah, ich erkenne Ihren Freund," sagt Mademoiselle Cölina lächelnd; „es ist der, der einmal so drollig angezogen war. Gewiß, ich bin keine Pietistin; allein ich habe den Spaß doch etwas zu stark gefunden, und da ich mich von ihm immer eines neuen Streichs versah, so hätte ich ihm gewiß nicht aufgemacht, wenn er an meine Thüre geklopft hätte. Allein er ist krank, der arme Bursche, ich trage es ihm nicht mehr nach. Lassen Sie sehen, ob er Fieber hat."

Cölina tritt näher, um Bouchenot den Puls zu fühlen; dieser zieht, ohne die Augen zu öffnen, lebhaft seine Hand zurück und versteckt sie an einen Ort, wo die junge Nachbarin sie nicht wohl mehr suchen konnte.

„Hat er Krämpfe?" fragt Cölina.

„Wir wissen nicht, was er hat: wir verstehen nichts von dem Schrecken, den er zu empfinden scheint: er ist erst vor kurzer Zeit zurückgekehrt, ganz zitternd und verstört, und erzählte, daß er sich herumgeschlagen habe, daß er sich aus Ermattung nicht mehr halten könne, und ging dann zu Bette. Er hatte etwas wie Alpdrücken, meinte, er sei von Meuchelmördern umringt, und blickte mit Schrecken um sich! ... Jetzt sehen Sie, daß er hartnäckig die Augen schließt, und doch bin ich überzeugt, daß er nicht schläft."

„Ohne Zweifel ist das ein Fieber, das ihn quält. Suchen Sie eine seiner Hände zu bekommen, daß ich ihm den Puls fühlen kann."

„Komm', Bouchenot, gib Deine Hand unserer guten Nachbarin, die Dich pflegen will," sagt Georg, indem er sich bemüht, eine der Hände Bouchenots zu erfassen.

„Es ist Mademoiselle Cölina, die die Güte hat, uns Zucker zu leihen," sagt Timotheus, „und sich unsertwegen mitten in der Nacht zu incommodiren."

„Ich wiederhole Ihnen, daß mich das nicht incommodirt," ruft das junge Mädchen aus; „ich war noch nicht zu Bette gegangen, weil ich etwas pressante Arbeit habe und den ganzen Tag, statt zu arbeiten, herumgeschlendert bin. Allein das macht mir nichts aus; wenn ich den Tag dem Vergnügen widme, so bringe ich bei Nacht das Versäumte wieder herein; ich habe eine eiserne Gesundheit. Nun, gibt er endlich seine Hand her?"

Georg ist es endlich gelungen, einen Arm Bouchenots zu erwischen, und Mademoiselle Cöline kann den Puls fühlen.

„Er hat bedeutend Fieber," sagt das junge Mädchen, „sein Puls schlägt ... schlägt, wie wenn er den Generalmarsch schlüge. Man muß ihm einen niederschlagenden Trank machen."

„Wenn man ihm Vorretschen gäbe?" sagt Timotheus.

„Borretschen! einem Menschen, der schon Fieber hat wie ein Roß?" sagt Cölina; „ja, ja, das wäre hübsch! Wenn Sie Medicin

studiren, so gratulire ich Ihnen. Seien Sie ruhig, ich weiß, was man ihm eingeben kann; aber vor Allem sollte er besser liegen; man muß ihm den Kopf wieder auf das Kopfkissen legen... ich will es zuerst aufschütteln."

Mit diesen Worten neigt sich Cölina über das Bett und sucht das sogenannte Kopfkissen aufzulüpfen; die Papierrollen geben einen trockenen knarrenden Ton. Das Mädchen ist ganz ergriffen davon, während die beiden Freunde Bouchenots sich abwenden und die Augen niederschlagen, ganz beschämt, daß ihre Armuth an den Tag kommt.

Die kleine Nachbarin bleibt einige Augenblicke unbeweglich stehen; sie fühlt sich eben so verlegen als die beiden jungen Leute, denn sie meint, ihnen Schmerz verursacht zu haben. Ihr Herz zieht sich beim Anblick des Elends, das in diesem Zimmer herrscht, zusammen, eine Thräne stiehlt sich aus ihrem Auge und sie trocknet sie schnell mit der Rückseite ihrer Hand, indem sie stammelt: „Mein Gott! ich bitte Sie um Vergebung ... ich glaubte ... o, aber es ist gleichgültig, so kann er nicht bleiben."

Und das junge Mädchen verläßt schnell das Zimmer und eilt in das ihrige; von wo sie bald wieder mit einem wirklichen Kopfkissen und einem Polster zurückkehrt, die sie schnell Bouchenot unter den Kopf legt, nachdem sie zuvor die Papierbündel, die auf dem Bette lagen, auf die Seite geworfen hatte.

„Was thun Sie da, Mademoiselle? Ah, wir geben nicht zu, daß Sie sich unsertwegen so berauben!" sagt Georg.

„Sie müssen es aber doch zugeben," sagt Cölina; „überdies thue ich es für Ihren kranken Freund, und da haben Sie kein Recht, sich zu widersetzen."

„Aber Sie, Mademoiselle!" sagt Timotheus.

„Ich? ah, mein Gott, aus einem Kleide und zwei Unterröcken ist im Augenblicke ein prächtiges Kopfkissen gemacht ... übrigens habe ich keine Lust zu schlafen. Hören Sie, ich habe drüben

Malven, das ist für alle Krankheiten gut, wir wollen einen Aufguß davon machen. Sie haben Feuer, wir wollen ihn also hier machen, denn ich habe mein Feuer ausgehen lassen. Haben Sie eine Bouillotte hier?"

„Eine Bouillotte? was ist denn das, Mademoiselle Cölina?"

„Ich glaube, das ist ein Spieltisch," sagt Timotheus.

„Bewahre!" erwidert Cölina lachend; „es ist eine große Maschine, um Wasser siedend zu machen."

„Wir haben keine große und keine kleine Maschine," sagt Georg, „wir haben nur einen Wasserkrug, wenn der vielleicht genügte . . ."

„Nein, der taugt nichts, allein ich habe, was man braucht, und will Alles holen. Unterhalten Sie das Feuer, legen Sie noch ein Scheit Holz bei . . . wir werden es brauchen."

Das Mädchen ist auf ihr Zimmer gegangen; Georg nimmt ein Stück von dem Koffer, wirft es in's Feuer und sagt: Unsere Holzscheiter haben eine komische Gestalt . . . die Nachbarin muß eine sonderbare Meinung von uns bekommen. Aber Alles wohl betrachtet, ist es kein Verbrechen, arm zu sein; warum sollte man, wenn man nichts Schlechtes begangen hat, über sein unverschuldetes Elend erröthen? . . . Viele Leute sollten eher über ihren Reichthum erröthen. Welch' gutes Herz, welche Zuvorkommenheit beweist nicht dieses junge Mädchen, das uns nicht kennt . . . sie beraubt sich alles dessen, was sie hat, und bietet es uns an . . . und doch ist es nur eine gewöhnliche Grisette! Suchet doch in den reichen Salons diese Menschenfreundlichkeit, diesen Eifer, dem Nebenmenschen zu dienen; ihr werdet zwar dort manchmal der Wohlthätigkeit begegnen, allein immer in Begleitung des Hochmuths und der Großthuerei. Ihr werdet in den öffentlichen Blättern die Liste der Personen lesen, welche Unglückliche unterstützt haben, und die sich hineinrücken lassen, damit die Abonnenten des Blattes und die Kaffeehausgäste erfahren, daß sie

wohlthätig sind! Nicht auf diese Weise sucht eine Grisette Dienste zu leisten; es ist ihr gleichgültig, ob und wo ihr Name gedruckt wird, sie handelt ohne Berechnung, ohne langes Erwägen, sie folgt dem Zuge ihres Herzens und sieht nicht darauf, sich einen Ruf zu machen."

Während Georg sprach, hatte sich Timotheus auf das Felleisen gesetzt; er gähnte, streckte die Arme aus, wurde immer blässer und stotterte endlich: „Ach ja, Mademoiselle Cölina beträgt sich bewundernswürdig gegen uns . . . ich würde sie noch hübscher finden . . . wenn ich nicht heftiges Reißen im Magen hätte."

„Nun, was hast Du denn jetzt, Timotheus? willst Du auch krank werden? . . . Du krümmst Dich ja entsetzlich?"

„Was ich habe? . . . Zum Henker! Du weißt es wohl, ich thue mein Möglichstes, um nicht an den Hunger zu denken; allein es gibt Augenblicke, wo mich die Kraft verläßt . . . und Du selbst, Georg, mußt nicht weniger leiden als ich."

„Ich, ich habe Muth! . . . Wie, Timotheus, nimm Dich zusammen."

„Nun, ist ihm auch schlimm?" fragt die kleine Nachbarin, die mit einem Wasserkessel, einer Tasse und ihrem Zuckervorrathe im Papier hereintritt.

„Nein, nein, es ist nichts," sagt Georg, „es ist Ermüdung . . . eine Schwäche . . . er hat heute zu viel gearbeitet."

Während er dies sagte, lehnte sich Georg selbst an das Kamin und bemühte sich, die Uebelkeit, die er verspürte, zu verbergen.

Cölina betrachtet die beiden jungen Leute, welche die Ursache ihrer Niedergeschlagenheit und der Blässe ihres Gesichts nicht eingestehen wollen. Ein Frauenzimmer erräth leicht, was man vor ihm verbergen will, namentlich, wenn es gilt, ein Leiden zu mildern, einige Thränen zu trocknen. Das junge Mädchen hat sich vor dem Kaminherd niedergelassen, und während es den Wasser-

kessel an's Feuer stellt, mehrere Male verstohlen nach Georg und Timotheus geschaut; seine Stirne hat sich verdüstert und die Heiterkeit ist aus seinem gewöhnlich so lachenden Angesichte entflohen.

Plötzlich steht Cölina auf und ruft aus: „Mein Gott! weil Sie hier ein so gutes Feuer haben, so erlauben Sie mir vielleicht, mein Nachtessen dabei zu kochen . . . und wenn Sie recht liebenswürdig sein wollen, so theilen Sie es mit mir.“ .

„Ihr Nachtessen!“ ruft Timotheus, indem er mit Mühe den Eindruck verbirgt, den dieses Wort auf ihn macht. „Wie, Mademoiselle, Sie haben noch nicht zu Nacht gegessen?“

„Nein, noch nicht, und Sie vielleicht auch noch nicht?“

„Nein, in der That,“ entgegnete Georg, „wir warteten immer auf unsern Kameraden; wir waren in Unruhe über seine lange Abwesenheit . . . und dann . . . glaube ich, hatten wir keinen Vorrath mehr hier.“

„Ein Grund weiter, mein Nachtessen zu theilen; unter Nachbarn schlägt man sich so Etwas nicht ab. Ich will Alles holen, was ich bei mir habe. Zwar wird es leider nicht sehr lecker sein, das sage ich Ihnen im Voraus; aber meine Tante hat mir gerade Eier geschickt, davon wollen wir einen Eierkuchen machen.“

„Einen Eierkuchen,“ ruft Timotheus aus, der sich durch die Gewißheit eines Nachtessens bereits neu belebt fühlt; „einen Eierkuchen! o, das ist was Köstliches, das ist meine Lieblingsspeise . . . ich schwärme für die Eierkuchen!“

„Aber, Mademoiselle, Sie haben in der That zu viel Güte für uns;“ sagt Georg, „kaum kennen Sie uns, und schon so viele Freundschaftsbeweise . . .“

„O, ich mache schnell Bekanntschaft, und dann hasse ich alle Ziererei. Ich will meinen Vorrath holen . . . sehen Sie nach dem Kessel; wenn das Wasser siedet, so werfen Sie diese Fingerspitze voll Malvenblüthen hinein, der Trank wird dann von selbst

fertig, und so können wir, während wir zu Nacht essen, zugleich Ihren Freund verpflegen."

Cölina geht auf ihr Zimmer und Timotheus kniet vor dem Feuer, indem er ausruft: „dieses Frauenzimmer ist unser Schutzengel . . . unser guter Genius . . . unser Stern!"

„Gewiß verdanken wir ihr viel," sagt Georg. „Ach, wenn mir je einmal das Glück günstig wird, was ich zuversichtlich hoffe, wie süß wird es mir sein, diesem guten Mädchen zu vergelten, was es heute an uns thut."

„Sage doch, Georg, Bouchenot muß auch Hunger haben, und vielleicht würde er den Eierkuchen dem Tranke vorziehen? Wenn wir ihn fragten, während die Nachbarin nicht da ist?"

„O nein! er ist krank; zudem siehst Du wohl, daß er schläft; man darf ihn nicht wecken."

In der That war Bouchenot durch das fortwährende Bemühen, sich schlafend zu stellen, zuletzt wirklich eingeschlafen, und hörte seit einiger Zeit nicht mehr, was um ihn her vorging.

„Da ist mein Vorrath," sagt die zurückkehrende kleine Nachbarin, die in ihrer Schürze Eier, unter dem einen Arme ein Brod und unter dem andern eine Pfanne hat, in der sich ein Stück Briekäse befindet. „Kommen Sie, meine Herren, helfen Sie mir ab, wenn es gefällig ist."

„Und daß ja die Eier nicht zerbrechen," sagt Timotheus.

„Ich habe Alles mitgebracht, was ich besaß . . . dreizehn Eier. Ach, aber es ist ein Fehler, ich habe keine Butter im Hause."

„O, was thut das?" sagt Georg, „es wird deßhalb eben so gut sein."

„Wir machen uns nichts aus der Butter," sagt Timotheus, „das ist Luxus."

„Luxus? in einem Eierkuchen!" ruft Cöline lachend aus; „ach, es kommt mir vor, als ob Sie im Punkte der Küche nicht sehr bewandert seien. Sie wissen also nicht, daß, wenn wir un-

fere Eier nur so in die Pfanne schlagen würden, wir sie nicht mehr wegbrächten . . . sie wären alle verbrannt. Zum Glück habe ich in der Ecke einer Commode diesen Rest Speck gefunden, wir wollen ihn in kleine Stückchen zerschneiden, schmelzen lassen, und so statt der Butter gebrauchen."

„Und das wird noch besser sein," sagt Timotheus, der schon einen Augenblick befürchtet hatte, der Mangel an Butter möchte sie um den ganzen Eierkuchen bringen.

Mademoiselle Cölina stellt sich vor den kleinen Tisch, schneidet den Speck und schlägt ihre Eier in eine alte zerbrochene Salatschüssel, welche Timotheus ihr mit einem gewissen Stolze bietet. Georg schürt das Feuer, das Holz des alten Koffers prasselt und flackert, das junge Mädchen rührt die Eier ein und sagt: „Ich fürchte, es gehe nicht Alles in die Pfanne."

„O doch, Mademoiselle," entgegnet Timotheus, „es geht Alles hinein, und wenn nicht, so machen wir eben zwei."

„Nein, das geht nicht an, ich habe keinen Speck mehr."

„Dann geht Alles hinein."

Der Eierkuchen wird gebacken und die jungen Leute suchen so etwas wie ein Tischgedeck aufzulegen: sie bringen drei Untertassen herbei, die als Teller dienen müssen, drei Gabeln und einen kleinen zinnernen Kaffeelöffel, den einzigen, den sie besitzen. In einem Nu ist das Tischzeug geordnet, in Kurzem der Eierkuchen gebacken, die Nachbarin stürzt ihn in die alte Salatschüssel und stellt ihn auf den Tisch mit den Worten: „Meine Herren, ist's gefällig: hier ist das Essen."

Die jungen Leute lassen sich diese Einladung nicht zweimal sagen, sie bieten Cölina den guten Stuhl an, setzen sich Beide auf das Felleisen, das ihnen als Bank dient, und greifen den Eierkuchen mit einer Gierigkeit an, die der kleinen Nachbarin beweist, daß sie sehr wohlgethan hat, ihnen ihr Nachtessen anzubieten.

Das Zimmer der Studenten hat ein ganz anderes An-

sehen gewonnen: die Traurigkeit und die Niedergeschlagenheit haben bereits dem Vergnügen, der Freude Platz gemacht, fröhliche Ausrufe treten an die Stelle der Stille oder der Seufzer; kurz, Georg und Timotheus sind nicht mehr dieselben: Jeder zeigt ein glückliches, belebtes, lachendes Gesicht, und diese Veränderung hervorzubringen, brauchte es bloß eines Eierkuchens. Es bedarf manchmal so gar wenig, um große Resultate hervorzurufen.

„Er ist köstlich,“ sagt Georg, der einen Augenblick inne hält, um Brod zu schneiden.

„Ich habe noch nie einen bessern gegessen,“ murmelt Timotheus, sich den Mund vollstopfend.

„Sie sind sehr gütig, meine Herren, ich finde ihn vielmehr etwas schwer. Essen Sie doch nicht so schnell, Sie könnten ersticken.“

„O, es ist nicht gefährlich.“

„Trinken Sie doch wenigstens.“

„Ach ja, komm', trinken wir,“ sagt Georg, seinen Kameraden ansehend; „aber ich glaube, wir haben keinen Wein mehr.“

„Zum Kukuk, woher sollten wir Wein nehmen?“ entgegnet Timotheus, den das Vergnügen, einen Eierkuchen zu essen, gesprächiger macht; sein Kamerad tritt ihn auf den Fuß, um ihn zum Schweigen zu bringen, die kleine Nachbarin aber ruft aus: „Ei du mein Gott! ohne Wein kann man wohl auskommen, Wasser ist noch gesünder; wenn wir indessen Champagner hätten... ich gestehe, daß der Champagner meine schwache Seite ist. Ach Gott, und dann erweckt dieser Wein Erinnerungen in mir, ich sollte ihn hassen, den Champagner! O, aber warten Sie, wenn wir keinen Wein haben, so habe ich doch Branntwein zu Hause.“

„Branntwein!“ rufen die jungen Leute erstaunt aus.

„Ja, meine Herren; allein ich hoffe, Sie werden deßhalb nicht glauben, daß ich ihn gewöhnlich statt des Weines trinke. Ich will Ihnen sagen: meine Tante, die eine herrliche Frau ist und die mich immer liebte, obgleich ich ihr mehr als einen Streich ge-

spielt habe, meine Tante hat eine sehr große Liebe zum Punsch, und da ich ihn sehr gut bereiten kann, so hat sie, als sie mir Lebensmittel sandte, auch eine Flasche Rum beigelegt, damit ich ihr Punsch machen kann, wenn sie mich besucht, weil sie, da sie einen Laden hält, bei sich, wie Sie wohl begreifen werden, keinen zu machen wagt; die Nachbarn sind so schlecht, es würde alsbald im ganzen Viertel heißen, meine Tante betrinke sich, und das würde ihr in ihrem Geschäfte großen Eintrag thun, um so größeren, als meine Tante mit Samen handelt, so daß sie, wenn sie trunksüchtig wäre, wohl einmal einem Kunden statt Senfmehl Leinsamen geben könnte, was als Cataplasma durchaus nicht den gleichen Erfolg haben würde. Warten Sie, ich will meine Branntweinflasche holen, wir thun etwas Wasser dazu, das gibt Grog, der köstlich ist, und wir werden alsdann das Ansehen von englischen Lords bekommen."

„Ein herrliches Mädchen!" sagt Timotheus, während die Nachbarin auf ihr Zimmer eilt. „Jetzt macht sie uns sogar Grog."

„Sie hat eine Offenheit, eine Hingebung, die mich entzücken," sagt Georg, „auch hat sie eine sehr gute Tante, die ihr Lebensmittel liefert. Ach, wenn wir solche Tanten hätten . . . der arme Bouchenot, es ist mir leid, daß er nicht auch an unserem Festmahl Theil nimmt, denn dieses Nachtessen ist ein wahres Festmahl."

„Weil er schläft, darf man ihn nicht wecken, es könnte ihm schaden."

„Wenn wir ihm etwas Eierkuchen bei Seite legen könnten ..."

„Ich würde mir nie erlauben, den Vorschlag zu machen."

„Ach, die Nachbarin ist so gut."

„Stille, da ist sie."

Cölina kommt mit einer großen Flasche und einer mit einem Papier bedeckten Tasse zurück.

„Was ist das?" sagt Timotheus, die Tasse betrachtend, „noch eine Ueberraschung?"

„Es ist Traubengelée, ich hatte es vergessen."

„Traubengelée? Ach, Mademoiselle, Sie überhäufen uns mit Genüssen."

„Das ist in der That zu viel Güte."

„O, es lohnt sich auch, mir für ein wenig Traubengelée zu danken; überdies mache ich heute Ihre Wirthin, ein anderes Mal thun Sie es, und wir sind quitt."

„Ja, ohne Zweifel," entgegnet Georg, „wir rechnen bestimmt darauf, Sie ein anderes Mal zu bewirthen."

„Wenn ich meine Gelder erhalte," sagt Timotheus, „denn ich theile Ihnen mit Freuden mit, Mademoiselle, daß mein Vater Benedict Glinbord, ein alter Landwirth, der zu Rheims lebt, mir jährlich zwölfhundert Franken ausgesetzt hat, damit ich zu Paris meine Rechtsstudien fortsetzen kann."

„Ich," sagt Georg, „bin in Burgund geboren; mein Familienname ist Rembrun. Meine Eltern trieben Handel, sie waren nicht glücklich: bei mehreren auf einander folgenden Bankerotten verlor mein Vater einen großen Theil seines Vermögens; mit dem Vermögen meiner Mutter konnten sie noch in einem gewissen Wohlstande leben, aber dann hätte er sich insolvent erklären und durch seine Bücher beweisen müssen, daß er durch die erlittenen Verluste dazu gezwungen sei. Viele Leute riethen meinem Vater das Letztere an, und daß er mit fünfzig Prozent seine Gläubiger befriedigen solle, was diese gerne angenommen hätten. Mein Vater wollte das nicht, er wollte lieber in der Dürftigkeit leben und Alles bezahlen, was er schuldig war. Das Vermögen meiner Mutter wurde dazu verwendet, und nun leben meine Eltern von einem kleinen Amte, das man meinem Vater gegeben hat. Sie ersehen aus diesem, Mademoiselle, daß sie nur wenig für mich thun können, und daß ich mich bemühen muß, für mich selbst zu sorgen. Aber wenn ich auch kein Vermögen besitze, so habe ich doch den Vortheil, den Namen eines ehrlichen Mannes zu führen,

eines Mannes, den Jedermann achtet und verehrt. Es ist dies ein Erbe, auf das ich stolz bin, und nie wird Georg Rembrun, ich schwöre es, den Namen, den ihm sein Vater übertragen hat, beflecken."

„Das ist sehr gut," sagt Cölina. „Aber meine Herren, Sie erzählen mir da so beiläufig Ihre Geschichte, machen mich mit Ihren Familiennamen bekannt, so daß ich mich aufgefordert fühle, auch meinerseits das gleiche zu thun . . . es freut Einen zuletzt doch, wenn man weiß, mit wem man zu Abend gegessen hat."

„Ach, Mademoiselle, nicht um Sie hiezu zu veranlassen, haben wir so gesprochen: wir wissen, daß Sie ebenso wohlthätig als hübsch sind, und das ist uns genug."

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen; aber mir genügt es nicht. Ich erzähle Ihnen gerne meine Geschichte; sie wird zwar etwas länger sein als die Ihrige, allein wir brauchen ja nicht zu eilen. Während der Zeit will ich noch mehr Wasser sieden lassen, und wir wollen uns dann einen wohlthuenden Punsch machen. Ich glaube, daß ich Etwas von meiner Tante habe . . . nehmen Sie doch Traubengelée, meine Herren. O, das hübsche Feuer; es ist Schade, daß Ihr Holz brennt wie Löschpapier. Ich beginne jetzt, wenn es Ihnen recht ist, meine Herren?"

„Wir sind ganz Ohr, Mademoiselle," sagt Georg, sich ein Glas Grog bereitend.

Und Timotheus sagt dasselbe, nachdem er sich eine ungeheure Brodschnitte mit Traubengelée gestrichen hat.

Nun fängt die kleine Nachbarin ihre Erzählung an.

Zehntes Kapitel.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

„Ich bin in der Bären-Straße geboren, damit sage ich Ihnen, daß ich von Paris bin, denn ich nehme an, daß es keine

zwei Bärenstraßen in Europa gibt . . . möglich könnte es übrigens sein. Ich werde auch nicht sagen, wie es in jenem Trauerspiel heißt, daß ich in der Sänger-Straße habe spielen sehen:

Allen Wohlgesinnten ist das Vaterland theuer!

Denn ich finde mein Vaterland, d. h. die Bärenstraße viel zu schmutzig, und wäre lieber in der Friedensstraße geboren; was sagen Sie dazu? Man darf ja wohl ehrgeizig sein.

„Meine Eltern waren, glaube ich, Spielwaarenhändler. Ich sage: ich glaube, denn da ich fast nie in den Laden kam, so weiß ich nicht, was man dort verkaufte. Meine Mutter, die nie ein anderes Kind als mich hatte, hätte lieber einen Knaben gehabt; während ihrer ganzen Schwangerschaft hatte sie sich geschmeichelt, einen schönen kleinen Amor auf die Welt zu setzen. Ihre Nachbarinnen, die Klatschschwestern des Viertels und alle ihre Kunden wurden deßhalb unaufhörlich von ihr um ihre Meinung befragt. Die Einen sagten ihr: „‚Sie lieben die rohen Aepfel und die Essiggurken, seitdem Sie schwanger sind: Sie bekommen einen Buben.‘“ Die Andern: „‚Sie haben bleiche Wangen und ein rothes Nasenspitzchen, Sie dürfen überzeugt sein, daß Sie einen Knaben zur Welt bringen werden.‘“ Jene sagten ihr mit gelehrter Miene: „‚Wenn Sie das Ohr beißt, so greifen Sie oft mit Ihrer linken Hand nach demselben, nicht wahr, Frau Michat? Sie werden einen Buben bekommen.‘“ Diese: „‚Sie schlafen auf dem Rücken ein und wachen auf dem Bauche auf, Sie bekommen einen Erben, da ist auch nicht der geringste Zweifel.“ Nicht zufrieden mit allen diesen Vorzeichen, die nach der Aussage der Klatschschwestern noch nie getrogen hatten, ließ meine Mutter sich noch von einem der berühmtesten Kartenschläger damaliger Zeit die Karten schlagen: die Karten prophezeihten ihr einen Knaben. Endlich existirte damals noch ein Herr, der kein Gewerbe daraus machte, denn er war, wie ich meine, ein Schauspieler an einem Boule-

vardtheater, der mittelst eines Bandes, womit er Arm und Hals maß, Einem sagte, von welchem Geschlechte das Kind sei, das man unter dem Herzen trage, und der Herr hatte meiner Mutter, nachdem er sie gemessen hatte, die Geburt eines Sohnes verkündigt. Ich erfuhr alle diese Einzelnheiten von meiner Tante, denn Sie begreifen, daß ich sie mir von dem Orte aus, an welchem ich mich damals befand, nicht hätte in Erinnerung bringen können.

„Doch, troß der Karten, der Bänder und aller untrüglichen Anzeichen gebar meine Mutter ein Mädchen; das gab einen großen Aufruhr im Viertel. Die Klatschschwestern behaupteten, meine Mutter habe ihnen nicht genau angegeben, was sie fühle. Meine Mutter war übler Laune, daß sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht sah; mein Vater wagte nicht, mich zu liebkosen, weil er fürchtete, es möchte seiner Frau mißfallen, und ich wurde empfangen wie die Leute, welche in ein Haus zum Mittagessen kommen, wenn man schon beim Nachtisch ist; wie jene Personen, welche mit Rubinen im Gesichte die Wuth haben, Einen zu küssen, oder endlich wie ein sechszehnter Passagier in einem Omnibus.

„Um das Unglück meiner Geburt so sehr als möglich zu mildern, wurde beschlossen, mich als Knaben zu kleiden und diesen Anzug mich so lange als möglich tragen zu lassen. Mir, wie Sie begreifen werden, war es ganz gleichgültig, ob ich Hosen oder einen Unterrock trug; ich glaube sogar, daß ich lieber männliche Kleidung getragen hätte. Als ich von der Amme, bei der man mich bis etwa zu meinem dritten Jahre gelassen hatte, zurückkam, erhielt ich den Anzug eines Knaben, dann ließ man mich spielen, laufen, Sprünge machen wie einen wahren Schlingel. Ich blieb fast nie bei meiner Mutter: ich war im Hof, auf der Straße und spielte mit kleinen Knaben von meinem Alter. Ich hatte den Geschmack, die Gewohnheiten meiner kleinen Kameraden vollkommen angenommen; ich kannte alle ihre Spiele, ich balgte mich sogar, so oft es Gelegenheit gab. Allein wenn man mir vom

Nähen, Stricken sprach, wenn man mir eine Puppe anbot, zuckte ich die Achseln, schnitt Gesichter, streckte gegen die kleinen Mädchen die Zunge heraus, wollte nicht mit ihnen spielen, und wenn man mir sagte, daß ich ebenfalls ein Mädchen sei, o, da gerieth ich in Wuth und behauptete steif und fest, das sei nicht wahr, was den kleinen Knaben viel zu lachen gab.

„Die Leute, die in unser Haus kamen, sagten zu meiner Mutter: „‚Sie haben einen hübschen kleinen Knaben, der sehr aufgeweckt aussieht.‘“ Meine Mutter seufzte, wenn sie entgegnete: „‚Dieses Kind ist kein Knabe, es hat nur einen Anzug wie diese!‘“ dann jagte sie mich eilends fort, indem sie mir nach ihrer Gewohnheit sagte: „‚Gehe, spiele draußen, Du hast hier nichts zu thun.‘“

„Manchmal brachte man mich verwundet, zerkratzt, mit blutendem Angesichte nach Hause; ich wollte alle Sprünge, alle Uebungen nachmachen, die ich meine Spielkameraden machen sah, und die Natur hatte mir keine männliche Kraft verliehen. Zu Hause verpflegte man mich kaum; mein Vater sah mich manchmal an, als ob er Lust gehabt hätte, mich zu küssen; allein ohne Zweifel wagte er es nicht, diesem Gefühle nachzugeben, denn er schloß mich nie in seine Arme. Endlich nannte man mich statt Cölina Cölio, und ich wußte nicht einmal, daß ich einen andern Namen hatte.

„Zeuge von der sonderbaren Art, in der ich erzogen wurde, und der Härte, womit man mich behandelte, interessirte sich allein meine Tante für mich, und erwies mir freundliche Theilnahme; oft zankte sie sich mit meiner Mutter und immer wegen meiner. Allein statt das Verfahren gegen mich zu ändern, mehrte sich dadurch nur noch die üble Laune meiner Mutter, und sie überwarf sich am Ende ganz mit ihrer Schwester, die nun nicht mehr in's Haus kam. Jetzt, da ich meine Tante, die allein mich noch wie ein junges Mädchen behandelt hatte, nicht mehr sah, vergaß ich bald ihre weisen Lehren und lebte fort und fort wie ein Straßenjunge von Paris.

„Die Zeit verstrich; ich hatte mein dreizehntes Jahr erreicht, ohne daß meine Mutter nur daran gedacht hätte, meine Lebensart zu ändern. Unsere Handelschaft ging, wie es scheint, nicht gut; fortwährende Verluste ruinirten meine Eltern fast ganz. Mein Vater wurde vor Kummer krank, bald sehr krank, ich, ich wußte es nicht, ich konnte es gar nicht vermuthen, denn man schickte mich immer von Hause fort. Indessen sagte mir einstmals, als wir in dem Hofe eines Nachbarhauses Ball spielten, ein Kamerad: „„Cölio, das ist nicht schön von Dir, daß Du spielst, während Dein Vater am Sterben ist.'" — „„Mein Vater?'" erwiderte ich. „„Wie, Du glaubst, daß er sehr krank ist? Zum Kuckuk, ich wußte nichts davon, man hat mir nichts gesagt; wenn ich gefrühstückt oder zu Mittag gegessen habe, schickt man mich sogleich wieder fort, ich kann nicht wissen, ob mein Vater krank ist, man läßt mich ja nie in sein Zimmer.'" Indessen ließ ich das Spiel sein, getrieben durch ein Gefühl, von dem ich mir keine Rechenschaft geben konnte, und ging nach Hause.

„Meine Mutter war ausgegangen, ohne Zweifel, um einige dem Kranken verordnete Arzneien zu holen. Wir hatten kein Dienstmädchen mehr; ich ging in's Haus, und statt wie gewöhnlich ein kleines Stübchen aufzusuchen, wo ich schlief und das ein Stockwerk über der Wohnung meiner Eltern lag, ging ich durch einen kleinen Speisesaal und kam zum erstenmal seit vielen Jahren in das Zimmer meines Vaters.

„Ich erinnere mich noch: das Zimmer war dunkel, es stand ein Bett in einem Alkov und große Vorhänge waren halb zugezogen. Ich ging leise näher: ich zitterte und fürchtete, für meine Kühnheit gezankt zu werden, und man möchte mich fortjagen, wenn man mich sehe. Doch näherte ich mich auf den Zehenspitzen dem Bette und hielt den Athem an; nun sah ich meinen Vater: er hatte die Augen geschlossen, seine Brust schien beklemmt, und obgleich er schlief, schien er doch zu leiden. Ich war bewegt, betrübt,

denn zum erstenmal bemerkte ich, welche schreckliche Veränderungen seit Kurzem mit ihm vorgegangen waren. Er war so blaß, so mager, die Krankheit hatte so plötzliche Fortschritte gemacht, daß er nur noch ein Schatten von ehedem war.

„Gerührt und unruhig betrachtete ich ihn lange unbeweglich; dann setzte ich mich in einiger Entfernung vom Bette nieder, wagte nicht, mich zu bewegen, aus Furcht, meinen Vater zu wecken, und war ganz erstaunt über die neuen Eindrücke, die ich empfand.

„Ich war schon seit längerer Zeit da und meine einzige Furcht war, man möchte mich sehen und mich dann aus diesem Zimmer jagen, in das ich mich geschlichen hatte, und in welchem ich meinem natürlichen Gefühle folgend, bleiben wollte.

„Plötzlich höre ich Geräusch im Alkov: mein Vater war erwacht, er machte eine Bewegung, wie wenn er sich erheben wollte, dann fiel er auf sein Bett zurück. Ich wagte es, näher zu ihm hinzutreten, um zu sehen, was er bedürfe, als ich folgende Worte mit erstickter Stimme aussprechen hörte, die mir bis in's Innerste drangen: „„Meine Tochter Cölina . . . wo ist sie? ach, laßt sie doch kommen, ich möchte sie gerne umarmen, ehe ich sterbe.““

„Ich blieb einen Augenblick erstaunt, unentschlossen stehen, aber da ich nicht vermuthete, daß mein Vater von mir spreche, so verließ ich schnell das Zimmer, während ich rief: „„Gleich, gleich, ich will sie suchen.““

„Auf der Treppe begegnete ich meiner Mutter; ich war bleich und verstört. „„Wo willst Du hin?““ fragte sie mich ungestüm. — „„Mein Vater ist sehr krank,““ sagte ich weinend, „„und ehe er stirbt, will er seine Tochter Cölina sehen, ich weiß nicht, wo sie ist. . . aber ich will sie überall suchen, denn ich möchte einmal wenigstens meinem Vater ein Vergnügen machen.““

„Bei diesen Worten wechselte meine Mutter die Farbe; sie schien vernichtet, verbarg einige Minuten ihren Kopf in ihre Hände

und rief dann mit durchdringender, herzzerreißender Stimme: „,Unglückliche! Du bist ja Cölina, Du bist seine Tochter.'"

„Ich wußte nicht, ob ich meiner Mutter glauben sollte; allein sie nahm mich bei der Hand, zog mich lebhaft mit sich fort und wir kehrten in das Krankenzimmer zurück. Ich eilte an's Bett ... ach, mein Vater war todt und hatte mich nicht umarmt.

„Seit diesem Augenblicke änderte meine Mutter ihr Benehmen gegen mich gänzlich: sie wurde eben so gut, eben so zärtlich gegen mich, als sie vorher hart und unbekümmert gegen mich gewesen war. Allein ich genoß ihre Zärtlichkeit nicht mehr lange: kaum waren sechs Monate seit dem Tode meines Vaters verflossen, so folgte ihm meine Mutter in's Grab.

„Nun nahm mich meine Tante Bernard zu sich, und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ihre erste Sorge war, mir Kleider, wie sie für mein Geschlecht paßten, anzuziehen. Meine Eltern hatten mir kein Vermögen hinterlassen und mich keine Arbeit lernen lassen. Ich konnte sehr gut auf einen Baum klettern, Steine werfen, mit dem Ball spielen, das Rad schlagen und ähnliche Künste; allein meine Tante meinte, ein junges Mädchen müsse andere Sachen können; man gab mir eine Nadel in die Hand und ich mußte nähen lernen. Das ergötzte mich nicht so sehr als den Kreisel zu drehen, und da ich mich oft stach, so warf ich häufig die Nadel und den Faden weg, um im Zimmer herumzuspringen. Ich wollte noch das Rad schlagen, allein das ist weit unbequemer in einem Unterrock, als in Mannskleidern; zudem machte meine Tante mich auch mit der Gefahr dieser Art von Uebung für eine Jungfrau bekannt.

„Arme Tante! welche Geduld mußte sie haben, um meine Thorheiten, meine Launen, mein ungeschicktes Wesen zu ertragen! Ich konnte die Manieren eines Mädchens gar nicht annehmen; es war Höllenqual für mich, ruhig auf einem Stuhle sitzen zu bleiben. Ich verabscheute die Arbeiten meines Geschlechts; ich kam

nicht dazu, das Stricken zu lernen, weinte, wenn man mir sagte, ich solle Etwas ausbessern, und zerbrach Alles im Zimmer, wenn man mich zwingen wollte, Strümpfe zu flicken.

„Indessen erreichte ich mein sechzehntes Jahr. Man sagte mir oft, daß ich hübsch sei, und das schien mir Vergnügen zu machen. Meine Tante wünschte, ich möchte etwas kokett werden, weil sie sagte, daß mir dies die Manieren meines Geschlechts am ehesten geben würde. Was mich am meisten freute, seit ich nicht mehr Ball spielte, war das Theater. Ich hatte einen lebhaften Geschmack für das Lustspiel und wäre gerne auf die Bühne gegangen. Der Zufall oder mein Schicksal führte in unser Haus einen jungen Mann, einen sehr hübschen Burschen. Ich sage Ihnen seinen Namen nicht, weil Sie ihn nicht zu wissen brauchen. Er wohnte uns gegenüber und folgte mir auf allen Schritten; er sagte mir, daß ich hübsch sei, daß er mich anbete, und ich fing an, an solchen Reden Geschmack zu finden. Er bat mich um ein Stelldichein auf meinem Zimmer, weil er mir, wie er sagte, ein Geheimniß anzuvertrauen habe. Ich, ich sah nichts Ungeziemendes darin, den jungen Mann zu empfangen; ich glaubte, er wolle mir insgeheim eine Ballspiel-Partie vorschlagen, und da meine Tante mir diese Art der Unterhaltung immer untersagte, so versprach ich mir ein großes Vergnügen, insgeheim mit dem jungen Manne dieselbe zu treiben.

„Mein Zimmer war neben dem meiner Tante. Als sie zu Bette war und ich dachte, daß sie eingeschlafen sein müsse, öffnete ich dem hübschen Jungen, der schon öfters an meiner Thüre gekratzt hatte. Aber statt daß er mir von dem sprach, was ich dachte, warf er sich auf die Kniee vor mir nieder und sagte mir auf's Neue, daß er mich anbete und nicht ohne mich leben könne; dann nahm er sich heraus, mich zu küssen und in seine Arme zu schließen. Nun fing ich an zu begreifen, daß es gefährlich sei, Stelldicheins zu gewähren; allein ich war sehr verlegen, mich zu ver-

theidigen; der junge Mann war so kühn ... und ich so linkisch in meinen weiblichen Kleidern. Kurz, es scheint, daß wir Geräusch machten, denn meine Tante wachte auf und fragte, was mir sei; ich entgegnete: „,Ich spiele mit dem Ball.'"

„Am andern Tage kam der junge Mann wieder, dann die folgende Nacht; allein meine Tante wurde böse und rief mir durch das Thürschloß zu: daß, wenn ich nicht aufhöre, mit dem Balle zu spielen, statt zu schlafen, ich in ihrem Zimmer schlafen müsse. Diese Drohung machte mir Angst, und da ich Geschmack an der Unterhaltung mit meinem Liebhaber gefunden hatte, so verließ ich am andern Morgen den Laden meiner Tante und ging mit dem hübschen Burschen durch, der mich dann nach St. Germain en Laye führte.

„Mein Liebhaber hatte mir gesagt, daß er Schauspieler sei; er hatte mir versprochen, mich Komödie spielen zu lehren und mich auf die Bühne zu bringen. Wir brachten unsere Zeit mit Herumschlendern, Promenaden auf das Land und mit verliebten Gesprächen hin. Drei Monate gingen so vorüber; manchmal fragte ich meinen Geliebten, wann er mich denn auf die Bühne bringen wolle; aber er begnügte sich zu lachen und mich zu küssen. Als ich jedoch eines Morgens erwachte, suchte ich vergebens den, der mich entführt hatte; ich fand nur einen Brief, worin er Abschied von mir nahm und mir sagte, daß er nach Brasilien abreise, wohin er mich nicht mitnehmen wolle, weil er befürchte, es möchte dort zu heiß für mich sein; außerdem hinterließ er mir vierundzwanzig Sous, um in einem Omnibus nach Paris zurückfahren zu können. Ich fand ein solches Benehmen unwürdig, und zum erstenmal in meinem Leben wünschte ich mir Glück, daß ich nicht zu einem Geschlecht gehöre, das sich ein Spiel daraus macht, das unserige zu hintergehen. Indessen nahm ich die vierundzwanzig Sous und kehrte zu meiner Tante zurück, die mir einen tüchtigen Verweis und zur Buße für mein Ausreißen, Strümpfe zum

Stopfen gab, was allerdings nicht das Mittel war, mich es bereuen zu lassen, daß ich sie verlassen hatte.

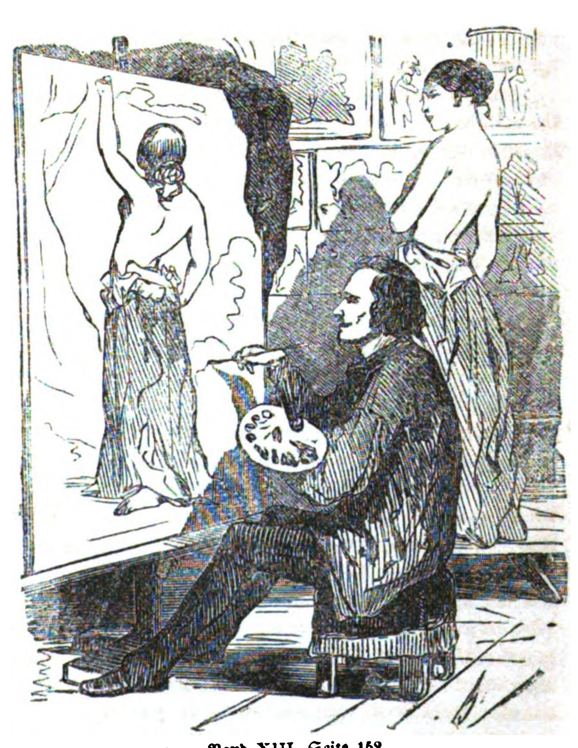
„Ich war bereits einige Monate wieder bei meiner Tante, wo ich mich sehr langweilte, weil es mir kein Vergnügen machte, Hundsgras zu verkaufen und Süßholzsaft zu wägen, als ich einen großen jungen Mann bemerkte, der einen sehr hübschen schwarzen Schnurrbart und ein kleines Bartbüschel unter der Unterlippe hatte. Dieser Herr gab mir Winke, die mir nicht mehr fremd waren, seit meine Tante wollte, daß ich kokett würde; er paßte mir auf, wenn ich ausging, und sagte mir ebenfalls, daß ich reizend sei, und er mich anbete. Da mir nun mein erster Geliebter ganz das Nämliche gesagt hatte, so dachte ich, die Männer sagen alle das Gleiche, wenn sie ein Frauenzimmer verführen wollen; allein da es mir demungeachtet Vergnügen machte, wenn man so zu mir sprach, so mußte ich mir gestehen, daß sie nicht Unrecht haben, immer ein- und dasselbe an uns hinzusprechen.

„Dieser Herr bat mich, ihm ein Stelldichein auf meinem Zimmer zu bewilligen; ich schlug dies ab, denn ich erinnerte mich, wie gefährlich es sei, und dann hätte uns auch meine Tante gehört, die mir streng verboten hatte, mit jungen Leuten zu sprechen. Nun schlug mir mein neuer Geliebter vor, bei einem Speisewirth mit ihm zusammenzukommen; das nahm ich an, denn bei einem Speisewirthe glaubte ich nicht die mindeste Gefahr zu laufen: ich täuschte mich abermals; es scheint, daß ich zu öftern Täuschungen vorbehalten war. Man erwartete mich in einem kleinen Kabinette, wo ein hübsches Frühstück bereit stand. Ich nahm sogleich das Frühstück an; allein man gab mir einen Wein zu trinken, der schäumte, perlte und die Pfröpfe in die Höhe sprengte; ich fand das sehr hübsch. Ich hatte nie Champagnerwein getrunken und dachte nicht, daß dies Einem Kopf und Herz schwindlich mache; das aber begegnete mir zum Unglück. Bald wurde ich ausgelassen lustig, ich wollte tanzen, wollte das Rad schlagen; das schien dem

Herrn, der bei mir war, großes Vergnügen zu machen; er ermuthigte mich, forderte mich sogar zu Allem auf, und als ich wieder zur Vernunft kam, hatte ich so Vielerlei gethan, daß ich nicht zu meiner Tante zurückzukehren wagte, sondern meinem zweiten Geliebten folgte, der mich nach Rouen führte.

„Dieser Herr, der einen so hübschen Schnurrbart hatte und den ich für einen Militär gehalten, war ein Maler; er machte Gemälde mit großen Personen darauf. In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft wollte er mich immer malen; er malte mich als Diana, als Sultanin, als Venus, als Nonne, als Spanierin, Engländerin, Bacchantin; kurz, er malte mich auf alle Arten, und ich fand es sehr angenehm, mein Gesicht in den verschiedensten Kostümen zu sehen; aber nach Verfluß einiger Zeit ließ mich dieser Herr zu den großen Gemälden sitzen, die er machte; das gewährte mir nicht mehr so viel Vergnügen. Manchmal mußte ich ganze Stunden bleiben, ohne mich zu bewegen, ein Bein ausgestreckt und einen Arm in der Luft, und manchmal in einem sehr leichten Anzug. Wenn ich mich über Langeweile beklagte, so sagte mir mein Geliebter: „„Du bist gebaut wie ein Engel; nie werde ich mehr eine so schöne Taille, einen so feinen Fuß finden.““ Ich entgegnete: „„Das ist Alles sehr galant, ohne Zweifel, allein wenn Sie glauben, daß ich es aushalten kann, ganze Tage regungslos stehen zu bleiben, so irren Sie sich gewaltig; Bewegung ist mein Element, meine Gesundheit; wenn ich mich nicht bewege, werde ich krank,““ und dies sagend: sprang und hüpfte ich im Atelier herum; da wurde mein Geliebter zornig, und ich sagte ihm: „„Das erste Mal, als wir mit einander frühstückten, schienen Sie ganz glücklich zu sein, wenn ich rechte Luftsprünge machte; warum macht es Ihnen denn jetzt keinen Spaß mehr?““

„Kurz, eines schönen Tages, als mein Liebhaber mich etwa fünf Stunden lang in Einem fort zu einem neuen Gemälde hatte



Band XIII. Seite 152.
Cölina als Modell.

sitzen lassen, das nach meiner Ansicht sehr lange nicht fertig wurde, hielt ich es nicht für nöthig, noch länger in Rouen zu bleiben; ich glaube, ich hätte das Strumpfstricken dem Sitzen noch vorgezogen. Ich hatte, so viel ich brauchte, um den Eilwagen zu bezahlen, reiste nach Paris und kehrte zu meiner Tante zurück, die mich natürlich ausschmähte, aber es nie über das Herz bringen konnte, mir die Thüre zu weisen.

„Indessen hatte ich bei dem letzten Abenteuer Etwas gelernt; genöthigt, fortwährend malen und die Leinwand mit Farben beschmieren zu sehen, hatte ich zuletzt selbst Geschmack an der Malerei gefunden. Da ich nicht zeichnen konnte, so konnte ich zwar selbst nichts componiren, allein ich wurde Coloristin und hatte so nach einiger Zeit endlich einen Staub.

„Nun sagte ich zu meiner Tante: „„Hören Sie, ich habe Lust, für mich zu leben, meine eigene Herrin zu sein. Glauben Sie nicht, daß ich deßwegen mehr Thorheiten machen werde! Ich werde im Gegentheil vielleicht weniger machen; denn die Freiheit, thun zu können, was man will, ist, glaube ich, die beste Sicherheit gegen die Neigung, schlecht zu handeln.““ Meine Tante umarmte mich und sagte zu mir: „„Thue, was Du willst, ich will Dir ein Zimmer möbliren, da kannst Du arbeiten. Komme dann recht oft zu mir und ich will dagegen, so oft ich Zeit habe, ein Gläschen Punsch bei Dir trinken.““

„Gesagt, gethan: meine Tante miethete mir zuerst ein Zimmer in der Dauphine-Straße; das war hübscher als in der Calander-Straße; allein da ich etwas weit weg von meiner Tante war, die auf dem Blumen-Quai wohnt, so miethete sie mir vor Kurzem ein Zimmer in diesem Hause, und so bin ich Ihre Nachbarin geworden.

„Sie kennen nun meine Geschichte, meine Herren; ich habe Ihnen meine Thorheiten nicht verschwiegen; ich habe keinen Grund, Sie anzulügen, und ich finde, daß man sich nie besser machen soll, als man ist. Meine Fehler sind vielleicht die Folge der männlichen

Gewohnheiten, die man mich anzunehmen veranlaßt hatte, allein im Ganzen betrachtet, habe ich, wenn ich gefehlt habe; nur gegen mich selbst gefehlt, und es gibt viele Leute in dieser Welt, die nicht das Gleiche von sich sagen können."

Elftes Kapitel.

Bouchenot wacht auf.

Die jungen Leute hatten die Geschichte der jungen Nachbarin mit Aufmerksamkeit angehört: die Erzählung Cölina's hatte sie zu gleicher Zeit lachen und weinen gemacht. Als das Mädchen aufgehört hat zu sprechen, reicht ihr Georg die Hand, und die ihrige wie die eines Freundes drückend, sagt er: „Mademoiselle, wenn man Ihre Eigenschaften besitzt, darf man nicht fürchten, wegen einiger Schwachheiten getadelt zu werden; die einen machen die andern wieder gut, und überhaupt, wenn ein Frauenzimmer strafbar ist, weil sie zu gefühlvoll war, so steht es auf keinen Fall den Männern zu, sie deßhalb zu tadeln."

„Nein, gewiß nicht," sagt Timotheus, der sich anstrengt, ein Compliment herauszubringen: „nein, Mademoiselle, wir würden uns nie erlauben ... überdieß sind Sie, wie Sie sagten, frei und Herr Ihrer selbst ... und ... ich selbst kann auch Ball spielen und war sogar ziemlich stark darin in meiner Heimath ..."

Cölina lächelt, läuft nach dem Wasserkessel, der am Feuer steht, und sagt: „Da siedet das Wasser ... machen wir nun den Punsch, er ist sehr gut zur Verdauung."

„Es ist wahr, ich habe zu Nacht gegessen, wie mir das schon seit langer Zeit nicht mehr vorgekommen ist," versetzt Timotheus; „ach, man hat ganz Recht, wenn man sagt, daß man nie an der Vorsehung verzweifeln muß; allein ohne Sie ..."

Timotheus wird durch einen Fußtritt Georgs in seiner Rede

unterbrochen. Cölina nimmt einen Wassertopf statt des Theegeschirr's, schüttet Branntwein und siedendes Wasser hinein, thut viel Zucker dazu, preßt eine halbe Citrone, die sie mitgebracht hat, aus, und bald füllt der wohlthätige Trank die Gläser, und sein Dampf verbreitet im Zimmer einen Geruch, den die jungen Leute dem von Bouchenots Serailpastillen bei weitem vorziehen.

„Auf die Gesundheit unserer guten Nachbarin!" sagen die jungen Leute, ihre Gläser erhebend.

„Auf die Ihres kranken Freundes zuerst," sagt Cölina, ihr Glas an das ihrer Gäste stoßend.

„Ach ja, Sie haben Recht; auf die Genesung Bouchenots."

In demselben Augenblicke, wo man auf die Gesundheit des Kranken anstößt, wacht dieser auf; er hört lachen, trinken und athmet einen Punschgeruch ein, der seine Nase angenehm kitzelt; er öffnet die Augen, setzt sich auf und ruft aus: „Ich habe Durst, meine Freunde, trinket nicht Alles ohne mich, ich bitte ..."

„Ei, bist Du endlich aufgewacht, mein armer Bouchenot!" sagt Georg, an's Bett eilend; „zum Kuckuk, Du hast lange geschlafen, und das muß Dir gut gethan haben."

„Ja, das hat mir wohl gethan; aber jetzt, meine ich, möchte ich gerne Etwas zu mir nehmen."

„Warten Sie, warten Sie, ich will Ihnen von Ihrem Tranke geben," sagt Cölina, überall nach einer Tasse suchend. In Ermanglung einer solchen findet sie einen Topf zu eingemachten Früchten, füllt ihn mit dem Trank, und reicht ihn Bouchenot; aber kaum hat dieser den Malventhee versucht, so verzieht er das Gesicht und sagt: „Habt Ihr drei so eben auch von diesem Spülwasser getrunken, als Ihr auf meine Gesundheit anstießet?"

„Wir? wir tranken Punsch!" entgegnet die Nachbarin; „um uns zu erheitern und unser Nachtessen fröhlich zu beendigen. Allein wir sind nicht krank, Ihnen aber möchte es nicht gut bekommen."

„Ihr tranket Punsch, um Euer Nachtessen zu beschließen!"

murmelt Bouchenot, erstaunt im Zimmer umherblickend; „das ist sehr sonderbar ... hier ein Nachtessen und Punsch ... schlafe ich denn noch immer?“

„Nein, Du schläfst nicht,“ sagt Timotheus, „aber Du mußt wissen, daß wir unserer liebenswürdigen Nachbarin dieses Fest verdanken. Ach, wir dürfen wohl sagen: Deus nobis haec otia fecit!“

„Wenn Sie mir Complimente machen wollen, so machen Sie sie mir auf französisch,“ sagt Cölina; „ich mag das lieber, da ich nicht lateinisch verstehe.“

„Sie haben Recht, Fräulein, ich werde sie Ihnen auf französisch machen ... ich möchte welche machen wie Ihre Augen ... denn sonst ... O! ... Trink doch Deinen Trank, Bouchenot, das wird Dir gut thun.“

„Nein, ich versichere Euch, daß ich lieber ein wenig Punsch möchte nebst einem ordentlichen Brocken für die Zähne.“

„Aber Du hast ja Fieber!“

„Das war Mattigkeit; ich fühle jetzt keines mehr.“

„Nun, so nimm und iß, weil Du es haben willst; da ist noch ein Ueberrest vom Eierkuchen, Käse und Punsch, am Ende ist das vielleicht sogar gut gegen das Fieber.“

„Ei, meine Herren,“ sagt Cölina, während Bouchenot auf seinem Bette speist, „Sie haben also meine Freundin Prudentia gesehen? die dicke Prudentia, wie wir sie Alle nennen.“

„Ja, Mademoiselle, sie hat einige Zeit auf Sie gewartet, hier ausgeruht und mit uns geplaudert.“

„Geplaudert? ach Gott! dann wird sie Ihnen manche Dummheit gesagt haben; das erwähne ich nicht, um sie in eine üble Nachrede zu bringen, aber sie hat das Pulver nicht erfunden, das arme Mädchen! Denken Sie, meine Herren, daß wir sie einmal besuchten, ich und eine Freundin von mir: wir finden Sie auf ihrem Zimmer, eben beschäftigt, ihren Schnürleib auszubessern, und womit meinen Sie? ... mit Nägeln!“

„Mit Nägeln?"

„Ja, meine Herren, sie hielt einen Hammer und schlug feine Nägel hinein, die aber stark genug waren, die Fischbeine anzunageln."

„Aber wissen Sie, Mademoiselle, daß das eine sehr vortheilhafte Idee von den Reizen des Fräuleins Prudentia geben kann?" sagt Georg lächelnd.

„O, mein Herr, es gibt keine Reize, und wären sie noch so fest, die gegen das Stechen eines Nagels Stand halten könnten; kurz, nicht ohne Mühe konnten wir ihr begreiflich machen, daß, um die Fischbeine an ein Corset zu befestigen, man eine Nadel, nicht aber einen Hammer nehme ... Ah, noch ein anderer Zug von ihrem Geiste. Vor einigen Tagen bemerkt die Leinwandhändlerin, daß ihre Uhr stehen geblieben ist. „‚Sie muß aufgezogen werden,'" sagt eine der Arbeiterinnen, „‚aber das geht die Frau an; ich fürchte, Etwas daran zu zerbrechen.'" — „‚O was, ich habe keine Furcht,'" sagt Prudentia, „‚und wenn es sich nur darum handelt, sie aufzuziehen, so nehme ich es auf mich.'" Nach einigen Augenblicken bemerkt man, daß die Uhr nicht mehr auf dem Kamine ist; die Leinwandhändlerin ist in Unruhe. „‚Seien Sie ruhig, Madame,'" sagt Prudentia zu ihr, „‚man hat gesagt, daß, wenn sie gehen soll, man sie aufziehen müsse; ich habe sie daher in den fünften Stock hinaufgezogen ... in mein Zimmerchen; nun wird sie sehr gut gehen.'" Da haben sie einige Züge von der dicken Prudentia; aber deßhalb ist sie doch ein gutes Kind, und wahrscheinlich wird der Aufenthalt in Paris sie bilden."

„Sie hat uns gesagt, daß sie von Poissy sei und daß ihr Vater Geflügel verkaufe."

„Bei den Waaren ihres Vaters wird Prudentia ihre üblen Gewohnheiten angenommen haben."

„Aber es ist Ihrer guten Freundin ein Unglück begegnet."

„Ach, mein Gott! welches denn? sollte man ihr ihr Herz geraubt haben?"

„Nein, ihren Hund hat sie verloren.“

„Ihren Hund? ... den Schnauzer? ... Ach, ich kenne ihn, er ist sehr diebisch; einmal, da ich bei seiner Herrin war, machte er sich mit meinem Arbeitskörbchen davon.“

„Nun, was treibst Du denn, Bouchenot? Du wirfst Deinen Teller auf den Boden,“ sagt Georg; „gib doch Acht, Du weißt, wie schlecht es mit unserem Tafelgeschirr bestellt ist.“

„Er ist mir aus der Hand gefallen,“ stottert Bouchenot, der unruhig scheint und seit Kurzem die kleine Nachbarin mißtrauisch ansieht.

„Ach, ich merke, was es ist!“ ruft Timotheus aus; „Bouchenot hat Angst, wir möchten sagen, daß er Schuld sei, daß Mademoiselle Prudentia ihren Hund verloren hat.“

„Wie! dieser Herr da hat ihn ihr genommen?“ fragt Cölina lachend.

„Nein, Mademoiselle: nein, ich habe nichts genommen,“ entgegnet Bouchenot, der sich anstrengt, seine Aufregung zu verbergen, „der Hund hat mir durchaus folgen wollen ... es ist nicht meine Schuld; ich that mein Möglichstes, ihn davon abzubringen ...“

„Nun, wenn er Ihnen gefolgt ist, so können Sie ihn seiner Herrin zurückgeben; ich kenne sie.“

„Gerne wollte ich das, Mademoiselle, aber es ist unmöglich, denn ... ich habe den Hund ebenfalls verloren.“

„Ach, das ist zu bedauern. Ich weiß, daß Prudentia viel auf den armen Schnauzer hielt, weil ihr Pathe ihn ihr gegeben hatte.“

„Ihr Pathe?“ wiederholt Bouchenot, Cölina scharf betrachtend; „und kennen Sie ihn, den Pathen Ihrer Freundin?“

„Ich? mein Gott, nein! Erstens kenne ich Prudentia Flambard selbst erst seit sehr kurzer Zeit; ich habe sie durch eine Freundin kennen lernen, die seit langer Zeit bei ihrer Leinwandhändlerin ist. Prudentia kam nach Paris; sie kannte Niemand; wir haben ihr nur Freundschaftsdienste erwiesen. Junge Mädchen

müssen einander helfen, und dann ist es kein Grund, das arme Mädchen zu verachten, weil es keinen Geist hat. Ich weiß bloß, daß sie uns gesagt hat, ihr Pathe sei ein Blumengärtner, und habe ihr vor seiner Rückkehr in seine Heimath Meaux den Schnanzer geschenkt."

Der aufrichtige Ton des jungen Mädchens erlaubt nicht, Zweifel in die Wahrheit ihrer Erzählung zu setzen. Bouchenot scheint beruhigter, seine Stirne heitert sich auf, er bemüht sich, seine liebenswürdige Miene wieder anzunehmen, und die Hand von Fräulein Cölina ergreifend, die neben seinem Bette ist, drückt er sie zärtlich in der seinigen und sagt: „Mademoiselle Ihr Eierkuchen, Ihr Punsch und Ihr Käse sind in mein Herz geschrieben; allein ich bitte Sie, nehmen Sie die Kopfkissen zurück, die Sie mir unter den Kopf geschoben haben; ich gebe durchaus nicht zu, daß Sie sich derselben eine Nacht berauben."

„Und ich, ich erkläre Ihnen, daß ich sie erst morgen zurücknehmen werde . . . wenn Sie nämlich bis dahin wieder vollkommen hergestellt sind. Aber ich meine, es sei jetzt hohe Zeit, an's Schlafengehen zu denken. Wir haben zu Nacht gespeist, Sie bedürfen nichts mehr. Guten Abend, meine Herren, gute Nacht, morgen werde ich meinen Wasserkessel, mein Geschirr, meine Pfanne holen; jetzt will ich zu Bette gehen."

„Mademoiselle, wir werden die Ehre haben, Ihnen morgen Alles zurückzubringen," sagt Timotheus.

„O, das ist nicht der Mühe werth, ich werde es holen! . . . Verstehen die Männer eine Pfanne zu tragen? . . . Gute Nacht, schlafen Sie wohl."

„Empfangen Sie unsern Dank."

„Gut, schon gut!"

Die kleine Nachbarin hat ihr Licht genommen und ist schon auf ihrem Zimmer angekommen, ohne auf den Dank der drei Freunde mehr zu hören.

„Auf Ehre, sie ist sehr artig!" sagt Bouchenot, als Cölina fort ist.

„Ah, das kommt Dir nun!" sagt Timotheus, „und eben da sagtest Du uns doch: man solle sich nicht mit ihr einlassen! . . . Was mich anbelangt . . . wenn sie mich zu ihrem dritten Liebhaber nehmen will . . ."

„Hat sie denn schon zwei gehabt?"

„Wenigstens hat sie uns zwei eingestanden. Sie hat uns ihre Geschichte erzählt, morgen sollst Du sie von uns erfahren; jetzt muß man schlafen. Dieser Punsch ist ein köstliches Getränke . . . Ach, wenn die Nachbarin gewollt hätte . . ."

„Schweig', Timotheus, Du bist recht leichtsinnig."

„All' eins," murmelt Bouchenot, den Kopf in sein Kopfkissen steckend; „es ist mir leid, daß die kleine Nachbarin diese Prudentia Flambard kennt... es ist wahr, daß diese vielleicht... der Pathe war Blumengärtner ... er ist wieder nach Meaux gereist, wie man sagt . . ."

Nach Verlauf einiger Minuten lagen die drei jungen Leute in tiefem Schlafe.

Zwölftes Kapitel.

Ein Vierter.

Schon lange hatte es neun Uhr geschlagen und die drei jungen Leute schliefen noch fest. Möge man nun noch sagen, es sei ungesund, zu Nacht zu essen! Sicherlich verdankten die drei Freunde nur dem Nachtessen, das sie zu sich genommen hatten, die Ruhe, die sie genoßen.

Wiederholtes Klopfen an die Thüre ihres Zimmers weckte fast zu gleicher Zeit die drei Schläfer.

„Wer zum Henker weckt uns denn schon auf?" fragt Ti-

motheus, die Augen reibend; „wie schade! wir waren so spät zu Bette gegangen."

„Vielleicht ist es die kleine Nachbarin, die ihre Pfanne und ihren Wasserkessel braucht," sagt Georg.

„Bah! es ist sehr wahrscheinlich, daß die Nachbarin noch schläft."

In diesem Augenblicke klopft man abermals und viel stärker.

„Macht nicht auf, macht nicht auf, ihr Herren," ruft Bouchenot, der sich mit bestürzter Miene im Bette aufgerichtet hat; „wenn es Polizeidiener ... Gensdarmen wären?"

„Und zum Teufel, was meinst Du denn, daß die Gensdarmen bei uns verloren haben? Haben wir irgend Etwas mit der Polizei zu thun?"

„Ja, hie und da ... man kann nicht wissen; man kann zuweilen unschuldig unter Verbrecher gerathen ..."

„Ich glaube, Bouchenot, Dein Alp von gestern Abend drückt Dich noch. So viel ist gewiß, daß man aufmachen muß. Stehe auf, Timotheus, und sieh', was los ist."

„Geh' Du selbst hin, ich mag noch nicht aufstehen."

„Bouchenot soll hingehen! Er, der Kissen unter dem Kopfe gehabt hat, muß noch besser geschlafen haben als wir."

„Ach ja, Ihr werdet Euch wundern, wie ich hingehe! ... Ich will den ganzen Tag nicht aufstehen."

Während die jungen Leute sich um das Liegenbleiben herumstritten, läßt sich eine Stimme von Außen also vernehmen: „He da, ihr Faullenzer! wollt ihr heute gar nicht aufmachen?"

Die drei Bewohner des Zimmers sehen sich an; bei dem Laute dieser ihnen wohlbekannten Stimme klären sich ihre Gesichtszüge auf, sie lächeln und rufen zu gleicher Zeit: „Ist es möglich! ... er ist's."

„Es ist Heinrich!"

„Unser lieber Heinrich!"

„Er ist zurück!“

„Ei, freilich bin ich's,“ erwiderte die Person vor der Thüre; „aber wollt ihr mich da stehen lassen?“

Diesmal stürzen alle Drei aus dem Bette und rennen, ohne sich Zeit zum Ankleiden zu nehmen, an die Thüre; es gilt, wer zuerst aufmacht. Bald liegt Heinrich Jumière in ihren Armen.

Dieser Heinrich Jumière war ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, von mittlerer Größe und ausgezeichneter Haltung; er hatte ein bleiches, ernstes Gesicht, das, ohne gerade schön zu sein, reizend war; die Sanftmuth seines Blicks, der Ausdruck seiner Augen, selbst der Ton seiner Stimme kündigten ein liebendes Herz, eine tieffühlende Seele an. Das Gesicht täuscht selten; wer das Gegentheil behauptet, versteht sich nicht darauf.

Heinrich war geschaffen, um viel zu lieben und oft geliebt zu werden. Im Allgemeinen lieben die Frauen, die sich auf Physiognomie verstehen, solche Männer, die sie tiefer Gefühle fähig halten; für diejenigen, welche die Liebe nicht als bloßen Galanterieartikel behandeln, ist ein Liebhaber, der innig zu lieben weiß, nichts so Gewöhnliches, und dann ist es schmeichelhaft, einem ernsthaften Gesichte ein Lächeln abzulocken, einen stummen Mund sprechen, ein Feuer aufblitzen zu machen, das fortglimmt und nicht bloß in Rauch aufgeht.

Die Eltern Heinrichs waren in ihrer Provinz angesehen; sie hatten ihrem Sohn ein mittleres Vermögen hinterlassen, das jedoch hinreichend war für einen Junggesellen, der durchaus nicht von dem Wunsche beseelt war, zu glänzen und den großen Herrn zu spielen. Mit hundert Louisdors Einkünften hatte Heinrich lange glücklich und mit seiner Lage zufrieden gelebt. Nachdem er das Recht studirt hatte, veranlaßte ihn der Geschmack an den schönen Wissenschaften, den Advokatenstand aufzugeben. Er hatte mit seinen Theaterstücken Glück gemacht und verfolgte die neue Lauf-

bahn, die er ergriffen hatte, mit Leidenschaft, als ein Ereigniß sein ganzes Geschick änderte. Ihr könnt errathen, daß es sich von einem Frauenzimmer handelt! Das Schicksal der Männer steht fast immer unter dem Einfluß eines Unterrocks. Manche Leute könnten da mit Beaumarchais sagen: „Wo zum Henker hat man diesen Einfluß angebracht?“ Ich meine, man hätte keine bessere Wahl treffen können.

In einer bürgerlichen Abendgesellschaft, wo Heinrich als ein angehender Schriftsteller, der zu großen Hoffnungen berechtige, vorgestellt worden war, war er Paulinen Giraumont begegnet, einem jungen Mädchen von sechszehn Jahren, eben so liebenswürdig als sanft, eben so sanft als klug. Es war ein bezauberndes Gesichtchen bei einer noch schöneren Seele. Zu den Reizen ihrer Person kam noch jener geheime Reiz, der Achtung neben der Bewunderung einflößt; wenn man sie sah, konnte man sie anbeten, aber nicht den Gedanken fassen, sie zu verführen.

Es gibt in der Welt solche junge Mädchen, solche junge Frauen, denen man Alles zu sagen wagt; allein es gibt auch solche, bei denen man sich mit dem Gefühle begnügt.

Die jungen Gecken, Leichtfüße und Wollüstlinge bewunderten Pauline; allein sie flatterten nicht um sie. Die sieggewöhnten Männer erkennen die Frau sogleich, bei der sie nicht glücklich sein werden. Koketten, galante Frauen sind immer von einem zahlreichen Hof umgeben; Schönheit und Tugend bleiben oft verlassen.

Heinrich hatte in Fräulein Giraumont eines jener Gesichter gefunden, von denen er geträumt hatte, und wenn schon jeder von uns sich ein Ideal von Schönheit und Liebenswürdigkeit geträumt hat, so ist der Dichter, dessen Einbildungskraft so viele Dinge erschafft, um so mehr in der Lage, sich in Phantasien zu wiegen. Heinrich brachte den Abend damit zu, Paulinen zu betrachten; allein er wagte es nicht, mit ihr zu sprechen, noch sich

ihr zu nähern; er hätte gefürchtet, die ganze Gesellschaft möchte errathen, daß er bereits in sie verliebt sei.

Die Züge Paulinens hatten jedoch so viel Sanftmuth, ihre Manieren waren so einfach, so ganz frei von aller Koketterie, daß, als Heinrich ein zweites Mal mit ihr zusammentraf, er sich ihr näherte und einige Worte an sie richtete. Vielleicht verriethen seine Augen wider seinen Willen die Unruhe seiner Seele, denn Pauline schlug die ihrigen nieder und erröthete; war es Ahnung oder Mitgefühl? Die Herzen müssen sich wohl errathen, wenn sie sich auch nicht zu sprechen wagen.

Heinrich hatte nicht unterlassen, sich zu erkundigen, wer die reizende Person sei, deren Liebenswürdigkeit und Anstand Jedermann bewunderte; man hatte ihm gesagt: es sei die einzige Tochter des Herrn Giraumont, eines alten Handelsherrn, der sich mit zehntausend Franken Renten von den Geschäften zurückgezogen habe. Pauline hatte vor fünf Jahren ihre Mutter verloren, und obgleich sie damals erst elf Jahre alt war, hatte ihr Herz dennoch den Verlust, den sie erlitten, in seinem ganzen Umfang begriffen. Seit dieser Zeit hatte sich ein Hauch der Schwermuth auf die Züge des jungen Mädchens gelagert, welchen die Zeit noch nicht verwischen konnte. Pauline war von ihrer Mutter angebetet, und das liebenswürdige Kind gab ihr ihre Liebkosungen tausendfach zurück. Ihre Mutter war für sie ein Gott, eine Zukunft und das Glück jedes Augenblicks; ferne von ihrer Mutter gab es keine Freude, kein Vergnügen, keine Unterhaltung, bei ihr nie Schmerz, noch eitle Wünsche. Man durfte dem Mädchen von keinem Balle, keinem Schauspiel reden, wohin ihre Mutter sie nicht begleitet hätte, denn sonst würde man ihr, statt ihr Aussicht auf ein Vergnügen zu machen, zum Voraus Kummer bereitet haben.

Und der unerbittliche Tod hatte all' das zerstört; er hatte das Kind von der gerissen, die es mit Sorgfalt und Zärtlichkeit

umgab, wir sagen nicht in einem Alter, wo man noch der Liebkosungen einer Mutter bedarf, denn wir glauben, daß in jedem Alter, in jeder Lage, in welche das Schicksal uns geworfen, die Liebe einer Mutter immer nothwendig für unser Glück ist.

Pauline hatte vielleicht mehr als jede Andere nöthig, auf Jemanden die Glut ihrer Liebe, aus der ihre Seele gebildet war, überzutragen. Es war ihr zwar der Vater geblieben, den sie liebte und achtete; allein sie konnte sich mit ihm nicht jenen süßen Ergießungen, jenen kindlichen Vertraulichkeiten hingeben, aus denen die Nachsicht ihrer Mutter ein ununterbrochenes Glück für sie zu machen wußte. Herr Giraumont war ein kleiner, trockener Mann, dem Körper wie dem Geiste nach; er liebte seine Tochter und war stolz auf ihre Schönheit, allein er hatte sie nie geliebkost; er war zurückhaltend und fürchtete vielleicht, wenn er seine Tochter umarme, seine Würde zu compromittiren. Seine Frau hatte er betrauert, aber nicht beweint. Ausschließlich den Geschäften lebend, hatten sich alle seine Neigungen auf einen Hauptpunkt concentrirt: auf anständige Weise Geld zu gewinnen, sich zu bereichern; dies sollte nach Herrn Giraumonts Ansicht der Lebenszweck eines Jeden sein. Er war kein bösartiger Mann, sondern ein Mann, der von vorgefaßten Meinungen nicht abging, eigensinnig aus Grundsatz, interessirt aus System. Wenn seine Tochter kam, um ihn zu küssen, so betrachtete er sie aufmerksam und sagte dann: „Dein Kleid hat so viel gekostet, Dein Shawl so viel, man muß viel ausgeben, um sich öffentlich zeigen zu können. Ich mache Dir keinen Vorwurf deßhalb, sondern will Dir nur begreiflich machen, daß Vermögen zum Glücklichsein nothwendig ist, denn ohne Vermögen könntest Du keinen schönen Shawl und kein hübsches Kleid tragen, deßhalb werde ich Dich nur an einen reichen Mann verheirathen oder an einen solchen, der viel Geld verdient . . . es geschieht zu Deinem Besten . . . damit Du immer gehörig angekleidet bist.“

Pauline gab ihrem Vater keine Antwort, denn sie fürchtete ihn, und ihr begreift nun wohl, warum das Gesicht des jungen Mädchens eine melancholische Färbung bewahrt hatte.

Heinrich besuchte die Gesellschaften, wo er Paulinen zu begegnen hoffte, fleißig. Bald war er ihr nicht mehr fremd. Wenn man tanzte, so bemühte er sich, ihr Cavalier zu werden; plauderte man, so näherte er sich ihrem Sessel; schlug man ein Spiel vor, so fand er Mittel, sich neben sie zu setzen. Indessen war nie ein Wort der Liebe über seine Lippen gegangen: nie hatte seine Hand der Paulinens zu begegnen gesucht, und vielleicht verdankte er diesem zurückhaltenden Benehmen das Wohlwollen, welches das junge Mädchen ihm bezeigte.

Und doch wurde Heinrich von Tag zu Tag mehr von Paulinen eingenommen; schon fühlte er, daß das Glück seines ganzen Lebens von dem jungen Mädchen abhänge, neben dem er verstummte und zitterte, denn es ist sehr natürlich, daß man in Gegenwart derjenigen zittert und verstummt, welche über unsere Zukunft entscheiden soll. Wenn man Zweifel hegt, wenn man sich noch mit keinem Erfolg zu schmeicheln wagt, wenn man das Wort zu hören fürchtet, das unsere Hoffnungen zerstören kann, und wenn man dennoch zu erfahren glüht, ob man geliebt sei, dann ist die Liebe keine bloße Einbildung oder Laune mehr, dann ist sie eine wahre Leidenschaft, und die Leidenschaften durchwühlen den Geist und beeinflußen unser ganzes Dasein.

Eines Abends indessen hatten Heinrich und Pauline sich in einem Hause getroffen, wo eine anständige Freiheit herrschte. Während die ältern Leute Karten spielten, hatten die jungen Mädchen unschuldige Spiele angefangen, an denen Theil nehmen zu dürfen auch einige junge Männer um Erlaubniß baten.

Es ist unnöthig, zu bemerken, daß Heinrich neben Pauline sich einzuschmuggeln wußte. Als man aber zum „Ringdrehen“ sich entschlossen hatte, sie neben einander saßen und ihre Hände

den Faden hielten, in dem der Ring sich drehte, und jeder Spieler that, als gebe er den Ring seinem Nachbar oder seiner Nachbarin, da fühlten sie eine unbekannte Unruhe. Ein unwillkürliches Zittern befiel sie, wenn ihre Hände sich berührten, und sie berührten sich jeden Augenblick; der Faden, den sie hielten, war von ihrer Liebe elektrisirt, jede Bewegung, die das Eine oder das Andere an demselben machte, ließ sie ein neues Vergnügen empfinden, und ihre Hände konnten, als sie sich berührten, sich nicht mehr trennen.

Der Ring wurde bei Pauline gefunden; wie hätte es anders sein können? Das liebenswürdige, unruhige, zitternde Mädchen wußte nicht mehr, welches Spiel sie spielte.

Ich habe es schon mehr als einmal gesagt, ich kenne nichts Gefährlicheres für junge Leute, als die sogenannten unschuldigen Spiele.

Von diesem Augenblicke an verstanden sich Heinrich und Pauline, und ohne es sich noch gestanden zu haben, hatten sie ihre Herzen ausgetauscht.

Herr Giraumont empfing zuweilen Gesellschaft, lud jedoch nie den jungen Schriftsteller zu sich ein; Heinrich that aber doch sein Möglichstes, um sich dem Vater Paulinens angenehm zu machen. Er war außerordentlich artig gegen ihn, fand Mittel, sich in die Gespräche des alten Handelsherrn zu mischen, that, als fände er großes Interesse an seiner oft sehr dummen und langweiligen Unterhaltung; aber all' das hatte ihm noch nicht die Gunst einer Einladung von Seiten des Herrn Giraumont verschafft.

Das kam daher, weil der alte Handelsherr außerordentlich wenig auf Gelehrte hielt, weil bei ihm Geist zu besitzen keine Empfehlung war und er nicht begriff, was für ein Verdienst man sich mit einem Sing- oder einem Lustspiel erwerben könne; es gibt viele solche Kaufleute. Wenn man ihnen einen Commis an-

bietet, so darf man ja nicht so unklug sein und sagen: „Das ist ein sehr geistreicher Bursche, er macht hübsche Gedichte und gute Verse!“ denn sogleich wird der Kaufmann das Gesicht verziehen und den Empfohlenen mit den Worten zurückweisen: „Ich verlange nicht, daß meine Commis Geist haben, ich will nur, daß sie ihr Geschäft gut besorgen.“ Diese Herren wollen nicht begreifen, daß wer das Mehr kann, das Weniger von selbst versteht.

Endlich ließ Pauline einmal, als sie wußte, daß ihr Vater demnächst eine große Soirée geben werde, in dem Augenblicke, wo sie eine Gesellschaft verließ, in der Heinrich auch war, zufällig ihr Taschentuch fallen. Der junge Mann war ebenso zufällig bei der Hand und hob das Taschentuch auf; der Zufall ist außerordentlich gefällig, wenn es sich von Liebe handelt, und dient Liebenden sehr bereitwillig. Heinrich war nicht so ungeschickt, auf der Stelle das Tuch zurückzugeben; er wagte es, sich am andern Tage bei Herrn Giraumont vorzustellen, um seiner Tochter das verlorene Taschentuch zurückzugeben.

Pauline war allein, als der junge Mann eingeführt wurde; sie erröthete und zitterte, als sie Heinrichs ansichtig wurde, der seinerseits im ersten Augenblicke ebenfalls betroffen und verwirrt stehen blieb, denn es war das erste Mal, daß er sich mit seiner Angebeteten allein befand; dann aber trat er näher und stotterte: „Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich es wagte, mich bei Ihrem Herrn Vater einzufinden . . . aber dieses Taschentuch, das ich gestern bei Frau Dalbonne fand . . . gehört, glaube ich, Ihnen.“

„Dieses Taschentuch? . . . Ja, mein Herr . . . ach ja . . . ich hatte es verloren . . . und Sie geben sich die Mühe und bringen mir es wieder?“

„Die Mühe? . . . Ach! es war im Gegentheil ein großes Glück, weil es mir die Gelegenheit verschafft, Sie zu sehen! . . . Zu meinem großen Leide sind die Abende, an denen ich Sie treffen

kann, so selten! . . . Ich erwarte sie mit solcher Ungeduld! Ich zähle die Tage, die Stunden, die Augenblicke . . . Ach, wüßten Sie, mein Fräulein . . . könnten Sie errathen, was in meiner Seele vorgeht . . . aber ich werde nie wagen, es Ihnen zu sagen . . . ich würde fürchten, Sie zu betrüben, oder Ihnen zu mißfallen! O, ich wäre so unglücklich, wenn Sie mir verbieten würden, Sie zu lieben; ich wäre gezwungen, Ihnen ungehorsam zu sein . . . Sie nicht mehr lieben! während diese Liebe mein ganzes Leben ausmacht . . . o nein, das ist unmöglich . . . Sie verlangen das nicht . . . nicht wahr, Sie erlauben mir, Sie zu lieben?"

Wenn Liebende einmal im Zuge sind, so gibt es kein Mittel mehr, sie zum Schweigen zu bringen; die schüchternsten, verlegensten werden manchmal die beredtesten. Heinrich ließ sein Herz sprechen, und wenn die Liebe wahr ist, ist das Herz eine Schwätzbase. Pauline hörte ihn mit niedergeschlagenen Augen an, bewegt, aber glücklich, die Versicherungen eines Gefühls zu vernehmen, das sie theilte; sie stammelte von Zeit zu Zeit einige für jeden Andern als einen Geliebten unverständliche Worte; allein Heinrich verstand sie, er sah wohl, daß man seine Liebe nicht zurückwies und war auf dem Gipfel des Glücks; er war im Begriffe, dem jungen Mädchen zu Füßen zu fallen, als der alte Handelsherr eintrat.

Heinrich wußte nicht mehr recht, weßhalb er gekommen war; Pauline suchte in ihrem Kopfe zusammen, was sie ihrem Vater sagen wollte. Zum Glück für die jungen Leute war Herr Giraumont nicht sehr schlau und hatte ganz vergessen, wie die Liebe anfängt; vielleicht hatte er es sogar nie gewußt. „„Es gibt Menschen,'" sagt Montaigne, „„welche diese Erde verlassen, ohne alle ihre Waaren ausgepackt zu haben!'" allein es gibt andere vom Glück noch weniger begünstigte, die am Ende ihrer Laufbahn ankommen, ohne je etwas zum Auspacken gehabt zu haben.

Ueberdies kam es dem alten Kaufherrn entfernt nicht in den Sinn, daß der junge Schriftsteller, den er kaum kannte, in seine Tochter verliebt sei. Er empfing Heinrich Jumière sehr gut und lud ihn, als Erwiderung auf seine Artigkeit, zu der großen Abendunterhaltung ein, die bei ihm stattfinden sollte.

Heinrich entfernte sich, trunken vor Freude. Ein Blick Paulinens hatte ihm gezeigt, daß sie seine Freude theile. So ist nun das Haus des alten Kaufmanns dem jungen Schriftsteller geöffnet; aber Liebende sind nicht immer klug in ihrem Benehmen. Wenn es einen Gott für Liebende gibt, so beschützt er sie gewöhnlich nur dann, wenn sie schuldig sind, während eine unschuldige Liebe sich alsbald verräth; und das ist gewiß sehr unmoralisch von diesem Gotte, die Schuldigen vor den Unschuldigen zu begünstigen.

In der von dem Vater Paulinens gegebenen Abendunterhaltung tanzte Heinrich fast immer mit seiner Geliebten, war immer an ihrer Seite, und wenn er sich ein wenig von dem reizenden Mädchen entfernen mußte, so übersprangen seine Augen sogleich den Zwischenraum.

Der alte Giraumont hätte das Alles nicht bemerkt, allein man sorgte dafür, es ihm zu zeigen; denn es gibt immer Leute auf der Welt, die kein größeres Vergnügen kennen, als sich in die Angelegenheiten Anderer zu mengen, die ihre Zeit mit Spioniren, Nachforschen, Plaudern, Schwatzen, Zutragen und Verleumden zubringen.

Man sagte also dem alten Kaufherrn: „Der junge Schriftsteller ist in Ihr Fräulein Tochter verliebt; er macht ihr den Hof, läßt sie keinen Augenblick aus den Augen und sie scheint ihn gerne anzuhören, das springt Jedermann in die Augen.“

Von dem Augenblicke an, wo dies Jedermann (und Jedermann bedeutet hier die bösen Zungen in der Gesellschaft) in die Augen sprang, war der Vater Paulinens sehr mißvergnügt, daß

er es nicht selbst bemerkt hatte. Am andern Morgen ließ er seine Tochter vor sich kommen, sah sie streng an und fragte sie, warum Herr Heinrich Jumière sich erlaube, sie so oft zum Tanz aufzufordern und sie immer mit den Augen verfolge. Ein listiges, erfahrenes Mädchen hätte ihrem Vater antworten können, daß sie dem jungen Manne nicht verbieten könne, sie zum Tanz aufzufordern und zu betrachten; aber Pauline konnte nicht lügen, sie war eben so aufrichtig als schön. Bei den ersten Worten ihres Vaters wurde sie unruhig, schlug die Augen nieder und fing an zu weinen.

Thränen sind nicht immer eine Antwort; aber man hält sie oft für ein Geständniß. Herr Giraumont wurde sehr böse, und als Heinrich sich bei ihm einfand, fragte er ihn, warum er sich erlaube, seine Tochter zum Weinen zu bringen.

Der junge Mann, der nur ehrliche Absichten hatte, warf sich dem alten Kaufherrn zu Füßen und bat ihn um die Hand Paulinens, die er glücklich zu machen schwor.

„Und womit wollen Sie sie glücklich machen?“ fragte der alte Herr.

„Womit?“ entgegnete der junge Mann; ganz betroffen über diese barsche Frage, „nun, mit meiner Liebe, die nur mit meinem Leben aufhören wird.“

„Mein Herr, das sind Redensarten, die keinen Sinn haben,“ sagte der Vater Paulinens; „ich war in meiner Ehe sehr glücklich und habe die Liebe nie gekannt. Mit Liebe kaufen Sie Ihrer Frau kein Kleid, keinen Hut: mit Ihrer Liebe für Ihre Frau können Sie weder Ihr Haus einrichten noch Ihre Handwerksleute bezahlen.“

„Ich verstehe Sie, mein Herr,“ entgegnete Heinrich, „aber ich habe hundert Louisdor Einkünfte, mit dem Theater stelle ich mich auf mehr als das Doppelte, und ich habe Hoffnung, daß, wenn ich arbeite und meine Arbeiten mit Erfolg gekrönt werden, mein Einkommen sich noch vermehrt.“

„Mein Herr, mit Hoffnungen wird Niemand meine Tochter heirathen; ich will etwas Bestimmtes, Positives. Ihre Theaterproduktionen sind in meinen Augen zu eventuell. Ich gebe meine Tochter keinem Schriftsteller, sondern will, daß sie einen Kaufmann heirathe, der entweder schon reich ist, oder sehr gute Geschäfte macht. Das ist mein letztes Wort, das sage ich Ihnen, und ich gehe nie von dem ab, was ich einmal gesagt habe."

„Nun gut! mein Herr! weil die Sachen so stehen und ich nicht ohne Ihr Fräulein Tochter leben kann, so will ich der Schriftstellerei entsagen und Kaufmann werden."

„Dann . . . dann, wenn Sie gute Geschäfte machen . . . wollen wir sehen."

Und deßwegen hatte Heinrich seine ursprüngliche Laufbahn verlassen. Ueberzeugt, von Paulinen geliebt zu werden, hatte er keinen Augenblick gezaudert, seinem Lieblingsberuf zu entsagen. Er hatte sich dem Handel mit demselben Eifer gewidmet, den er vorher für die Wissenschaften gezeigt hatte. Um sich schneller die Kenntnisse zu erwerben, die ihm zu seinem neuen Berufe noch fehlten, hatte er die Stelle eines Reisenden für ein Commissionsgeschäft übernommen, dessen Chefs seinen Eifer und seine Redlichkeit kannten, und nach einer Abwesenheit von acht Monaten kam er nach Paris zurück, schon so weit unterrichtet, um künftig Geschäfte auf eigene Rechnung zu machen, und wo möglich noch mehr verliebt in die Tochter des Herrn Giraumont.

Ihr kennt nun die ganze Geschichte Heinrich Jumièges, welcher am Tage nach seiner Ankunft in Paris um neun Uhr Morgens in die Calander-Straße ging, um seine Freunde zu besuchen; denn Heinrich war eben so treu in der Freundschaft als in der Liebe.

„Wie, Faullenzer, um neun Uhr schlaft Ihr noch?" sagt Heinrich, nachdem er seine Freunde umarmt hat; „aber was führt Ihr denn für ein Leben in Paris, seit ich fort bin? Sprecht, was treibt Ihr, seid Ihr gesund, heiter; wie geht's überhaupt? Sagt

mich auf's Laufende, denn die Zeit ist mir seit acht Monaten sehr lang geworden."

„Der liebe Heinrich, er hatte uns nicht vergessen!" sagt Georg, dem Freunde die Hand drückend.

„Euch vergessen, wie könnt Ihr so etwas vermuthen? . . . Bin ich ein großer Herr geworden, seit ich Euch nicht mehr gesehen habe? Und selbst wenn! Ich versichere Euch, daß Reichthum oder Ehrenstellen mich nicht verändern werden, wenigstens habe ich selbst so viel gute Meinung von mir, um es zu glauben."

„Und ich auch," sagt Bouchenot, „ich halte Dich für unfähig, Deine alten Kameraden zu vergessen."

„Wie vergnügt bin ich, ihn wieder zu sehen!" ruft seinerseits Timotheus. „Gestern ein gutes Nachtessen . . . Eierkuchen und Punsch . . . heute Heinrich zurück. Man hat allen Grund, zu sagen, daß ein Glück nie allein kommt."

„Was meinst Du damit, Timotheus?"

„Nichts . . . Du wirst es schon erfahren . . . aber nimm doch Platz."

„Und Ihr sollt Euch anziehen, damit wir mit einander frühstücken können; ich komme, um Euch abzuholen."

Beim Worte Frühstück machten die jungen Leute eine freudige Bewegung; aber alsbald sehen sie sich verlegen an.

Indessen sucht Heinrich einen Stuhl, um sich zu setzen, und nun erst läßt er seine Augen im Zimmer umherlaufen.

„Zum Henker, meine Freunde!" sagt Heinrich, sich auf das Felleisen setzend, „es kommt mir vor, als hättet Ihr kein sehr glänzendes Ameublement; vor meiner Abreise hattet Ihr doch wenigstens Stühle . . . und diese Betten . . . diese Fenster ohne Vorhänge! . . . Wie, sprecht mir doch von Euren Verhältnissen, Ihr wißt wohl, daß es unter uns keine Geheimnisse geben darf."

Georg sieht Timotheus an, Timotheus Bouchenot; keiner will mit der Sprache heraus, Alle aber stoßen einen tiefen Seufzer aus.

„Ei was, seid Ihr auch stumm geworden?" ruft Heinrich seinerseits, indem er einen um den andern der Bewohner des kahlen Zimmers betrachtet.

Georg nimmt endlich das Herz in die Hand, nähert sich Heinrich und sagt ihm: „Unser Elend ist so groß, daß wir es nicht einmal zu gestehen wagen; allein Dir es zu verschweigen, wäre ein übel angebrachter Hochmuth. Wisse also, daß wir keinen Sou mehr im Vermögen haben, daß wir nacheinander unsere Möbeln, dann unsere Kleidungsstücke verkauft haben, so daß uns nur noch ein einziger Rock blieb, den wir abwechselnd anzogen, um auszugehen. Aber selbst diese Hülfsquelle ist nun vertrocknet, denn gestern hat sich Bouchenot, der ihn anhatte, geschlagen ... oder vielmehr schlagen lassen, so daß unser Rock gestern Abend in einem solchen Zustand zurückkam, daß man nicht mehr mit ihm ausgehen kann. Das ist unsere Lage, mein lieber Heinrich, und so gerne wir nun mit Dir frühstücken würden, so siehst Du wohl selbst, daß wir Deine Einladung nicht annehmen können."

„Wie? lieben Freunde, wäre es möglich! Ihr befändet Euch in solcher Lage und sagtet mir es nicht sogleich?"

„Ach! weil Du uns schon vor Deiner Abreise mehrere Male ausgeholfen, einige kleine Summen geliehen hast, die wir Dir noch nicht zurückgegeben haben."

„Und was thut das? Sollen gute Freunde die Dienste zählen, die sie einander leisten?"

„Vielleicht ist unser Unglück von unserer Seite nicht ganz unverschuldet," entgegnet Georg; „ich habe mich, statt meinen Cursus zu verfolgen, auf die schönen Wissenschaften, auf das Theater geworfen ... ich hoffe Glück zu machen; allein ohne Zweifel verfolge ich eine Chimäre. Bouchenot seinerseits schwört alle Tage, er wolle sich nach einem Platze, einer Beschäftigung umsehen; allein statt dessen vertändelt er seine Zeit damit, allen hübschen Mädchen nachzulaufen, die ihm in den Weg kommen ..."

„O, ich schwöre, das soll mir nie wieder begegnen!" ruft Bouchenot, „man soll mich nie mehr darauf ertappen, daß ich ein Frauenzimmer verfolge, selbst wenn sie keinen Hund hat."

„Was Timotheus anbelangt," fährt Georg fort, „so wäre dies der Gescheidteste von uns: der arme Bursche will bloß studiren; allein unsere Lage hindert ihn daran, und ohne uns hätte er für sich allein genug zum Leben."

„Nun, das wird sich Alles machen," entgegnet Heinrich; „Du Georg, hast Geist, weißt viel, schreibst leicht; verfolge Deine wissenschaftliche Laufbahn, Du wirst es zu Etwas bringen, ich bin es überzeugt. Timotheus wird ein Gelehrter, ein Doctor werden, und was Bouchenot anbelangt, da kann ich sorgen. Ich bin im Begriff, ein Geschäft auf eigene Rechnung zu gründen und brauche Jemand, der mit mir arbeitet, meine Bücher führt, die Schreibereien besorgt; diesen Platz, Bouchenot, biete ich Dir an; außerdem kannst Du noch bei mir wohnen, denn ich muß Jemand haben, der immer da sein kann, in den ich volles Vertrauen setze, und Du darfst überzeugt sein, daß, wenn Du auch bei mir angestellt bist, Du nichts desto weniger mein Freund bleiben wirst."

„Wäre es möglich! Du hast eine Stelle und eine Wohnung für mich?" ruft Bouchenot, Heinrich um den Hals fallend, aus; „Du lieber Heinrich! ich nehme es mit Vergnügen an, theurer Freund: ich will arbeiten wie ein Neger! O, das ist abgemacht; ich ändere meine Lebensart, ich werde ein ordentlicher Kerl, Du sollst von meinem besonnenen Wesen ganz entzückt sein."

„Ich zweifle nicht; allein bis dahin, lieben Freunde, da Ihr doch zuerst im Stande sein müßt, ausgehen zu können, um Euern Geschäften nachzukommen und mit mir zu frühstücken, nehmt hier eine Banknote von fünfhundert Franken, über die Ihr nach Belieben verfügen könnet."

Mit diesen Worten nimmt Heinrich ein Bankbillet aus seiner

Brieftasche und bietet es seinen Freunden hin; diese, zu Thränen gerührt, können nur mit erstickter Stimme sagen: „Das ist zu viel, Heinrich! o, das ist viel zu viel ... Du brauchst Dein Geld zu Deinen Geschäften; ein kleiner Theil dieser Summe reicht für uns hin."

„Nein! Nein!" sagt Heinrich, „ich will, daß Ihr es nehmet! ... Ihr könnt mir es später zurückgeben, wenn es Euch möglich ist. Ei du mein Gott! man tauscht die Plätze so oft in diesem Leben ... Sich Jemand verbinden, wenn man es kann, heißt sich eine Hülfe für schlimmere Tage bereiten. Was meine Geschäfte anbelangt, so sind sie im besten Zug und ich hoffe in Kurzem ein gemachtes Haus zu besitzen; auch hat mich der Vater meiner Geliebten besser empfangen, als ich ihm gestern bei meiner Ankunft einen Besuch abstattete; er hat mir erlaubt, ihn manchmal zu besuchen. Versprochen hat er mir noch nichts, aber beim Fortgehen sagte er zu mir: „‚Sie sind auf dem rechten Wege, sind eifrig und thätig .. ich glaube, daß es Ihnen glücken wird.'" In dem Munde des Herrn Giraumont bedeuten solche Worte schon viel."

„Und Deine Pauline?"

„Ist ein Engel! immer gleich liebend, gleich schön und treu! Wüßtet Ihr, wie glücklich wir waren, als wir uns nach so langer Abwesenheit wieder sahen... wie die Blicke Paulinens mir ihren Kummer über meine Abwesenheit und ihre Freude über meine Rückkehr verkündigten! ... Aber das Alles will ich Euch beim Frühstück erzählen ... denn frühstücken muß man endlich ... und ich will es bestellen, während der Portier oder eine gefällige Nachbarin Euch einen Kleiderhändler herbeischafft; in Paris kann man sich jeden Augenblick vollkommen kleiden. Habt Ihr Jemand, der diese Bestellung machen kann?"

„Ja, ja; o! wir haben eine köstliche Nachbarin, die uns Alles holen wird, was wir brauchen."

„Gut; in diesem Falle verlasse ich Euch und werde in einer halben Stunde im Kaffeehause zur säugenden Kuh auf dem Châteletplatze sein."

„Abgemacht; wir treffen Dich dort und bringen einen ausgezeichneten Appetit mit!"

„Ich hoffe es! Nun fort mit dem Kummer, meine Freunde; bleiben wir munter und gesund und genießen wir noch alle Vergnügungen unseres Alters."

„Dies verdanken wir Dir!"

„Schon gut, schon gut. Auf Wiedersehen."

Heinrich drückt seinen Freunden die Hände und verläßt sie eilends, um sich ihrem Danke zu entziehen.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Börse.

„Das nenne ich einmal einen Freund!" ruft Timotheus aus, als Heinrich fort ist. „Man sage mir noch einmal, daß die Freundschaft eine Chimäre sei!"

„Nein, gewiß, sie ist keine Chimäre," sagt Georg, „aber ebenso gewiß ist, daß Freunde wie Heinrich eine Seltenheit sind."

„Das ist ein Bursche aus dem goldenen Zeitalter... er verdiente eine Bildsäule!" ruft Bouchenot, indem er sich im Spiegel besieht. „Aber es ist jetzt keine Zeit, Betrachtungen anzustellen, wir müssen uns in den Stand setzen, zu ihm gehen zu können."

„Ja, wir brauchen auf der Stelle einen Schneider, Röcke, Westen."

„Und auch Stiefel," setzt Timotheus hinzu, „weil man gestern die meinigen verkauft hat."

„Die Nachbarin wird uns all das besorgen ... wir müssen

sie bitten, uns auch diesen Dienst zu erweisen. Ich will bei ihr anklopfen."

„Halt, ich meine, ich höre sie."

Es war in der That Mademoiselle Cölina, die ihren Wasserkessel und ihre Pfanne zu holen kam, und das junge Mädchen sah in ihrer weißen Bettjacke, ihrem kurzen Unterröckchen und ihrem koketten seidenen Tuche um den Kopf so frisch und munter aus, daß sie auf die drei Freunde zu gleicher Zeit den angenehmsten Eindruck machte.

„Gegrüßt sei unsere gute und hübsche Nachbarin!" sagt Georg.

Timotheus wollte ein Compliment machen, aber er brachte nichts heraus, als einen tiefen Seufzer.

Bouchenot, der bereits seine liebenswürdige Miene wieder angenommen hatte, warf dem Mädchen einen sehr ausdrucksvollen Blick zu.

„Ich will Sie von meinem Küchengeschirre erlösen und sehen, wie es dem Kranken geht," sagt Cölina beim Eintreten.

„Der Kranke befindet sich, Dank sei es Ihrer Güte, wieder sehr wohl!... Er fühlt jetzt nur das Bedürfniß, Ihnen seine Erkenntlichkeit auszudrücken."

Mit diesen Worten hatte Bouchenot eine kleine runde Hand ergriffen, die er an seine Lippen führen wollte, aber Cölina zog sie lebhaft zurück und sagte: „Wenn Ihnen nur das noch fehlt, damit hat es keine Eile! . . . Ich will mein Frühstück kochen, dann werde ich mich an's Illuminiren von Adam und Eva machen: ich muß noch zwei Dutzend Exemplare fertigen, man wartet darauf."

„Sie haben demnach dringende Geschäfte?"

„Ja, warum?"

„Weil wir Sie noch um einen Dienst bitten wollten."

„Sprechen Sie frei; ich bin bereit; Adam und Eva können

noch warten, um so mehr, als sie im Paradiese spazieren gehen. Was soll's sein?"

„Wir haben eben ein großes Glück gehabt ..."

„O, um so besser!"

„Ein Freund, den wir nicht so bald erwarteten, ist diesen Morgen gekommen; er hat bemerkt, daß wir sehr viel entbehren ..."

„Wahrlich! das könnte selbst ein Todfeind von Ihnen bemerken."

„Gegen ihn sprachen wir uns frei aus ... und nun, Mademoiselle, erröthen wir nicht mehr, Ihnen zu sagen, daß gestern, als Sie uns Ihr Nachtessen anboten, Sie uns fast das Leben retteten!"

„Arme junge Leute!... Und mich nicht bälder aufzusuchen! ... Das war ein Unrecht von Ihnen!"

„O! aber jetzt sind wir reich, sehen Sie ..."

Und Georg zeigt Cölina das Fünfhundert-Frankenbillet.

„Was ist das?" fragt das junge Mädchen.

„Das ist ein Bankbillet ... und gilt fünfhundert Franken."

„Dieser alte, gelbe Fetzen Papier, der wäre so viel werth? Ach, ich hätte nie geglaubt, daß eine so große Summe so wenig Platz brauchte."

„Nun erwarten wir von Ihnen Folgendes: Wir haben keine Röcke, keine Fußbekleidung, um ausgehen zu können; wir sollten auf der Stelle vollständig gemachte fertige Kleider haben ..."

„Und Halstücher ..."

„Und Taschentücher ..."

„Und Vatermörder ..."

„Und Strümpfe ..."

„Und Hemden ..."

„Ach! weiter brauchen Sie nichts!" sagt Cölina lachend.

„Thatsache ist, daß wir uns in einer großen Klemme befanden!" ruft Timotheus aus.

„Allein für den Augenblick ist für Jeden das Nothwendigste

ein Rock und Stiefeln. Wenn Sie die Güte haben wollten, uns einen Kleiderhändler zuzusenden ... denn wir können nicht ausgehen ..."

„Sehr gern! O, ich werde alsbald herschicken, was Sie nöthig haben."

„Hier ist unser Bankbillet: haben Sie noch die Gefälligkeit und lassen Sie es wechseln, damit wir auch unsere Einkäufe bezahlen können."

„Geben Sie ... ich will Alles besorgen. Aber was meinen Sie, wenn ich mit dem Gelde nicht mehr zurückkäme?"

„Ach, Mademoiselle, wir möchten Ihnen ein Vermögen anzuvertrauen haben!"

„Aber fünfhundert Franken, das ist schon eine hübsche Summe; ich habe noch nie so viel Geld auf einmal gehabt. Ich will laufen... werden Sie nicht ungeduldig ... mein Gott! daß ich nur den kleinen Wisch nicht verliere, der fünfhundert Franken werth ist. O! ich will ihn auf dem ganzen Wege im Auge haben."

Cölina ist fort; die jungen Leute ziehen an, was sie noch haben, und nachdem sie so weit fertig sind, daß sie nur noch den Rock anzuziehen haben, fangen sie an, ihre Pläne und Entwürfe für die Zukunft zu machen.

„Wir wollen nicht Alles für Kleidung ausgeben," sagt Georg, „wir müssen auch wieder einige Möbel anschaffen ..."

„Ach ja! in Beziehung auf Möbel," sagt Timotheus, „müssen wir vor Allem Leintücher und Kopfkissen haben."

„Ja, und Stühle und einen Leuchter."

„Freunde," sagt Bouchenot, „Ihr sprecht von nichts als Einkaufen, aber ich meine, wir sollten nicht all unser Geld ausgeben, sondern auch Einiges zum Lebensunterhalt behalten."

„Du vergißest also, Bouchenot, daß Du eine Stelle und ein Einkommen bekommen wirst?"

„Das ist sehr gut ... aber Du, Georg?"

„Mein Stück wird aufgeführt werden, es wird Glück machen! Timotheus kann für sich allein das Jahrgeld verwenden, das ihm sein Vater schickt! ... O, nun erscheint mir die Zukunft lachend und rosig ... ich sehe für uns nur Glück und Freude, und das verdanken wir unsern Talenten, unserer Arbeit ... der Freundschaft. Sagt mir, Freunde, ist das Alles nicht köstlich?“

„Ja,“ sagt Timotheus, „das kann sehr artig werden ... namentlich wenn die kleine Nachbarin wollte. Ich glaube, ich liebe die Nachbarin.“

„Einen Augenblick!“ ruft Bouchenot, „sie gefällt auch mir sehr, und ich schmeichle mir, daß sie mich ebenfalls gerne sieht... um so mehr, als sie bereits Gelegenheit hatte, meine Person zu würdigen.“

„Seht doch diesen Uebermuth! Er glaubt schon, die kleine Cölina erobert zu haben! ... Ich wette, daß sie Dich nicht anhören wird ...“

„Das wollen wir sehen.“

„Ich sage Dir, ich werde ihr Liebhaber sein.“

„Ja natürlich ... weil Du Dich so darauf verstehst, ein Frauenzimmer zu verführen.“

„Genug, meine Freunde, streitet Euch nicht zum Voraus,“ sagt Georg. „Ei, mein Gott! sie mag vielleicht keinen von Euch Beiden; übrigens halte ich sie für freimüthig genug, daß sie Euch nicht lange mit leeren Hoffnungen hinhalten wird.“

„Es ist gewiß, daß ein junges Mädchen, welches Adam und Eva colorirt ...“

„Ich möchte wohl wissen, ob vor oder nach dem Sündenfall!“

„Stille! schweigt, da ist sie.“

Cölina brachte einen Schuhmacher und einen Kleiderhändler mit.

Röcke, Westen, Beinkleider sind vor den jungen Leuten ausgebreitet. Während Timotheus Stiefel anprobirt, zieht Georg einen Ueberrock und Bouchenot einen Frack an. Die kleine Nach-

darin ist auf einen Augenblick in ihr Zimmer gegangen, weil sie denkt, daß man auch Beinkleider anprobiren könnte, aber sie hat zuerst Georg die fünfhundert Franken in Silbergeld zugestellt.

„Wir zahlen baar, meine Herren," ruft Buchenot, sich in einem neuen Frack spreizend, aus, „wir zahlen mit Fünffrankenstücken, das verdient Beachtung, und Sie dürfen wohl ihre Waaren etwas billiger geben."

Der Geldsack macht in der That die Händler geneigter, von ihren Angeboten nachzulassen; bald ist der Handel abgeschlossen mittelst einer Summe von zweihundertfünfzig Franken. Die jungen Leute haben einen Oberrock, zwei Fräcke, drei Paar Beinkleider und zwei Westen gekauft, die sie auf der Stelle anziehen können; der Schuhmacher hat Jedem ein Paar Stiefel ausgesucht, die nach seiner Aussage ihnen wie ein Paar Handschuhe anliegen.

Während Georg die Händler bezahlt, sagt Timotheus zu Bouchenot: „Du solltest die Gelegenheit ergreifen, um den Rock los zu werden, den Du gestern mit nach Hause brachtest... man kann ihn nicht mehr tragen, und daher das Beste, ihn jetzt zu verkaufen."

„Du hast Recht," sagt Bouchenot, „und wegen des beträchtlichen Handels, den wir gemacht haben, sollte der Herr, denke ich, uns einen anständigen Preis dafür geben."

„Ich gebe Ihnen dafür, was er werth ist," sagt der Schneider, „obgleich ich gewöhnlich keine Kleider kaufe ..."

„Thut nichts, sehen Sie ihn an."

Bouchenot hatte, als er sich am Abend zuvor auskleidete, den Rock in einen Winkel geworfen, wo er liegen geblieben war. Er holt und untersucht ihn, und bietet ihn mit den Worten an: „Die Schufte!... wie sie mich zugerichtet haben! Ich will an Madame Malatorchi denken ... es ist ein köstliches Tuch .... er stand mir wie angegossen. Sehen Sie, Herr Kaufmann..."

„O! ich sehe schon, daß es Fetzen sind. Ohne ihn näher zu untersuchen, biete ich Ihnen zwölf Franken dafür: ich thue es nur, um Flecke zu bekommen . . ."

„Nun, gib' ihn her!" sagt Timotheus.

„Zwölf Franken! das ist sehr wenig," sagt Bouchenot, der ihn noch in der Hand hält. „Aber da Sie sagen, daß man ihn nur zu Flecken gebrauchen kann . . . und daß . . ."

Bei diesen Worten greift Bouchenot in die einzige noch übrige Tasche des Rocks. Plötzlich stutzt er, seine Züge verändern sich und er legt das Kleid wieder sachte in einen Winkel des Zimmers.

„Ich darf also dem Herrn zwölf Franken weniger bezahlen," sagt Georg.

„Nein, nein!" ruft Bouchenot, ich habe mich anders besonnen: ich will den Rock nun gar nicht verkaufen, ich bewahre ihn auf!"

„Und warum denn?" fragt Timotheus; „zwölf Franken sind für uns mehr werth als Tuchfetzen. Was willst Du denn jetzt mit dem Rocke anfangen?"

„Ich will ihn wieder herrichten lassen . . . ich kann ihn noch gebrauchen . . . es gibt mir eine Morgenjacke . . . kurz, ich will ihn nicht verkaufen."

„Nun, wie es Ihnen gefällt," sagt der Kaufmann; „ich lasse ihn Ihnen lieber. Leben Sie wohl, meine Herren, ich empfehle mich Ihnen, wenn Sie wieder Etwas brauchen."

Die Händler sind fort; die jungen Leute beendigen ihre Toilette; Georg und Timotheus pressiren, aber Bouchenot, obgleich er sich das Ansehen gibt, als zöge er sich an, richtet es ein, nicht fertig zu werden.

„Ich verstehe diese Laune Bouchenots nicht," beginnt Timotheus, „daß er seinen zerfetzten Rock nicht um zwölf Franken hergeben will. Weil wir ein Bischen Geld besitzen, fängt er schon wieder an, Capricen zu haben!"

„Es handelt sich nicht um Capricen,“ entgegnet Bouchenot, der zum drittenmal seine neuen Beinkleider aufknöpft, indem er thut, als passen sie ihm nicht ganz; „aus Sparsamkeit habe ich den Rock aufgehoben . . . ich denke, daß ich Herr darüber bin ...“

„Bitte, meine Freunde,“ sagt Georg, „keine Händel! Wir haben nun zweihundert fünfundneunzig Franken ausgegeben; ich schlage vor, der Nachbarin fünfundachtzig Franken einzuhändigen, um uns das nothwendigste Leibweißzeug zu kaufen! es bleiben uns alsdann noch einhundert und zwanzig Franken, das macht für Jeden vierzig Franken: damit und mit etwas Sparsamkeit, meine ich, können wir die Ereignisse abwarten.“

„Ich denke wohl,“ sagt Timotheus, „vierzig Franken in der Tasche und ganz neugekleidet, das ist herrlich!“

„Gib mir sogleich meinen Antheil,“ sagt Bouchenot.

„Da, Freund . . . das ist für die Nachbarin zum Einkaufen. Ich will sie rufen . . . Mademoiselle Cölina, verzeihen Sie, wenn wir stören, auf ein Wort, wenn es beliebt . . .“

Das junge Mädchen hüpft herbei.

„Da bin ich, was wollen Sie? . . . Ach! so lasse ich es mir gefallen . . . Jetzt sehen Sie gut aus . . . So können Sie sich überall sehen lassen.“

„Glauben Sie, daß wir so Eroberungen machen können?“ fragt Timotheus, die Taille der Nachbarin umfassend.

„Warum nicht? Es gibt noch häßlichere Herren als Sie sind, die bisweilen Glück machen.“

Dieses Compliment scheint Timotheus nicht sehr zu gefallen; er läßt die Taille der Nachbarin los und macht sich an seinem Halstuche zu schaffen.

„Mademoiselle,“ sagt Georg, „Sie sind so gütig gegen uns, daß wir Sie mißbrauchen. Hier ist einiges Geld, wofür wir gerne Weißzeug und was sonst hier noch etwa fehlt, zu erhalten wünschten.

. . . Wären Sie wohl so gütig, uns noch dafür zu sorgen? Sie wissen, daß Junggesellen nichts von diesen Dingen verstehen."

„O, sehr gerne, ich werde thun, was ich kann. Lassen Sie mir den Schlüssel zu Ihrem Zimmer, und ich hoffe, daß wenn Sie heute Abend nach Hause kommen . . . Ach! ich gehe, weil Herr Bouchenot seine Beinkleider noch einmal auszieht . . . Sie bringen mir Ihren Schlüssel, nicht wahr?"

„Heda, Bouchenot, kümmerst Du Dich denn gar nichts um Deinen Nebenmenschen," sagt Georg, als die Nachbarin fort ist; „Du machst in Einem fort Deine Beinkleider auf und zu . . . Du bist noch nicht halb angekleidet und wir sind fertig . . . Heinrich wird uns erwarten."

„Es ist mir sehr leid, allein diese Beinkleider geniren mich . . . das heißt, ich glaube, meine Stiefel . . . ich will sie ausziehen!"

„Hol' Dich der Teufel! Du wirst nie fertig. Komm', wir gehen; er soll nachkommen, wenn er mit seiner Toilette zu Ende ist."

„Nun gut," sagt Bouchenot, „geht nur voraus, ihr Herren, ich folge schon. O! ich werde Euch bald eingeholt haben!"

„Du weißt, wo er uns hinbestellt hat?"

„Gewiß, auf den Châtelet-Platz."

„Unsere Schlüssel gibst Du der Nachbarin."

„Gut!"

„Bleib' nicht zwei Stunden aus, sonst frühstücken wir ohne Dich."

„Geht nur, geht . . . ich folge Euch auf den Fersen."

Georg und Timotheus sind fort. Als Bouchenot sicher ist, daß sie die Treppe hinunter und die Hausthüre geschlossen ist, kleidet er sich schnell an, läuft nach dem zerrissenen Rocke, den er in einen Winkel geworfen hatte, und mit der Hand in die Tasche greifend, zieht er ein kleines, aber schweres und sorgfältig

gesiegeltes Röllchen heraus. Er zerreißt eiligst den Umschlag und findet Zwanzigfranken-Stücke darin.

„Gold!" ruft Bouchenot aus, der betroffen dasteht, und eher Schrecken als Freude beim Anblick dieses Schatzes zu empfinden scheint. „Gold ... Napoleons ... fünf ... sechs ... fünfzehn ... das macht dreihundert Franken. Dreihundert Franken, die sie mir in die Tasche gleiten ließen . . . die Elenden, die . . . Ach, mein Gott! und ich hatte es nicht bemerkt! ... Ach! das ist leicht begreiflich bei der Unruhe, in der ich mich befand ... dreihundert Franken! . . . Sie werden mich für einen unglücklichen Arbeiter gehalten haben, für einen armen Teufel; freilich konnte mein Anzug keine vortheilhaftere Idee von mir geben. Sie haben mir das in die Tasche gesteckt, um mein Stillschweigen zu erkaufen . . . der Teufel auch! ich werde mich hüten zu schwatzen ... nach den Drohungen, die sie gegen mich ausgestoßen haben ... Gold! ... da ich es habe, werde ich es gewiß nicht zurücktragen. Allein was mir einfällt: wenn die Goldstücke falsch wären! ... Es wäre nicht zu verwundern, wenn dieses der Fall wäre ... doch haben sie einen guten Klang! Ach, wenn ich die Nachbarin bäte, eines davon sehen zu lassen ... das erste beste . . . Alle Wetter! noch einen Augenblick! ich möchte keine falschen Stücke in Umlauf setzen . . . diese Schurken wollen mich vielleicht dadurch zwingen, ihr Gehülfe zu werden. Ach, mein Gott! ich weiß nicht, was ich anfangen soll ... es überläuft mich ganz kalt. Ich hätte große Lust, diese goldenen Napoleons in's Wasser zu werfen . . . mir wird ganz schwindlich! ... O! verdammte Nacht ... verfluchter Hund! ... Was soll ich anfangen?"

Bouchenot bleibt einige Augenblicke in Nachdenken versunken; endlich entschließt er sich, nachdem er die Goldstücke in die Tasche gesteckt hat, Mademoiselle Cölina aufzusuchen.

Das junge Mädchen colorirt, als Bouchenot, der diesmal ganz angekleidet ist, vor ihr erscheint.

„Guten Tag, Nachbarin.“

„Ach! sind Sie endlich angekleidet?“ sagt Cölina lachend; „Gottlob! Sie brauchen länger dazu als ein Frauenzimmer.“

„Weil ich heute ... ich weiß nicht ... ich kann meine Knöpfe nicht mehr zumachen.“

„Soll man Ihnen vielleicht helfen wie einem Kinde? ... Finden Sie, was ich da mache, hübsch?“

„Was Sie machen ... O, entschuldigen Sie, ich achtete nicht darauf ... es ist der kleine Däumling?“

„Ach nein, es ist Adam und Eva ... Sie sehen nicht gut, wie es scheint. Wie blaß Sie sind! Fühlen Sie sich noch unwohl?“

„Nein, Nachbarin, aber ... das kommt ... Ach! sagen Sie doch, Nachbarin, wollten Sie nicht, während ich mein Halstuch anders anziehe, so gut sein und mir wechseln lassen ... das heißt dieses Zwanzigfranken-Stück bei einem Goldarbeiter sehen lassen? ... Ich fürchte, es möchte nicht ächt sein ...“

„Seht doch, Sie haben jetzt wieder Gold! ... Zum Henker! Bankbillete, Gold ... Sie werden Millionäre.“

„Ach! das ist ein Stück ... das ... das ich wieder gefunden habe ... ich glaubte es längst verloren.“

„Ich meine, Sie könnten Ihr Goldstück selbst einen Goldarbeiter sehen lassen.“

„Meinen Sie? aber mein Halstuch incommodirt mich, es schnürt mir den Hals zu ... und dann bin ich in diesen neuen Beinkleidern auch noch nicht recht heimisch ... man wird mir einen Zwickel hineinnähen müssen.“

„Ah, ah! Sie stellen sich recht drollig an! ... Geben Sie Ihren Napoleon her: ich muß ohnedies ausgehen und Gummi holen, und während ich fort bin, machen Sie, daß Sie mit Ihrer Toilette fertig werden, sonst könnten Ihre Freunde am Ende ohne Sie frühstücken.“

Cölina hat das Goldstück genommen und ist fort. Während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit holt Bouchenot kaum Athem,

seine Angst nimmt mit jeder Minute zu; endlich kommt das junge Mädchen singend die Treppe herauf.

„Nun?“ ruft Bouchenot, Cölina entgegeneilend.

„Nun! Ihr Stück ist ausgezeichnet, es ist vom feinsten Golde: der Golbarbeiter sagte mir, er wünschte sich einen ganzen Klumpen davon.“.

„Wirklich!“ entgegnet Bouchenot, dessen Gesicht strahlend wird. „Ah, ich weiß wahrlich nicht, wie ich glauben konnte . . . man hat manchmal sonderbare Gedanken! . . . Nun, auf Wiedersehen, Nachbarin, da ist unser Schlüssel; meine Freunde erwarten mich, ich muß frühstücken.“

„Sie sind also nicht mehr genirt in Ihrem Halstuche und Ihren Beinkleidern?“

„O, ich versichere Sie, Nachbarin, daß ich mich seit langer Zeit nicht so behaglich gefühlt habe.“

„In der That . . . ich meine auch, Ihre boshafte Miene komme wieder zum Vorschein.“

„Nur bei Ihnen, reizende Nachbarin . . . wenn die Augen Alles sagen könnten, was man fühlt, was . . . Aber ich muß frühstücken, denn ich sterbe vor Hunger.“

„Gehen Sie, Sie können mir das Uebrige ein anderes Mal sagen.“

Bouchenot drückt einen Kuß auf das hübsche Gesicht des jungen Mädchens und geht hüpfend, singend, und mit den Goldstücken, die er in der Tasche hat, klimpernd, die Treppe hinab.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Frühstück und die Folgen desselben.

Heinrich, Georg und Timotheus hatten sich eben zu Tische gesetzt, als Bouchenot endlich bei dem Traiteur eintrat.

„Nun, langweiliger Trändler, mußt Du denn immer zu spät kommen?“ rufen die jungen Leute beim Anblick Bouchenots aus. „Bist Du wieder einem jungen Mädchen nachgelaufen? ... Hast Du wieder einen Hund von seinem Wege abgelockt? ... Was Teufels hast Du getrieben, seit wir von Dir weg sind?“

„Ei, mein Gott! meine Freunde, ich habe mich angekleidet; meine Hosen wollten mir nicht recht passen ... Zum Glück war unsere Nachbarin zu Hause.“

„Was Kuckuk! hat Dir die Nachbarin die Hosen angezogen?“ fragt Georg lachend.

„Das ist nichts als ein schlechter Witz von ihm!“ ruft Timotheus aus; „ich wette, es ist nicht wahr.“

„Ich habe nicht gesagt, sie habe mir die Hosen angezogen, das hindert übrigens nicht, daß ... aber laßt uns vorher frühstücken! Ich habe einen Riesen-Appetit! ... Speist man gut hier?“

„Freilich speist man hier gut,“ erwidert Georg; „der Tausend, ihr Herren, was haltet Ihr von Bouchenots Frage? Heinrich hat uns zum Frühstück eingeladen, mit hierhergenommen, und Herr Bouchenot erlaubt sich die Frage: ob man gut speise. Erstens ist der Gastwirth ziemlich bekannt und zweitens möchte ich wissen, ob es uns ansteht, die Feinschmecker zu spielen, nachdem wir gestern noch überglücklich gewesen wären, wenn wir in der schlechtesten Garküche der Stadt Etwas zu essen bekommen hätten.“

„Die Freude, wieder einmal an einem guten Tische zu sitzen, hat ihm den Kopf verrückt,“ versetzt Timotheus.

„Meine Freunde,“ entgegnet Bouchenot, seinen Teller mit Sardellen, Butter und Gurken füllend, „ich glaube nicht, daß ich Etwas gesagt habe, was Heinrich beleidigen könnte. Wenn uns unser Freund ein Frühstück bezahlt, so wird er deßhalb bestimmt nicht verlangen, daß wir das Schlechte gut finden sollen ... das wäre Despotismus; überdies muß man sich, wenn man Geld

in der Tasche hat, gut bedienen lassen, so habe ich es immer gehört."

„Höre, Bouchenot, iß und schweige, das wird weit besser sein."

„So laßt ihn doch reden," wirft Heinrich ein, „er hat Recht, wenn er sich nicht genirt. Sind wir hier nicht Alle gleich? läßt die Freundschaft einen Unterschied gelten — falls Einer von uns etwas mehr Geld in der Tasche hätte als der Andere?"

„O, gewiß nicht," sagt Bouchenot, sich auf dem Lehnstuhl ausdehnend, auf den er sich niedergesetzt hatte. „Ja, die Freundschaft soll sich nicht um das bekümmern, was wir in unsern Taschen haben! . . . Es ist kalt hier . . . Kellner, legen Sie mehr Holz in den Ofen und bringen Sie mir eine Wärmpfanne, ich habe bei Tische gern warme Füße."

„Ach! jetzt braucht er gar noch eine Wärmpfanne!" ruft Timotheus aus.

„Warum soll man entbehren, wenn man es besser haben kann? . . . Kellner, diese Flasche riecht nach dem Stöpsel, bringen Sie uns eine andere."

Georg und Timotheus sahen sich lachend an, sie wurden aus dem Ton nicht klug, in welchem Bouchenot seine Befehle ertheilte, denn diesem nach hätte man ihn eher für den Bewirther als einen Gast halten sollen. Während er stets wiederholte, daß die Freundschaft keinen Werth auf den größern oder kleinern Reichthum legen dürfe, griff er jeden Augenblick an seine Westentasche, um sich des Besitzes seines Geldes zu versichern und es zu betasten. Diese hundert Thaler hatten eine Bresche in die Denk- und Sprachweise Bouchenots geschossen. Nur selten kann man sich dem Einflusse entziehen, den die Berührung mit dem Golde ausübt. Wollt ihr eine Probe davon machen, so füllt die Taschen eines bisher blöden und zaghaften armen Teufels damit an, und ihr werdet bald sehen, wie er den Kopf höher trägt, mit festerem Schritte auftritt und kecker spricht. Wenn das Gold zuweilen sogar den

Charakter vernünftiger Menschen umwandelt, so könnet ihr euch denken, welche Wirkung es bei solchen hervorbringen muß, die nie vernünftig waren.

In diesem Augenblicke waren dreihundert Franken für Bouchenot ein Vermögen. Da er beständig nur daran gedacht hatte, sich Vergnügen zu verschaffen, und weder rechnen noch arbeiten konnte, so hatte er auch in kurzer Zeit die Hinterlassenschaft seines Vaters verzehrt, und als sein Erbtheil vergeudet war, bedauerte er bloß, daß er nicht wieder auf's Neue anfangen konnte; die Tage des Unglücks und der Entbehrungen hatten ihn nicht gebessert, und jetzt trachtete er nur darnach, die lange entbehrten Freuden wieder zu genießen. Es gibt Menschen, welche das Unglück nie zur Vernunft bringt: sind sie reich, so ruiniren sie sich; arm geworden, seufzen sie nur nach dem Reichthum, um ihren Leidenschaften auf's Neue fröhnen und sich abermals ruiniren zu können; solche Menschen kann man am besten mit dem Namen Faulthiere bezeichnen.

„Ach!" ruft Timotheus aus, während er sich an einem mit Madeirawein gekochten Ragout erquickte: „man hat sehr Recht, wenn man behauptet, ein Tag sei nicht wie der andere. Gestern waren wir alle Drei so unglücklich, daß wir uns kaum bedecken konnten . . . heute sitzen wir gut gekleidet an einem vortrefflichen Tische!"

„Und Alles dies verdanken wir Heinrich," fügt Georg bei; „ihm verdanke ich es, daß ich mein Stück vorlesen kann . . . es wird Beifall finden und ich werde noch andere dichten. O! ich fühle Muth und Kraft in mir . . . eine innere Stimme sagt mir jetzt, daß ich Glück machen, mein Name einige Berühmtheit erlangen werde! . . . Und mit dem Ruhme kommt auch der Reichthum!"

„Ich," sagt Timotheus, „will jetzt fleißig arbeiten, daß ich in meinem Examen bestehe und zum Advokaten ernannt werde,

dann werde ich Prozesse führen, mit Talent plaidiren, so daß man sich um mich als Anwalt reißen wird . . . Ich werde Geld anhäufen, Deputirter werden, zu Amt und Ehren gelangen und Euch mit einem vortrefflichen Mittagessen im Rocher de Cancale regaliren."

„Und was mich betrifft," sagt Heinrich, „so werde ich, wenn alle meine Unternehmungen so glücklich ausfallen, als es den Anschein hat, das Mädchen meiner Liebe heirathen; Pauline muß mein Weib werden! . . . Ach! meine Freunde, wie glücklich werde ich sein! . . . Wenn Ihr meine Pauline kenntet und im Stande wäret, diese Vereinigung der seltensten Tugenden, der herzgewinnendsten Eigenschaften zu würdigen, ach, dann würdet Ihr gleich mir sagen: mein Loos sei beneidenswerth. Aber Ihr sollt Pauline kennen lernen, sie wird mein Weib und Eure Schwester werden . . . mein Haus wird das Eure sein, und Ihr mein Glück mit mir theilen!"

Während die drei Freunde sprachen, begnügte sich Bouchenot damit, für Vier zu essen und zu trinken, und bisweilen an seine Hosentasche zu greifen.

„Und Du, Bouchenot," ruft Georg aus, „Du sagst nichts, Du machst keine Plane für die Zukunft? . . . Du solltest doch entzückt sein, einen Platz bei unserem Freunde zu erhalten, und wenn Du Geschmack am Handel fändest, wie leicht könntest Du da in der Folge Unternehmungen für eigene Rechnung machen?"

„Das hoffe ich gerade", versetzt Heinrich, „und ich werde ihn dabei mit allen meinen Kräften unterstützen."

„Meine Herren," erwidert Bouchenot, „ich bin allerdings sehr zufrieden . . . Kellner, geben Sie uns andern Pfeffer, das ist ordinärer Pfeffer . . . Pfui, geben Sie uns feingestoßenen . . . ja! ich bin durchaus nicht mißvergnügt, in Zukunft einen Platz zu haben . . . und wenn ich ihn antrete, so . . . allein seht, die Zukunft ist wie der Wind. Meiner Ansicht nach ist nur das

gewiß und positiv, was man in den Händen hat, wie zum Beispiel dieses Frühstück, welches wir im Augenblick verzehren; auch thue ich ihm, wie Ihr sehet, alle Ehre an."

„Ich glaube, wenn das Frühstück immer dauerte, wäre es Bouchenot lieber als eine Stelle bei Heinrich!" brummte Timotheus zwischen den Zähnen.

„Kurz, meine Herren," sagt Georg, „es mag kommen, was da will, so hoffe ich, daß nichts unsere Freundschaft brechen wird, da sie stets auf Achtung gegründet sein und Keiner von uns, um sein Glück in der Welt zu machen, von dem Pfade der Ehre und Rechtschaffenheit abweichen wird."

„Schön gesagt!" ruft Timotheus aus. „Außerdem ist ein schlechterworbenes Vermögen keine Wohlthat mehr, sondern eine drückende Last; so meine ich wenigstens."

„Ihr wißt, daß das auch meine Gesinnungen sind," sagt Heinrich; „ich würde sogar auf die Hand des Weibes, welches ich anbete, verzichten, wenn ich, um diese zu erlangen, Mittel anwenden müßte, die man nicht ohne Erröthen gestehen darf."

Bouchenot sagte nichts, er aß fort und kratzte sich an der Nase.

„Nun, meine Freunde, laßt uns auf unsere ewige Freundschaft anstoßen," rief Georg, sein Glas erhebend.

„Ach ja, wir wollen anstoßen, ich bin dabei!" ruft Bouchenot aus, indem er sein mit Bordeaux gefülltes Glas zur Hand nimmt; aber eben im Begriff, anzustoßen, hält er inne und sagt: „Ich glaube, daß es sich besser für uns schickte, wenn wir mit Champagner anstoßen würden! Meine Herren, ich mache Euch den Vorschlag, eine Flasche zum Besten zu geben."

„Wahrhaftig, Bouchenot, Du schwatzest heute nur Unsinn," entgegnet Georg, nachdem er sein Glas geleert hat; „aber Du gehst zu weit. Wie! Alles, was wir im gegenwärtigen Augenblicke besitzen, sogar unsere Kleidung, verdanken wir der Gefällig-

keit unseres Freundes; er leiht uns Geld, ohne daß wir wissen, wann wir es ihm wieder zurückgeben können; er regalirt uns bei einem vortrefflichen Gastwirth mit einem feinen Frühstück, und weil Du das entlehnte Geld in Deiner Tasche klingen hörst, willst Du dem Champagner bezahlen, der sich Entbehrungen auferlegt, um uns unterstützen zu können! . . . Wenn Du dann nichts mehr hast, wirst Du Dich nicht scheuen, auf's Neue von ihm zu entlehnen?“

„Ich glaube, er hat wieder einen Fieberanfall wie gestern Abend,“ sagt Timotheus.

„Meine Herren,“ versetzt Georg, „Bouchenot erinnert mich an ein Abenteuer, welches einem Gelehrten begegnet ist, der mir es erzählt hat. Eines Morgens erschien ein bejahrter, anständig gekleideter Mann bei ihm und bat ihn in flehendem Tone um eine Unterstützung, indem er ihn versicherte, er sei so arm, daß er sich schon seit mehreren Tagen kein Brod mehr kaufen könne. Der Gelehrte, obwohl oft mit solchen Gesuchen belästigt, fühlte sich doch durch den Ton des Mannes erweicht und entließ ihn mit einem Geschenke von zehn Franken. An dem Abend desselben Tages ging unser Gelehrter nach dem Mittagessen in ein Kaffeehaus, und die erste ihm in die Augen fallende Person war der Nothleidende von heute Morgen, der, an einem Tische sitzend, sein Täßchen Kaffee schlürfte und sein Gläschen Rum dazu leerte; und Ihr glaubt vielleicht, dieser sei beim Eintritt des Mannes, der ihn am nämlichen Morgen mit einem Almosen beschenkt hatte, in Verlegenheit gerathen? Nicht im Geringsten, er rief Jenem mit einem ungemein wohlwollenden Tone zu: „‚Guten Abend, mein lieber D . . ., Sie machen es wie ich, Sie trinken Ihr Täßchen Kaffee!‘“ So erscheint mir Bouchenot, wie er eben Heinrich Champagner anbot, als ein würdiges Seitenstück dieses Unglücklichen, der sein Täßchen Kaffee trank und sein Gläschen Rum leerte.“

Bouchenot gab keine Antwort; er verdrehte den Mund, schlug

die Augen nieder und sah aus, wie wenn er sich auf eine Entschuldigung besinnen wollte, um seinen Vorschlag vergessen zu machen; aber Heinrich klopfte ihm mit den Worten auf die Schulter: „Mein armer Bouchenot, es scheint mir, als ob Dich unsere beiden Freunde heute sehr hart behandelten .... aber laß sie reden. Was mich betrifft, so finde ich es durchaus nicht unrecht, daß Du den Champagner dem Bordeaux vorziehst, und ich hatte Deinen Geschmack zum Voraus errathen!. . . . Sieh', drehe Dich um und betrachte jene beschnürte Flasche auf dem nächsten Tische ... nur erlaube mir, daß ich sie mit dem Frühstück bezahle."

„So meinte ich ja," entgegnete Bouchenot. „Ach, lieber Gott, kann sich die Zunge nicht auch verfehlen? ist es denn verboten, bisweilen eine Dummheit zu sagen? . . . Georg und Timotheus erlauben sich übrigens einen Ton gegen mich, der mir im höchsten Grade mißfällt! . . . Sie sollen mich in Ruhe lassen und nicht glauben, sie können mich wie einen Neger an der Nase herumführen."

„Friede! Friede!" ruft Heinrich aus, während er die Champagnerflasche herbeiholt. „Das wäre schön, wenn Ihr bei unserer ersten Zusammenkunft nach meiner Rückkehr Händel bekämt! Kein Wort mehr davon, laßt uns diesen Champagner auf unsere Jugenderinnerungen, unser gegenwärtiges Glück und unsere künftigen Hoffnungen leeren."

„Gerne," sagt Bouchenot, „ich trage Niemand Groll nach. Lasset uns trinken ... aber nicht in diesen Gläsern ... Kellner: Champagner-Kelche! aber geschwind . . . und Biscuit zum Eintunken, damit er stärker moussirt!"

Georg unterdrückte einen Ausruf, der ihm entfahren wollte, und begnügte sich, Timotheus lächelnd anzublicken. Die von Bouchenot verlangten Kelche und das Biscuit wurden gebracht. Heinrich schenkt den schäumenden Wein ein, man stößt an, trinkt,

lacht, und das gute Vernehmen ist unter den jungen Leuten bald wieder hergestellt.

„Jetzt muß ich Euch verlassen, meine Freunde," sagt Heinrich, als die Champagnerflasche ausgetrunken war.

„Schon!" ruft Bouchenot mit einem Blick auf die leere Bouteille aus. „Könnten wir denn nicht ... noch ..."

Georg läßt Bouchenot nicht enden, sondern gibt ihm einen heftigen Stoß mit dem Knie und fällt ihm in's Wort: „Auch ich muß unverzüglich gehen ... es ist zwar beinahe drei Uhr; allein ich werde den Direktor noch im Theater treffen. Ich habe mein Manuscript in der Tasche und will es ihm bringen."

„Ich gehe nach Hause," sagt Heinrich; „ich will mich in meiner neuen Wohnung einrichten ... meinem Schreibtisch, meiner Kasse ihren Platz anweisen ..."

„Wo wohnst Du gegenwärtig?"

„In der Provencer-Straße. Hier, Freunde, ist meine Adresse. A propos, Bouchenot, ich rechne auf Dich ... ich erwarte Dich morgen."

„Morgen?" entgegnet Bouchenot mit einer unentschlossenen Miene. „Ach ja ... morgen, oder später."

„Und warum nicht morgen?" fragt Heinrich.

„Ach! siehst Du, weil ich noch tausend Kleinigkeiten zu besorgen ... und Anordnungen wegen meines Auszuges zu treffen habe."

„Ha, ha, ha! Dein Auszug wird lange dauern!" schreit Timotheus mit schallendem Gelächter; „Heinrich hat heute Morgen ein Müsterchen unseres Mobiliars gesehen."

„Nein," sagt Georg, „er hat morgen noch ein Stelldichein mit einer geliebten Person."

„Ich habe, was ich habe," versetzt Bouchenot übellaunig. „Was Teufels, meine Herren! ein Jeder hat seine eigenen Angelegenheiten ... ich kümmere mich auch nicht um die eurigen!"

„Sei nicht böse, Bouchenot," beschwichtigt Heinrich, seinen Hut nehmend; „aber sorge, daß Deine Angelegenheiten bald beendigt sind, denn ich kann es kaum erwarten, Dich mit Deiner Stelle und Deinen Geschäften bekannt zu machen."

„O! verlasse Dich auf mich. Ich wiederhole es Dir, einmal in meine Stelle eigetreten, werde ich erstaunlich fleißig arbeiten."

„Nun, meine Freunde, wollen wir gehen."

Die jungen Leute verlassen das Gasthaus; Heinrich und Georg trennen sich nach einer Weile von ihren Kameraden, um ihren Geschäften nachzugehen.

Timotheus und Bouchenot sind Beide auf dem Châtelet-Platze geblieben. Sie blicken sich an und scheinen nicht recht zu wissen, was sie beginnen wollen. Bouchenot ist fest entschlossen, sich zu amüsiren, aber er weiß noch nicht wie. Was Timotheus anbetrifft, der nicht an's Trinken gewöhnt und dem der Champagnerdunst bereits in den Kopf gestiegen ist, so wartet dieser auf eine Entscheidung seines Freundes.

„Was wollen wir treiben?" fragt der Letztere endlich Bouchenot.

„Beim Kuckuk, uns belustigen, das Leben genießen," antwortet dieser, seinen Hut auf das Ohr setzend, um sich ein unternehmendes Aussehen zu geben.

„Das Leben genießen!" wiederholt Timotheus; „aber ich meine, wir hätten diesen Morgen des Guten schon genug gethan ... wir haben herrlich gefrühstückt."

„Nun, was schadet das? ist der Tag schon zu Ende? ... es ist erst drei Uhr, wir können noch zu Mittag und zu Nacht essen ... Wir haben uns lange genug kasteit, wir müssen uns entschädigen! Tage der Freude und der Ueppigkeit sollen den Tagen des Kummers und der Entbehrungen folgen ... wir haben Geld in der Tasche, sind Herren unserer Zeit, laß sie uns benützen ... „‚es lebe die Freude!'" ist mein Wahlspruch."

„Es lebe die Freude! ... lautet ganz schön ... aber wir

müssen das Geld, welches wir in der Tasche haben, sparen, da man es uns geliehen hat."

„Spare Du das Deinige, wenn Du willst, ich setze das meinige in Circulation ... das Geld ist dazu da, um in Circulation gesetzt zu werden."

„Eigenes Geld, das mag wohl sein ... aber das Geld eines Andern ..."

„Ach, Timotheus, ich bitte Dich, mach' mich nicht ärgerlich: denn ich sage Dir zum Voraus, ich trinke einen bösen Wein. Laß hören: willst Du einen Tag der Wollust verleben, in den Genüssen Capua's schwelgen ... so reiche mir Deinen Arm und folge mir, ich halte zechfrei."

„Du regalirst! ... Du regalirst! ... Ich wollte ein wenig auf dem Kai herumschlendern, um mir bei einem Antiquar ein altes lateinisch-französisches Lexikon zu suchen."

„Geh', wer wird denn heute an Arbeit denken! dazu bist Du nicht in der Stimmung ... der Champagner hat Dich aufgeregt! ... Kaufe den Faublas statt Justinians Pandekten, einen Mathias Lansberg statt des Code civil! Noch einmal, laß Dich von der Freundschaft leiten ... und uns den Lebenspfad mit Rosen bestreuen. Zuerst wollen wir eine Partie Billard spielen, die wir mit Bischof anfeuchten, damit wir Appetit zum Mittagessen bekommen."

„Ich bin sehr schwach im Billardspiel."

„Nun, und ich sehr gewandt, das gleicht die Sache aus. Vorwärts mit dem rechten Fuß! ... Donner und Wetter! wie schön ist das Leben, wenn man volle Taschen hat!"

Timotheus nimmt den Arm seines Freundes, und die Herren lenken ihre Schritte nach dem Palais-Royal; sie treten in ein Kaffeehaus, gehen in das Billardzimmer hinauf und Bouchenot läßt Bischof und Cigarren kommen.

Timotheus spielt sehr schlecht und verliert alle Partieen; allein

Bouchenot wiederholt ihm einmal über das andere: „Mach' Dir keine Sorgen, ich bezahle . . . gib auf mein Spiel Acht und lerne es nach demselben."

Der Bischof, den Bouchenot reichlich einschenkt, macht Timotheus vollends betrunken, der bald nicht mehr weiß, was er thut; er sucht das glänzende Spiel seines Begleiters nachzuahmen und macht, während er einen Ball vom Band abstoßen will, ein Loch in's Billardtuch.

„Mach' nur fort," schreit ihm Bouchenot zu, „kümmere Dich um nichts . . . ich stehe für alle Risse ein!"

Aber der Marqueur, den Timotheus' Spiel in Schrecken setzt, läuft auf diesen zu und schreit: „Mein Herr, jeder Riß ins Billardtuch muß mit zwanzig Franken bezahlt werden!"

„Ganz gut," entgegnet Bouchenot, „wenn man also fünfzehn Risse hineinmacht, so kostet es hundert Thaler . . . nicht wahr, ich kann gut rechnen?"

Allein der Marqueur traut den betrunkenen Spielern nicht; er befürchtet, daß wenn von dem einen noch ferner so abgestoßen wird, sich am Ende kein Fetzen Tuches mehr auf dem Billard befinden werde, und eilt daher, seinen Herrn zu holen.

Der Eigenthümer des Kaffeehauses kommt herauf; es ist ein ganz kleines Männchen mit einer ungeheuren lockigen Perrücke, gleich einer Löwenmähne, in der er sich so groß glaubt, als das Saint-Denis-Thor, und welche er bei jedem Kinde, womit ihn seine Frau beschenkt, um einige Locken vermehrt. Er stürzt auf Timotheus zu, der eben eine rothe Kugel visirt, packt ihn und das Queue, welches er in Händen hat, und kreischt mit heiserer Stimme: „Mein Herr, Sie dürfen nicht mehr fortspielen."

Timotheus starrt den Kaffeewirth blödsinnig an, während Bouchenot, der eben ein Glas Bischof zum Munde führen will, höhnisch ausruft: „Was will der kleine Löwe?"

„Mein Herr, ich bin der Eigenthümer des Kaffeehauses, und

fordere Sie auf, sogleich Ihr Billardspielen einzustellen. Dieser Herr hat schon ein sehr bedeutendes Loch gemacht, und an der Art, wie er sein Queue hält, merkt man, daß er gar nicht spielen kann; ich habe nicht Lust, daß mein vorzügliches Billard in Fetzen gerissen werde!“

„Brrr! . . . jetzt ist es genug! . . . Nun, kleiner Löwe, machen Sie uns das Vergnügen, uns in Ruhe zu lassen und sich anderswohin zu tragen?“

„Mein Herr,“ entgegnet der Kaffeewirth, die Fäuste ballend und auf die Zehen stehend, „ich heiße nicht kleiner Löwe. Ich wiederhole Ihnen, daß ich der Herr des Hauses bin.“

„Nach uns, guter Freund. So lange wir bezahlen, sind wir die Herren, und können in einem Kaffeehause thun, was wir wollen.“

„Ich werde Ihnen beweisen, daß dieses nicht der Fall ist. Sie hören auf zu spielen, meine Herren!“

„Wollen Sie auf diese Weise Ihrem Billard einen Ruf verschaffen? . . . Sie haben kein Recht, uns am Spielen zu hindern.“

„Entschuldigen Sie, man sieht zu deutlich, daß Ihr Freund sein Queue nicht regieren kann.“

„Ich weiß nicht, wie Sie das Ihrige regieren, aber Sie haben einen verdammt großen Kopf, der allen Kindern des Quartiers Furcht einjagen muß.“

„Mein Herr, Sie wollen mich beleidigen, wie es scheint! Nehmen Sie sich in Acht! ich dulde nicht den geringsten Scherz, und wenn Sie wünschen, daß ich mit Ihnen anbinden soll, so finden Sie Ihren Mann an mir . . . ich weiche vor Keinem, er sei, wer er wolle!“

„Der Teufel! Sie sind ein Glücklicher! . . . ich weiche schon vor Ihrer Perrücke.“

„Meine Herren, ich sage es Ihnen, ich werde Gewalt gebrauchen, wenn Sie sich nicht gutwillig entfernen.“

Bouchenot merkt, daß der kleine Kaffeewirth nicht mit sich

spaßen läßt, und obgleich er seinen Hut schief aufgesetzt hat, ist er doch nicht geneigt, sich herumzuprügeln. Er wirft zwei Napoleons auf das Billard und sagt: „Ziehen Sie ab, was ich Ihnen schuldig bin, und machen Sie ein Ende! ... Wir werden aber nie wieder einen Fuß in Ihr Haus setzen!“

„Das wird mir lieb sein ... ich will nicht, daß man bei mir sein Geld verschwende, sondern vor allen Dingen, daß man sich anständig betrage.“

„Ihr Raisonnement steht auf gleicher Höhe mit Ihrer Perrücke. Vorwärts, geben Sie mir mein Geld heraus, abscheulicher Löwe!“

Während man Bouchenot das Verlangte einhändigt, läuft Timotheus im Saale herum und sucht auf allen Seiten seinen Hut, den er auf dem Kopfe hat. Man kann ihm nicht ohne Mühe begreiflich machen, daß sich sein Filz an seinem gehörigen Platze befindet. Endlich nimmt ihn Bouchenot am Arm und bald gelangen Beide in den Garten des Palais-Royal.

„Dieser Kaffeewirth ist ein Flegel, den ich mir merken werde!“ sagt nun Bouchenot, „und wenn es mir nicht um Dich gewesen wäre, so hätte ich ihn gezüchtigt.“

„Hat er uns beleidigt?“ fragt Timotheus, der während des Gehens sein Möglichstes thut, nicht betrunken zu scheinen und sein Gleichgewicht zu erhalten.

„Versteht sich, er ist ein Bengel!“

„Dann müssen wir uns mit ihm schlagen ... laß uns in's Kaffeehaus zurückkehren.“

Und Timotheus zieht mit diesen Worten seinen Freund am Arme rückwärts; aber Bouchenot sträubt sich.

„Nein, nein,“ sagt er, „solche Menschen muß man verachten ... dieser Kerl ist unsers Zorns nicht werth. Wir wollen jetzt an's Mittagessen denken.“

„An's Mittagessen?“

„Allerdings! Es ist halb sechs Uhr; ich meine, das sei eben die rechte Zeit.“

„Hast Du Hunger?“

„Ja, ich könnte schon Etwas zu mir nehmen.“

„Ich verspüre nicht den mindesten Appetit.“

„Er kommt während des Essens.“

„Mir ist ganz schwindelig.“

„Das vergeht mit der Suppe.“

„Glaubst Du?“

„Versteht sich! Sag', wo willst Du essen?“

„Das ist mir vollkommen gleichgültig.“

„Gehen wir in das nächste beste Gasthaus, es gibt ihrer genug im Palais-Royal. Wenn man uns nicht gut bedient, so schlage ich Alles zusammen, ich habe Feuer im Dache!“

Die beiden Freunde schleppen sich mehrere Male durch den Garten, ehe sie eine Restauration finden. Timotheus will immer in Frontins Magazin eintreten, das er für eine Restauration hält, und Bouchenot scheut sich vor allen Restaurationen, weil er in jeder das Kaffeehaus zu erblicken glaubt, dessen Eigenthümer sich mit ihm schlagen wollte. Endlich gelangen diese Herren durch die Gefälligkeit eines gutmüthigen Spaziergängers in ein Speisehaus, wo man gerade bei Tische saß, und postiren sich, nachdem sie im Vorbeigehen zwei Stühle um- und ein Gedeck heruntergeworfen haben, an einem Tisch. Diese Manier, einzutreten, nimmt nicht zu ihren Gunsten ein, und alle Gäste im Saale erheben die Blicke, um diese Herren zu betrachten, die Alles, was Ihnen im Wege steht, zu Boden werfen.

Timotheus setzt sich nicht, sondern fällt vielmehr in einen Stuhl. Bouchenot hustet und spuckt aus, affektirt vornehme Manieren, blinzelt mit den Augen, indem er rings herumsieht, und wirft, während er seinen Hut aufhängen will, einen daneben hängenden und einen Regenschirm herunter.

„Das sind sehr ungeschickte Herren," sagt ein kleiner, aufgedunsener, gelb aussehender Mann, der Eigenthümer des Hutes und Schirmes. Dieser Herr sitzt mit einer Dame reiferen Alters, die wie ein junges Mädchen frisirt ist und eine elegantes Diadem auf ihrer runzeligen Stirne hat, an einem anstoßenden Tische.

Bouchenot kommt endlich zum Sitzen. Ein Kellner ist herbeigeeilt, hat die Hüte aufgehoben, deckt für die Herren den Tisch und fragt sie, womit man ihnen aufwarten könne. Timotheus, der aussieht, als ob er einschlafen wolle, blickt den Kellner dumm an und schweigt; Bouchenot nimmt die Karte, geht sie durch und wendet sich dann an seinen Freund mit der Frage: „Was willst Du?"

„Ich denke, ich will Thee trinken," erwidert Timotheus, sich auf seinem Stuhle schaukelnd.

„Thee? ... Dummkopf! ... Er glaubt, er sei noch in London wo er eine Million für Getränke aller Art verschwendet hat. Kellner, geben Sie uns das Beste, was Sie haben ... gleichgültig, was es ist ... und besonders vortreffliche Weine ... denn ich verstehe mich darauf, ich sage es Ihnen zum Voraus."

„Man sieht sogar, daß sie heute schon getrunken haben," murmelt der kleine aufgedunsene Herr, der es Bouchenot nicht verzeihen kann, daß er seinen Hut hinuntergeworfen hat. Die Dame, die mit ihm ist, hat sich, nachdem sie ihre beiden Nachbarn betrachtet, mit verächtlicher Miene in die Lippen gebissen, und Bouchenot, der sie so eben betrachtet hat, bricht in ein gellendes Gelächter aus indem er zu Timotheus sagt: „O, was ist das für ein Kopf! da, hinter mir ... die alte, als Rosenmädchen gekleidete Kokette! ... Der erweise ich nicht die Ehre, sie für eine Pariserin zu halten! Das ist eine Landpomeranze, die Moden und ein Gesicht mitbringt, wie man sie vor fünfzehn Jahren trug ... und der Gemahl ... der aufgeschwollene Mops ... welch' schönes Pärchen! ... ich wette, sie sind in Paris, um sich für die Ausstellung malen zu lassen."

Timotheus gibt keine Antwort; es kostet ihn Mühe genug seine Augen offen zu behalten. Der Kellner trägt auf ... Bouchenot schöpft seinem Freunde den Teller voll und spricht ihm zu: „Iß, trink, das wird Dich wieder in Stand setzen, und betrachte unsere kleine Nachbarin, dann wirst Du gewiß ganz munter."

„Wie! ist sie da?" ruft Timotheus, sich die Augen ausreibend.

„O, wie Du Feuer fängst! Ich spreche von der geputzten alten Schachtel mit dem Diadem."

„Ich glaubte, Du meintest Fräulein Cölina."

„Ha, Schelm! mir scheint, Dir steckt die kleine Coloristin im Kopfe!"

„Warum nicht?"

„Weil Du vergebens seufzest, mein Junge."

„Wer sagt Dir das?"

„Parbleu, das ist ganz einfach; die reizende Grisette gefällt mir; ich habe meine Augen auf sie geworfen, und Du, mein armer Timotheus, wirst doch, wie ich hoffe, nicht so mit der Einbildung gestraft sein, daß Du Dir einfallen lassen könntest, mich aus dem Sattel zu heben."

„Du selbst bist recht eingebildet! Ich mache der kleinen Cölina die Cour und lasse mich von Dir am wenigsten daran hindern."

„Du bist recht hochmüthig Timotheus, aber ich verzeihe Dir, weil Du betrunken bist."

„Bouchenot, wenn Du mich erzürnst, werfe ich Dir dieses Glas Wein in's Gesicht."

„O! o, warum nicht gar, das möchte ich sehen."

„Ah! das möchtest Du sehen?"

Diese Worte waren kaum beendigt, so hatte Timotheus bereits sein Glas ergriffen und den Inhalt desselben dem ihm gegenübersitzenden Bouchenot zugeschleudert; aber der Letztere hatte sich, wie er Timotheus' Bewegung nach dem Glase bemerkte, seitwärts gebeugt, weßhalb der mit Heftigkeit hinausgeschüttete Wein das

Gesicht des kleinen aufgedunsenen Herrn begoß, der am nächsten Tische saß."

„Ha, das geht zu weit!" schreit der Kleine, mit dem Kopfe schüttelnd; „so unanständig habe ich noch Niemand sich betragen sehen! . . . Meine Herren, Sie glauben wahrscheinlich, Sie seien in einer Kneipe."

„Ich bedaure unendlich, mein Herr," stammelt Timotheus, „es war nicht Ihnen zugedacht."

„Es hat mich nichts desto weniger Alles getroffen; wenn Sie meine Gemahlin dergestalt begossen hätten, wäre es Ihnen nicht so hingegangen."

„Mein Herr, ich bin ganz bestürzt . . ."

„Meine Halsbinde ist tropfnaß."

Bouchenot verbarg während dieses Gespräches das Gesicht in seiner Serviette, um nicht in ein helles Lachen auszubrechen, da er aber dem Wunsche, die Geberden seines Nachbars zu sehen, nicht widerstehen konnte, dreht er sich um und fängt wie ein Narr an laut zu lachen, wodurch der Zorn des kleinen Herrn noch mehr gesteigert wird.

„Weßhalb lachen Sie, mein Herr?" fragt der Kleine, wüthende Blicke auf Bouchenot schleudernd.

„Mein Herr, es fiel mir gerade etwas ein . . ."

„Was soll das heißen? Kennen Sie mich?

„Nein, aber ihr Gesicht mahnt mich an einen pausbackigen Engel, den ich auf einer Tabacksdose hatte."

„Haben Sie die Absicht, mich zu beleidigen, mein Herr?"

„Heißt das Sie beleidigen, wenn ich Sie mit einem Engel vergleiche?"

„Sie erschöpfen meine Geduld, mein Herr!"

„Ihre Frau Gemahlin betet Sie deßhalb gewiß vor Bewunderung an."

„Ich hätte Lust, Ihnen den Kopf zu waschen."

„Trocknen Sie doch zuerst den Ihrigen ab.“

„Kommen Sie mit mir hinaus, mein Herr.“

„Nehmen Sie sich in Acht; ich fürchte, Ihr Fett könnte herunter schmelzen.“

Diese Worte und der spöttische Ton Bouchenots bringen den Herrn vollends zur Verzweiflung; er macht eine Bewegung, als ob er sich erheben wollte, aber seine Frau hat bereits Hut und Schirm ergriffen, ihm den erstern aufgesetzt und ihn selbst beim Arme genommen.

„Komm', Lieber! laß uns gehen! Compromittire Dich nicht mit solchem Volk! ... Ich bleibe keine Minute länger hier, sonst bekomme ich meine Nervenzufälle. Folge mir, mein Lieber, ich bitte Dich.“

Der dicke Herr läßt sich von seiner Frau dazu bewegen; er steht auf, nimmt seine Gemahlin beim Arme, geht mit ihr in's Schenkzimmer, wo er sein Essen bezahlt und über die jungen Leute schmäht, die betrunken in ein Gasthaus kommen; dann verläßt er die Restauration, indem er die Thüre hinter sich zuwirft, daß alle Fensterscheiben klirren.

„Der Liebe kommt mir vor, als ob er recht bösartig wäre,“ sagt Bouchenot, sich zu trinken einschenkend.

„Schweig', Bouchenot, Du hast Unrecht und bist Schuld, daß wir allenthalben, wo wir hinkommen, in Händel gerathen.“

„Du darfst noch aufbegehren, Herr Timotheus, Du, der zu seiner Unterhaltung seinen Nachbarn die Gläser in's Gesicht wirft.“

„Du weißt wohl, daß ich Dich treffen wollte.“

„Schon gut, ich verzeihe Dir und frage Dir nichts nach. Du bist in Cölina verliebt, ich auch; nun gut, machen wir ihr Beide die Cour und sie soll wählen.“

„Das läßt sich hören; jetzt bin ich wieder Dein Freund.“

„Iß und trink' doch ... Du thust ja nichts; was sagst Du zu einem Glas Volnay? ... Ach, der Volnay ist köstlich.“

„Ich versichere Dich, daß mir eine Tasse Thee lieber wäre.“

Bouchenot nöthigt seinen Begleiter, mit ihm zu essen und zu trinken; inzwischen haben die Tischgäste allmählig den Saal verlassen, und Timotheus sagt zu seinem Freunde: „Alles geht, es muß spät sein, wir sollten auch gehen.“

„Bah! jetzt schon? Hast Du genug gegessen?“

„Seit einer Stunde ersticke ich fast.“

„Wir müssen zuerst Kaffee trinken. Kellner, flink, Kaffee! Wie wollen wir unsern Abend zubringen, Timotheus?“

„Unsern Abend! Wir wollen nach Hause gehen und uns zu Bette legen.“

„Um acht Uhr in's Bette gehen? Pfui! wir würden so gelb werden wie der kleine Herr, dem Du eben das Gesicht abgewaschen hast. Ach, mir fällt Etwas ein! Warst Du schon im Seraphin?“

„Was ist Seraphin?“

„Also ist es Dir nicht bekannt. Es ist ein Marionetten- und Schattenspiel-Theater. Als ich das letzte Mal dort war, war ich sieben Jahre alt, und ich erinnere mich, daß ich mich außerordentlich ergötzt habe; ich will sehen, ob es mir heute noch das gleiche Vergnügen gewähren wird. Außerdem hat man mir gesagt, treffe man dort hübsche kleine Kindsmädchen ... Kammerjungfern, kurz, Unterröcke aller Art . . . dort müssen wir hingehen; wir werden lachen, ich fühle mich so recht im Zug zu lachen. Mach', trink' Deinen Kaffee schnell, ich brenne vor Begierde, den Polischinell zu sehen.“

Nachdem der Kaffee getrunken ist, bezahlt Bouchenot die Zeche, unterstützt Timotheus, welcher nicht mehr im Stande wäre, allein zu gehen, und führt ihn in das Seraphin-Theater.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Seraphin-Theater.

Ein ehrwürdiges Theater ist das, welches, allen Zeiten und allen Umwälzungen Trotz bietend, immer in demselben Glanze auf derselben Stelle und unter derselben Direktion fortbesteht.

Das Seraphin-Theater hat diese Aufgabe gelöst: während rings um dasselbe sich Alles ändert und Alles vergänglich ist, während zwanzig Direktoren Bankerott gemacht, drei oder vier ein Vermögen erworben haben, und die beliebtesten Schauspielhäuser leer waren, während der Geschmack sich erneut, vermischt, verwandelt, ja sich ganz umgeorgelt hat, und ungeheure Summen zur Herbeiziehung des Publikums ausgegeben wurden, berühmte Schauspieler Nomaden geworden, und talentvolle Künstlerinnen fast ganz verschwunden sind, Schriftsteller mit Direktoren herumprozessirt, glückliche Unternehmer sich die Dichter zinsbar gemacht haben, und das Publikum mitten in diesem Treiben, trotz der unvernünftigen Größe der Zettel, sein Geld in der Tasche behielt, fuhr das Seraphin-Theater fort, sein bescheidenes Glück zu befördern; und ein bescheidenes, stets wachsendes und gedeihendes Glück ist mehr werth, als ein glänzender Triumphwagen, der plötzlich umstürzt. Ihr werdet mir entgegenhalten, daß der Direktor eines Marionettentheaters weit weniger Unkosten habe als ein anderer, seine Truppe sich in jeden seiner Wünsche füge, seine Schauspieler nie murren, wenn man ihnen eine schlechte Rolle zutheilt, seine Schauspielerinnen nicht untereinander intriguiren, um sich gegenseitig auspfeifen zu lassen. Allein meiner Ansicht nach wird die Existenz dieses Theaters dadurch am meisten gesichert, daß sein Publikum größtentheils aus Kindern besteht, und Kinder weit weniger Anforderungen machen als Erwachsene. Wenn man sie nur unterhält, so ist es ihnen vollkommen gleichgültig,

ob das Stück gut geschrieben, gut durchgeführt und der Knoten gut geschürzt ist. Es bedarf so wenig, diese kleinen Gesichter, die hier Freude und Vergnügen suchen, zum Lachen zu bringen. Der Anblick des Polischinells allein genügt, diese jugendlichen Physiognomieen zu beleben und zu entzücken; man würde sich vergeblich bemühen, den Polischinell auszupfeifen; das Schreien und Stampfen der Kinder würde ihm bald sein Recht wieder verschafft haben. Daher kann auch in dem Seraphin-Theater nie Etwas durchfallen. Glücklich sind die Dichter, glücklich das Publikum dieses Theaters! und wir wüßten in der That nicht, was dem Blühen und dem Bestehen dieses Marionetten-Theaters Eintrag thun könnte, da es, wie wir wenigstens hoffen, immer Kinder geben wird.

Aber außer den Kindern, die im Seraphin die Abonnenten, den Kern und die Mehrzahl des Publikums ausmachen, kommen auch erwachsene Personen hin. Erstens können die Kinder nicht allein hingehen: sie müssen sich von einer Mutter, einer Kindsmagd oder einer Erzieherin begleiten lassen; gewöhnlich sind es Mägde, welche die Kinder in's Marionetten-Theater führen, aber die jungen Kindsmägde haben oft „Landsmänninnen“ bei sich, und diese wieder Vettern oder sonstige Bekanntschaften, denen sie beim „Polischinell“ Stelldichein geben.

Dann gehen auch junge Leute, wie Bouchenot (ohne jedoch gerade betrunken zu sein), in der Absicht in's Seraphin-Theater, um mit den jungen Kammerjungfern Scherze zu treiben, denen sie während der arabischen Schattenspiele schlüpfrige Geschichten erzählen; denn so lange die arabischen Schattenbilder gezeigt werden, muß vollständige Dunkelheit im Saale herrschen. Sie sind eine Art Phantasmagorie; der Augenblick, wo vollkommene Dunkelheit eintritt, ist nicht der unangenehmste des Abends; man hört von allen Seiten des Saales her unterdrückte Ausrufungen: die furchtsamen Mägde stoßen sie aus. Ihr werdet bemerken, daß die Kinder nie schreien, sie haben weit mehr Muth als ihre Hüterinnen.

Endlich trifft man im Seraphin-Theater auch vernünftige, sogar bejahrte Personen, die, ohne Kinder, bloß deßhalb hingehen, um sich einer Jugendfreude zu erinnern. Sie wollen sehen, ob sie sich noch an den Scenen des „Polischinell“ und der „zerbrochenen Brücke“ belustigen können; sie möchten die zurückgelegte Zeit vergessen und sich noch wie in den schönen Tagen ihres Frühlings ergötzen können; aber umsonst, diese sind dahin: „der kleine Däumling“ und „der Thiergarten“ haben nicht mehr den ehemaligen Reiz für sie; die Tänze der Mutter „Gigogne“ lassen sie kalt, Harlekins und seiner Hanswurste Witze locken kaum ein Lächeln auf ihre Lippen; das rührt daher, weil dieses Schauspiel nicht mehr für ihr Alter paßt und man sich immer traurig an einem Orte fühlt, wo man nur der Erinnerung wegen hingeht.

Polischinell hatte bereits bewunderswürdige Dinge aufgeführt: er hatte den Teufel geprügelt, mehrere Gläser Wein getrunken und sich unter dem großen Beifall seines Publikums bereits zweimal in einen Blumenstock verwandelt, als zwei weitere Zuschauer gleich einem Gewitter, welches einen schönen Tag trübt, mit lärmendem Geräusch in's Seraphin-Theater traten: sie waren von ihrem Eintreten an so laut, daß selbst die Kinder ihr Gesicht einen Augenblick von der Bühne abwandten, um nach der Thüre zu blicken.

Ihr errathet, daß die beiden Neuangekommenen Bouchenot und Timotheus waren. Der Letztere, dessen Betrunkenheit in der frischen Luft noch zugenommen hatte, griff mit der Hand nach Allem, was er erreichen konnte, indem er immer einen Stützpunkt suchte; sein Begleiter lärmte noch stärker als bei dem Traiteur, aber seine Augen waren so klein geworden, daß man sie kaum mehr sah.

„Gehen Sie auf die vierte Bank meine Herren, dort ist noch Platz,“ sagt eine Frau zu den beiden Freunden, die zugleich Controleur, Plätzevertheilerin und Logenschließerin ist.

„Wir gehen hin, wo wir wollen, liebe Freundin!“ entgegnet Bouchenot mit lauter Stimme. „Wir haben Billete auf die ersten, auf die theuersten Plätze genommen, folglich können wir uns herum treiben, wo es uns beliebt; wir wollen zuerst die Frauenzimmer betrachten . . . heute will ich's mich was kosten lassen!“

„Still dort drüben!“ rufen einige Personen, ärgerlich über das Geräusch der Neuangekommenen.

„Brrr!“ entgegnet Bouchenot, „die großen Wickelkinder wollen uns Schweigen gebieten! Ha, ha! sie fürchten, es könnte ihnen einer der geistreichen Witze Polischinells entgehen! Wir sind hier für unser Geld; wir werden lärmen, wenn es uns Spaß macht. Sag', Timotheus, siehst Du nirgends ein forsches Lärvchen?“

Timotheus, der immer hin und her schwankte, hatte endlich etwas festes unter seiner linken Hand gefunden und stützte sich mit Wohlbehagen darauf. Aber bald läßt sich eine zaghafte Stimme mit den Worten vernehmen: „Herr! wollen Sie wohl Ihre Hand von meinem Kopfe wegthun? Sie geniren mich; ist das auch Manier, sich auf der Leute Kopf zu stützen?“

Eine alte Dame mit einem ungeheuren grünen Hute, den man allerdings für ein Schirmdach hätte halten können, und welche am Ende der Bank vor Timotheus saß, äußerte sich so; denn dieser hatte sich an den grünen Hut wie an ein Treppengeländer angeklammert.

„Ach, schöne Dame,“ nimmt Bouchenot das Wort, „entschuldigen Sie meinen Freund, er hat bestimmt ohne Absicht Etwas an Ihnen berührt. Wie, Tölpel, Du nimmst die Damen am Kopfe; was soll das heißen? Fängt man je auf solche Weise eine Unterhaltung an?“

Timotheus hat seine Hand zurückgezogen und stammelt unverständliche Worte; die alte Dame brummt, weil man ihren

Hut aus der Façon gebracht hat, und die Billeteinnehmerin sagt in strengem Tone zu Bouchenot: „Mein Herr, man darf das Schauspiel nicht stören, und wenn Sie in dieser Absicht hieher gekommen sind, so gibt man Ihnen Ihr Geld zurück."

„Lassen Sie mich in Frieden," gibt Bouchenot, im Saal herumlorgnettirend, zur Antwort; „Sie werden am Ende gar behaupten, wir stören Ihre Schauspieler? Diese Kerls wissen ihre Rollen immer vortrefflich; ich finde übrigens! daß sie Alle wie Polischinell durch die Nase sprechen; man läßt sie ohne Zweifel zu viel Tabak schnupfen. Sagen Sie mir, gibt man heute Abend die „zerbrochene Brücke?""

„Ja, mein Herr."

„Herrlich, das ist ein klassisches Stück; ich bin entzückt, es wieder zu sehen. Wird nicht das Lied „die Enten sind vorbei" und „Tirelonpha'" darin gesungen?"

„Ja, mein Herr."

„Ach, bravo! köstlich! Timotheus, man wird „Tirelonpha'" singen! Du wirst auch mitsingen. Mein Freund hat eine Stimme wie Ihre Schauspieler! Ach, Timotheus, komme dort hinüber, folge mir, mein Alterchen, ich sehe dort ein munteres Gesichtchen, vorwärts!"

Bouchenot dringt mitten durch die Menge, ohne sich zu entschuldigen oder zu warten, bis ihm Platz gemacht wird; er schleppt Timotheus hinter sich her. Die beiden Herren bleiben hinter zwei Kindsmägden stehen, wovon die eine ziemlich hübsch, die andere abscheulich häßlich war. Bouchenot setzt sich hinter die Erstere und sagt zu seinem Gefährten: „Setze Dich neben mich."

„Es ist ja kein Platz da," entgegnet dieser.

„Setze Dich immerhin, es wird schon gehen, man muß ein wenig zusammenrücken."

Timotheus läßt sich auf den Schooß eines Herrn nieder, den die Späße des Hanswurstes in Entzücken zu versetzen schienen.

„Sie sitzen auf mir! Sie ersticken mich!“ schreit der Herr, während Timotheus mit außerordentlicher Behaglichkeit auf ihn hinsinkt.

„Es wird schon gehen, wir werden bald Raum genug haben,“ tröstet Bouchenot.

Aber der Herr beklagt sich in Einem fort, das Publikum wird ärgerlich, man schreit von allen Seiten: „Stille! hinaus mit ihnen!“ Endlich stellt die Aufseherin Ordnung her, indem sie alle auf der Bank der beiden Freunde sitzenden Personen zusammenrücken läßt. Timotheus bekommt einen eigenen Platz, sein Nachbar hat sich von seiner Last befreit, und Jedermann richtet seine Aufmerksamkeit wieder auf das Schauspiel.

„Fürchten Sie nicht, sich auf mich zu stützen, schöne Blondine,“ beginnt Bouchenot, das Wort an das junge vor ihm sitzende Mädchen richtend. „Lehnen Sie sich immerhin an. Meine Kniee sollen Ihnen als Lehnstuhlarme dienen, sie werden sogar weicher sein, denn ich darf mir schmeicheln, daß sie nicht spitzig sind.“

Das junge Mädchen lächelt und schweigt, und Bouchenot sagt zu Timotheus: „Das fängt Feuer; mache es mir nach, beschäftige Dich mit Deinem vis-à-vis und schlafe nicht auf der Schulter Deines Nachbars ein. Rühre Dich, Timotheus, wache auf, die Liebe ruft Dich!“

„Aber ich meine, die vor mir sei häßlich,“ entgegnet Timotheus, sich an seinen Nachbar lehnend.

„Häßlich? Durchaus nicht; das Halbdunkel im Saale bringt Dich auf diese Vermuthung. Sie hat einen wunderschönen afrikanischen Kopf. Laß mich nur machen, wir wollen ihnen Zuckerbretzeln kaufen: um sechs Sous unterjocht man hier alle Herzen; das ist nicht theuer.“

Die vor den Herren sitzenden Mägde hatten jede ein Kind bei sich. Es waren zwei kleine Jungen, welche vor ihnen saßen und jede Marionette, die erschien, mit lautem Jubel empfingen.

„Höre,“ sagte einer der kleinen Jungen, sich an das vor Bouchenot sitzende Mädchen wendend, „was ist denn das für ein großer Mann mit der spitzigen Mütze?“

„Mein lieber Freund,“ erwidert Bouchenot, sich vorbeugend. „das ist Rotomago oder der Knecht Ruprecht, der kommt, um den bösen Kindern Schläge zu geben! Dich wird er aber nicht schlagen, weil Du gehorsam bist und nicht weinst, wenn Du Suppe essen sollst, nicht wahr, hübsche Blondine? ... Ach! was für eine niedliche Wespentaille!“

„Ruhig, mein Herr, ich kann ja nichts hören.“

„Ach der Teufel, es wäre auch Schade, wenn Sie etwas von Polischinells Gesummse überhörten. Lehnen Sie sich doch an mich an!“

„Ich brauche mich nicht anzulehnen.“

„Sie haben köstliche blonde Haare.“

„Um so besser.“

„Ich gäbe meinen kleinen Finger darum, wenn ich sie flechten dürfte.“

„Lassen Sie mich doch in Frieden.“

„Sie wären reizend als Schweizerin.“

„Möglich.“

„Sind Ihre Haare lang?“

„Was geht das Sie an.“

„Sie sind von Natur kraus?“

„Das kann Ihnen gleichgültig sein.“

„Höre,“ schreit der Junge, mit bestürzter Miene eine Marionette anstarrend, „was ist denn das für ein Häßlicher, der Hörner auf dem Kopfe hat?“

„Das ist der Teufel,“ antwortet die Kindsmagd.

„Schau', das ist komisch, er sieht dem Papa Lolo gleich.“

„Der Junge hat köstliche Einfälle,“ ruft Bouchenot aus, während sich die beiden Mägde lachend ansehen.

„Sitzen Sie doch gerade," sagt Timotheus' Nachbar zu diesem; „Sie legen immer Ihren Kopf auf meine Achsel, das ist mir lästig!"

„He, Timotheus, richte Dich auf!" sagt Bouchenot, seinen Freund am Arme schüttelnd. „Du willst in Einem fort schlafen, wirst Du denn ein Murmelthier? Sprich doch mit Deiner Nachbarin vor Dir, mit der schönen Afrikanerin! Ich versichere Dich, daß sie nicht übel gebaut ist."

„Sieh' doch, sie hat rothe und wie es scheint geschwollene Hände."

„Das macht nichts, das sind nur Winterbeulen, das thut den Gefühlen keinen Abtrag. Ah, der Vorhang fällt; jetzt sind die Marionetten zu Ende: nun kommen die arabischen Schattenbilder. Ich bete dieses Theater an: ich bin zwar seit meinem siebenten Jahre nicht mehr da gewesen, aber ich will mich künftig darauf abonniren. Kommen Sie oft her, Blondköpfchen?"

„Manchmal, wenn man mich herschickt. Lassen Sie mich, mein Herr, thun Sie einmal Ihre Hände weg. Müssen Sie sie da haben?"

„Ich wollte sie wärmen."

„Und Sie halten meinen ... Rücken für einen Ofen? ... Das heiße ich ungenirt."

„Wer will Zuckerbretzeln? wer kauft Zuckerbretzeln?" schreit ein altes Weib, mit einem großen Korb voll Backwerk im Saale auf- und ab gehend.

„Hierher, Frau!" ruft ihr Bouchenot zu. „Geben Sie mir Ihren Korb; ich regalire Jedermann. Die Zuckerbretzeln sollen leben! Sie sind leicht, zerbrechlich ... unterhaltend!"

„Wie viel wünscht der Herr?" fragt die Händlerin.

„Ich sage Ihnen ja, Sie sollen mir Ihren Korb herübergeben. Ich kaufe Ihren ganzen Vorrath ab und bezahle, was Sie wollen."

Die Händlerin verbeugt sich respektsvoll vor dem Herrn, der

sich so großartig benimmt, und reicht Bouchenot ihren Korb. Dieser nimmt ganze Lagen von Zuckerbretzeln heraus, verschenkt sie dutzendweise an kleine Jungen und bietet den beiden Kindsmädchen an, die sich übrigens eine Weile sträuben.

„Nehmen Sie doch," sagt Bouchenot, „eine Zuckerbretzel schlägt man nie aus, damit verdirbt man sich den Magen nicht."

„Nun, so will ich nehmen," antwortet die vor Timotheus Sitzende. „Ich mag Alles, was man essen kann; nimm doch auch Luise."

Luise ist die hübsche Blondine; sie entschließt sich endlich Zuckerbretzeln anzunehmen, und Bouchenot neigt sich gegen Timotheus und flüstert ihm in's Ohr: „Sie sind unser."

„Was?" erwidert dieser.

„Ach, Du weißt nie, wovon die Rede ist. Da nimm von den Zuckerbretzeln und biete Deinem Nachbar, der Dir als Kopfkissen dient, ein Dutzend an; weniger kannst Du für seine Gefälligkeit nicht thun."

Der Nachbar nimmt die ihm von Timotheus angebotenen Zuckerbretzeln mit dankbarer Miene an. Bouchenot vertheilt so lange an die um ihn her sitzenden Kinder, bis sie alle sind, und bezahlt die Händlerin, welche sich tief vor ihm verbeugt. In diesem Augenblicke verschwindet die Helle im Saale: jetzt kommen die arabischen Schattenbilder.

Bouchenot setzt sich schnell, und während man die Bilder zeigt, drückt er sich leise sprechend näher an die junge Blondine, welche das Dutzend Zuckerbretzeln weit umgänglicher gemacht hat, und die sich nicht mehr fürchtet, sich an ihren Nachbar anzulehnen. In der Dunkelheit wandelt Bouchenot das Gelüste an, sich zu überzeugen, ob die Kniee des Kindsmädchens nicht spitziger seien, als die seinigen; schon hat er seine Hand verstohlener Weise vorgestreckt und schmeichelt sich, das Gesuchte erreicht zu haben, als sich ein gellender Schrei hören läßt; alle Anwesenden fahren erschrocken zu-

sammen, und Timotheus' Nachbar läßt seinen Ring Zuckerbretzeln auf den Boden fallen.

Die Aufseherin schafft eilends Licht herbei; Bouchenot hat bereits seine Hand zurückgezogen und hält sich in geziemender Ferne von seiner Nachbarin.

„Was gibt es? was ist geschehen?“ fragt man von allen Seiten.

Der kleine, dem blonden Mädchen anvertraute Junge hatte den Schrei ausgestoßen. Man sieht, daß er noch weint und sein Gesicht mit den Händen bedeckt.

„Was hast Du denn Alexander?“ fragt ihn seine Hüterin.

Das Kind antwortet weinend: „Ich hatte, während es dunkel war, meinen Kopf auf Deinen Schooß gelegt, weil ich mich fürchtete, da steckte mir Jemand einen Finger in die Nase ... ach, ach, ach, ach; ach! und zerkratzte mich ganz.“

„Geh', schweig', Dummkopf!“ entgegnet das Kindsmädchen erröthend; „Du hättest an Deinem Platze bleiben sollen, dann wäre Dir dieses nicht geschehen; wenn Du nicht brav bist, nehme ich Dich nicht mehr in's Schattenspiel.“

Während das Kind gezankt wurde, hatte sich Bouchenot umgewendet, um über den Mißgriff, den er in Folge der Dunkelheit gethan, nach Herzenslust zu lachen. Er wollte gerade eine Wiederholung der arabischen Schattenbilder verlangen, die durch Alexanders Geschrei so plötzlich unterbrochen worden waren, als ein junges, im Hintergrunde des Theaters sitzendes Mädchen, welches jetzt erst Bouchenots Gesicht erblickte, zu einem mit ihr gekommenen Frauenzimmer sagte: „Ach mein Gott, ich täusche mich nicht: dort ist der Herr, der Schuld ist, daß ich meinen Hund verloren habe.“

Der Ton dieser Stimme berührt Bouchenots Ohr; er betrachtet die Person, welche eben gesprochen hat, und erkennt Fräulein Prudentia. In diesem Augenblicke erhebt sich diese halb von ihrem Sitze und ruft dem jungen Manne, von welchem sie durch

drei Bänke getrennt ist, zu: „Mein Herr, wo haben Sie den Schnauzer? sagen Sie mir, was Sie mit meinem armen Schnauzer gemacht haben?“

Als Bouchenot den Namen des Hundes aussprechen hört und Schnauzers Herrin erkennt, erblaßt er, und eine augenblickliche Veränderung geht mit ihm vor; er fährt, als ob er sich plötzlich an Etwas erinnere, mit der Hand über die Stirne, neigt sich gegen Timotheus und sagt in einem Tone, der nicht mehr der eines Betrunkenen ist, zu ihm: „Komm', wir wollen fortgehen!“

„Wie, fort! ist es aus?“ brummt dieser, sich die Augen reibend.

„Ja, es ist aus, komm' doch!“

„Nein, es ist noch nicht aus, das chinesische Schattenspiel kommt noch,“ ruft die junge Blondine, Bouchenot erstaunt anblickend. Aber dieser achtet nicht im mindesten mehr auf das Kindsmädchen, nimmt, ohne sich nur bei ihr zu verabschieden, Timotheus beim Arme, zieht ihn mit sich und scheint erst beruhigt, als sie das Seraphin-Theater hinter sich haben.

Timotheus war übrigens kaum im Stande, vorwärts zu kommen. Bouchenot schleppte ihn endlich zu einem Fiaker, ließ ihn einsteigen, setzte sich neben ihn und befahl, sie an ihr Haus zu führen.

Das Rütteln des Wagens schläfert Timotheus bald ein, sein Begleiter stört dieses Mal seinen Schlummer nicht und überläßt sich unterdessen seinen Gedanken.

„Ich habe mich heute wie ein Dummkopf betragen,“ spricht er zu sich selbst; „ich war betrunken, aber der Name dieses Hundes hat mich mit einem Male nüchtern gemacht. Ich habe viel Geld gebraucht; was soll ich sagen, wenn sich Timotheus dessen erinnert? Soll ich meinen Freunden nicht gestehen, woher die fünfhundert Franken in Gold kommen, die ich in meiner Tasche gefunden habe? Ich sollte es vielleicht thun ... ich habe jedoch geschworen zu schweigen!... Ein von Elenden mit Gewalt

abgenöthigter Eid verpflichtet allerdings zu nichts, aber sie haben mir gedroht, wenn ich spreche ... und dann das Geld ... Georg und Timotheus würden mir rathen, es nicht anzurühren, mir nichts von diesen ... geben zu lassen ... Sapperment, das ist eine Verlegenheit! ... Es bleibt dabei: ich schweige. Timotheus ist betrunken, ich kann ihm weis machen, was ich will; er wird sich Morgen an nichts mehr erinnern ..."

Das Gefährt eilt. Bouchenot erbittet sich den Beistand des Kutschers, um Timotheus in sein Logis hinaufzutragen; der Kutscher zeigt sich bereit. Man nimmt den Schläfer unter dem Arm und bringt ihn, ohne daß er erwacht, in's vierte Stockwerk hinauf. Der Schlüssel steckte zu dem Zimmer der jungen Leute; Georg war bereits im Bette und schlief. Bouchenot bemüht sich, Timotheus auf eines der Betten zu legen und nachdem er den Fiaker bezahlt und entlassen hat, wirft er sich selbst neben dem Schläfer aufs Bett und sagt: „Wahrhaftig, morgen wird es Tag werden!"

Fünfzehntes Kapitel.

Hero und Leander.

Georg erweckt seine Kameraden, indem er ihnen in aller Frühe zuruft: „Freunde! Freunde! ... wachet auf! Ihr wisset die gute, herrliche Nachricht noch nicht, daß mein Stück aufgeführt werden wird! Hört Ihr? mein Stück wird aufgeführt! Man beginnt augenblicklich mit den Proben ... nun, so gratulirt mir auch!"

Bouchenot richtet sich auf und sieht Georg zu, der zum erstenmal in seinem Leben im Hemde in dem Zimmer herumhüpft und tanzt; Timotheus streckt sich während dessen und murmelt: „Ist es wahr, daß ich ein Billardtuch zerrissen habe?"

„Ja, theure Freunde," fährt Georg fort, „ich war gestern

bei dem Direktor: er hat sich sehr zufrieden über die Verbesserung meines Stückes geäußert und läßt es aufführen."

„Das ist recht, ich bin entzückt!" erwidert Bouchenot. „Du darfst überzeugt sein, daß wir der Aufführung beiwohnen und Dir applaudiren werden."

„Ja, ja, wir werden bestimmt erscheinen," sagt Timotheus. „Aber, mein Gott, was haben wir denn gestern getrieben, Bouchenot? Mir ist, als ob Du mich zum Billardspielen, zum Punschtrinken, zu einem Essen mit Champagner und Trüffeln in ein Gasthaus geführt hättest!"

„Teufel! meine Herren," versetzt Georg, „ich glaube, Sie haben Ihren Rest von vierzig Franken nicht gespart!"

„Timotheus weiß nicht, was er spricht," schreit Bouchenot, „wir haben fast gar nichts ausgegeben! Die Sache verhält sich so: er war beim Weggehen vom Frühstück betrunken; ich führte ihn in ein Kaffeehaus, wo er mit der Einbildung, er spiele Billard, einschlief. Dann nahm ich ihn in eine unbedeutende Restauration, wo wir zu zwei Franken das Couvert zu Mittag aßen: von dort führte ich ihn in's chinesische Schattenspiel: weil er sich aber immer auf die Schultern einer seiner Nachbarinnen legte und schlief, so nahm ich ihn etwas vor Ausgang des Schauspiels nach Hause. Das haben wir gestern getrieben."

„Sonderbar!" entgegnete Timotheus, „ich bildete mir ein, einen Riß in ein Billard gemacht .... und Jemand ein Glas Wein in's Gesicht geschüttet zu haben; überhaupt war mir's, als ob wir viel Geld gebraucht hätten ... und doch finde ich, wenn ich nach meiner Hosentasche greife, daß ich gar nichts ausgegeben habe."

„Mein armer Timotheus! Du warst gestern so benebelt, daß Du Dich unmöglich an Etwas erinnern kannst. O! ich rathe Dir, künftig nicht mehr viel zu trinken; denn Du kannst den Wein nicht ertragen."

„Ich fühle auch keine Lust mehr dazu,“ erwidert dieser, aufstehend, „denn ich habe schändliche Kopfschmerzen davon! Das ist aber einerlei, man darf jetzt nicht mehr herumlungern . . . wir können jetzt wieder unter die Leute gehen . . . ich werde nun wieder meine Kollegien besuchen . . . Ja, ich will arbeiten und die verlorene Zeit einbringen.“

„Ich muß zu einem Copisten laufen,“ sagt Georg, „damit meine Rollen herausgeschrieben werden und ich ein doppeltes Manuscript habe.“

Während sie dieses sprachen, zogen sich Georg und Timotheus rasch an, Bouchenot streckte sich dagegen recht behaglich in dem Bette aus, worin er nun allein lag, und sagte: „Meiner Treu', man ist doch gut aufgehoben im Bette . . . wenn man gute Leintücher hat. Ei, meine Herren, die kleine Nachbarin hat uns nicht vergessen . . . unsere beiden Schlafstellen sind jetzt gut . . . sie hat Alles besorgt, sogar Vorhänge an die Fenster gemacht! . . . O, die Weiber denken an Alles!“

„Ich werde mich, sobald ich Zeit habe, bei ihr bedanken,“ sagt Georg; „jetzt habe ich Eile, ich muß gehen; auf Wiedersehen, meine Freunde.“

„Ich gehe auch,“ sagt Timotheus, Georg folgend. „Nun, Bouchenot, stehst Du nicht auf, Du Faullenzer?“

„Doch, gleich nachher . . . ich habe nur noch so eine Steifigkeit in den Gliedern.“

„Wie Du willst . . . aber Du weißt, daß Heinrich Dich erwartet.“

„Ja . . . ja!“

Die beiden jungen Leute haben sich entfernt; Bouchenot hüllt sich wieder in seine Decke und denkt bei sich: „Heinrich erwartet mich! Heinrich erwartet mich! . . . immer dasselbe Geschwätz! . . . Mir pressirt es nicht, zu ihm zu gehen . . . ich werde mich noch genug langweilen mit dem Geschreibsel, wovon ich kein Wort

verstehe. Ich denke, wenn ich keinen Sou mehr in der Tasche habe, wird es Zeit genug sein, zu arbeiten. Dieses Raisonnement scheint mir vollkommen richtig. Auf dieses hin mache ich noch ein Schläfchen."

Nachdem Bouchenot noch über eine Stunde im Bette geblieben und ein Schläfchen gemacht hatte, entschloß er sich endlich aufzustehen. Während des Ankleidens zählt er sein Gold und denkt: „Ich habe gestern manches Stückchen springen lassen, aber man lumpt nicht alle Tage! ... Die kleine Blondine im Seraphin war nicht übel, doch ist sie nicht so hübsch als die Nachbarin, und überdies eine Magd ... pfui! das lasse ich mir gefallen, wenn man ganz auf's Trockene gesetzt ist. Ich will der Nachbarin den Hof machen; es schickt sich vor allen Dingen, daß ich ihr für die Anschaffung der Leintücher, Kopfkissen und Vorhänge danke ... aber wenn ich die dicke Prudentia bei ihr träfe, die mich gestern im Seraphin-Theater erkannt hat und die mich natürlich anderswo auch erkennen würde? ... Hm! ... ich finde das dicke Mädchen jetzt abscheulich. Als sie gestern von Schnauzern sprach, konnte ich meinen Schrecken nicht bemeistern ... denn ich fürchte mich sehr, compromittirt zu werden, und dies könnte sehr wohl der Fall sein; man könnte mir ein Verbrechen daraus machen, daß ich das, was ich gesehen, nicht angezeigt habe ... und doch haben mir die Andern bei der mindesten Indiscretion mit dem Tod gedroht ... Ha! verfluchter Hund! du hast mich in diese verdammte Lage gebracht, indem du mich veranlaßtest, dir in das heillose Haus zu folgen, welches dir so gut bekannt ist."

Bouchenot bleibt eine Weile in Betrachtungen vertieft stehen. Endlich faßt er einen Entschluß und beschwichtigt seine Besorgnisse. „Was hilft es mich," tröstet er sich, „wenn ich sogar darüber krank werde, ich kann das Geschehene nicht ungeschehen machen! Wie kann man je erfahren, daß ich entdeckte, was in diesem Hause vorgeht? Weder Schnauzer noch diese Männer

werden es sagen! ... Außerdem wissen sie ja nicht, wer ich bin, und ich hoffe, ihnen nirgends zu begegnen. Was die dicke Prudentia betrifft, so ängstige ich mich ohne Zweifel umsonst... sie weiß sicher nichts von Allem, höchstens könnte ihr Pathe einer von diesen Elenden sein ... aber Mademoiselle Prudentia hat mir ja gesagt, er sei Blumengärtner und habe Paris vor drei Wochen verlassen, um in seine Heimath zurückzukehren! Treffe ich nun Prudentia bei Cölina, so will ich die Sache schon aus ihr herauslocken, und zwar ohne daß sie es merkt. Ich will daher getrost der Nachbarin die Cour machen und unsern Freund Timotheus wegstechen."

Die kleine Coloristin war mit ihrer Arbeit beschäftigt, als Bouchenot bei ihr eintrat; er konnte dieses thun, ohne sie zu stören, da die Grisetten gewöhnlich ihren Schlüssel an der Thüre stecken lassen, es sei denn, daß ihr Liebhaber bei ihnen wäre. Da vergißt man allerdings nicht, während des Aus- und Eingehens den Schlüssel abzuziehen, als ob es ganz zufällig geschehe, und hat vollkommen Recht: denn man muß sich nie dem Falle aussetzen, mitten in einer schönen Unterhaltung gestört zu werden; man weiß da oft nicht mehr, wo man stehen geblieben war."

„Guten Tag, Nachbarin," beginnt Bouchenot, sich Cölina nähernd.

„Guten Tag Nachbar ... entschuldigen Sie, daß ich fortmache, aber ich bin pressirt."

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören, sonst würde ich bedauern, gekommen zu sein. Illuminiren Sie immer noch Adam und Eva?

„Nein, etwas Anderes. Nehmen Sie doch einen Stuhl."

„Achten Sie nicht auf mich."

„Hören Sie, gestern Abend haben Sie Ihren Freund in einem schönen Zustand nach Hause gebracht!"

„Wie haben Sie das erfahren?"

„Ganz einfach, meine Thüre war nicht zu."

„Und Sie haben mir nichts gesagt?"

„O! wenn man mich nicht ruft, erscheine ich nie, ich würde befürchten, fur unbescheiden gehalten zu werden . . . außerdem mussen sich Nachbarn nicht bespioniren . . . pfui doch! Es ist zwar richtig, daß ich Alles höre, was auf der Treppe gesprochen wird, aber lieber Gott, das ist nicht meine Schuld, ich kann mir doch die Ohren nicht verstopfen."

„Ja, gestern haben wir gut zu Mittag gespeist . . . und zwar durchaus nicht überlebt, aber Timotheus kann das Trinken nicht ertragen . . . Sein Kopf ist zu schwach! Der kleinste Exceß thut ihm wehe! . . . es ist ein Junge, den man in jeder Beziehung sehr zart behandeln muß."

„Glauben Sie? Ach, der arme junge Mann! das ist recht traurig."

„Sobald er sich echauffirt, wird er krank . . . er hat eine schwache Brust."

„Wirklich?"

„Eine allgemeine Regel schreibt vor: wer eine schwache Brust hat, hute sich vor der Liebe. Aber unglücklicher Weise gibt man dem Rath der Vernunft kein Gehör! . . ."

„Deßhalb ist auch der Eibisch so theuer. Ei, Nachbar, Sie sind vielleicht gekommen, mich um etwas zu fragen . . . oder einen Dienst von mir zu verlangen."

„Nein, hübsche Nachbarin, vor allen Dingen wollte ich mich in meinem und meiner Freunde Namen für die Mühe, die Sie sich gegeben, unser Zimmer in Ordnung zu bringen und das Fehlende einzukaufen, freundlichst bedanken."

„Ach! es fehlt noch viel bei Ihnen, aber Sie haben doch das Nöthigste, und das ist die Hauptsache. Aber hören Sie, ich habe alles Geld ausgelegt, welches Sie mir gegeben hatten . . . ich habe es übrigens aufgeschrieben . . . hier liegt die Rechnung, sehen Sie nach."

„Sie scherzen wohl, brauchen wir Ihnen nachzurechnen?"

„Ja, ja, ich will, daß man mir nachrechnen soll. Sind Ihre Freunde ausgegangen?“

„Ja ... Georgs Stück ist angenommen und wird aufgeführt; er ist glückselig!“

„Ach, um so besser; da gehe ich in's Theater, denn ich hoffe, daß man mir ein Billet geben wird, das Stück zu sehen.“

„Und ich erbitte mir zum Voraus die Erlaubniß, Ihnen meinen Arm anzubieten, um Sie in's Theater zu begleiten.“

„Recht gerne, Herr Bouchenot, wenn Sie nämlich ... Niemand sonst hinzuführen haben.“

„Wen sollte ich sonst hinzuführen haben, wenn Sie mich als Cavalier annehmen?“

„Wenn es irgend Jemand unangenehm wäre, so würde ich lieber darauf verzichten.“

„Wem soll es denn unangenehm sein?“

„Einer Ihrer Liebschaften ...“

„Liebschaften? Ich habe keine Liebschaften.“

„Gar keine? ... O, welche Lüge! Sie haben sicher wenigstens eine ... denn Sie sind nicht schwach auf der Brust.“

„Nein, Gott sei Dank, ich bin ein Kerl, der Etwas aushalten kann. Aber seit einiger Zeit waren wir so unglücklich ... kann man da an Liebe denken, wenn man nicht einmal satt zu essen hat?

„Glauben Sie, daß ich, wenn ich einen Geliebten hätte, diesen weniger liebte, wenn er unglücklich wäre?“

„Sie haben wirklich ein gutes Herz! Aber nicht alle Frauenzimmer denken wie Sie ... es gibt, die hauptsächlich nur nach Vergnügen und Kleiderstaat trachten, und wenn ihnen ihr Liebhaber dieses nicht verschaffen kann, so kehren sie ihm den Rücken zu.“

„Solche Frauenzimmer wissen nicht, was Liebe ist!“

„Sie werden auch nicht angebetet, wie Sie!“

„Ah bah! gehen Sie, man liebt sie im Gegentheil mehr. überhäuft sie mit Geschenken und Aufmerksamkeiten, thut alles Mögliche, ihnen zu gefallen, spricht mit ihnen wie mit Göttinnen, erträgt ihre Launen, ihre Capricen und oft sogar ihre Treulosigkeiten, ohne sich zu beklagen, indeß man sich mit uns armen, aufrichtig liebenden Mädchen ohne Neigung abgibt und uns ohne Bedauern verläßt."

„Ach, Nachbarin, ich will hoffen, daß Sie nicht alle Männer eines solchen Betragens fähig halten."

„Meiner Treu'! ich glaube, daß man von den Mustern auf das ganze Stück schließen kann. Ich war zweimal schwach und habe dem Zuge meines Herzens nachgegeben; ich bin schlecht dafür belohnt worden. Der Eine hat sich aus Caprice, der Andere aus Eigennutz mit mir eingelassen; keiner von Beiden liebte mich."

„Nachbarin, Sie müssen es zum drittenmal probiren, das wird einschlagen. Ein altes Sprüchwort behauptet: das dritte Mal ist das Beste."

„Nein, ich will nicht mehr lieben; die Männer sind zu treulos!"

„Ich wäre es nicht, wenn ich das Glück hätte, Ihnen zu gefallen."

„Sie wären wie die Andern."

„O nein, ich wäre überselig, wenn ich eine kleine, hübsche, wohlgestaltete, liebenswürdige, geistreiche Geliebte hätte wie Sie."

„Man findet uns immer hübsch, wenn man uns die Cour macht, aber nachher . . ."

„Nachher muß man Sie anbeten, vergöttern."

„Nun, Herr Bouchenot, lassen Sie meinen Stuhl in Ruhe, ich könnte Etwas an meiner Arbeit verderben! . . . Wovon haben wir eben gesprochen?"

„Ich erinnere mich nicht mehr, Ihre schönen Augen lassen mich Alles vergessen."

„Ach! Sie sagten mir, daß man Georgs Stück aufführen und wir zusammen in's Theater gehen würden."

„Wir brauchen nicht zu warten, bis sein Stück aufgeführt wird; wenn Sie Lust haben, so bin ich bereit, Sie heute hineinzuführen."

„Sie sind recht gütig . . . wir wollen sehen . . . ein anderes Mal, wenn ich nicht so gedrängt bin. Und was macht der Herr Timotheus?"

„O! der will Advokat werden . . . er studirt seine Jurisprudenz. Jetzt macht er sich wieder über seine „‚Authentica'" und seine „‚Digesten'" her; nun ist er nicht mehr zu genießen."

„Man muß aber arbeiten, wenn man nicht reich ist. Und was ist es mit Ihnen? Ich meine, Ihre Freunde hätten beim Weggehen zu Ihnen gesagt: vergiß nicht, daß Heinrich auf Dich wartet."

„Schau, das wissen Sie auch?"

„Ich sage Ihnen ja, daß ich Alles höre. O, ich bin eine lästige Nachbarin!"

„Sie haben sich nicht getäuscht. Unser Freund Heinrich hat mir in der That eine Stelle angeboten."

„Nun, ist Ihnen das nicht recht?"

„Entschuldigen Sie, ich glaube . . . das heißt, ich hätte ein unabhängiges Leben vorgezogen . . . das hätte mich gefreut. O, die Freiheit! und Geld dazu . . . das ist etwas Schönes!"

„Es sieht mir überhaupt aus, als ob Sie sich recht gerne von Morgens bis Abends belustigen und dabei die Freiheit genießen möchten, nichts zu arbeiten . . . ist es nicht so, Nachbar?"

„Nein, das nicht gerade; aber ich hätte ein Künstler werden sollen . . . ich besitze alle Eigenschaften eines Künstlers. Mein Vater hatte sehr Unrecht, einen Advokaten aus mir machen zu wollen . . . er ist Schuld, daß ich meine Bestimmung verfehlt habe."

„Was war Ihr Vater?“

„Conditor.“

„Ich wette, Sie haben seine Geschäftsvorräthe aufgezehrt.“

„Hm, Schelmin! ... Wenn ich Sie damals gekannt hätte, würde ich Sie mit gerösteten Mandeln, Mirinken und Bonbons überhäuft haben.“

Ein zweimaliges Klopfen an der Thüre unterbrach das Gespräch.

„Wer kommt wohl?“ ruft Cölina aus; „vielleicht meine Tante.“

„Kommt sie schon des Morgens zum Punschtrinken?“ fragt Bouchenot.

„O nein, schwerlich.“

Man klopft noch einmal an.

„Herein doch! der Schlüssel steckt ja,“ schreit Cölina, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen.

„Ja, es ist wahr, ich habe ihn nicht gesehen,“ erwidert eine Weiberstimme. Und in demselben Augenblicke tritt die dicke Prudentia in's Zimmer.

Bouchenot, der hinter der Thüre sitzt, kann sich beim Anblick des jungen Mädchens eines Gefühls von Schrecken nicht erwehren; er faßt sich indessen schnell. Fräulein Prudentia, welche den jungen Mann nicht gleich bemerkt, eilt auf ihre Freundin zu und begrüßt sie mit den Worten: „Guten Morgen, Cölina. Ach! wie froh bin ich, Dich zu treffen! ... Ich bin gestern da gewesen, während Du ausgegangen warst, und habe Dich lange bei Deinen Nachbarn erwartet. Es sind übrigens recht artige, höfliche junge Leute ... Einer von ihnen ist sogar ziemlich hübsch, obgleich er etwas röthliche Haare hat.“

„Ah! Du hast ihn recht genau angesehen,“ sagte Cölina lächelnd. „Schon gut, ich werde es dem Nachbar sagen, daß Du ihn hübsch findest.“

„Ach! Cölina, thue das nicht . . . ich könnte vor Scham nicht mehr zu Dir kommen . . . und . . . ach, mein Gott . . .“

Prudentia hatte sich bei diesen Worten umgekehrt und Bouchenot bemerkt.

„Das ist einer meiner Nachbarn,“ sagt Cölina, über Prudentia's erstaunte Miene lachend, „und der Freund dessen, den Du so nach Deinem Geschmack findest.“

„Wie, dieser Herr,“ ruft die dicke Prudentia, Bouchenot anstarrend, „wäre Dein Nachbar?“

„Ja, Fräulein, ich bin so glücklich,“ entgegnet Bouchenot mit einer Verbeugung.

„Warum sperrst Du denn Deine Augen darüber so auf?“ fragt Cölina ihre Freundin.

„Warum? weil dieser Herr mir meinen armen Schnauzer entführt hat und Schuld ist, daß ich meinen Hund verloren habe. Weil ich diesen Herrn überall treffe: auf der Straße, hier und gestern Abend im Seraphin-Theater. Aber einerlei, ich bin froh, daß ich den Herrn bei Dir finde, und bitte Dich, Cölina, sage dem Herrn, er soll mir meinen Hund zurückgeben.“

„Ei! mein Gott, Du siehst ja, daß er Deinen Schnauzer nicht hat! . . . Lassen Sie hören, Herr Bouchenot, rechtfertigen Sie sich, antworten Sie Prudentia Flambard, sonst ist sie im Stande, uns zwei Stunden lang mit dem Jammer um ihren Hund zu quälen.“

„Mademoiselle,“ erwidert Bouchenot, sich zwischen den beiden Mädchen niedersetzend, „es wird mir nicht schwer sein, mich zu rechtfertigen, ich appellire sogar zu diesem Zwecke an die Aufrichtigkeit der Klägerin. Vorgestern, als ich das Vergnügen hatte, der Mademoiselle auf der Straße zu begegnen und denselben Weg wie sie machen mußte, versuchte ich es, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Es war von jeher eine Freude für mich, mit hübschen Frauenzimmern zu plaudern.“

„Ja, ja, das kennt man!“ fällt ihm Cölina mit etwas gereizter Miene in's Wort. „Es scheint, daß Sie auch die Eroberung meiner Freundin machen wollten! Mein Gott, was sind Sie für ein Eroberer . . . Sie sind ein kleiner Napoleon der Herzen!“

Bouchenot streckt sich in seiner Cravatte, wirft Cölina einen zärtlichen Blick zu und fährt fort: „Die Mademoiselle schien nicht geneigt, sich zu unterhalten, deßhalb verließ ich sie, denn es geht ganz gegen meine Natur, ein Frauenzimmer zu belästigen. Aber ihr Hund folgte mir, er verließ seine Herrin, um mir nachzulaufen, obgleich ich mir alle Mühe gab, ihn fortzujagen. Ist es nun meine Schuld, und bin ich für die Caprицen dieses Hundes verantwortlich?“

„Nein, gewiß nicht,“ antwortet Cölina; „und wenn es sich so verhält, so kannst Du dem Herrn keinen Vorwurf machen.“

„Ja . . . ich weiß nicht recht . . . doch sei dem wie ihm wolle, Thatsache ist, daß mein Hund Ihnen nachlief, und nun geben Sie mir ihn wieder.“

„Wenn ich ihn noch hätte, würde es augenblicklich geschehen: aber nachdem er mir den ganzen Tag nachgelaufen war und mir durch sein unregelmäßiges Betragen eine Masse der unangenehmsten Abenteuer zugezogen hatte, verließ er mich Abends und ich habe ihn seither nicht mehr gesehen.

„Sie haben ihn auch verloren! . . . Mein Gott, welches Unglück! . . . Wie soll ich ihn jetzt wiederfinden? . . . O! es ist aus, ich sehe wohl, daß ich ihn als verloren betrauern muß.“

„O! das große Unglück!“ versetzt Cölina. „Ich bitte Dich, wozu braucht eine Nähschülerin einen so ungeheuer großen Hund, den Du doch den ganzen Tag in Deinem Zimmer eingesperrt halten mußtest?“

„Der Tausend! er leistete mir Gesellschaft, und schützte mich, wenn ich ausging.“

„Ja, er hat Dich, wie es scheint, recht vertheidigt!“

„Und dann war er ein Geschenk meines Pathen Laforêt, und mein armer Pathe liebte Schnauzern so sehr und hatte mir so dringend anbefohlen, recht für ihn zu sorgen!“

„Ihr Pathe heißt Laforêt?“ fragt Bouchenot, Prudentia aufmerksam anblickend.

„Ja, mein Herr.“

„Und was trieb er in Paris?“

„Er war Blumengärtner.“

„Blumengärtner? . . . Das ist ein einträgliches Geschäft. Wissen Sie, wo er hier wohnte?“

„Ja, denn ich war zweimal bei ihm, ehe er sich in seine Heimath begab.“

Bouchenot erblaßt und murmelt: „So, Sie wissen es . . . Sie kennen das Haus . . . wo wohnte er denn?“

„Nun, was ist denn da Auffallendes daran?“ ruft Cölina aus. „Was Sie doch für sonderbare Fragen machen!“

„Mademoiselle, ich richte diese Fragen nur deßhalb an Ihre Freundin, weil ich denke, der Hund könnte in seine frühere Wohnung zurückgekehrt sein, das ist sogar sehr wahrscheinlich . . . und wenn Mademoiselle Prudentia weiß, wo diese ist . . .“

„Ach Gott! glauben Sie denn, ich hätte nicht gestern schon hieran gedacht?“ entgegnet Prudentia lebhaft. „Ich bin gleich in meines Pathen Haus gegangen . . . aber vergebens . . . man hatte Schnauzern dort nicht gesehen . . . ich habe alle Nachbarn ausgefragt, aber Niemand konnte mir Auskunft über ihn geben.“

„Sie haben die Nachbarn gefragt?“ sagt Bouchenot mit erstaunter Miene. „Hatte Ihr Herr Pathe Nachbarn?“

„Nun, warum denn nicht? Wohnt denn Niemand in der Märtyrer-Straße?“

„In der Märtyrer-Straße! . . . Wie, dort wohnte Ihr Pathe?“

„Allerdings, in der Märtyrer-Straße neben dem Faubourg Montmartre, und dort bin ich gestern gewesen“

„Märtyrer-Straße!“ spricht Bouchenot zu sich, „da hatte ich den Pathen des jungen Mädchens in einem falschen Verdacht ... gestern war ich gewiß weit von der Märtyrer-Straße entfernt ... der Blumengärtner ist unschuldig, jedenfalls hat das Mädchen nie etwas davon gewußt; es war einfältig von mir, vor ihr zu zittern.“

Bouchenot gewinnt seine ganze Zuversicht wieder, nähert sich Mamsell Prudentia mit einem zierlichen Lächeln und sagt zu ihr: „Hören Sie, Mademoiselle, ich glaube wie Ihre Freundin Cölina, daß es das Beste sein wird, nicht mehr an Ihren Hund zu denken ... er ist verloren, das ist ein Unglück ... und wenn ich Schuld daran war, so geschah es wider meinen Willen; damit Sie mir aber nicht mehr böse sind, biete ich Ihnen einen Pudel- oder Windhund zum Geschenke an; ich habe gestern auf dem Pont-Neuf ausgezeichnete gesehen, woraus Sie sich einen neuen Gesellschafter wählen können.“

„O! ich danke Ihnen vielmals, Herr Bouchenot, ich will keinen Hund mehr; ich habe genug daran!“

„Dann wollen wir auch nicht mehr davon sprechen,“ versetzt Cölina; „Du könntest, wenn Du Deinen Liebhaber verloren hättest, kaum ärger jammern als um diesen Hund. Willst Du mit mir frühstücken?“

„Wie! Du hast noch nicht gefrühstückt? Es ist zwölf Uhr.“

„Was macht das? Ich frühstücke immer erst, wenn ich Hunger habe. Herr Bouchenot wird unser Gast sein ... nicht wahr, Nachbar?“

„Mit dem größten Vergnügen; unter der Bedingung jedoch, daß ich eine Pastete bezahlen darf.“

„O, Sie können bezahlen, was Sie wollen; ich bin nicht stolz.“



Band XIII. Seite 242.
Hero und Leander.

„Dann will ich eilen, Mundvorrath zu holen.“

„Gehen Sie; Prudentia deckt unterdessen den Tisch.“

Bouchenot entfernt sich und Prudentia sagt während des Deckens zu ihrer Freundin: „Dieser Herr ist recht drollig; es ist nur Schade, daß er so frei gegen die Frauenzimmer ist: er sieht Einen so keck an, das bringt mich gleich in Verlegenheit.“

„Du wirst Dich schon daran gewöhnen; übrigens sind die heitersten Männer nicht immer die gefährlichsten.“

„Bah, wirklich? O ich gäbe Etwas darum, wenn ich die Gefährlichen gleich erkennen könnte. Ach, wie glücklich bist Du, Cölina, das Alles zu wissen! Dich kann man nicht bethören.“

„Bethören! Das ist das Loos von uns Weibern.“

„Ah, wir müssen uns bethören lassen?“

„Oder nicht verliebt sein.“

„Was ist das Beste: nicht verliebt zu sein oder sich bethören zu lassen?“

„Mein Gott! wie dumm bist Du, Prudentia! Ist man denn Herr über solche Dinge?“

„Meiner Treu', ich weiß es nicht; Du hast mir gesagt, Du wollest mich klüger machen, damit die Frauenzimmer in unserem Laden mich nicht mehr auslachen sollen, allein Du hältst nicht Wort. Sprich', soll ich es geschehen lassen, wenn mir dieser Herr wieder den Hof machen will?“

„Sei ruhig, er wird ihn Dir nicht mehr machen.“

„Warum?“

„Weil er ihn jetzt mir macht.“

„Sonderbar; er hat also seinen Geschmack geändert! Wirst Du ihm Gehör geben?“

„Vielleicht; es ist möglich.“

„Ah, gut, gut, ich will mir merken, was Du ihm antworten wirst, um das Nämliche zu sagen, wenn man mir die Cour machen wird.“

Bouchenot kommt mit einer Pastete und einer Büchse Sardellen zurück; man setzt sich zu Tische. Der junge Mann widmet Cölinen seine ganze Aufmerksamkeit. Er blickt immer sie an und richtet das Wort stets an sie; daher nimmt auch Mademoiselle Prudentia nur wenig Theil an der Unterhaltung, dagegen einen um so größeren von der Pastete und hört dabei aufmerksam auf das, was Cölina ihrem Nachbar auf seine süßen Redensarten antwortet.

Das Fruhstück dauert lange; es ist beinahe drei Uhr. Bouchenot ist recht aufgeräumt, die kleine Nachbarin lacht in Einem fort und die dicke Prudentia verzehrt gerade ihre dreizehnte Sardelle, als an die Thure geklopft wird; Timotheus tritt ein.

Er scheint im ersten Augenblick sehr mißvergnügt, Bouchenot bei der Nachbarin zu finden, und zwar in so ungezwungener Haltung, als ob derselbe schon da zu Hause wäre; als jedoch der große junge Mann Fräulein Prudentia erblickt, kommt ihm seine gute Laune wieder.

„Ich kam, um Ihnen unsern Dank zu sagen," sagt Timotheus, Cölina begrüßend, „aber es kommt mir vor, als ob Bouchenot seinen Dank schon abgestattet hätte."

„Ich lasse mir nie zuvorkommen, mein Junge," entgegnet Bouchenot, sich auf seinem Stuhle schaukelnd, mit einem spöttischen Blick auf seinen Freund.

„Setzen Sie sich doch, Herr Timotheus," sagt Cölina, „Sie sind hier unter Bekannten. Das ist meine Freundin Prudentia, der Sie vorgestern gefälligst erlaubten, bei Ihnen auszuruhen. Prudentia, dieser Herr ist einer meiner Nachbarn; der, von dem Du vorhin sprachst . . . Du weißt schon, welcher . . ."

„Ja, ja," erwidert Prudentia, die bis in's Weiße der Augen erröthet und, um Haltung zu gewinnen, die vierzehnte Sardelle verschlingt, „o, ich erkenne den Herrn ganz gut."

„Ich habe Sie auch augenblicklich erkannt," sagt Timotheus, sich neben das junge Mädchen setzend.

„Ihr habt bestimmt gegenseitig Eindruck auf einander gemacht," ruft Bouchenot lachend aus; „das ist keine schlimme Vorbedeutung."

„O warum nicht gar, der Herr hat mir gar nichts angethan," entgegnet Prudentia, auf ihre Serviette hinabblickend.

„Ich wette, daß mein Freund nicht so sprechen würde," versetzt Bouchenot.

Timotheus scheint sehr verlegen und nicht zu wissen, was er erwidern soll, aber Cöline fragt hastig dazwischen: „Wollen Sie mit uns frühstücken, Herr Timotheus?"

„Sie sind sehr gütig, Mademoiselle ... ich hatte im Sinne bald zu Mittag zu essen, doch gleichviel, ich nehme Ihre Einladung an."

„Sieh' da, es sind keine Sardellen mehr da ... Ah, sie scheinen Dir zu schmecken, Prudentia?"

„Meiner Treu' ja ... ich hatte noch nie welche gegessen ... Ich glaubte, es seien Austern."

„Es scheint," sagt Bouchenot, „daß man sich in Poissy besser auf die Schafe, als die Fische versteht ... Timotheus, gehe und hole noch eine Büchse."

„O es ist überflüssig."

„Doch, doch, geh', Timotheus, Du siehst ja, daß sie Mademoiselle Prudentia gerne ißt."

Dabei neigt sich Bouchenot gegen das Ohr seines Freundes und flüstert ihm zu: „Die Sardellen sind gesalzen, das macht Durst. Du darfst die dicke Prudentia nur ein Bischen betrunken machen, so ist sie Dein."

„Ich will mein Glück keinen solchen Mitteln zu verdanken haben," entgegnet Timotheus.

„Dann fürchte ich, wirst Du gar nicht dazu gelangen."

„Was haben Sie sich denn in's Ohr zu sagen?" fragt Cölina.

„Nichts, Nachbarin, ich trug meinem Freunde auf, uns einen kleinen Nachtisch mitzubringen.“

„Ach, keine Tollheiten, meine Herren; ich gebe nicht zu, daß Sie unnöthige Ausgaben machen.“

„Ich werde Ihnen gehorchen, Mademoiselle,“ erwidert Timotheus, während er sich entfernt.

„O wahrhaftig, es war überflüssig, ihm dieses anzuempfehlen,“ sagt Bouchenot. „Wenn der je zu Grunde geht, so versichere ich Sie, daß es nicht durch seine Schuld geschieht.“

Timotheus kommt bald wieder mit einer Büchse Sardellen, einem Vierling Knackmandeln und zwei Loth Käse zurück.

„Der Tausend! Alles das für uns Vier?“ schreit Bouchenot, den Käse an sein Messer spießend. „Was Teufels! Du willst, glaube ich, daß wir uns den Magen überladen sollen?“

„Ich wußte nicht, ob die Frauenzimmer Käse essen würden,“ antwortet Timotheus, sich zu Tische setzend.

„Sie haben ganz Recht, Herr Timotheus, achten Sie nicht auf Ihren Freund,“ versetzt Cölina; „ich sehe es gerne, wenn ein junger Mann sparsam und geregelt lebt . . . und Etwas auf die Seite legt.“

„Ich habe nie Etwas auf die Seite gelegt, als meinen Hut,“ sagt Bouchenot lachend.

„Bedienen Sie sich doch, Mademoiselle,“ sagt Timotheus zu der dicken Prudentia, die zinnerne Büchse präsentirend, worin sich die Sardellen befinden.

Mademoiselle Prudentia läßt mehrere Sardellen auf ihren Teller fallen und spricht: „Das macht aber recht durstig, diese Austern . . .“

„Du willst, wie es scheint, aus den Sardellen durchaus Austern machen,“ sagt Cölina. „Nun, wo gehen Sie denn hin, Herr Bouchenot?“

„Ich komme im Augenblick wieder, Nachbarin.“

Bouchenot hat zwei Flaschen Champagner geholt und bringt sie mit dem Ausrufe: „Jetzt können die Sardellen schwimmen!“

„Ich dachte es mir doch, Sie würden Tollheiten machen,“ sagt Cölina beim Erblicken des Champagners schmunzelnd; „ach, Herr Bouchenot, das ist sehr Unrecht von Ihnen; wenn Sie wüßten, wie mich der Wein aufregt und toll macht ...“

„Um so besser, Sie sind nüchtern schon so verführerisch, wie müssen Sie dann erst sein?“

„Schweigen Sie, Unartiger!“

„Nehmen Sie noch ein Stückchen Pastete, Mademoiselle,“ sagt Timotheus zu Prudentia, und diese, welche sich vorgenommen, ihre Freundin nachzuahmen, nimmt den Teller mit den Worten: „Schweigen Sie, Unartiger!“

Der große junge Mann ist ganz verblüfft, Cöline bricht in ein Gelächter aus und Bouchenot läßt einen Pfropf springen. Beim Anblicke des Schaums, der sie bespritzt, springt die dicke Prudentia hinweg und schreit laut: „Ach, mein Gott, es ist Feuer in der Flasche!

Es kostet einige Mühe, sie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß der Schaum des Champagners keine Rakete sei. Endlich versucht sie ihn und findet alsbald Geschmack daran. Während die Unterhaltung belebter wird und die Liebe zwischen Cölina und Bouchenot rasche Fortschritte macht, bemüht sich Timotheus seinerseits, die Eroberung Prudentia's zu machen; diese, welche das Sardellenessen und Champagnertrinken aufgeregt hat, blickt Timotheus weit zärtlicher an und antwortet auf Alles, was er ihr sagt: „Schweigen Sie, Unartiger!“

Die Zeit vergeht schnell bei einer guten Unterhaltung. Die Nacht überrascht die jungen Leute an Cölina's Tisch.

„Ach, mein Gott, es ist bereits Nacht!“ ruft Prudentia aus, „und ich sollte nur eine halbe Stunde ausbleiben! Madame hatte mich fortgeschickt, Einfaßschnüre zu holen.“

„Sagen Sie, Sie hätten in zwanzig Läden gehen müssen, um das Verlangte zu finden," versetzt Bouchenot.

„Ja, weil die Einfaßschnüre so rar sind! ... Mein Gott, ich muß nach Hause ... ich werde fürchterlich gezankt ... das ist sonderbar, mir ist es ganz flimmerig vor den Augen."

„Mein Freund Timotheus wird Sie nach Hause begleiten," sagt Bouchenot, dem es nicht unlieb ist, mit Cölina allein sein zu können.

„Ich wollte eben so frei sein, der Mademoiselle meinen Arm anzubieten," fügt Timotheus bei.

„Ach, das wäre eigentlich überflüssig ... Schweigen Sie, Unartiger! ... Sag', Cölina, soll ich die Begleitung dieses Herrn annehmen?"

„Warum nicht? Du hast ja eine so große Vorliebe für Gesellschaft."

„Das ist auch wahr ... er kann die Stelle meines Hundes ersetzen."

Cölina und Bouchenot lachen von ganzem Herzen, aber Timotheus entgegnet mit gefühlvollem Tone: „Ich werde mich jedenfalls besser halten als dieser, Mademoiselle, denn ich werde Sie nicht verlassen! ..."

„Ach, mein Gott, Herr Timotheus entschuldigen Sie ... ich sagte das ... wie ich etwas Anderes gesagt hätte. Ach, die Austern sind sehr gesalzen, aber der künstliche Wein ist recht gut."

„Mademoiselle, ich bin bereit."

„Schweigen Sie, Unartiger ... Gute Nacht, Cölina ... Das ist sonderbar, ich bin ganz und gar ... aber das schadet nichts, ich habe mich doch gut unterhalten."

„Geh' ... und thue unterwegs keinen Fehltritt."

Prudentia und Timotheus sind fortgegangen. Cölina beeilt sich, den Tisch abzudecken und ruft dabei aus: „Diese arme Prudentia! der Champagner ist ihr ein wenig in den Kopf gestiegen. Glück-

licher Weise ist Ihr Freund nicht fähig, ihren Zustand zu mißbrauchen . . . mit Ihnen hätte ich sie nicht gehen lassen."

„Wirklich! Sie sind aber sehr mäßig geblieben."

„Ah, weil ich mißtraute . . . und weil ich heute Abend noch arbeiten . . . das heißt mit dem Illuminiren von Hero und Leander fertig werden muß."

„Wie! Sie arbeiten heute Abend noch?"

„Ja, ich sagte Ihnen schon, daß man darauf warte."

„Man soll eben noch länger warten, wer wird sich auch nach einer so angenehmen Mahlzeit an die Arbeit setzen, pfui!"

„Das wird Sie nicht hindern, mir Gesellschaft zu leisten, wenn es Ihnen Vergnügen macht."

Cölina zündet ein Licht an und macht sich an ihre Arbeit. Bouchenot setzt sich in eine Ecke und schmollt; die kleine Coloristin merkt es und fängt an zu singen.

Nach einer Weile ist Bouchenot des Schmollens überdrüssig, und er nähert sich Cölina wieder mit den Worten: „Sie sind recht unartig, Nachbarin!"

„Unartig, weil ich arbeite?"

„Würden wir nicht besser daran thun, von Liebe zu sprechen?"

„Ich verbiete es Ihnen nicht, aber Sie wollen lieber in einem Winkel sitzen und schmollen."

„Man antwortet nicht gut, wenn man arbeitet."

„O, das genirt mich nicht im Antworten."

„Sind Sie noch nicht bald mit Hero und Leander fertig?"

„Nein."

„Wie weit sind Sie denn?"

„Sie sind recht neugierig."

Bouchenot steht auf und betrachtet die Lithographie, welche das junge Mädchen colorirt. Sie stellte Leander dar, wie er aus dem Wasser steigt und von seiner Geliebten abgetrocknet wird, welche ihm wohlriechenden Balsam auf's Haupt träufelt.

„Der Kerl ist nicht zu beklagen!“ ruft Bouchenot aus, „und ich beneide ihn um sein Loos; seine Geliebte dient ihm als Badknecht, reibt ihn und parfümirt ihn. Die Frauen des Alterthums waren frei von Vorurtheilen: Sie thäten so Etwas nicht, Tigerin.“

„Vielleicht doch ... Bedenken Sie auch die Gefahren, denen der junge Mann Trotz bot, der, um seine Geliebte zu sehen, das Meer durchschwamm.“

„O, das Meer ... das wäre ein bischen zu weit ... es war nur eine Meerenge ... wenn Einer schwimmen kann, ist es kein so großes Verdienst.“

„Und wenn sie ihn bei seiner Ankunft nicht bedeckt und abgetrocknet hätte, so würde der arme Junge bei diesem Treiben sicher eine Brustentzündung bekommen haben. Welches Weib wäre barbarisch genug gewesen, sich seiner nicht anzunehmen? ihm ... Nun, Herr Bouchenot, hindern Sie mich nicht am Arbeiten!“

„Ich möchte Sie küssen, Nachbarin.“

„Ich dulde es nicht.“

„Da ich Sie aber anbete ...“

„Ich glaube es nicht.“

„Da ich Ihr Geliebter werden will ...“

„Ich will nicht mehr lieben.“

„Probiren Sie es noch einmal, Sie werden es nicht bereuen.“

„In der Liebe ist eine Probe so viel als eine Verpflichtung.“

„O Cölina, legen Sie Ihre Hand auf mein Herz!“

„Die werde ich nicht hinlegen.“

„Legen Sie sie hin, um zu fühlen, wie es in Ihrer Nähe schlägt!“

„Lassen Sie mich in Ruhe, oder ich werde Sie kratzen.“

Bouchenot will Cölina durchaus küssen, diese vertheidigt sich wie eine Löwin; der Champagner hat sie, statt hingebender zu stimmen, wiederspenstiger gemacht; sie bildet sich ein, der

Nachbar habe ihr absichtlich zu trinken gegeben, und wenn ein Frauenzimmer auf ihrer Hut ist, kann man nicht leicht über sie triumphiren.

Bouchenot ruht nicht, bis er einen großen Riß im Gesichte hat, mit dem er sich voll Aerger und Scham in den Hintergrund des Zimmers zurückzieht; das junge Mädchen setzt ihre Arbeit fort. Mehr als eine Stunde verstreicht, ohne daß sie ein Wort mit einander sprechen.

Ungeduldig ohne Zweifel über das Schweigen des jungen Mannes, sagt Cölina endlich zu ihm: „Herr Bouchenot, es ist spät, ich möchte mich schlafen legen; nicht wahr, Sie gehen jetzt in Ihr Zimmer?"

„Ha, ha, die Mademoiselle weist mir die Thüre!"

„Nein, mein Herr, das ist nicht der Fall, aber ... Sie wissen wohl, daß Sie hier nicht über Nacht bleiben können."

„Warum nicht, wenn es Ihr Wunsch wäre! Sind wir nicht Beide Herr unserer Handlungen?"

„Ach, das wäre hübsch ... vorwärts Nachbar, nehmen Sie Ihren Hut."

Bouchenot steht auf, macht einige Gänge durch das Zimmer und begibt sich dann, statt fortzugehen, in ein Nebenkämmerchen, welches als Küche dient.

„Was wollen Sie da?" fragt Cölina.

„Ich will meine Handschuhe suchen, die ich in Ihrer Küche liegen ließ."

Einige Minuten verstrichen und Bouchenot kommt noch nicht zurück.

„Er braucht lange, bis er seine Handschuhe findet," denkt das junge Mädchen bei sich.

In diesem Augenblicke hört sie, daß der Hahn des Wasserfasses aufgedreht ist und eine Menge Wasser herausfließt.

„Ei mein Gott, was soll das bedeuten?" fragt sich Cölina

weiter; „wäscht er vielleicht seine Handschuhe? Das wäre ein komischer Einfall.“

Doch das junge Mädchen soll nicht lange in der Ungewißheit verharren, denn Bouchenot erscheint alsbald wie Leander, als er aus dem Wasser stieg, vor ihren Blicken; er hatte nämlich seine Kleider ausgezogen, sich unter den Hahn des Wasserfasses gelegt und das Wasser über sich hinunter fließen lassen.

„Ach, mein Gott, was soll das heißen, in welchem Zustande sind Sie?“ ruft Cölina aus.

„Das soll heißen, daß ich Sie eben so sehr liebe, wie Leander seine Hero; ich habe zwar nicht den Hellespont durchschwommen, um zu Ihnen zu kommen, weil die Calander-Straße nicht im Marmarameer liegt; aber ich bin eben so durchnäßt, als es der junge Mann sein konnte, wie er aus der Meerenge stieg, und wenn Sie kein Mitleid mit mir haben, werde ich die Brustentzündung bekommen, wovor Hero's Sorgfalt ihren Geliebten schützte.“

Cölina wußte nicht, was sie erwidern sollte, Bouchenot hatte eine Tollheit begangen, aber die Frauenzimmer lieben es, wenn man ihretwegen Tollheiten macht. Hatte sie nicht vor wenigen Minuten erst gesagt, Hero wäre barbarisch gewesen, wenn sie sich ihres triefenden Liebhabers nicht erbarmt hätte? Hieraus kann der Leser selbst schließen, daß nun die auf der Lithographie dargestellte Scene aufgeführt wurde.

Sechzehntes Kapitel.

Freunde bei der ersten Aufführung eines Stückes.

Mehr als ein Monat ist verflossen. Bouchenot kommt Abends nicht mehr zum Schlafen zu seinen Freunden; diese sind der Meinung, er habe sich bei Heinrich niedergelassen, während er es für gut fand, sich bei der Nachbarin einzuquartieren.

Allein obgleich Cölina sich der Neigung ihres Herzens und der Macht der Umstände, die ihren Fall herbeigeführt hatten, hingibt, sagt sie doch oft zu ihrem Geliebten: „Aber willst Du denn die Stelle, die man Dir angeboten hat, nicht antreten?“

„Doch, aber es hat damit noch Zeit;“ entgegnet Bouchenot.

„Wenn man sie aber einem Andern gäbe?“

„Das geschieht nicht . . . es ist bei einem Freunde.“

„Wenn er Dich aber braucht?“

„O, es hat keine Eile! Langweilt es Sie, meine liebe Freundin, daß ich meine ganze Zeit bei Ihnen zubringe, Sie in Gasthäuser und Theater führe und nicht von Ihnen weiche?“

„Nein, gewiß nicht; aber trotz des Vergnügens, welches mir Deine Nähe verschafft, möchte ich doch Deinen Vortheil nicht beeinträchtigen. Und woher nimmst Du denn das viele Geld, welches Du mit mir ausgibst? Ihr waret doch so in Mangel!“

„Es ist mir ein altes Guthaben eingegangen; überdies brauchen wir nicht viel; wir gehen immer in kleinere Gasthäuser und sitzen auch nicht auf den Vorderplätzen im Theater.“

„Es kostet deßhalb doch.“

„Sei beruhigt, wenn ich kein Geld mehr habe, werde ich Heinrich aufsuchen und merkwürdig arbeiten.“

Georg hatte, ganz mit der Aufführung seines Stückes beschäftigt, Heinrich seitdem nicht mehr gesehen und bekümmerte sich wenig um Bouchenot. Timotheus arbeitete den ganzen Tag, und wenn er seiner Nachbarin guten Abend wünschen wollte, so war diese meist mit Bouchenot ausgegangen. Das zärtliche Einvernehmen, welches zwischen diesem und Cölina bestand, war kein Geheimniß mehr. Timotheus hatte seine Neigung Mademoiselle Prudentia zugewendet, aber seit jenem Abend, wo er sie in ihr Geschäft zurückbegleitet hatte, durfte das dicke Mädchen nicht mehr ausgehen, weil sie einen Tag lang fortgeblieben war, um Einfaßschnüre zu kaufen.

Eines Morgens jedoch kam Georg zu Heinrich, um ihm mitzutheilen, daß man sein Stück aufführen werde.

Nachdem der junge Dichter lange über sein Werk und die Scenen gesprochen hatte, auf welche er die Hoffnung eines günstigen Erfolgs gründete, kam Heinrich auf seine Liebe, seine Pauline, ihre Reize, ihre Vorzüge und das zu erwartende Glück an ihrer Hand, zu sprechen. Beide hörten einander aufmerksam zu; das ist immer ein Beweis von Freundschaft oder wenigstens von Lebensart. In der Welt haben nur sehr wenige Menschen Lebensart, denn wenige verstehen Einem zuzuhören.

Im Augenblicke, wo sie sich trennen wollten, fragt Georg Heinrich: „à propos, bist Du mit Bouchenot zufrieden? arbeitet er fleißig?“

„Ich wollte mich eben bei Dir nach ihm erkundigen,“ erwidert Heinrich, „ich habe ihn seit unserem Frühstück nicht mehr gesehen und erwarte ihn täglich. Wenn er aber nicht demnächst kommt, so bin ich genöthigt, Jemand anders anzunehmen, denn ich kann meinem Geschäfte nicht allein vorstehen.“

„Das ist unbegreiflich! ... Timotheus und ich waren der Meinung, er sei bei Dir! ... Dieser Bursche ist unverbesserlich ... sobald er einen Heller Geld in der Tasche hat, ist er nicht zum Arbeiten zu bewegen; da er aber sehr verschwenderisch damit umgeht, so ist es mir unfaßlich, daß er noch welches hat ... ich werde heute noch mit Timotheus über ihn sprechen; vielleicht weiß dieser mehr als ich.“

Georg und Timotheus trafen sich häufig beim Mittagessen in einem bescheidenen Gasthause, dessen Preise der Börse unserer Studenten angemessen waren. Als Georg seinen Kameraden erblickt, redet er ihn gleich mit den Worten an: „Weißt Du, daß Bouchenot noch nicht bei Heinrich war?“

„Nein, aber es wundert mich nicht. Seit er der Geliebte der Nachbarin ist, weicht er nicht mehr von ihr.“

„Ist er denn der Geliebte der Mademoiselle Célina?"

„Potz Kuckuk! sie machen kein Geheimniß daraus. Ich hätte der Nachbarin mehr Geschmack zugetraut."

„Das heißt, Du hättest der Bevorzugte sein mögen."

„O, ich denke nicht mehr an sie; ihre Freundin, Mademoiselle Prudentia, ein reizendes rundes Mädchen, welches immer zu mir sagte: „„Schweigen Sie, Unartiger!"" und Abends, als ich sie in ihr Geschäft zurückbegleitete, auf dem ganzen Wege walzen wollte, gefällt mir viel besser."

„So, Du machst Mademoiselle Prudentia die Cour?"

„Das heißt; ich stand im Begriff, ihre Eroberung zu machen; aber man läßt sie unter dem Vorwande, sie käme nicht mehr nach Hause, nicht mehr ausgehen."

„Um wieder auf Bouchenot zurückzukommen; begreifst Du, wovon er seit mehr als drei Wochen leben mag? Er muß die vierzig Franken, die er noch übrig hatte, schon längst ausgegeben haben."

„O, gewiß!"

„Woher bekommt er denn Geld?"

„Ich weiß nicht . . . es sei denn, daß er sich von der kleinen Coloristin unterhalten ließe; sie scheint wahnsinnig in ihn verliebt zu sein!"

„O pfui, welcher Gedanke! Wenn ich Bouchenot solche Unzartheit zutraute, würde ich nicht mehr mit ihm umgehen."

„Ich irre mich vielleicht; auch läßt sich mit dem Coloriren nicht viel verdienen."

„Weißt Du was, suche Bouchenot auf, das wird nicht schwer sein, da er sich immer bei der Nachbarin befindet. Bemühe Dich, aus ihm herauszubringen, was er treibt; sage ihm, Heinrich erwarte ihn, und theile ihm dann auch mit, daß morgen mein Stück aufgeführt wird. Ich hoffe, daß ihn seine neue Liebschaft nicht so ganz und gar in Anspruch nimmt, daß er dadurch für den glücklichen

Erfolg eines Freundes ganz abgestumpft werde ... sag' ihm, daß ich auf ihn, sowie auf Dich zähle ... es ist mein erstes Werk... eine günstige Aufnahme kann mir die Bahn eröffnen ... während mir das Durchfallen des Stückes fast unmöglich machen würde, vorwärts zu kommen. Nimm, hier sind zwei Karten auf die Galerie für Dich und für ihn."

„Nur zwei Karten? ich sollte wenigstens vier haben."

„Willst Du zwei Deiner Freunde mitnehmen?"

„Natürlich. Bouchenot wird, wie sich von selbst versteht, die Nachbarin mitnehmen, und ich werde Mademoiselle Prudentia zum Mitgehen zu bewegen suchen."

„So! Frauenzimmer wollt Ihr mitnehmen? Ich dachte zwei Freunde, die recht applaudiren würden. Das also ist Dein Interesse für den Erfolg meines Stückes? O, die Menschen! Jeder denkt nur an sich!"

„Sei ganz beruhigt; die Frauenzimmer applaudiren jetzt so gut, wie die Männer, außerdem lachen oder weinen sie viel heftiger, was noch mehr werth ist. Ich stehe Dir dafür, wir werden einen Teufelslärm machen."

„Wie, einen Lärm? damit das Stück gestört oder unterbrochen wird?"

„Ach nein, damit es bis in die Wolken erhoben wird."

„Nun, so nimm, hier sind vier Karten. Ach, ich wollte gerne ich wäre zwei Tage älter."

„Mache Dir doch keine Sorgen; es geht gewiß gut... jedenfalls sind ja wir da."

„Ja, ja, Ihr werdet schön da sein ... Euch nur mit Euren Schönen beschäftigen ... und das Stück Eures Freundes Stück sein lassen!"

„Ich will applaudiren wie ein Tauber."

„So ist es nicht gemeint; man muß mäßig, aber am geeigneten Platze applaudiren. Verhüte hauptsächlich, daß Bouchenot

Unsinn macht, wie es seine Gewohnheit ist, um Aller Augen auf sich zu ziehen."

„Er wird daran denken, daß es Dein Stück ist ... und nicht pfeifen."

„Pfeifen! Das würde auch noch fehlen."

„Du weißt, daß ihm das Pfeifen gewöhnlich viel Spaß macht, aber in Deinem Stücke ... o! sei unbesorgt, Du wirst zufrieden mit uns sein."

Nach dem Mittagessen begibt sich Timotheus zu Cölina; er trifft Bouchenot, der in einem alten Lehnstuhl von Stroh sich ausstreckt, seine Füße auf den Ofenstein stützt und mit Wollust eine spanische Cigarre raucht, während seine Geliebte die Abenteuer Rothkäppchens colorirt.

„Ei, Timotheus!" ruft Bouchenot aus, ohne seine Lage zu verändern, die etwas Asiatisches an sich hatte.

„Ich selbst; guten Abend Mademoiselle Cölina."

„Guten Abend, Herr Timotheus. Warum besuchen Sie uns denn so selten?"

„Ach, beim Kuckuk, Sie sind ja nie zu Hause; weßhalb sollte ich dann kommen?"

„Sie sehen doch, daß wir zu Hause sind, da Sie uns treffen."

„Das ist ein Zufall."

„Ei was, Timotheus, haben wir, meine Geliebte und ich, nicht die Freiheit, spazieren zu gehen, wann wir wollen? müssen wir Deine Erlaubniß dazu einholen?" entgegnet Bouchenot, indem er seinem Freunde eine Rauchwolke in's Gesicht bläst.

„Das habe ich nie gesagt."

„Glücklicherweise!"

„Aber das will ich Dir sagen, daß Heinrich, der Dir eine Stelle bei sich angetragen hatte, sehr erstaunt ist, Dich seit unserem Frühstück nicht mehr gesehen zu haben. Hast Du einen bessern Platz gefunden als den, welchen er Dir vorgeschlagen?"

„Es scheint mir, der hier sei nicht so übel," antwortet Bouchenot, sich in seinem Lehnstuhl dehnend.

„Herr Timotheus," sagt Cölina, „ich bitte Sie zu glauben, daß nicht ich es bin, die Bouchenot abgerathen, die ihm von seinem Freunde angebotene Stelle anzunehmen; im Gegentheil habe ich ihn schon öfters gefragt, warum er Herrn Heinrich nicht besuche."

„Davon bin ich überzeugt, Mademoiselle, wenn aber Bouchenot nicht nöthig hat zu arbeiten . . ."

„Timotheus, weißt Du, daß Du mich schmählich langweilst?" unterbricht ihn Bouchenot. „Wenn Du bloß deßhalb gekommen bist, mich zu schulmeistern und mir moralische Vorlesungen zu halten, so hättest Du Dir die Mühe des Besuches ersparen können."

„Nein, ich bin nicht deßhalb gekommen, sondern um Euch zu sagen, daß morgen Georgs Stück aufgeführt wird und Euch Billette dazu zu bringen."

„Ah, bravo! das lasse ich mir gefallen; wenn Du so sprichst, hören wir Dich gerne an."

„Also morgen?" ruft Cölina aus. „Ach, welches Vergnügen! In welchem Theater wird es gespielt?"

„Im Vaudeville-Theater."

„Wie viele Aufzüge hat das Stück?"

„Einen einzigen."

„Ach, das ist sehr wenig!"

„Vielleicht mehr als genug," murmelt Bouchenot, sich auf seinem Stuhle schaukelnd.

„Was hast Du gesagt, Bouchenot?"

„Nichts, ich scherzte nur. Wie viel Karten hast Du?"

„Hier sind vier für uns Drei."

„Vier für uns Drei?" fragt Cölina. „Wollen Sie denn Jemand mit uns nehmen?"

„Nein, Mademoiselle, ich habe Niemand, wenn Sie aber Jemand hätten, eine Freundin zum Beispiel? . . ."

„Nun, stelle Dich nicht so einfältig," sagt Bouchenot lachend, „sage Cölina gerade heraus, daß Du es gerne sähest, wenn sie Prudentia mitnähme. Hm, der große Gimpel, der das junge Mädchen heimgeführt hat und sie nicht einmal bat, ihm ihr Schlafkabinet zu zeigen!"

„Ich konnte das nicht verlangen, da ich sie in den Laden zurückführen mußte."

„Einerlei, ich sage Dir, daß Du ein Gimpel bist. Ich wollte, ich wäre ein Pascha, Du dürftest mein ganzes Serail nach Hause begleiten."

„Glauben Sie, Nachbarin, daß Mademoiselle Prudentia mit uns in's Theater gehen darf?"

„Das wird schwer halten! Ihre Prinzipalin ist nicht guter Laune, seit sie ihr den letzten Streich gespielt hat . . ."

„Wie, die dicke Prudentia spielt ihrer Prinzipalin Streiche!" ruft Bouchenot aus; „ich gestehe; daß ich ihr das nicht zugetraut hätte."

„Habe ich Dir diese Geschichte nicht erzählt?"

„Nein, gewiß nicht."

„O, sie ist zum Todtlachen!"

„Erzählen Sie uns doch, Nachbarin, das wäre recht liebenswürdig von Ihnen," sagt Timotheus, sich neben Cölina niederlassend; diese läßt ihre Farben ruhen und erzählt den beiden jungen Leuten folgenden Vorfall.

„Vor allen Dingen, meine Herren, müßt Ihr zur Verständigung der Geschichte wissen, daß die Leinwandhändlerin, bei der Prudentia arbeitet, eine ungeheure dicke Mama ist, die ihre zweihundertdreißig bis zweihundertfünfzig Pfund wägen muß, eines jener Weiber, welche der Schrecken der Omnibusse sind und für welche man eigene Thüren und Lehnstühle machen muß. Vor einigen Tagen hatte Madame Ballon, so heißt diese Dame, ein Geschäft in Versailles; da sie befürchtete, sie werde zur Zeit der

Abfahrt keinen Platz mehr bekommen, schickte sie Prudentia in aller Frühe auf das Omnibus-Bureau; weil sie aber recht bequem sitzen wollte, und selbst die Größe ihres Umfangs kennt, so befahl sie Prudentia, zwei Plätze zu bestellen; dann, sagte sie, werde ich jedenfalls weit bequemer reisen. Prudentia vollzieht den Auftrag und kömmt mit der Antwort zurück: „‚Ich habe Ihnen zwei Plätze bestellt, Madame, und sie auch sogleich bezahlt, damit man sie Niemand anders gibt.'“ Die Leinwandhändlerin begibt sich auf den Weg und langt einige Minuten vor der Abfahrt des Wagens an dem geeigneten Orte an. Man ruft die Namen der Reisenden auf, die in's Innere gehören, unter ihnen auch: „Madame Ballon!“ — „‚Hier!'“ schreit die dicke Dame vortretend; „‚aber Sie müssen zwei Plätze für mich haben, und ich sehe schon fünf Passagiere in dem Wagen, was bedeutet das?'“ — Der Conducteur sieht in seinem Verzeichniß nach und entgegnet: „‚Es ist nur ein Platz im Innern für Madame Ballon bestellt.'“ — „‚Aber, mein Herr, ich habe doch zwei bezahlt.'“ — „‚Warten Sie, Madame, warten Sie . . . im Hinterkasten, Madame Ballon . . . also richtig . . Sie haben zwei Plätze, den einen im Innern und den andern im Hinterkasten.'“ — „‚O, die verfluchte Gans,'“ ruft die dicke Leinwandhändlerin aus, „‚ich bestelle zwei Plätze, um bequem zu fahren, und sie nimmt einen vornen und einen hinten.'“ Alle Reisenden brachen über das Mißgeschick der Madame Ballon in ein helles Gelächter aus, aber Keiner wollte seinen Platz vertauschen, und die dicke Mama war auf dem ganzen Wege recht übel daran, während sie hinter sich einen leeren Platz bezahlen mußte. Sie können denken, wie sie bei ihrer Rückkehr Prudentia ausschalt, und deßhalb befürchte ich, wird sie ihr das Ausgehen nicht erlauben; dies soll mich jedoch nicht hindern, jedenfalls bei ihr darum anzuhalten.“

Bouchenot lacht herzlich über Madame Ballons Geschichte; Timotheus sucht Prudentia zu entschuldigen. „Jedenfalls,“ sagt

er, „hätte das arme junge Mädchen diesen Fehler nicht begangen, wenn ihr die Leinwandhändlerin ausdrücklich gesagt hätte, daß sie zwei Plätze nebeneinander wolle."

„Recht so, Timotheus," sagt Bouchenot, „man muß ein Frauenzimmer, das man liebt, immer entschuldigen. Wenn Cölina die größten Dummheiten von der Welt sagen würde, so würde ich sie doch für geistreich erklären; allein das passirt meiner Cölina nicht, denn sie ist ein Muster von Anmuth, Bosheit und Liebenswürdigkeit. Ja, Du bist eine Fee!"

„Geh doch, Bouchenot, laß mich in Ruhe."

„Nein, ich will Dich im Angesichte beider Welttheile küssen und vergöttern!"

Timotheus nimmt seinen Hut, während Bouchenot Cölina küßt, denn man macht immer ein kurioses Gesicht, wenn man Andere sich küssen sieht, und das Gesicht zieht sich noch mehr in die Länge, wenn solche Liebesbeweise einem Frauenzimmer zu Theil werden, dem man selbst die Cour gemacht, und welches Einen hat ablaufen lassen.

„Auf morgen also; ich hole Euch um sechs Uhr ab," sagt Timotheus; „wenn Mademoiselle Prudentia kommen darf, so soll sie um diese Zeit hier sein, dann gehen wir Alle miteinander."

„Es bleibt dabei."

Der folgende Tag war ein großer für Georg; man muß selbst Theaterstücke geschrieben haben, die zur Aufführung kamen, um die Aufregung, die Unruhe, die Ungeduld, die Beängstigung, kurz, das ganze Unbehagen zu kennen, welches man an dem Tage der Aufführung seines ersten Werkes empfindet. Bei einigen Dichtern wiederholt sich diese nervöse Crisis bei jeder ihrer ersten Vorstellungen; bei andern vergeht sie mit der Gewohnheit, ihre Werke auf die Bühne gebracht zu sehen; die Einen fliehen das Theater, während man ihr erstes Stück gibt, und haben nicht den Muth, ihrer Niederlage oder ihrem Triumphe beizuwohnen;

die Andern, philosophischerer Natur, setzen sich unter die Zuschauer, um den Effekt ihres Werkes besser beurtheilen zu können, und bleiben, wenigstens scheinbar, theilnahmlos beim Applaudiren oder Pfeifen des Publikums. Man behauptet auch, es gebe welche, die sich selbst applaudiren; von solchen aber, die sich selbst auspfeifen, hört man nicht.

An dem Abend, wovon wir sprechen, war das Haus voll. Das macht dem Dichter zu gleicher Zeit Vergnügen und Angst: für den Fall eines günstigen Erfolgs wünscht er sich möglichst viele Zeugen, bei einem Durchfallen möglichst wenige. Vor Beginn des Stückes späht er durch das Loch des Vorhanges nach Freunden ... er sieht ihrer nie genug; er möchte auf allen Gesichtern den Ausdruck der Gewogenheit und einer günstigen Stimmung für sein Werk lesen; das unbedeutendste Geräusch setzt ihn in Unruhe, und das Krachen einer auf- oder zugehenden Thüre klingt seinen bangen Ohren immer wie ein Pfiff.

Georg ist vor der Aufführung des Stückes, welches dem seinigen vorhergehen soll, auf der Bühne; er stellt sich vor das Loch in dem Vorhang und sieht nach allen Zuschauerräumen. In der Vorderloge erblickt er Heinrich, hinter einem jungen reizenden Mädchen sitzend, welches die auf sie gerichteten Lorgnons und Lorgnetten einigermaßen in Verwirrung zu bringen scheinen; es ist Pauline Giraumont. Eine ziemlich bejahrte Dame war mit ihr gekommen. Heinrich hat der Dame, bei welcher er zuweilen mit Paulinen zusammentrifft, ein Billet gegeben, und Herr Giraumont war außerordentlicher Weise so gütig gewesen, seine Einwilligung zu ertheilen, daß seine Tochter mit der Dame in's Theater gehe; allerdings hatte ihm diese Letztere nicht gesagt, daß sie das Billet von Heinrich erhalten habe und der junge Mann sie begleiten werde, denn Paulinens Vater ist immer sehr strenge, und obgleich er mehr Wohlwollen für Heinrich an den Tag legt und ihm gestattet hat, zuweilen in's Haus zu kommen, müssen sich die Liebenden doch stets noch mit Hoffnungen begnügen. Es

ist daher ein großes Vergnügen für sie, einen ganzen Abend ohne lästige, argwöhnische Beobachter zuzubringen; sie werden die Stücke immer unterhaltend und gut finden, und sogar die langweiligsten werden ihnen noch zu kurz vorkommen. Sie bedauern zum Voraus das Ende eines solchen Abends. Fragt ihr sie aber nachher, was sie gesehen haben, so würden sie sehr in Verlegenheit kommen, wenn sie es euch sagen sollten.

„Gut, das ist einmal ein Freund," spricht Georg zu sich, „suchen wir jetzt auch die andern." Indem der junge Dichter seine Blicke über die gedrängten Reihen der Galerie hinstreifen läßt, fallen ihm Timotheus und Bouchenot in's Auge; neben dem Letztern befand sich Mademoiselle Cölina in einem Rosahütchen, worin ihr muthwilliges Gesichtchen beinahe vernünftig aussah. In ihrem bescheidenen, aber anständigen Anzuge hätte Niemand eine Coloristin vermuthet. Neben Cölina saß ganz steif und aufrecht ein starkes, volles, rothwangiges Mädchen, welches à la chinoise frisirt war und auf beiden Schläfen kleine Löckchen hatte.

Das war Mademoiselle Prudentia, welcher Madame Ballon auf Cölinens Bitte erlaubt hatte, in's Theater zu gehen, und die sich nicht satt sehen und bewundern konnte, weil sie sich das erste Mal in einem großen Theater befand.

Nach ihr kam Timotheus. Er flüsterte seiner schönen Nachbarin von Zeit zu Zeit ein Wörtchen in's Ohr; diese antwortete ihm aber immer auf eine Weise, daß er wohl merken konnte, sie habe seine Frage nicht verstanden.

„Sie sind da!" denkt Georg, „ich bin überzeugt, sie werden mein Stück, so weit es in ihren Kräften steht, zu halten suchen ... Ach! warum konnte ich nicht das ganze Haus mit solch ergebenen Freunden füllen; dann wäre ich beruhigt!"

Das erste Stück ist vorbei; der Saal ist, einige reservirte Logen ausgenommen, voll. Bouchenot steht alle Augenblicke auf, sieht in den Logen herum und macht laut seine Bemerkungen.

„Es ist recht voll! ... da unten ist eine Dame die gar nicht übel ist ... ihr Gesicht ist mir bekannt ... Cölina, theure Freundin, Sie kneipen mich ... sind das Anfälle von Eifersucht? Hören Sie, meine Liebe, ehe ich Sie kannte, war ich nicht in Papier eingewickelt, wie ein Brustzuckerchen!... Ach, sehe ich nicht Elvina dort vorn?“

„Wer ist diese Elvina, mein Herr?“

„Eine Opernfigurantin.“

„Sie kennen, scheint es, ganz Paris?“

„Nein, ich kenne nicht ganz Paris, aber ich bin sehr bekannt ... Mein Gott, wie lange brauchen die, bis sie anfangen: das ist abscheulich!“

Timotheus sieht Bouchenot an und sagt mit leiser Stimme zu ihm: „Willst Du cabaliren?“

„Nein, ich will nicht cabaliren; ich werde aber doch sagen dürfen, daß sie lange zum Anfangen brauchen ... es ist ja wirklich lächerlich.“

„Wir dürfen so etwas nicht sagen.“

„Ach, wie dumm! Darf ich mich vielleicht auch nicht schnäuzen, weil das Stück von Georg ist? Sieh', da unten in der Vorderloge sitzt Heinrich ... der Schelm spricht mit einem recht hübschen Frauenzimmer.“

„Sprich doch nicht so laut, Bouchenot, Alles sieht nach Dir.“

„Ach, Du langweilst mich; mach' Deiner Dicken den Hof oder kaufe ihr eine Stange Gerstenzucker, das wird besser sein. Weißt Du, wer das junge Frauenzimmer ist, mit dem Heinrich spricht?“

„Wahrscheinlich das Fräulein, von dem er uns erzählt hat und das er zu heirathen gedenkt.“

„Donnerwetter! die wäre mir lieber in meinem Bette als ein Floh. O weh! Cölina, Sie machen mir blaue Male ... Sie tättowiren mich auf eine nicht sehr angenehme Weise. Vorwärts, den Vorhang auf!“

„Du solltest Dein Geld zurückverlangen, Bonchenot, das wäre noch besser."

„Wie glücklich bin ich heute Abend, theure Pauline! Warum kann ich die Dauer der Stücke nicht verlängern?" sagt Heinrich, sich dicht gegen das junge Frauenzimmer hinneigend, welches vor ihm sitzt, demselben leise in's Ohr. Diese wendet sich halb um, blickt den jungen Mann zärtlich an und stammelt: „O, auch ich bin recht glücklich und recht vergnügt; das Theater hat mich noch nie so gut unterhalten!"

„Hat Ihnen das Stück so gut gefallen, welches eben gespielt wurde?"

Das junge Mädchen lächelt, schlägt die Augen nieder und seufzt, während sie murmelt: „Das Stück? Mein Gott, ich weiß gar nicht was darin vorkam!"

„Theuerste Pauline! wann darf ich endlich frei von meiner Liebe mit Ihnen sprechen und Ihnen ohne Unterlaß wiederholen, daß ich Sie anbete? ... Wann wird Ihr Vater in unsere Verbindung willigen?"

„Wir wollen warten und hoffen!"

„Ach, ich würde geduldig warten, wenn ich immer wie heute Abend bei Ihnen sein könnte."

„Rücken Sie doch näher zu mir her, Mademoiselle Prudentia, Sie sitzen besser," sagt Timotheus zu seiner dicken Nachbarin.

„Ich danke, Herr Timotheus, ich sitze ganz gut."

„Macht Ihnen das Schauspiel Vergnügen?"

„Das will ich glauben; ich bin bisher nur im Marionetten- und im Seiltänzer-Theater gewesen."

„Ich bin auch recht glücklich, mich in Ihrer Gesellschaft zu befinden, Mademoiselle; denn seit ich letzthin Abends das Vergnügen hatte, Sie nach Hause zu begleiten, denke ich immer an Sie."

„Ach ja, letzthin, wo ich mich, mit Ehre zu sagen, so schmutzig gemacht habe! Mein Gott, wie sah ich aus!"

„Und erinnern Sie sich noch, was ich unterwegs zu Ihnen sagte?“

„Nein, mein Herr, ich weiß kein Wort mehr.“

„Ich sagte zu Ihnen, Mademoiselle, daß ich mich glücklich schätzen würde, in Ihrem Herzen ein Gefühl zu erwecken, welches ..“

„Nehmen Sie sich in Acht, Sie treten mir auf den Fuß.“

„Entschuldigen Sie, Mademoiselle, es geschah ohne Absicht. Ich sagte Ihnen, daß ich nichts sehnlicher wünschte, als einen Funken des Feuers in Ihrem Herzen zu entzünden, welches Ihre schönen Augen . . .“

„O herrlich! da kommen die Musikanten. Nicht wahr, jetzt geht es wieder an?“

„Ja, Mademoiselle.“

Timotheus hält es nun für klug, seine Erklärung nicht zu vollenden, weil Prudentia in diesem Augenblicke zu sehr mit dem Stück beschäftigt ist, als daß sie seinen Worten Aufmerksamkeit schenken könnte.

Endlich wird zum Zeichen, daß Georgs Stück nun beginnen werde, dreimal geläutet. Es war Zeit, denn Bouchenot geberdete sich sehr ungeduldig und stampfte mit den Füßen, indem er über die Länge des Zwischenakts raisonnirte. Das Läuten stellte aber die Ruhe wieder her und Alles setzte sich nieder. Der Vorhang ging alsbald auf und Jedermann richtete seine Aufmerksamkeit auf das Stück.

Bouchenot kehrt sich während der ersten Scene oft um, um ein ziemlich hübsches Frauenzimmer zu betrachten, welches neben einer leer gebliebenen Loge sitzt; Cölina ärgert sich über die fortwährende Zerstreutheit ihres Liebhabers und kneipt ihn tüchtig mit den Worten: „Werden Sie einmal aufhören, dieses Frauenzimmer zu betrachten?“

Bouchenot stößt einen halb unterdrückten Schrei aus. Das Parterre verlangt Ruhe und Timotheus sagt zu Prudentia: „Diese

Scene ist etwas lang!“ worauf die angehende Leinwandhändlerin erwidert: „O, ich habe keine Eile!“

„Das Stück läßt Einen kalt,“ sagt Bouchenot nach der zweiten Scene; „es muß noch sehr abgekürzt werden.“

„Willst Du schweigen!“ ruft ihm Timotheus zu.

„Ich sage das nur unter uns; ich werde doch Herr meiner Meinung sein?“

Die Handlung wird übrigens lebhafter und das Stück ansprechender; aber es kommen Leute in die leer gebliebene Loge hinter Bouchenot. Das Geräusch der Neuankommenden, welche um niederzusitzen die aufgeschlagenen Bänke herunterfallen lassen, macht das Publikum ungeduldig, und Bouchenot, der sich immer bemerkbar machen will, schreit mit einer Stimme, die alle Anwesenden hätte taub machen können: „Still doch!“

Unter den Personen, welche in der Loge Platz genommen haben, befindet sich ein etwa vierzigjähriger Mann, mit männlichen, kräftigen Zügen, dunkler Gesichtsfarbe und üppigem Haarwuchse, in welchem man, wenn man vollends das auffallende Schnarren seiner Sprache hört, einen Bewohner der südlichen Provinzen erkennt. Sein Anzug verkündet Wohlhabenheit und seine Manieren sind die eines Mannes von Welt.

Der Herr hat sich eben in der vordersten Reihe der Loge niedergelassen, als Bouchenot sich umwendet und seinen Blicken begegnet. Beide betrachten sich eine Weile. Ein Ausdruck des Erstaunens malt sich auf dem Gesichte des Fremden; in Bouchenots Zügen spricht sich Schrecken und Entsetzen aus. Er wird blaß und fängt an zu zittern; endlich dreht er sich wieder um, nimmt eilig seinen Hut, steht auf und steigt ungeachtet des Murrens aller hinter im sitzenden Personen, die es höchst unpassend finden, daß man während des Stückes hinausgehen will, über die Bank.

„Wo wollen Sie denn hin?“ fragt Cölina, als sie Bouchenot aufstehen sieht.

„Ich gehe.“

„Wie! Sie gehen mitten im Stück?“

„Ja, ich fühle mich unwohl ... halten Sie mich nicht auf.“

„Bleiben Sie doch, es wird vorübergehen ... ich will Ihnen Pfeffermünz-Küchelchen geben! ... Sie kommen doch wieder?“

„Ei, mein Herr! werden Sie sich nicht bald wieder setzen?“ ertönt es von allen Seiten.

„Wollen Sie ruhig sein?“

„Man entfernt sich nicht während des Stückes.“

„Still auf der Galerie!“

„Ich muß hinaus; es ist mir unwohl.“

Mit diesen Worten schafft sich Bouchenot, ohne sich umzusehen, aus Furcht, er möchte den Herrn in der Loge noch einmal erblicken, Bahn durch das Gedränge, stößt die Einen hin, die Andern her, und gelangt endlich aus der Galerie hinaus.

„Das ist ein angenehmer Herr im Theater,“ sagt eine hinter Bouchenot sitzende Person; „wir wollen aber hoffen, daß wir jetzt das neue Stück ungestört sehen können.“

Diese Person täuschte sich, denn nach Verlauf von fünf Minuten hält es Cölina nicht mehr aus; sie steht ebenfalls auf und ruft:

„Er kommt nicht zurück! ich muß durchaus wissen, was er hat. Entschuldigen Sie, meine Herren und Damen, gestatten Sie mir, hinauszugehen.“

„Ach, wie widerwärtig.“

„Madame, Sie können ja, sobald das Stück zu Ende ist, hinausgehen.“

„Sie stören das Schauspiel.“

„Warum sind Sie nicht gleich mit dem Herrn fortgegangen?“

Cölina läßt sich nicht zurückhalten; sie drängt und arbeitet sich vorwärts, tritt den Leuten auf die Füße, die Kleider und die Schemel, und erreicht die Thüre.

Kaum ist sie fort, so bemerkt Prudentia, die ihre Blicke fast

unablässig auf das Theater heftet, daß ihre Freundin nicht mehr neben ihr sitzt; sie stößt einen Schrei der Verwunderung aus und fragt laut: „Ei, wo ist denn Cölina?"

„Still, Ruhe!" schreit man von allen Seiten.

„Sie kommt gleich wieder, seien Sie unbesorgt," sagt Timotheus dem dicken Mädchen leise in's Ohr.

„Aber ich will wissen, wo sie ist; mein Gott, warum ist sie denn ohne mich fortgegangen?"

„Es wird ihr übel geworden sein."

„Und Sie glauben, ich werde sie allein lassen, wenn sie sich übel fühlt; ach, warum nicht gar"... das zeugte von einer schönen Freundschaft; nein ... ich werde sie aufsuchen."

„Bleiben Sie doch auf Ihrem Platze, wir gehen gleich nach dem Stücke."

„Gott bewahre! O, Cölina ist mir lieber als Ihr Stück, von dem ich kein Wort verstehe; ich muß sie aufsuchen."

Mit diesen Worten schlägt Mademoiselle Prudentia denselben Weg ein wie ihre Freundin, und Timotheus, der befürchtet, sie möchte sich in einem ihr fremden Theater verirren, entschließt sich, ihr zu folgen, weßhalb Beide unter allgemeinem Klagen und Murren der Zuschauer, die über die fortwährenden Störungen so entrüstet sind, daß das Schauspiel unterbrochen wird und eine Scene wiederholt werden muß, sich entfernen.

Und Heinrich und Pauline tauschten während dieser Zeit zärtliche Blicke aus und kümmerten sich so wenig um das, was im Saale vorging, als was auf der Bühne gespielt wurde.

Aber trotz all dem fand Georgs Stück eine günstige Aufnahme.

„Es ist übrigens heute Abend bedeutend cabalirt worden," sagten die Schauspieler zu dem jungen Dichter nach der Aufführung seines Stückes, und dieser antwortete: „Das ist richtig; man hat viel Lärm gemacht, aber glücklicher Weise waren gute Freunde von mir da, deren Dienste mir sehr zu Statten kamen."

Siebenzehntes Kapitel.

Puteaux, St. Ouen und Montmartre.

Bouchenot verließ das Theater wie ein Narr; er rannte unaufhaltsam wie ein Verfolgter durch die Straßen. Vor Cölina's Zimmer stand er stille, schloß, da er den Zimmer-Schlüssel der kleinen Coloristin bei sich hatte, auf, schloß hinter sich wieder zu, steckte sich bis über den Kopf unter die Decke und sprach zu sich: „Wenn er mir nur nicht bis hierher nachsetzt; denn er war es... o! er war es sicher! ich habe ihn ganz gut erkannt... und ich glaube auch, daß er mich erkannt hat!"

Cölina suchte ihren Geliebten in allen Gängen, fragte alle Logenschließerinnen nach ihm, aber keine konnte ihr Auskunft geben. Sie entschloß sich zuletzt, sich aus dem Theater zu entfernen, suchte und rief in der ganzen Umgegend nach Bouchenot, da sie ihn aber nirgends gewahrte, eilte sie mit schnellen Schritten nach Hause, denn bereits liefen ihr einige Herren nach und belästigten sie mit plumpen Galanterien.

Endlich langt das junge Mädchen zu Hause an und klopft an ihre Thüre, aber Niemand gibt ihr Antwort, und da sie kein Licht bemerkt, jammert sie: „Er ist nicht nach Hause gekommen und hat meinen Schlüssel! was soll ich anfangen? was mag aus ihm geworden sein? Ach, mein Gott! wo soll ich ihn suchen?"

Da Cölina etwas laut klagt, kann man sie im Zimmer hören, und eine Stimme ruft: „Wer ist da?"

„Ei, mein Gott! ich bin es... mache mir doch auf, wenn ich klopfe!... Du läßest mich ja vor der Thüre verzweifeln."

„Du hättest sagen sollen, daß Du es seiest!" sagte Bouchenot, die Thüre öffnend.

„Fürchtest Du Dich vielleicht vor Dieben?" sagt Cölina ein-

tretend. „Aber jetzt sag' mir, warum Du wie ein Wahnsinniger aus dem Theater gelaufen bist ... sprich, was hat Dich angewandelt?"

„Ein fürchterliches Bauchgrimmen."

„Das ist sonderbar! Und wie ist es Dir jetzt?"

„Etwas besser."

„Soll ich Dir einen Thee machen?"

„Nein ... das heißt ja ... wenn Du willst."

„Das arme Stück! Ich hatte mich so darauf gefreut."

„Es ist nichts daran ... es wird durchgefallen sein ..."

„Was kannst denn Du wissen? Wir haben ja nicht einmal die Hälfte davon gesehen; es war schon der Mühe werth, in's Theater zu gehen!"

„Cölina, Ihre Reflexionen scheinen mir unpassend. Was kann ein Mensch dafür, daß er das Bauchgrimmen bekommt! Das sind unvorhergesehene Ereignisse, die sowohl den König als den Niedrigsten treffen können."

„Das ist richtig; daher will ich Dir einen Thee machen."

Cölina hatte schon den Thee gekocht und schickte sich eben an, Bouchenot eine Tasse voll in ein Confecttöpfchen einzuschenken, als man heftig an die Thüre pochte.

„Mach' nicht auf! gib keine Antwort!" ruft plötzlich Bouchenot mit bebender Stimme, indem er sie angstvoll anblickt.

„Warum denn nicht?" fragt Cölina, welche den Schrecken ihres Geliebten nicht begreift.

„Warum? ... das geht Dich nichts an ... Schweig' ... sprich kein Wort!"

Die kleine Coloristin betrachtete Bouchenot staunend, als eine gellende Stimme sich vom Hausgang hören ließ: „Cölina," ruft man, „bist Du zu Hause? ... Wenn Du nicht zu Hause bist, so sag' es wenigstens!"

„Ei, das ist Prudentia!" schreit Cölina, hastig aufschließend.

Bouchenot sinkt, als ob er sich seines Schreckens schämte, auf's Bett zurück.

Es war in der That Mademoiselle Prudentia in Begleitung des Herrn Timotheus, der sie an dem Thore des Theaters eingeholt hatte; sie kamen, um sich nach dem plötzlichen Verschwinden Bouchenots und Cölina's zu erkundigen.

„Herr Bouchenot hat das Bauchgrimmen bekommen," sagt die kleine Coloristin lachend, „und das Komischste daran ist, daß es ihn so feig macht wie einen Hasen; er duldet nicht mehr, daß man die Thüre öffnet, ohne vorher zu fragen, wer draußen sei."

„Mademoiselle, es ist ein nervöses Leiden," entgegnet Bouchenot mißlaunig, „und wenn Sie etwas von der Medicin verständen, so wüßten Sie, daß man nichts für diese Angst kann. Nun, hat das Stück Glück gemacht?"

„Wissen wir es?" antwortet Timotheus. „Mademoiselle Prudentia hat nicht mehr bleiben wollen, als sie bemerkte, daß ihre Freundin fort war. Ich glaube doch, daß sie bei mir hätte ruhig sein dürfen."

„Ich fürchtete mich auch nicht, mein Herr, ich wollte nur wissen, was aus Cölina geworden war. Ueberdies macht mir diese Art von Komödien nicht viel Unterhaltung! Alle diese Leute sprechen von ihren Angelegenheiten ... was kümmert das mich... mir ist der Polischinell oder der Pierrot im Seiltänzer-Theater viel lieber! Adieu, Cölina, ich gehe jetzt nach Hause... Madame Ballon kann heute nicht sagen, ich komme zu spät."

„Ich werde mir die Freiheit nehmen, Sie nach Hause zu begleiten, Mademoiselle," sagt Timotheus.

„Sie sind recht gütig, mein Herr. Ach! höre, Cölina, übermorgen ist ein Festtag, wir haben den ganzen Tag frei... willst Du mit mir einen Spaziergang machen? ... Wir sind jetzt im Frühling, die Felder müssen schon hübsch sein ... ich sehe das junge Grün so gern."

„Werden Sie mir wohl gestatten, Theil daran zu nehmen?" fragt Timotheus. „Ich habe an diesem Tage auch nichts zu thun und würde mit Entzücken die reine Luft der freien Natur einathmen . . . O rus! quando te aspiciam?"

„Sie wollen Spieken suchen?" sagt Prudentia, Timotheus einfältig anblickend.

„Nein, Mademoiselle, ich will nur Gras sehen."

„O! mich freut das Gras auch. Nun, Cölina, bist Du dabei?"

„Ich sage mit Vergnügen zu," erwidert die kleine Coloristin, „und vorausgesetzt, daß Herr Bouchenot kein Bauchgrimmen mehr hat . . ."

„Nein, nein . . . bis dahin wird es vorbei sein," versetzt dieser, „dann werden wir alle Vier miteinander gehen."

„Und uns hoffentlich besser unterhalten, als heute Abend," fügt Cölina bei. „Gut also, es ist ausgemacht. Hole uns um zwölf Uhr ab, wir wollen Dich erwarten."

Timotheus entfernt sich mit Mademoiselle Prudentia, die er nach Hause begleitet und respektvoll an der Thüre verläßt. In sein Logis zurückkehrend, begegnet er Georg, der singend und hüpfend die Treppe hinaufgeht, und sich, sobald er Timotheus ansichtig wird, in dessen Arme wirft.

„Ah, mein Freund, umarme mich!" ruft er aus. „Nun . . . was sagst Du jetzt?"

Timotheus kratzt sich hinter dem Ohre und weiß nicht, was er sagen soll, denn er wagt es nicht, Georg zu gestehen, daß er sein Stück nicht zu Ende gesehen hat. Allein der junge Dichter läßt ihm keine Zeit zur Antwort und fährt fort: „Welches Glück, mein Freund, welches Glück! . . . Trotz der Cabale . . . denn es ist ordentlich cabalirt worden . . . nicht wahr, mein Stück ist gut?"

„Sehr gut."

„Bist Du zufrieden gewesen, hm?"

„Vollkommen."

„Hat es Dir Vergnügen gemacht?"

„O ja; aber ich möchte es gerne noch einmal sehen."

„So oft Du willst, lieber Freund. Sind Bouchenot und die kleine Nachbarin auch zufrieden?"

„Ich versichere Dich, gerade so zufrieden wie ich."

„Ich muß sie sehen, sie umarmen."

„Bouchenot ist unwohl."

„Das macht nichts! . . . Ihr lieben Freunde, Euch verdank ich größtentheils meinen Erfolg, es ist daher auch billig, daß ich Euch meine Dankbarkeit bezeige."

Georg eilt an die Thüre der kleinen Nachbarin und klopft zum abermaligen Schrecken Bouchenots an, wirft sich an den Hals Cölina's, an den seines Freundes, dankt ihnen, fragt sie, was sie von seinem Stück denken, läßt ihnen aber keine Zeit zum Antworten, denn ein Dichter, dessen erstes Werk Glück gemacht hat, muß nothwendig selbst sprechen, sein Herz ausschütten, seiner Aufregung den Lauf lassen; er hat nirgends weder Ruhe noch Rast; deßhalb verläßt er auch nach einigen Augenblicken seine Freunde wieder, um in ein benachbartes Kaffeehaus zu eilen und zu sehen, ob nicht vielleicht in einem am Abend ausgegebenen Journale schon eine Recension über sein Stück kommt.

Und als Bouchenot endlich ruhiger über die Ereignisse des Abends nachdenken kann, spricht er zu sich: „Ich bin doch ein rechter Thor, warum fürchte ich mich vor diesem Manne; er sollte sich vielmehr vor mir fürchten! Ich habe nicht gegen den Eid gefehlt, den ich ihm geschworen. Aber sobald ich ihn erkannte, war ich nicht mehr Meister über mich. Hm! der Kerl hat ein zu ausgeprägtes Gesicht! . . . ich würde ihn unter Tausend erkennen. Er schien erstaunt, als er mich erblickte. Das ist eben nicht zum Verwundern: meine Kleidung war so verschieden von der, worin er mich zum erstenmal sah . . . damals wird er mich für einen Unglücklichen, für einen Vagabunden gehalten haben! . . . Ich fürchte

mich vor diesem Manne... vor dem Gedanken, daß man dahinter kommen könne, daß ich mit ihm bekannt sei ... ich zittere, in etwas verwickelt zu werden... und mache Dummheiten, die leicht Verdacht erwecken könnten!... Bei all' dem habe ich die hundert Thaler behalten, sie sogar ausgegeben ... es bleiben mir kaum noch zwanzig Franken davon übrig! ... Wenn ich nichts mehr habe, was bald der Fall sein wird, dann will ich Freund Heinrich aufsuchen und die Stelle annehmen, die er mir angeboten hat... man muß sich nach den Umständen richten."

Da Bouchenots Unwohlsein keine Folgen hatte, verhinderte nichts die mit Prudentia und Timotheus am Abend nach dem Theater ausgemachte Landpartie.

Der Morgen war so rein, so heiter und so mild wie ein Kind, das seiner Mutter zu ihrem Geburtsfeste gratulirt.

Es war Anfangs Mai; in diesem Monate kommen uns die schönen Tage schöner, die grünende Natur frischer, die Wärme angenehmer vor. Das rührt daher, weil Alles eine reizende Neuheit hat und, wie Bernardin de St. Pierre sagt, alles jugendlich Frische gefällt.

Cölina hatte eine Frühlings-Toilette gemacht; das gestreifte Rosakleid nach der neuesten Mode, der leichte Seidenshawl und das Strohhütchen mit der hübschen Bandschleife putzten die kleine Grisette so artig heraus, daß es wirklich ein Vergnügen war, mit ihr auf's Land zu spazieren.

Mademoiselle Prudentia Flambard hat auch ihren schönsten Staat angelegt: er besteht aus einem gedruckten Kattunkleide mit großen, hellen Bouquets. Die junge angehende Leinwandhändlerin liebt die auffallenden Farben; sie hat auch eine Neigung zu Hauben, und hat ein ganz kleines, niedliches Häubchen aufgesetzt, unter welchem ihr dickes, veilchenblaues Gesicht noch breiter und pausbackiger aussieht.

Der große Timotheus kann, indem er den Anzug der beiden

Freundinnen vergleicht, nicht umhin, Cölina die Palme zuzuerkennen; da er aber keine Wahl mehr hat, will er sich wenigstens die Eroberung der dicken Lehrmamsell sichern; er schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß ihm die Landparthie Gelegenheit zu einem Alleinsein unter vier Augen geben werde, welches er zu seinem Vortheil benützen will.

„Wie gefalle ich Euch?“ fragt Prudentia, als sie bei Cölina eintritt. „Nicht wahr, mein Kleid ist hübsch? . . . es hat mich Alles auf der Straße angesehen.“

„Das glaube ich gerne,“ erwiderte Bouchenot, „Sie sehen aus wie eine wandelnde Blumenlaube.“

„Es ist etwas zu grell,“ versetzt Cölina.

„Ach! so liebe ich es ... und nicht wahr, mein Häubchen ist hübsch? . . . es geht mir sehr gut.“

„Vorzüglich,“ antwortet Bouchenot, „Sie sehen noch einmal so dick darin aus wie sonst; wenn ich einmal krank werde, so lasse ich mir bei meiner Genesung eine solche Haube machen.“

„Ach! Sie sind recht unartig, Herr Bouchetrot!“ entgegnet Mademoiselle Prudentia, sich vor dem Spiegel drehend.

„Mademoiselle, ich heiße nicht Bouchetrop, sondern Bouchenot, fragen Sie nur Ihre Freundin Cölina.“

„Es ist richtig . . . mein Gott, ich täusche mich immer in den Eigennamen. Ich habe erst letzthin eine sehr stolze und übermüthige Dame unserer Kundschaft so sehr geärgert . . . sie heißt Madame Hintermann; sie kam unlängst in den Laden, meine Prinzipalin war gerade im Arbeitszimmer beschäftigt, ich rufe ihr daher hinein: Madame Hintertheil fragt nach Ihnen. Ueber dieses gerieth die Dame in Wuth, behauptete, man wolle sie verspotten und ging mit der Drohung, nie mehr zu uns zu kommen, als ob man verpflichtet wäre, sich alle Eigennamen genau zu merken.“

„Von all dem ist jetzt nicht die Rede,“ versetzt Timotheus,

„sondern davon, wo wir hingehen wollen. Wir müssen uns entscheiden, ehe wir das Haus verlassen, damit wir nicht wie Einfaltspinsel auf der Straße stehen und nicht wissen, welchen Weg wir einschlagen sollen.“

„Timotheus hat vollkommen Recht,“ sagt Bouchenot. „Es wäre sehr ärgerlich, wenn wir wie Einfaltspinsel aussehen würden. Reden Sie, meine Damen, wo wollen wir hin?“

„Wir wollen in Puteaux frühstücken,“ antwortet Cölina, „man speist so guten Hasenragout dort . . . dann gebackene Fische in St. Ouen essen . . . und auf der Rückkehr in Montmartre Milch trinken.“

„Nicht übel!“ ruft Bouchenot aus; „so scheint mir der Tag gehörig eingetheilt. Ich stimme dem Vorschlag bei.“

„Also vorwärts!“ sagt Timotheus. „Wir setzen uns in einen Omnibus und kommen dann, von einem in den andern, nothwendig endlich nach Puteaux.“

„Die Gesellschaft macht sich auf den Weg. Cölina am Arme Bouchenots, von Freude, Liebe und Heiterkeit strahlend, berührt kaum das Pflaster, und scheint eher zu tanzen als zu gehen. Mademoiselle Prudentia, in ihrer Hingebung viel massiver, drückt Timotheus den Arm fast ab, und achtet weit mehr darauf, sich nicht schmutzig zu machen, als auf die galanten Redensarten ihres Cavaliers.

Bouchenot macht bald auf einem Fiakerplatz Halt, und ruft aus: „zu Vier in einem Omnibus sitzen, wäre eine unnöthige Knickerei, wir wollen lieber einen Wagen nehmen.“

„Aber der Fiaker fährt uns bloß bis an die Barrière,“ wendet Timotheus ein.

„Wenn wir ihm eine doppelte Fahrt bezahlen, führt er uns bis nach Courbevoie.“

„Dann kommt er uns aber doch theurer als der Omnibus.“

„Was kümmert es Dich? ich bezahle.“

„Wo Teufels nimmst Du denn das Geld her, daß Du immer so den Lord spielen kannst?“

„Ich sagte Dir ja, daß mir eine alte Schuld eingegangen sei. Uebrigens bin ich jetzt mit meiner Baarschaft zu Ende: heute verklopfen wir meine letzten Thaler und morgen trete ich in die von Heinrich mir vorgeschlagene Stelle ein. Aber dieser Tag soll noch der Freude, der Lust gewidmet sein! . . . Wir wollen ihn daher benützen . . . Vorwärts, meine Kinder, in den Wagen, er soll mit uns davon rollen; das wird uns so gut stehen wie andern Leuten.“

Die Gesellschaft steigt in einen Fiaker. Mademoiselle Prudentia ist über das Fahren entzückt, denn sie kam außer ihrer Reise von Poissy nach Paris noch nie dazu. Sie schaut beinahe während der ganzen Fahrt mit dem Kopf zum Kutschenschlag hinaus, worüber sich Herr Timotheus höchlich ärgert, da er sich nicht mit ihr unterhalten kann, wie er es gewünscht.

Man langt bei der Brücke von Neuilly an. Die Gesellschaft steigt wieder aus; jeder Cavalier nimmt seine Dame und man schreitet heiter Puteaux zu, einem sehr angenehmen Dorfe, wenn die Sonne nicht scheint, aber wo es nicht rathsam ist, während der Hundstage hinzugehen, weil es schwer ist, dort Schatten zu finden.

„Es scheint mir, daß es hier nicht viele Bäume gibt,“ sagt Timotheus; „mir sind schattige Landschaften mit Wäldchen und Lauben lieber . . . das ist so hübsch; nicht wahr, Mademoiselle Prudentia.“

„Mir wäre ein gutes Frühstück am liebsten,“ erwidert das junge Mädchen, „denn ich habe bedeutend Hunger.“

„Ich bin mit Ihnen einverstanden,“ versetzt Bouchenot; „wir wollen vor allen Dingen frühstücken, besonders da hier, wie Timotheus richtig sagte, kein Schatten ist. Warum wolltest Du nach Puteaux gehen, Cölina?“

„Weil es hier Hasenragout gibt.“

„Aber, liebe Freundin, man ißt in allen Dörfern Hasenragout; weißt Du denn nicht, daß Hasen und Kalbsbraten beständig auf den Speisezetteln stehen? Wenn der erstere übrigens hier besser zubereitet wird als anderswo, so wollen wir uns nicht darüber beklagen, daß es keine Bäume in Puteaux gibt."

Die beiden Pärchen treten in ein Gasthaus und verlangen ein Frühstück. Alsbald wird die ganze Küche in Bewegung gesetzt: der Koch treibt die Küchenjungen an, die Küchenjungen die Magd, welche aus lauter Diensteifer die Teller fallen läßt; denn Alles will sich rührig zeigen, weil Bouchenot die magischen Worte ausgesprochen hat: „Bedienen Sie uns nur schnell und gut, wir sehen nicht auf den Preis."

Allein trotz der Thätigkeit, welche man entwickelt, um die Gesellschaft, die zum Frühstück nach Puteaux gekommen ist, zu befriedigen, ist diese es keineswegs, denn die weichgesottenen Eier schmecken nach Stroh, die Cotelettes sind hart und der Hase hat einen bedeutenden Hautgoût.

Bouchenot flucht, Timotheus verzieht das Gesicht, Cölina ist ärgerlich, daß sie die Gesellschaft nach Puteaux verleitet hat; nur Prudentia allein speist für Vier, indem sie sagt: „Es ist nicht so übel . . . und wenn man Hunger hat, ist Alles recht."

„Und es scheint, daß Sie Hunger hatten!" versetzt Timotheus.

„Wir wollen bezahlen und dann spazieren gehen," sagt Bouchenot.

„Ach ja, wir wollen Kornblumen und Klatschrosen pflücken!" ruft Cölina aus.

„Das ist recht," fügt Prudentia bei, „dann werdet Ihr mir hoffentlich auch den umgekehrten Stengel zeigen, denn die Demoiselles in unserem Laden haben mir gesagt, das sei sehr interessant, und ich soll nur nicht vergessen, mir das zeigen zu lassen, wenn ich einen Spaziergang auf das Land mache."

Die beiden Herren fangen zu lachen an und Cölina stößt

ihre Freundin mit dem Ellbogen, während sie halblaut zu ihr sagt: „Meine Liebe, Du solltest Dich doch mehr zusammen nehmen, um nicht immer solche Dummheiten zu schwatzen."

„Was habe ich denn Unrechtes gesagt?"

„Etwas sehr Unpassendes."

„Wie! weil ich von dem umgekehrten Stengel sprach?"

„Freilich."

„Unsere Demoisselles sprechen seit gestern davon."

„Sie haben auf Kosten Deiner Dummheit ihren Scherz mit Dir getrieben."

„Was ist denn aber Unpassendes an . . ."

„Geh', schweig' . . . Du wirst es später erfahren."

Man verläßt das Gasthaus und setzt den Weg fort, aber da die Gesellschaft von der Sonne fast gebraten wird, entschließt sie sich, Puteaux unverzüglich zu verlassen und sich nach St. Ouen zu begeben.

Der Spaziergang geht lustig von Statten, obgleich sich Timotheus ärgert, daß keine Laube anzutreffen ist, und auch Mademoiselle Prudentia darüber verstimmt ist, daß man ihre Neugierde, den umgekehrten Stengel zu sehen, lächerlich gefunden hat. Nach Verfluß von einer Stunde hatten aber die jungen Leute ihr schlechtes Frühstück vergessen und die dicke junge Leinwandhändlerin bereits wieder Appetit.

Man kommt nach St. Ouen.

„Hier," sagt Bouchenot, „stehe ich Euch dafür, werden wir ein gutes Gericht Fische essen, und das Beste daran ist, daß wir sie, wenn wir wünschen, selbst fischen können. Ich kenne den Wirth, er hat einen Nachen, und soll uns Netze und Angeln geben, dann wollen wir fischen. Ist es Euch recht?"

„O ja, das wird uns Spaß machen," antworteten die jungen Mädchen.

„Ich liebe das Fischen leidenschaftlich," sagt Célina.

„Ich habe noch nie gefischt," versetzt Prudentia, „aber ich bin überzeugt, daß ich es gleich lerne."

„Man lernt es schnell, Mademoiselle," sagt Timotheus, „und wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir mit einander fischen."

„Mit Vergnügen, Herr Timotheus."

„Bouchenot holt den ihm bekannten Schiffsmann, und in wenigen Minuten stehen der Nachen und die Netze der Gesellschaft zur Verfügung. Die jungen Mädchen hüpfen lachend und schäckernd in den Kahn, so daß dieser fast umschlägt.

„Vorsicht, meine Damen," sagt Timotheus; „bedenken Sie, daß Sie sich hier nicht auf einem Rasen befinden."

„Es ist nicht gefährlich," sagt Bouchenot, „jedenfalls wirst Du schwimmen können."

„Allerdings, und Du?"

„Ich auch, aber es ist mir verboten, weil ich leicht den Krampf bekomme und ertrinken könnte."

„Dann müßte ich ja Alle retten. Ich bitte Sie, meine Damen, machen Sie keine Thorheiten."

Cölina hat schon einige Male das Netz ausgeworfen, bringt aber nur ganz kleine Fischchen herauf.

„Wenn wir nichts Besseres fangen," sagt Bouchenot, „wollen wir lieber noch einmal einen Hasen bestellen."

„Laßt mich jetzt machen," versetzt Prudentia, „Ihr sollt sehen, wie ich das Netz auswerfe. Ich bin stärker als Cölina und werde sicher schöne Fische fangen."

Das dicke Mädchen gibt Timotheus kein Gehör, der ihr zeigen will, wie man das Netz auswirft und anzieht; sie ist zum Voraus von einem guten Fange überzeugt und wirft das Netz mit voller Gewalt aus; aber das Gewicht zieht sie nach und sie verschwindet mit demselben unter den Wellen.

„Cölina stößt einen Schrei des Schreckens aus, Bouchenot zwei oder drei, um Schiffsleute herbeizurufen, aber Timotheus

hat bereits seinen Rock ausgezogen und sich in's Wasser gestürzt. Es gelingt ihm bald, Prudentia zu ergreifen, die sich in's Netz verwickelt hatte. Er erscheint bereits mit dem jungen Mädchen wieder auf der Oberfläche des Wassers; aber diese ist im Begriffe, ihn abermals mit hinunter zu ziehen, indem sie ihn am Schwimmen hindert; als glücklicher Weise einige Schiffer herbeieilen, Timotheus ergreifen und nebst dem Netze an das Land ziehen. Die jungen Leute sind gerettet und Mademoiselle Prudentia wird aus dem Wurfnetz herausgewickelt.

Das dicke Mädchen war nicht so bald zu sich gekommen, als sie feierlichst erklärte, in Zukunft nie mehr fischen zu wollen. Man begibt sich eiligst in's Gasthaus, und der Schiffer und seine Frau leihen Timotheus und Prudentia Kleider, damit sie ihre Fische essen können, während man ihre durchnäßten Anzüge an einem großen Feuer trocknet.

Dieses Ereigniß hat die Heiterkeit der Gesellschaft ein wenig gestört. Prudentia hat indeß in der Tiefe des Wassers den Appetit nicht verloren; da sie aber beim Verzehren der Fische dreimal Gräten schluckt und fast daran erstickt, so erklärt Cölina, daß sie nie wieder Fische mit ihr essen werde.

Nachdem die Kleider beinahe trocken sind, machen Prudentia und ihr Retter auf's Neue ihre Toilette; dann verläßt man St. Ouen, um sich nach Montmartre zu begeben, wo man Milch zu trinken und den Abend mit einem Tanze in der Eremitage zu schließen gedenkt.

Die Gesellschaft legt den Weg zu Fuß zurück; denn Bouchenot, welcher bisher bezahlt hat, besitzt nur noch einen einzigen Thaler, worüber er zum öftern tiefe Seufzer ausstößt, denn jetzt heißt es: „adieu Leben des Vergnügens und Müßiggangs!“ — ein trauriger Gedanke für einen Menschen wie Bouchenot, der für Beides die größte Vorliebe empfindet.

Man erreicht Montmartre; Prudentia erklärt, daß sie gerne Milch trinke und mit Vergnügen auch etwas Brod darein tunke.

Bouchenot, der sich stets einbildet, die besten Wirthshäuser zu kennen, führt die Gesellschaft in eine Art Schenke, wo man Milch, Esel, Wein und ein Kegelspiel findet.

Das Kegelspiel ist in den Kneipen vorzüglich zu Hause. Bouchenot behauptet, sehr stark darin zu sein; er fordert Timotheus auf, mit ihm zu spielen.

„Während die Frauenzimmer ihre Milch trinken," sagt er, „wollen wir ein Huhn und Salat zum Nachtessen herauskegeln."

Der Vorschlag wird angenommen; man trägt Milch in kleinen Porzellantassen auf und richtet das Kegelspiel für die Herren. Die Kegelbahn befand sich auf einem kleinen freien Platze vor dem Hause des Eselvermiethers; man konnte von derselben ganz Paris und eine ungeheure Strecke Landes übersehen.

„Was sollen wir thun, während Ihr kegelt?" fragt Cölina Bouchenot.

„Setzt Euch ein wenig und betrachtet die Gegend, sie verdient es wohl."

„Ach! das ist recht unterhaltend, in Gesellschaft von Herren zu sein, die Kegel spielen!"

„Meine Damen, das Kegeln ist ein nobles Spiel, welches aus Griechenland stammt . . . verurtheilen Sie es nicht!"

„Warum kegelt man denn nur in den Kneipen, wenn es ein nobles Spiel ist?"

„Weil es in einem Saale zu viel Platz einnehmen würde; trinkt Eure Milch und laßt uns um das Nachtessen kegeln."

Die beiden jungen Mädchen, welche es nicht unterhält, dem Kegelspiele zuzusehen, gehen, nachdem sie ihre Milch getrunken haben, im Orte spazieren; Bouchenot und Timotheus ergötzen sich sehr; sie haben schon einige Partieen gespielt und wollen eben die Zeche zusammenlassen, als sich mehrere Männer, die Wein bestellen, an einem Tische neben der Kegelbahn niederlassen. Bouchenot, mit einem Knie auf dem Boden, schickt sich

gerade an, die Kugel zu schieben; die Anwesenheit mehrerer Männer, die seinem Spiele zusehen, reizt seinen Ehrgeiz, und obgleich die Neuangekommenen ganz gewöhnliche Leute zu sein schienen, so nimmt sich Bouchenot, dem es um den Beifall Aller zu thun ist, mehr Zeit als gewöhnlich, um seinen Wurf zu berechnen, und ruft Timotheus zu: „Du hast verloren, mein Lieber, ich werfe die Kegel vollends alle nieder!“

„Nun, so mach' doch, Du hast schon seit zwei Stunden die Kugel in der Hand und rührst Dich nicht!“

„Weil ich meinen Wurf kalkulire . . . Du wirst es gleich sehen.“

Mit diesen Worten will Bouchenot die Kugel in Bewegung setzen, als plötzlich ein großer Hund von außen her über die Kegelbahn rennt und einen großen Theil der Kegel zu Boden wirft.

„Der Teufel soll den Hund holen!“ schreit Bouchenot; „das ist mir ein angenehmer Besuch auf einer Kegelbahn!“

„Wem gehört denn das Thier?“ fragt Thimotheus, „gehört es in's Haus?“

„Nein, mein Herr, der Hund gehört mir,“ erwiedert einer der eben angekommenen Männer; „ich will ihn aber rufen und bei mir behalten, damit er Sie nicht mehr im Spiele stört . . . hierher! geschwind . . . couche dich!“

Der Hund bleibt aber vor Bouchenot stehen und dieser wird, während er ihn nochmals betrachtet, mit einem Male blaß und fängt an zu zittern, da er Schnauzer in demselben erkennt.

Der Hund beeilte sich nicht, dem Befehle seines Herrn zu gehorchen, sondern lief ruhig auf der Kegelbahn herum, als Cölina und Prudentia von ihrem Spaziergange zurück auf dem Kegelplatze ankamen.

„Nun, habt Ihr ausgespielt?“ fragte Cölina; „ich denke, Ihr könntet jetzt genug haben. Es ist auch bereits Nacht und wir wollen in der Eremitage tanzen.“

„Ja," sagte Prudentia, „wir haben bereits die Geige gehört und ... ach, mein Gott, wäre es möglich? freilich, freilich, er ist es!"

„Was hast Du denn?" fragt Cölina ihre Freundin. „Bist Du von der Milch betrunken?"

„Was ich habe? ... Da finde ich ja meinen Hund, meinen Schnauzer wieder! ... Sieh', dort, erkennst Du ihn? Hierher, Schnauzer, hierher, komm', liebkose deine Herrin!"

Der Hund, welcher nie sehr zu Liebkosungen aufgelegt gewesen war, stand unbeweglich unter den Kegeln, sah bald seine ehemalige Herrin, bald seinen neuen Herrn an, und beleckte dazwischen mit unendlich gleichgültiger Miene das Ende seines Schwanzes.

Der Mann, welcher dem Hund schon mehrere Male gerufen hat, steht jedoch von dem Tische, woran er trank, auf, und nähert sich in dem Augenblicke, als Prudentia Schnauzer streicheln will. „Was soll das heißen?" schreit er zornig, „wer wagt es zu sagen, mein Hund gehöre ihm? das möchte ich doch sehen."

„Allerdings gehört der Hund mir," entgegnet Prudentia; „er ist es, Schnauzer ist es ... nicht wahr, Cölina? nicht wahr, Herr Bouchenot? Ei, wo ist er denn? ... er kennt meinen Hund ganz gut."

„Wo ist Bouchenot?" fragt Cölina, überall umherblickend, „wo ist er denn hingekommen? Antworten Sie, Herr Timotheus."

„Mein Gott, Mademoiselle, weiß ich es?" erwiederte der junge Mann; „er war kaum vorhin noch da ... er muß so eben verschwunden sein ... er wird ohne Zweifel zurückkommen."

„Nun, das ist gleichgültig;" fährt Prudentia fort, „der Hund gehört mir, ich habe ihn vor ungefähr sechs Wochen verloren ... hier finde ich ihn wieder, ich nehme ihn mit mir."

„Sie nehmen ihn mit sich?" schreit der Mann mit einer Stentorstimme; „ach! das möchte ich sehen ... Der Hund mag

früher Ihnen gehört haben, das ist möglich, aber jetzt gehört er mir, unstreitig mir, denn ich habe ihn einem Manne, der mir ihn eines Abends in meinem Laden feil bot, um zehn Franken abgekauft. Man kennt mich, meine dicke Mamsell, ich bin ein Weinhändler in Paris, und habe Zeugen, daß ich den Hund bezahlt habe. Es thut mir leid für Sie, daß Sie ihn verloren haben, aber jetzt heißt er nicht mehr Schnauzer, sondern Drache, und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie ihn nicht mitnehmen dürfen. Hierher, Drache, hieher, oder ich haue dich leberweich!"

„Aber, mein Herr, ich habe Ihn doch von meinem Pathen bekommen . . ."

„Das ist wahr," fügt Timotheus bei, „Mademoiselle hatte diesen Hund von ihrem Pathen zum Geschenk erhalten."

„Was geht das mich an, ob Sie ihn von ihrem Pathen oder von Ihrer Tante erhalten haben, jetzt gehört er mir, sage ich Ihnen."

„Cölina, sprich doch mit dem Herrn, Du weißt recht wohl, daß es Schnauzer ist."

„Ach, lasse mich in Frieden . . . ich suche Bouchenot, der verloren gegangen ist, der ist mir wichtiger als Dein Hund."

Während Prudentia jammert, bindet der Weinhändler, um der Sache ein Ende zu machen, sein Taschentuch an Schnauzers Halsband und entfernt sich, den Hund nach sich ziehend, mit seinen Freunden; wobei das Mädchen dem Thiere schwerseufzend nachsieht. Cölina hat indessen das ganze Haus und die Umgebung durchsucht und vergebens nach Bouchenot gerufen.

„Er ist fort," sagt sie, „plötzlich fort . . . ohne auf uns zu warten. Begreifen Sie das, Herr Timotheus?"

„Wahrscheinlich, Mademoiselle, wird er wieder Bauchgrimmen bekommen haben, wie letzthin im Theater?"

„Bauchgrimmen? Ach, daran zweifle ich, allein Bouchenots Betragen ist nicht natürlich."

„Das ist auch meine Ansicht, Mademoiselle.“

„Der junge Mann hat irgend ein Geheimniß.“

„Es scheint so.“

„Jedenfalls müssen wir fort und nach Hause... denn wenn er wirklich krank wäre! Kommen Sie, Herr Timotheus, reichen Sie uns den Arm.“

„Mit Vergnügen, meine Damen.“

„Nach Hause gehen müssen, wenn man sich auf eine lustige Unterhaltung und auf's Tanzen freute! Ach, welch' traurige Landpartie!“

„Ach, mein armer Hund!“ klagt Prudentia; „es ist recht abscheulich, daß er mir ihn nicht zurückgeben wollte.“

Achtzehntes Kapitel.

Bouchenot in guter Gesellschaft.

Timotheus kehrt mit den beiden Mädchen, welche sehr traurig sind, nach Paris zurück; die Eine über das Verschwinden ihres Liebhabers, die Andere, weil man ihr ihren Hund nicht zurückgegeben hat. Timotheus thut sein Möglichstes, Cölina und Prudentia zu trösten; zu der Einen sagt er, man werde ihren Geliebten wiederfinden, zu der Andern, es sei nicht der Mühe werth, daß sie sich um ihren Hund gräme. Bisweilen irrt er sich und richtet die Trostworte, die er an die Eine richten will, an die Andere: einmal behauptet er, Bouchenot sei keine sechs Franken werth, das andere Mal, Schnauzer werde Bauchgrimmen bekommen haben; allein die jungen Mädchen sind zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, als daß ihnen diese Verstöße aufgefallen wären, und man langt, das Mißgeschick des Tages verwünschend, in der Calander-Straße an.

Bouchenot war bereits nach Hause zurückgekehrt und hatte sich, seiner Gewohnheit gemäß, wenn ihn ein heftiger Schrecken

bestel, niedergelegt und unter die Decke gesteckt. Der Anblick Schnauzers hatte ihn entsetzt; er befürchtete, der Hund werde sich auf's Neue an seine Schritte heften, und der Mann, den er im Theater erkannt hatte, ihn verfolgen; daher hatte er sich auch eilends von Montmartre entfernt und war athemlos, ohne sich umzusehen, nach Paris gerannt.

„Wollen Sie uns sagen, mein Herr, warum Sie uns mir nichts dir nichts in Montmartre davon gelaufen sind?“ schreit Cölina, sobald sie Bouchenots ansichtig wird; „wissen Sie, daß das sehr ungalant ist?“

„Es ist allerdings richtig,“ versetzt Timotheus, „daß man sich nicht auf diese Weise von seiner Gesellschaft trennt. Du hast nicht einmal unser Spiel ausgemacht, und da es gerade beim Zusammenlassen war, hättest Du sicher unser Abendessen bezahlen müssen. Darüber will ich mich zwar nicht einmal beklagen; aber fortzugehen, ohne uns ein Wort zu sagen, ist recht unartig.“

„Sie sind Schuld, daß wir nicht in der Eremitage getanzt haben,“ sagt Prudentia. „Und wenn Sie da geblieben wären, hätten Sie mir vielleicht zur Zurückgabe meines Hundes verhelfen können, oder wäre er Ihnen wieder nachgelaufen, der arme Schnauzer . . . ich hatte ihn wieder gefunden, aber der häßliche Mann wollte ihn mir unter dem Vorwand, er habe sechs Franken für denselben bezahlt, er sei sein rechtmäßiges Eigenthum, nicht mehr zurückstellen.“

„Sprechen Sie, mein Herr, warum haben Sie uns verlassen?“ schreit Cölina mit entrüsteter Miene.

„Ich fühlte mich unwohl,“ erwidert Bouchenot, indem er sich bemüht, sich eine leidende Miene zu geben.

„Abermals!. . . der Teufel . . . das passirt Ihnen oft! Aber Montmartre ist groß, und Sie brauchten deßhalb nicht ohne uns nach Paris zurückzugehen. Hören Sie, Herr Bouchenot, Ihr Betragen ist nicht natürlich; Sie haben Geheimnisse, Mysterien

. . . ich weiß nicht was, nur so viel ist gewiß, daß Sie Etwas haben."

„Ich habe zuweilen Bauchgrimmen, Fräulein, und sonst nichts," entgegnet Bouchenot übellaunig.

„Sonderbar," versetzt Timotheus, „Du warst doch sonst nicht damit behaftet."

„Die Naturen können sich ändern; darin liegt nichts Außerordentliches."

„Diese Lustpartie war nicht sehr angenehm," nimmt Cölina wieder das Wort; „im Theater, auf dem Lande, überall spielen Sie uns denselben Streich. Es ist recht widerwärtig, einen Liebhaber zu haben, der schnell wie ein Pfeil davonfliegt, wenn man es am wenigsten erwartet."

Prudentia verabschiedet sich von ihrer Freundin, und Timotheus bietet wie gewöhnlich dem Mädchen seine Begleitung an. Als sich Bouchenot allein mit Cölina sieht, sucht er das Gespräch wieder anzuknüpfen.

„Ihr kommt also gerade von Montmartre her?"

„Hätten wir tanzen sollen, ohne zu wissen, was aus Ihnen geworden ist?"

„Und Prudentia hatte also ihren Hund wieder gefunden?"

„Ja."

„Habt Ihr den Hund mitgebracht?"

„Haben Sie denn nicht gehört, was sie gesagt hat? Der Mann, dem er jetzt gehört, gab ihn nicht zurück; er behauptet, er habe ihn für sechs Franken gekauft."

„Ah, er hat ihn gekauft! Was wär es denn für ein Mann?"

„Ein recht grober, wie es schien. Er gab sich für einen Weinhändler aus."

„Weinhändler! in welcher Straße? hat er seine Adresse gesagt?"

„Ach mein Gott! nein."

„Und hat er den Hund wieder mit sich genommen?"

„Versteht sich. Wahrhaftig, ich bin viel zu gut, Ihnen auf alle diese erbärmlichen Fragen zu antworten; was ist denn Besonderes daran? Statt sich um mich zu bekümmern und mich wegen Ihres unhöflichen Betragens um Verzeihung zu bitten, denken Sie nur an Prudentia's Hund. Ei, mein Gott, warum sind Sie ihm nicht nachgelaufen, wenn Sie sich so für ihn interessiren?"

Bouchenot schweigt; er denkt über die Sache nach und es wird ihm allmählig klar, daß er abermals wieder eine unnöthige Furcht gehabt habe und thörichter Weise vor Schnauzer geflohen sei. Er nimmt sich vor, daß ihm das nicht mehr vorkommen soll und schläft mit dem Entschlusse ein, künftig nicht mehr zur ungelegenen Zeit feig zu sein.

Am folgenden Morgen sagt Bouchenot, nachdem er sich mit Cölina ausgesöhnt hat, in tragikomischem Tone zu dieser: „Theure Freundin, unsere schönen Tage sind dahin: wir haben die Schale der Lust geleert und unsere guten Bissen verzehrt, jetzt müssen wir den Kelch der Bitterkeit austrinken."

„Was soll das heißen?" fragt die kleine Coloristin, ihren Geliebten erstaunt anblickend.

„Das soll heißen, daß ich keinen Heller mehr habe und demzufolge bei meinem Freunde Heinrich Jumière eintreten muß, daß ich arbeiten muß wie ein Tagelöhner, um ein Paar elende Thaler zu verdienen, und meine Zeit nicht mehr damit zubringen kann, Dir den Hof zu machen und Dich spazieren zu führen."

„Wenn Dich das betrübt," versetzt Cölina, „so hast Du sehr Unrecht: das Arbeiten ist nicht langweilig, im Gegentheil; ich war zwar früher, da ich nichts als spazieren gehen, mich unterhalten, kurz nutzlos leben wollte wie ein Straßenjunge, auch Deiner Ansicht, seit ich mich aber der Arbeit hingegeben, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß das Vergnügen weit größer ist, wenn man sich nicht immer vergnügt. Ich habe Dich, seit

Du bei mir bist, mehrmals gähnend, gelangweilt, schläfrig gesehen, und nur mit Versuchen beschäftigt, Deine Zeit todtzuschlagen. Dies wird nicht mehr der Fall sein, wenn Du arbeitest; dann werden Deine Stunden schnell vergehen und Du Dich weit besser unterhalten, wenn Du Muße dazu hast. Auch ist ohne Zweifel Dein Freund Heinrich kein Tyrann, Du wirst mich alle Tage oder wenigstens häufig besuchen können, und vielleicht wird Deine Liebe, die sich etwas abgekühlt hat, einen neuen Aufschwung bekommen, wenn Du nicht mehr beständig bei mir bist."

„Meine liebe Cölina, Du predigst wie Bossuet, und obgleich ich mich nie bei Dir gelangweilt, wie Du zu glauben scheinst, so will ich mich doch bestreben, noch viel lieber bei Dir zu sein, dadurch, daß ich weniger oft komme. Ich gehe von hier aus direkt zu Heinrich und kündige ihm an, daß ich mich von jetzt an zu seiner Verfügung stelle. Wenn er mir übrigens noch einige Tage freiläßt, so nehme ich sie an, da man das Vernünftigwerden so lange als möglich verschieben muß; das ist mein Grundsatz. Ach, Cölina, sag', was Du willst, ich bin der Ansicht, ein bereits erworbenes Vermögen sei mehr werth, als ein noch zu erwerbendes."

„Wenn man aber noch keines erworben hat, so muß man sich Mühe geben, es dahin zu bringen."

„Wie soll ich es angreifen? Ich habe mir sagen lassen, das Glück komme im Schlafe, und auf diese Weise hätte ich es gerne erwartet; aber es scheint mir, daß ich am Ende zu lange schlafen müßte, und deßhalb will ich meinen kaufmännischen Freund aufsuchen."

Bouchenot begibt sich in der That zu Heinrich, den er beim Geschäfte trifft; der junge Kaufmann stößt bei seinem Anblick einen Schrei der Verwunderung aus.

„Ach, kommst Du endlich, Bouchenot?"

„Ja, mein Lieber, hier bin ich."

„Beim Kuckuk, das ist mir recht!"

„Ich habe allerdings ein wenig gezögert, aber, lieber Gott

es ging mir eine kleine Summe ein, auf die ich nicht mehr gezählt hatte, und ehe ich meine Lebensweise änderte und mich ganz der Arbeit hingab, dachte ich, wolle ich mich noch ein Bischen amüsiren."

„Du heißest das ein Bischen? Ich erwarte Dich schon seit beinahe zwei Monaten."

„Glaubst Du, daß es schon so lange ist?"

„Wie wäre es, wenn ich die für Dich bestimmte Stelle, weil Du nicht kamst, einem Andern übertragen hätte?"

„Dann... würde ich eben warten, bis eine andere aufginge."

„Sei beruhigt, das ist nicht geschehen. Ich habe immer gehofft, Du werdest endlich kommen, und deßhalb keinen andern Commis angestellt, obwohl mich die Last der Geschäfte zuweilen fast erdrückte. Doch, wenn man Tag und Nacht unermüdlich arbeitet, kann man schon Etwas leisten."

„Ja, wahrhaftig, wenn man unermüdlich arbeitet, aber das muß das Blut erhitzen!"

„Sei ganz getrost, wenn wir unser Zwei sind, wird es nicht so arg werden. Es wird Dir sogar noch Zeit übrig bleiben, Deine Geliebte zu besuchen."

„Ach, das ist mir sehr lieb, denn ich habe ein recht hübsches Mädchen, und ich gestehe Dir, ich bin eifersüchtig wie ein Tiger; es ist mir daher angenehm, wenn ich sie ein wenig überwachen kann."

„Ich bin nicht eifersüchtig, ich bin der Liebe meiner Pauline gewiß, und doch ist sie auch sehr verführerisch! ... Sage mir, Bouchenot, kennst Du sie, hast Du sie gesehen?"

„Deine Geliebte? ist es nicht das junge Frauenzimmer, welches im Vaudeville-Theater am Abend der ersten Vorstellung von Georgs Stück vor Dir saß?"

„Dieselbe. Nun?"

„Sie schien mir reizend, aber Du weißt wohl, daß man im Theater aus der Entfernung nicht genügend urtheilen kann."

„O, Du sollst sie kennen lernen: Du wirst Dich überzeugen, daß sie eben so liebenswürdig und brav, als hübsch ist. Ja, ich kann Dich heute noch Paulinen vorstellen.“

„Heute noch?“

„Ja. Bist Du heute Abend nicht versagt?“

„Nein, da ich mich ja zu Deiner Verfügung stellte.“

„Heute ist es zu spät, in's Geschäft einzutreten; Du kannst Morgen den Anfang machen.“

„Das ist mir um so lieber, besonders da ich ein wenig Kopfschmerz habe.“

„Aber heute Abend führe ich Dich, wenn es Dir recht ist, in ein Haus, wo wir Pauline und ihren Vater treffen werden: zu Madame Merlier, einer sehr gebildeten Dame, derselben, die mit uns im Theater war.“

„Ach, ganz gut! ich kenne Madame Merlier nicht.“

„Sie ist mir sehr gewogen, und wenn ich Dich einführe, wirst Du sicher gut aufgenommen. Ich brauche Dir hoffentlich nicht zu sagen, daß es ein Haus ist, wo man sich anständig betragen muß.“

„Sei doch ruhig! Glaubst Du, ich werde bei meiner Ankunft den Nachttopf verlangen?“

„Solche Aeußerungen geben mir kein Vertrauen.“

„Ach, ich wollte Dir nur die Ueberzeugung beibringen, daß ich mich in gebildeter Gesellschaft sehr gut zu benehmen weiß. Wenn man Dich hörte, könnte man glauben, ich sei nie in andern als in schlechten Häusern gewesen!“

„Das will ich eben nicht sagen, aber unter uns, Du wirst mir doch zugeben, daß Du seit einiger Zeit bloß mit Grisetten verkehrst.“

„Ich konnte, beim Kuckuk, wenn ich während einer ganzen Woche nicht mehr als sechs Sous in der Tasche hatte, nicht oft in die erste Loge des italienischen Theaters oder des Opernhauses

gehen. Aber ich wiederhole es Dir, Du wirst zufrieden mit mir sein. Was treibt man bei dieser Madame Merlier?"

„Man unterhält sich, musicirt, spielt Bouillotte oder Ecarté."

„Ganz gut . . . Du mußt mir einiges Geld zum Spiel vorstrecken, denn ich habe keines mehr."

„Mit Vergnügen. Ich sag Dir aber zum Voraus, daß man nicht hoch spielt."

„Nimmt man in der Gesellschaft Etwas zu sich?"

„Ja, man servirt Mandelmilch und Zuckerwasser."

„Ah! der Teufel! das steigt einem nicht in den Kopf. Doch einerlei, ich nehme, was man mir gibt."

„Du mußt Dich sorgfältig ankleiden."

„Ja, ja, das heißt, ich bleibe, wie ich bin, weil ich nichts Anderes habe, aber ich werde weiße Wäsche anziehen. Ich wette, daß ich bei Deiner Madame Merlier eine Eroberung mache. Sag', kommen auch genießbare Damen hin?"

„Ach, Bouchenot, ich wiederhole Dir, ich führe Dich in gute Gesellschaft, und wenn Du bereits solche Gedanken hast . . ."

„Ich meine, daß gerade in dieser Gesellschaft die Männer galant sein mussen. Gehörten die Richelieu's und die Grammonts nicht zur guten Gesellschaft? Dies hinderte sie keineswegs, den Damen die Cour zu machen. Uebrigens verlasse Dich darauf, Du wirst zufrieden mit mir sein. Ich will mich so tugendhaft benehmen wie ein Puritaner."

„Hole mich um sechs Uhr ab; wir wollen miteinander zu Mittag essen und uns dann in das Haus begeben, wo ich Dich vorstellen will."

„Ganz gut, ich werde mich pünktlich einfinden."

Bouchenot kehrt zu Cölina zurück, betrachtet sich im Spiegel, bindet ein anderes Halstuch um, knüpft fünfmal den Knoten anders, worüber sich die kleine Coloristin ärgert, weil sie behauptet, ihr Geliebter brauche nicht so schön zu sein, wenn er ohne sie in

Gesellschaft gehe. Endlich verläßt er sie und geht bis zu dem Augenblicke, wo es Zeit ist, sich bei Heinrich einzufinden, mit dem Gedanken spazieren: „Ich darf heute wohl noch ein Bischen herumschlendern denn es wird mir lange nicht mehr vergönnt sein."

Heinrich führt seinen Freund zum Mittagessen in ein Gasthaus, und nach einer Mahlzeit, wobei sie, wie Bouchenot behauptet, zu mäßig getrunken haben, lenken sie ihre Schritte nach dem Marais und machen in der Bretagner-Straße Halt, wo Madame Merlier wohnt.

Sie treten durch ein großes Einfahrtsthor in ein altes Haus ein und gehen eine hohe Treppe mit vielen steinernen Stufen hinauf, deren eisernes Geländer auf dicken hölzernen Säulen ruht.

„Wenn die Gesellschaft, in welche Du mich einführst, eben so alt ist als das Haus," sagt Bouchenot zu Heinrich, „so werde ich mit dem Adel aus König Pipins Zeiten zusammentreffen."

„Bouchenot. Du weißt, was Du mir versprochen hast!"

„Sei unbesorgt; dieses alterthümliche Haus flößt mir bereits eine solche Ehrfurcht ein, daß ich mich schon von Kopf bis zu Fuß gealtert fühle; ich werde nur von der alten Geschichte sprechen."

„Es wird gut sein, wenn Du Dich Etwas zusammennimmst. Da sind wir schon."

Ein Diener macht den Herren die Vorthüre auf und Bouchenot murmelt, während er durch das Vorzimmer geht: „Ein männlicher Bedienter... potz Kuckuk! sehr nobel; aber zwei Köchinnen wären mir lieber."

Der Diener öffnet die Salonthüre und meldet, nach dem, was ihm Heinrich gesagt hat: „Die Herren Jumière und Bouchenot."

Heinrich geht voran und Bouchenot folgt ihm in einen ungeheuren Salon, worin sich bereits viele Menschen befinden. Madame Merlier, eine etwa fünfzigjährige Frau mit anmuthigen, gebildeten Manieren, tritt den Herren entgegen. Heinrich nimmt Bouchenot bei der Hand und stellt ihn der Herrin des Hauses als einen seiner

besten Freunde vor. Madame Merlier richtet einige liebenswürdige Worte an Bouchenot, und da dieser keine passende Antwort finden kann, begnügt er sich mit einer tiefen Verbeugung, nach welcher er den Hals steif in seiner Cravatte hält.

Heinrich hat seine Pauline bemerkt und verläßt den Freund schnell, um zu seiner Geliebten zu eilen. Madame Merlier empfängt andere ankommende Personen und Bouchenot sieht sich inmitten eines ungeheuren Kreises von Damen jeden Alters, hinter welchen sich die Männer mit einander unterhalten und auf und ab gehen, allein in dem Salon. Er fühlt sich außerordentlich unbehaglich. Wenn Feuer im Kamin gewesen wäre, hätte er sich auf die Gefahr hin, seine Waden zu verbrennen, davor gestellt, um eine Haltung anzunehmen. Aber ein Ofenschirm bedeckt den Kamin; vor diesen kann er sich nicht wohl stellen, ohne sich lächerlich zu machen. Er würde sich gerne gesetzt haben und hat deßhalb sehnliche Blicke um sich geworfen; allein alle Stühle sind besetzt, und das Schlimmste ist, daß zwei eben eingetretene Damen sich so vor den Kreis gestellt haben, in welchen Bouchenot eingeführt wurde, daß ihm kein Ausgang mehr übrig bleibt. Er sieht sich also in der Mitte des Saales wie festgebannt und könnte gleichsam der ganzen Gesellschaft zum Richtpunkt dienen.

„Sapperlot, ich muß aussehen wie ein Obelisk!“ denkt er, seinen Hut hin und herdrehend, und bald von dem rechten unter den linken, bald von dem linken unter den rechten Arm nehmend, als ob er hätte Künste damit machen wollen. „Wenn Jemand sich einbildet, ich amüsire mich inmitten dieses Cirkels, der täuscht sich gewaltig! Und dieser Heinrich, der mich da stehen läßt . . . und alle diese Weibsbilder, die mich anstarren. So geht es Einem, wenn man nicht mehr an den Umgang der guten Gesellschaft gewöhnt ist! man wird ganz dumm, ganz blödsinnig. Es ist mir, als ob meine Nase in diesem Augenblicke um ein Drittheil aufgeschwollen wäre. Allein Muth gefaßt . . . keck . . . sicher . . . ungenirt!“

Und um ungenirt auszusehen, setzt Bouchenot seinen Hut auf und trillert ein Liedchen vor sich hin; doch bald bemerkt er, daß ihn einige Damen erstaunt anblicken und mehrere Herren, die nicht wissen, was sie daraus machen sollen, ihn höhnisch betrachten; er wird purpurroth und steckt seine beiden Hände in die Hosentaschen, um sich eine malerische Stellung zu geben.

Glücklicherweise wirft Heinrich einen Blick auf seinen Freund, nähert sich ihm, den Kreis durchdringend, hastig, und raunt ihm in's Ohr: „Unglücklicher, was fällt Dir ein? Willst Du gleich Deinen Hut vom Kopfe herunter thun! Wie, in einem Salon, in Gegenwart von Damen wagst Du es, Dich zu bedecken?"

„Ach, mein Gott, es ist wahr," erwidert Bouchenot, schnell seinen Hut herunternehmend, „ich dachte nicht mehr daran, ich glaubte mich im Rauchlokale eines Kaffeehauses."

„Willst Du schweigen!"

„Ja, ich wollte sagen, ich glaubte mich im Kaffeehause. Warum lässest Du mich auch mitten in diesem Saale, wo ich Niemand kenne, allein? Was soll ich denn für ein Gesicht machen? Alle diese Damen gaffen mich an, das bringt mich außer Fassung; ich weiß auf Ehre nicht mehr, wie ich den Mund zusammenklemmen soll."

„Klemme ihn gar nicht zusammen, das ist weit besser."

„Du hast gut reden ... ich muß doch meinen Mund in eine Façon bringen, ein Lächeln ausdrücken, denn ich sehe, daß die Gesellschaft nicht aus lauter alten Leuten besteht, es sind auch junge da; es ist gemischt, sehr gemischt hier."

„Still, sprich doch nicht so laut."

„Ich sage ja nichts Dummes; bleib' bei mir, ich bitte Dich."

„Ich werde Dich gleich nachher meiner Pauline vorstellen."

„Ach ja, befreie mich aus diesem Kreise; Du wirst mich sehr dadurch verbinden."

„Siehst Du den alten Herrn, der in jener Ecke mit Jemand spricht?"

„Den kleinen, häßlichen, dürren, runzeligen?“

„Still! das ist Herr Giraumont, Paulinens Vater.“

„Ah, das ist Herr Giraumont . . . der Teufel! der ist sehr häßlich, und seine Frau muß, da sie ihn mit einer so hübschen Tochter beschenkt hat, sich in ihrer Schwangerschaft versehen haben. oder sonst . . .“

„Bouchenot, ich bitte Dich, erlaube Dir keine solche Scherze über Personen, die mir achtungswerth sind.“

„Mein Gott, ich soll nicht scherzen, nicht singen, den Mund nicht einklemmen, ich muß also wie eine Statue hinstehen, wenn man mir ansehen soll, daß ich zur guten Gesellschaft gehöre.“

Heinrich wollte eben seinem Freunde antworten, als ihm eine Dame rief; er eilt zu ihr hin, und Bouchenot befindet sich abermals allein in dem Kreise und weiß nicht, welche Schritte er machen soll, um sich aus demselben zu entfernen. Endlich entschließt er sich doch, sich an den Kamin anzulehnen, indem er seine Frackflügel auseinanderbreitet, als ob er sich wärmen wolle, und um vor langer Weile nicht zu verzweifeln, horcht er auf das Gespräch der vor ihm sitzenden Damen.

„Madame, ich habe seit einiger Zeit Unglück,“ sagt eine kleine bejahrte Dame zu ihrer Nachbarin, „es ist erstaunlich, wie es mich verfolgt.“

„Sind Sie gestern wieder schlecht weggekommen, Madame Gimblanc?“

„Sehr schlecht! Wenn es so fortgeht, muß ich das Spielen aufgeben.“

„Haben Sie im Bouillotte verloren?“

„O nein, pfui! dieses Spiel ist mir zuwider, es ist zu treulos und geht zu hoch. Ich habe gestern Boston gespielt und wieder neunzehn Sous . . . achtunddreißig Marken verloren.“

„Ah, Sie spielen die Marke zu zwei Liards! das ist hoch.“

„Was soll man thun, das gefährliche Spielen ist jetzt Mode; es ist freilich ärgerlich.“

„Hoffentlich werde ich nicht der Partner dieser Damen sein müssen,“ spricht Bouchenot zu sich ... „Das muß unterhaltend sein, den Abend mit diesen alten Köpfen zuzubringen und ihnen sechs Pfennige abzugewinnen, nein, das ist mir zu vornehm, hören wir Andern zu.“

„Sie müssen meine Tochter größer finden,“ sagt eine Dame zu der neben ihr sitzenden, „denn Sie haben sie schon lange nicht mehr gesehen.“

„Ja, ich glaube, daß sie ein wenig gewachsen ist.“

„Ein wenig? Um acht Linien in sieben Monaten! ... das ist ungeheuer ... und ich bin meiner Sache gewiß, denn ich habe sie gemessen, ehe sie in ihre Pension zurückkehrte, und gestern wieder, als sie ankam.“

„Die kleine Durieux ist auch gewachsen ... ich glaube, sie ist jetzt so groß wie Ihre Tochter.“

„O nein, sie ist um einen halben Zoll kleiner, ich weiß es bestimmt, ich habe gestern beide gemessen. Meine Tochter wird sehr groß werden; sie hat sich seit einem Jahre erstaunlich entwickelt, ich sehe es an ihren Kleidern.“

„Die kleine Durieux wird, glaube ich, eine recht hübsche Gestalt bekommen!“

„Die Taille meiner Tochter ist schlanker; ich habe sie vorgestern gemessen.“

„Die Kinder verändern sich übrigens oft während des Wachsens, es gibt solche, die erst spät groß werden; man kann das nie zum Voraus wissen.“

„O, entschuldigen Sie, man sieht an der Länge ihrer Finger, ob sie eine lange Taille bekommen werden. Die Finger meiner Tochter sind länger als die der andern Pensionärinnen ihres Alters. Ich habe sie gemessen.“

„Es scheint, daß diese Dame Alles mißt," denkt Bouchenot, sich abwendend. „Wenn sie mich gemessen hätte, seit ich in dem Salon stehe, so bin ich überzeugt, sie würde mich bedeutend kürzer finden, denn es zieht mich krampfhaft zusammen, immer auf einem Flecke zu stehen. Ah, dort ist ein Stuhl leer; Gott sei Dank, auf den setze ich mich."

Bouchenot setzt sich mitten in den Kreis. Links neben ihm sitzt eine kleine, außerordentlich geputzte, geschminkte und elegante alte Dame, deren Hals, Ohren und Finger mit Diamanten bedeckt sind und die immer mit dem Kopfe schüttelt; zu seiner Rechten ein großes Frauenzimmer in mittlerem Alter, die häufig mit einem gewissen Stolze ihre Zungenspitze auf die Lippen streckt.

Bouchenot richtet einige Worte an die kleine Alte, um ein Gespräch anzuknüpfen; aber man antwortet ihm nur durch Lächeln und Kopfschütteln.

„Ist diese Dame vielleicht stumm oder taub?" denkt Bouchenot, „das würde mich wundern! Ich muß es noch einmal versuchen; sie scheint mich doch zu verstehen."

Und sich gegen das Ohr der Dame vorbeugend, sagt er mit lauterer Stimme zu derselben: „Madame werden wahrscheinlich Ihr Spielchen machen; in Ihrem Alter hat man seine Freude daran. Was soll man sonst in Gesellschaft thun; Madame tanzen wohl nicht mehr."

Die kleine Alte lächelt, wackelt mit dem Kopfe und erwidert mit einem hellen, zitternden Stimmchen: „Ich habe heute zweimal Kaffee getrunken, und wenn ich recht brav bin, bekomme ich morgen wieder."

Bouchenot rückt mit seinem Stuhle zurück und macht große Augen, da ihm nicht klar ist, ob diese Dame taub ist, oder ihn verhöhnt. Aber ein hinter ihm sitzender junger Mann, der sein Erstaunen bemerkt, sagt lächelnd zu ihm: „Sie werden Mühe haben, mit Frau von Courtivaud sich zu unterhalten, denn sie ist kindisch."

„Ei, das ist herrlich!" ruft Bouchenot aus, „ich wollte mich gerne mit Jemand unterhalten und habe mich da gleich an die rechte Person gewendet! Was thut man aber in solchem Zustande in Gesellschaft?"

„Man setzt Frau von Courtivaud bisweilen an's Boston. Sie ist an dieses Spiel so sehr gewöhnt, daß ihr trotz ihres mangelnden Gedächtnisses ihre Augen genügen, eine Partie mitzumachen; übrigens macht sie in der Zerstreuung manche Fehler."

„Es muß sehr unterhaltend sein, mit ihr zu spielen."

„Nehmen Sie sich in Acht, wenn man Ihnen eine Partie Boston mit Personen, die Sie nicht kennen, vorschlägt. Letzthin traf es mich, mit drei Damen zusammenzuspielen, wovon eine, Frau von Courtivaud, die kindisch ist, häufig Piek statt Herz ausspielte, die andere taub war, und die dritte jedesmal, während man die Karten gab, einschlief; wir brauchten vierthalb Stunden, um zwei Spiele zu machen."

„Sie sind geduldig; beim zweiten Geben hätte ich, ich stehe Ihnen dafür, die Karten sammt den Kerzen und dem Tische zusammengeworfen."

Bouchenot hat sich dem jungen Manne zugewendet, mit dem er gerne noch länger gesprochen hätte, aber dieser steht auf, um sich mit Damen zu unterhalten, und Bouchenot sieht sich gezwungen, seiner großen Nachbarin zur Rechten zuzuhören, welche gerade zu einer andern Dame sagt: „Ich liebe nur, was schön und gut ist. Sehen Sie, Jedes hat seinen eigenen Geschmack... mein Mann verdient viel Geld, er gewinnt, er mag anrühren, was er nur will ... Er macht Ihnen Geschäfte und Spekulationen! ... Da denke ich dann bei mir, warum entbehren, was Vergnügen macht? — Wenn ich etwas kaufe, so kaufe ich immer das Beste, etwas Schlechtes verachte ich ... wir leben gut, sehr gut; es wäre meinem Manne unmöglich, bloß mit zwei Gerichten zu Mittag zu essen, er muß immer wenigstens vier und einen

Nachtisch haben . . . er würde unser keinen Umständen ohne Nachtisch zu Mittag speisen . . . er würde sich ganz unglücklich fühlen, es würde ihm immer Etwas fehlen . . . Aber wozu auch sich etwas versagen, wenn man viel Geld verdient?"

„Diese Dame wird es noch dahin bringen, daß man sie bestiehlt," denkt Bouchenot. „Ei, wird mich Heinrich wohl den ganzen Abend mir selbst überlassen? Aha. der Kreis öffnet sich endlich; jetzt will ich es versuchen, meine Beine wieder in Bewegung zu bringen."

Bouchenot steht auf und lenkt seine Schritte seinem Freunde zu, der hinter Paulinen sitzt und derselben bisweilen ein verliebtes Wörtchen zuflüstert.

„Höre, Heinrich, Du läßt mich dort drüben ganz allein. wenn Du vielleicht glaubst, ich unterhalte mich . . ."

Heinrich unterbricht Bouchenot eilends und stellt ihn Fräulein Giraumont mit den Worten vor: „Erlauben Sie mir, Fräulein, Ihnen einen meiner Freunde vorzustellen, der Mitarbeiter meines Geschäftes werden wird. Morgen tritt Herr Bouchenot bei mir ein, und ich hoffe dann etwas mehr freie Zeit zu bekommen, um . . . meine Bekannten zu besuchen."

Pauline verneigt sich vor Bouchenot mit einem anmuthigen Lächeln, und sagt ihm: „Herr Heinrich hat mir schon oft von Ihnen erzählt, Herr Bouchenot. Er war sogar in Sorgen um Sie, weil er so lange keine Nachricht von Ihnen erhielt."

„Der gute Heinrich," erwidert Bouchenot; „o, er ist ein wahrer Freund, wir lieben uns auch Beide sehr . . . er hat mir schon oft mit Geld . . . ich wollte sagen, wir haben uns schon oft bei Gelegenheit Dienste geleistet . . . und wenn bei seiner Hochzeit getanzt wird, werde ich sicher meine Beine rühren."

Das junge Mädchen schlägt erröthend die Augen nieder, und Heinrich gibt Bouchenot einen Stoß und sagt leise zu ihm: „Spricht man auch von solchen Dingen? . . . Du bist recht rücksichtslos."

„Ach, ich glaubte, die Sache sei unter Euch abgemacht; man weiß doch nie, was man hier sprechen soll."

„Ich habe alle Hoffnung . . . Pauline liebt nur mich, ihr Herz gehört mir."

„Nun, dann ist es ja im Reinen."

„Aber ihr Vater besteht darauf, daß man reich sein oder ein glänzendes Geschäft haben müsse."

„Man ladet ihn einmal zu einem Frühstück ein, hängt ihm ein Räuschchen an, dann gibt er seine Einwilligung zu Allem."

„O nein, so darf man mit Herrn Giraumont nicht verfahren, um zu seinem Zwecke zu gelangen . . . Nur durch Fleiß, Ordnung und ein tadelloses Betragen kann ich mir die Hand seiner Tochter erwerben."

„Da werde ich bestimmt nie sein Eidam."

„Spielen Sie vielleicht Bouillotte, mein Herr?" fragt Madame Merlier Bouchenot.

„Ja, Madame. O, mit dem Bouillottespiel . . . Da habe ich manche Nacht zugebracht . . ."

„Hier ist ein Platz frei; nehmen Sie eine Karte, wenn Sie anfangen wollen."

„Recht gerne, Madame."

Madame Merlier entfernt sich und Bouchenot nähert sich Heinrich, indem er ihm leise in's Ohr sagt: „Ich will spielen, schiebe mir heimlich Geld zu, ohne daß man es bemerkt . . . wir haben vergessen, es vorher zu thun."

„Ach, es ist richtig . . . hier."

„Du gibst mir bloß zwanzig Franken?"

„Das ist mehr als Du brauchst, da ich Dir ja sage, daß man nicht hoch spielt. Man setzt bloß dreißig Sous."

„Nun, es ist einerlei, wenn ich kein Geld mehr habe, gebe ich Dir ein Zeichen."

Damit geht Bouchenot auf den Bouillottetisch zu und denkt:

„Wenn man mich nur nicht mit Frau von Courtivaud oder der Dame, die einschläft, und der Tauben zusammensetzt. Indeß, wenn die kleine Courtivaud wollte, so würde ich um ihre Diamanten mit ihr spielen."

Bouchenot spielt schon einige Zeit Bouillotte. Er wagt das Geld seines Freundes, gewinnt und findet allmählig, daß man sich bei Madame Merlier unterhalten könne, als die Salonthüre aufgeht und der Diener Herrn Mortandal meldet.

Ein schöner, elegant gekleideter Herr tritt ein und begrüßt die Gebieterin des Hauses, welche sich bei seinem Empfang in Artigkeiten überbietet.

Bouchenot, der den Kopf erhoben und zufällig einen Blick auf die eintretende Person geworfen hat, fühlt einen Schauer durch seinen Körper rieseln, als er den Herrn erkennt, den er schon im Vaudeville-Theater gesehen hat.

„Was machen Sie denn?" fragt einer der Bouillottespieler Bouchenot; „Sie geben ja Jedem von uns vier Karten . . ."

„Ach, entschuldigen Sie, mein Herr, ich glaubte Billard zu spielen."

„Billard!" ruft der Spieler lachend aus.

„Nein, Piquet, oder kurz, ich wußte nicht mehr, was ich spielte."

Bouchenot hat den Kopf verloren: der Anblick des eben angekommenen Herrn hat ihn in Schrecken versetzt; er macht zweimal eine Bewegung, als ob er aufstehen wollte, denn er hatte große Lust, sich zu entfernen; endlich bezwingt er sich und versucht es, seine Angst zu beschwichtigen.

„Ach," denkt er, „weßhalb soll ich mich vor diesem Manne fürchten; er wird mich nicht fressen. Im Gegentheil, er muß mich fürchten . . . ich bin ein Dummkopf . . . Was würde man von mir halten, wenn ich durchginge? was müßte Heinrich denken? . . . Muth und Fassung; thun wir nicht, als ob wir den Mann

kennten . . . er wird es gewiß gerade so machen . . . bleiben wir beim Spiele . . . und betrachten wir nur unsere Karten . . ."

Trotz aller Anstrengungen Bouchenots, ruhig zu scheinen, ist er doch nicht mehr bei seinem Spiele. Er begeht fortwährend Mißgriffe, hebt die Karten ab, ehe man ihn dazu auffordert, hält, wenn er passen will, und paßt mit drei gleichen Karten. Bald nimmt seine Zerstreuung noch zu, denn er lauscht aufmerksam einem neben ihm gehaltenen Gespräche zu.

„Wer ist denn dieser Herr Mortandal? Madame Merlier scheint ihn sehr zu schätzen?" fragt ein junger Mann seinen Nachbar.

„Ach, mein Lieber, es ist ein sehr reicher Herr. Er ist aus Marseille gebürtig, von wo er vor etwa zehn Jahren nach Paris kam, um eine Stelle als Commis in einem Handlungshause anzutreten, und jetzt hat er ein Haus in Paris, ein Landhaus, hält Equipage, kurz, er ist unermeßlich reich."

„Wie ist er denn zu diesem Vermögen gekommen?"

„Durch den Handel; er machte großartige Unternehmungen, und es gelingt ihm, wie es scheint, Alles; er verdient viel Geld. Diesem verdankt er auch, daß man sich überall um ihn reißt."

„Sie spielen aus, mein Herr!" sagt einer der Mitspielenden bereits zum drittenmal zu Bouchenot, und dieser, der ganz Ohr für das war, was er über den Marseiller sprechen hörte, erwacht endlich aus seiner Lethargie, und bemüht sich, auf sein Spiel zu achten.

„Er verdient viel Geld," spricht er während dessen zu sich, „er hält Equipage, er ist unendlich reich! Ich glaube es wohl, beim Kuckuk! Wenn man aber wüßte, wie er zu seinem Vermögen kommt! . . . ich, der ich es weiß . . . aber nicht sagen darf . . . Ich bin doch ein kurioser Kamerad . . . ich möchte mich gerne unbemerkt davon machen. Ach, mein Gott! ich glaube, der Mann hat mich gesehen und erkannt . . . vielleicht entfernt er sich . . . o, ginge er doch."

Aber anstatt sich zu entfernen, spricht Herr Mortandal, nachdem er Bouchenot aufmerksam betrachtet hatte, leise mit Madame Merlier, bei der er gerade sitzt, und scheint einige Fragen an sie zu richten. Nach einer Weile nähert er sich alsdann dem Bouillottetische und stellt sich gerade Bouchenot gegenüber, den er ebenfalls erkannt hat.

„Welche Frechheit," denkt Bouchenot in seinem Sinn, „er stellt sich vor mich, vor meine Augen hin und trotzt mir ... ich strenge mich umsonst an, ruhig zu scheinen. . . es ist mir sehr unbehaglich ... ich muß in diesem Augenblicke verdammt dumm aussehen."

In kurzer Zeit wird einer der Plätze am Bouillottetische frei; Herr Mortandal nimmt ihn ein und sitzt somit als Mitspielender neben Bouchenot. Dieser kann seine Bestürzung nicht mehr bemeistern, obgleich ihn der Marseiller anzulächeln scheint und in einem sehr höflichen Tone mit ihm spricht.

„Mein ganzes Spielgeld, mein ganzes Spielgeld!" schreit Bouchenot, wirre Blicke um sich werfend. Diese Manier zu spielen erschreckt anfangs die Personen, welche die Partie mit ihm machen, bald aber gehen sie darauf ein: sie halten auf den Einsatz und Bouchenot verliert all sein Geld.

„Wie, mein Herr, Sie setzen auf zwei Achter und eine Dame!" sagt der Marseiller, Bouchenot sonderbar anblickend.

„Ja, mein Herr," entgegnet dieser aufstehend und den Tisch verlassend, „so spiele ich Bouillotte ... ein Jeder hat seine eigene Manier."

„Ich bezweifle, daß dieser Herr oft gewinnt," sagt einer der Spieler, als Bouchenot sich entfernt hat.

„Mir scheint, dem Herrn war unwohl, und er wollte austreten," sagt ein Anderer, „denn seit längerer Zeit war er durchaus nicht mehr bei dem Spiele."

Der Marseiller spricht nichts, aber er dreht langsam den Kopf

nach der Thüre, die sich eben hinter Bouchenot schloß, welcher mit dem ersten besten Hute, der ihm unter die Hände kam, sich sachte hinausgeschlichen hatte und fortgegangen war.

Neunzehntes Kapitel.

Ein unerwartetes Glück.

„Ei, ei," beginnt Cölina, als Bouchenot in ihr Zimmer tritt und sie seine Blässe, seine Verstörtheit, überhaupt seine Aufregung gewahr wird, „lieber Freund, was ist Dir denn heute Abend begegnet? Du bist ganz außer Dir ... ganz erschüttert? Hast Du in der schönen Gesellschaft, für welche Du Dich so geputzt hattest, auch wieder Dein Bauchgrimmen bekommen?"

„Ja," erwidert Bouchenot, auf einen Stuhl niedersinkend, „ich habe mich plötzlich sehr unwohl gefühlt und mich hastig entfernt."

„Aber weißt Du, daß ein so oft wiederkehrendes Uebel beunruhigend wird? Soll ich einen Arzt holen?"

„Nein, es ist überflüssig, ich befinde mich bereits wieder besser."

„Willst Du Etwas zu Dir nehmen?"

„Nein."

„O, dann bist Du gewiß krank, lieber Freund; das ist nicht Dein natürlicher Zustand."

„Cölina, lasse mich jetzt in Ruhe, Du thust mir damit einen großen Gefallen."

„Sieh', dieser Hut hat ein weißes Futter und der Deinige ein schwarzes; das ist nicht Dein Hut."

„Sehr möglich, es kam mir auch unterwegs vor, als ob er mir etwas zu weit wäre."

„Wie, Du hast nicht bemerkt, daß Du einen andern Hut nahmst? Ich meine doch, ein weißes Futter sei gut von einem schwarzen zu unterscheiden.“

„In der Eile kann man leicht weiß für schwarz ansehen.“

„Was trieb Dich denn so sehr zur Eile an?“

„Ich sage Dir ja, daß ich meine Bauchschmerzen wieder bekam.“

Cölina schüttelt ungläubig den Kopf und murmelt: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu; dahinter steckt gewiß ein Geheimniß, welches man mir nicht anvertrauen will, und das ist sehr unrecht. Wem will man Zutrauen schenken, wenn man es seiner besten Freundin nicht schenkt, die Einem Beweise der aufrichtigsten Anhänglichkeit gegeben, Einen im Unglück geliebt hat, und sich bloß Reichthum wünscht, um ihn mit ihrem Geliebten zu theilen!“

Mit diesen Worten hat sich das junge Mädchen Bouchenot genähert, legt eine ihrer Hände auf seine Schulter und streichelt mit der andern sanft sein Kinn, dann fährt sie mit flehender Stimme fort: „Mein lieber Bouchenot, ich schwöre Dir, ich werde verschwiegen sein wie das Grab, aber sage mir, was Dich seit einiger Zeit quält, Deine Heiterkeit oft plötzlich in Traurigkeit verwandelt, Dich schweigen macht, wenn Du mitten im Reden bist, kurz, Deine ganze Stimmung mit einem Male ändert; nicht wahr, Du sagst es mir, ja, Du sagst es mir gewiß?“

„Cölina, ich bitte Dich, lasse mich in Frieden,“ entgegnet Bouchenot, seine Geliebte zurückstoßend.

Die kleine Coloristin entfernt sich verdrießlich, und Bouchenot sucht im Schlummer die Schrecken dieses Abends zu vergessen.

Tags darauf schmollte Cölina noch und Bouchenot machte seine Habseligkeiten in ein Päckchen zusammen, um sie in Heinrichs Wohnung zu tragen, die nun auch die seinige werden sollte. Er eilte mit Weile, wie er es gewöhnlich that, wenn es

sich darum handelte, einen vernünftigen Entschluß zu fassen; aber seine Börse war leer, Cölina's Arbeit reichte bloß zur Bestreitung ihrer eigenen Bedürfnisse hin, und er mußte sich somit entschließen, auch Etwas zu verdienen.

„So geht es!“ ruft er aus, als er mit seinen Vorbereitungen fertig ist, „nun muß ich die Last des Elends tragen. Das Arbeiten erschreckt mich nicht, nein, gewiß nicht... aber das thut mir weh, meine kleine Cölina, daß ich Dich verlassen muß, ich war so glücklich bei Dir ... Nun, Du antwortest mir nicht, Du grollst mir, Cölina?“

„Lassen Sie mich in Ruhe, mein Herr,“ erwidert die kleine Coloristin. „Gestern Abend haben Sie nicht mit mir sprechen wollen, jetzt will ich Ihnen kein Gehör geben. Wie du mir, so ich dir.“

„Gestern . . . war ich krank.“

„Ja, wie ich, wenn ich tanze.“

„Heute verlasse ich Dich . . . wollen wir uns in Verdruß trennen?“

„Sie verdienen meine Liebe nicht.“

„Doch, Du sollst es sehen. Sobald ich mir durch den Handel etwas erworben habe, und ich werde mir Mühe geben, daß es bald geschehe, lege ich die Früchte meiner Nachtwachen Dir zu Füßen.“

„Wir wollen sehen ... Nun, da Sie bei Herrn Heinrich wohnen, wird er Sie alle Abend in Gesellschaften und glänzende Reunionen führen wie die gestrige.“

„O, ich gehe nicht mehr mit, ich versichere Dich, ich will nicht mehr in jene schönen Gesellschaften, wo man . . . Gott weiß welche Leute trifft. Ich sage es Dir wiederholt, bei Dir werde ich all' meine freien Augenblicke zubringen . . . und ich werde schon suchen, öfters solche zu haben; aber es ist schon spät, es hat bereits zwölf Uhr geschlagen und ich hätte mich bald

bei Heinrich einfinden sollen. Adieu, liebe Cölina, ich will unten einen Commissionär nehmen, der mit meiner Bagage hinter mir her gehen soll, dann wird man glauben, ich wolle mit dem Eilwagen abreisen."

„Soll ich Dein Gepäck tragen?"

„Nein, theure Freundin, nein, man muß die Schönheit nie zur Lastträgerin herabwürdigen. Ich habe noch fünfzehn Sous, diese reichen schon zur Bezahlung eines Commissionärs."

„Und willst Du Dich bei Deinen Freunden Georg und Timotheus nicht verabschieden?"

„Sie werden wahrscheinlich nicht auf mich gewartet haben: jedenfalls würden sie zanken, daß ich nicht früher fortgegangen sei, und das brauche ich nicht zu hören. Sie können ja zu mir kommen . . . auf mein Bureau."

Bouchenot küßt Cölina und schickt sich eben zum Weggehen an, als eine Stimme auf der Treppe ruft: „Herr Bouchenot! . . . drei Sous, wenn es Ihnen gefällig ist."

„Man fragt nach Dir," sagt Cölina, ihren Geliebten ansehend.

„Nach mir?" ruft Bouchenot zitternd aus. „Sag', ich sei nicht zu Hause, sag', ich sei nicht zu Hause!"

Mit diesen Worten flüchtet sich Bouchenot in das kleine Gemach, welches als Küche dient, und will sich in seinem Schrecken hinter dem Wasserfaß verbergen, als ihm seine Geliebte nacheilt und schreit: „Aber was hast Du denn schon wieder? was ist Dir denn? Der Briefträger ruft Dir ja, hast Du ihn nicht klopfen und drei Sous begehren hören?"

„Der Briefträger? Du glaubst, daß es der Briefträger sei?" entgegnet Bouchenot mit ängstlicher Miene.

„Freilich, er hat einen Brief für Dich . . . ich will ihn holen."

„Einen Brief . . . von hier . . . an mich? Wenn es aber etwas Anderes wäre! . . . Man sollte sich vorher überzeugen."

Aber Cölina hört nicht mehr auf Bouchenot; sie ist schon in dem Hausgang und kommt bald mit einem Briefe in der Hand zurück.

„Siehst Du, daß ich mich nicht getäuscht habe, es ist ein Schreiben an Dich . . . hier!"

„Sonderbar!" . . . sagt Bouchenot, den Brief zur Hand nehmend; „ich erwarte von Niemand Nachricht, wer mag mir wohl schreiben?"

„O, ein Frauenzimmer ohne Zweifel, das läßt sich errathen."

„Nein, das ist keine Frauenzimmerhand."

„Warum denn nicht? Es gibt heutzutage solche, die so schön schreiben können wie gemalt. Es wird von irgend einer Schönen sein, deren Eroberung Sie in der gestrigen Gesellschaft gemacht haben, und die Ihnen ein Rendezvous gibt!"

„In der gestrigen Gesellschaft? O nein, ich wüßte nicht, wen ich hätte erobern sollen."

„Uebrigens hoffe ich, daß ich erfahren werde, was man Ihnen schreibt. Nun, schnell . . . machen Sie doch den Brief auf . . . ach, wie lange hätte ich das Siegel schon aufgerissen."

Bouchenot betrachtete und betastete den Brief: er schien eine Explosion beim Eröffnen zu befürchten. Er kannte die Handschrift nicht, welche, obgleich schön, doch verstellt geschrieben schien. Endlich entschließt er sich, das Siegel zu erbrechen, entfernt sich aber vorher aus Cölina's Nähe mit den Worten: „Erlauben Sie, theure Freundin, der Inhalt kann von Etwas handeln, was nicht für Frauenzimmer paßt."

„Schon gut, lesen Sie . . . aber ich muß ihn auch lesen . . . oder ich kratze Ihnen die Augen aus."

Bouchenot zieht sich in eine Fenstervertiefung zurück, macht das Schreiben auf, und der erste Gegenstand, der ihm in's Auge fällt, ist eine vierfach zusammengelegte Banknote, die darin lag.

Schnell wie der Blitz ergreift Bouchenot die Banknote, rollt

sie in seiner Hand zusammen und steckt sie, Cölina den Rücken zukehrend, ohne daß diese es bemerkt, in die Tasche. Dann liest er hastig den Brief, der keine Unterschrift hat und folgende Worte enthält:

„,Ich glaubte Sie nie wieder zu sehen, denn in dem Zustand, worin ich Sie das erste Mal sah, konnte ich keinen Mann in Ihnen vermuthen, der Zutritt in Gesellschaften hat; da wir uns aber wieder begegneten, hoffe ich, daß Sie dem uns geleisteten Eide immer gleich treu bleiben werden. Ich habe Erkundigungen über Sie eingezogen und erfahren, daß Ihnen das Glück nicht günstig ist, ich bitte Sie daher, inliegende tausend Franken anzunehmen; und künftig werden Sie jeden Monat durch die Post fünfhundert Franken zum Lohn für Ihre Verschwiegenheit erhalten.'“

Bouchenot ist mit dem Brief zu Ende, aber er heftet seine Blicke noch immer auf denselben; er scheint in Betrachtungen vertieft zu sein. Staunen, Freude und Furcht bemächtigen sich wechselsweise seines ganzen Wesens; er weiß nicht, in wie weit er dem eben Erlebten Glauben beimessen darf und liest das anonyme Schreiben, dessen Verfasser er leicht erräth, noch einmal durch.

Cölina, ungeduldig, daß ihr Geliebter so lange an dem Brief liest, nähert sich ihm und neigt ihr Haupt sachte über seine Schulter, indem sie ausruft: „Das Schreiben scheint groß zu sein . . . ich muß einmal sehen.“

Allein Bouchenot ballt den Brief in seinen Händen zusammen und verbirgt ihn hastig in seiner Tasche.

„Es sind Privat-Angelegenheiten . . .“ sagt er, „Familien-Verhältnisse . . . die nur auf mich Bezug haben . . . Sie können den Brief nicht lesen.“

„Ich darf diesen Brief nicht lesen!“ entgegnet die kleine Coloristin, vor Eifersucht und Zorn erblassend. „Ah, warum

nicht gar, das wäre zu arg! . . . Sie werden doch nicht glauben, daß ich mich mit dieser Antwort begnüge?"

„Sie werden wohl müssen. Ich wiederhole Ihnen, Cölina, der Brief handelt nur von Familien-Angelegenheiten."

„Sie lügen, Sie haben keine Familie mehr, alle Ihre Verwandten sind gestorben; Sie haben es selbst hundertmal gesagt."

„Ich habe mich geirrt; es lebt noch ein Vetter, ein entfernter Vetter, und dieser schrieb mir."

„Und wie heißt dieser Vetter? Wie heißt die Person, die Ihnen schrieb? Nun, Sie können mir nicht antworten, Sie wissen nicht einmal den Namen der Person, die Ihnen schreibt?"

„Doch, Mademoiselle, ich weiß ihn, aber ich will ihn nicht sagen."

„Herr Bouchenot, zeigen Sie mir diesen Brief . . . sogleich . . . ich will ihn sehen."

„Mademoiselle Cölina, ich wiederhole Ihnen, daß Sie ihn nicht lesen können, weil er von Dingen handelt, die Sie nichts angehen."

„Gut, mein Herr, gut, Sie brauchen sich keine Mühe zu geben, mich zu täuschen, ich bin, Gott sei Dank, noch nicht so dumm wie Prudentia, und weiß, was ich davon zu halten habe. Dieser Brief ist von einem Frauenzimmer; Sie haben, wie ich schon längst vermuthete, eine neue Liebschaft; Ihr Geheimthun, Ihre Zerstreutheit, Ihr angebliches Bauchgrimmen haben mir Verdacht eingeflößt . . . Jetzt bleibt mir auch nicht mehr der geringste Zweifel, Sie lieben eine Andere . . . ich bin verlassen, verrathen!"

„Cölina, ich versichere Dich, Du bist im Irrthum . . . der Brief enthält nicht eine Silbe von Liebe."

„Dann zeigen Sie mir ihn, lassen Sie mich ihn lesen. Bouchenot, liebster Bouchenot, ich bitte Dich, laß mich den Brief

lesen . . . oder ich knirsche mit den Zähnen und raufe mir die Haare aus.“

„Du wirst Dir nichts ausraufen und ich Dir den Brief nicht zeigen . . . ich bedaure unendlich, Deinem Wunsche nicht entsprechen zu können, aber es ist mir unmöglich.“

„Aha, Sie stimmen diesen Ton an, Herr Bouchenot!“ ruft Cölina, zurücktretend aus; „nun, dann ist Alles zwischen uns aus . . . ich will Sie nicht mehr sehen . . . nicht mehr von Ihnen sprechen hören.“

„Wie Sie befehlen, Mademoiselle.“

„Hier sind Ihre Effekten, mein Herr, nehmen Sie Ihr Gepäck mit, es ist nicht zu schwer.“

„Das werde ich thun, Mademoiselle.“

„Und geben Sie sich ferner keine Mühe, mich zu besuchen, denn ich bin für Sie nie mehr zu treffen.“

„Dies genügt, Mademoiselle, ich werde mich darnach richten; ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu wünschen.“

Bouchenot nimmt sein Päckchen und geht ganz ruhig die Treppe hinab; als er im untersten Stock angekommen ist, wirft ihm Cölina eine Zahnbürste und einen Kamm nach.

„Hier, mein Herr,“ schreit sie hinunter, „das gehört auch Ihnen, ich will nichts von Ihnen behalten . . . geben Sie das Ihrer neuen Geliebten, damit sie sich einrichtet.“

Bouchenot stößt den Kamm und die Zahnbürste verächtlich mit dem Fuße zurück und verläßt das Haus, indem er zu sich selbst spricht: „Ich will mich jetzt selbst einrichten, und diesmal soll es elegant bei mir werden, dafür stehe ich.“

„Fünfhundert Franken des Monats!“ fährt er, am Kai hinschlendernd, fort, während er sein Päckchen unter dem linken Arme trägt und mit der rechten Hand den Kassenschein in der Hosentasche befühlt, „fünfhundert Franken monatlich machen sechstausend Franken jährlicher Renten! . . . das repräsentirt ein

Kapital von hundert und zwanzigtausend Franken . . . ja sogar mehr, da die Rente auf vier Prozent reduzirt ist. Dabei riskire ich nicht, daß man am Ende noch weiter reduzirt oder mir mein Kapital zurückzahlt. Ich habe also von nun an sechstausend Franken Renten, das ist ein recht hübsches Einkommen für einen Junggesellen, der vorher nichts hatte . . . überdies besitze ich tausend Franken baares Geld, die ich fest in meiner Hand halte und womit ich jeden Augenblick thun kann, was ich will. Ach, das ist ja herrlich! nun bin ich in einer prächtigen Lage! Herz, freue dich! Ich, der nur Aussicht auf eine mittelmäßige Stelle hatte, wo ich hätte arbeiten müssen wie ein Sklave, bin jetzt reich . . . Rentier . . . Herr meiner Zeit, brauche nichts mehr zu thun, als mich von Morgens bis Abends zu amüsiren! . . . O, das ist herrlich . . . ich bin der glücklichste aller Sterblichen!"

Während Bouchenot so bei sich denkt, lächelt er vor sich hin, wie solches häufig Personen begegnet, die sehr mit ihren Gedanken beschäftigt sind; er ist sogar eben im Begriffe, auf dem Kai Freudensprünge zu machen, als sich plötzlich seine Stirne verdüstert, in Falten zieht, seine Heiterkeit verschwindet und seine Miene sorgenvoll wird. Bouchenot stellt nämlich auch andere Betrachtungen an und sagt sich: „Aber dieses Glück, das mir nichts weniger als vom Himmel fällt, das im Gegentheil aus einer sehr verbrecherischen Quelle fließt . . . wenn man erführe, woher ich es habe . . . würde man mich nicht als den Mitschuldigen dieses Menschen ansehen, der mein Schweigen bezahlt? . . . Ach, mein Gott, dieser Gedanke macht mich schaudern! . . . Was soll ich thun, was beginnen?"

Nun geht Bouchenot langsamen, schweren Schrittes einher, hat keine Lust mehr, zu singen und zu tanzen, doch zieht er seine rechte Hand nicht aus der Tasche und hält die Banknote immer fest.

Nachdem er lange unentschieden geblieben, welchen Entschluß er fassen soll, kehrt ihm der Muth zurück. „Wahrhaftig,"

sagt er, „ich bin recht einfältig, mich lange zu besinnen, ob ich das Geld annehme oder nicht! Ich muß es wohl annehmen, ich bin dazu gezwungen, denn wem sollte ich es zurücksenden? ... Der Brief ist anonym . . . ich vermuthe zwar, von wem er kommt, aber ich habe keine Beweise . . . die Person kann es läugnen. Würde ich die Banknote Herrn Mortandal zurückschicken, dem Marseiller, der keine Silbe mit mir sprach, so könnte er mir antworten, er wisse nicht, was ich wolle, er habe mich nie gesehen und kenne mich nicht . . . und sicher würde er mir diese Antwort geben; was sollte ich dann sagen? ich würde dastehen wie ein Dummkopf! . . . Also, kurz gefaßt, ich muß mich darein finden, von nun an sechstausend Livres Renten zu verzehren und die tausend Franken zu verwenden, die ich baar in meiner Tasche habe . . . meiner Treu' ich will mich darein finden."

Jetzt nimmt Bouchenot wieder eine lachende Miene an, denn er hat sich zu überzeugen gesucht, daß er sich keinen Vorwurf zu machen habe, und es ist ihm leicht gelungen. Sobald man mit seinem Gewissen capitulirt, hat man bereits die Absicht, der Stimme desselben kein Gehör mehr zu schenken. Wer hinsichtlich der Rechtschaffenheit und des Zartgefühls schwanken kann, ist schon strafbar; einer rechtlichen Seele widerstrebt jede Handlung, die Einen erröthen machen könnte.

„Was soll ich jetzt beginnen?" fragt sich Bouchenot. „Mit Cölina bin ich entzweit, und das ist mir nicht unlieb, denn ein Mann, der sechstausend Franken Renten hat, kann nicht mit einer Coloristin leben . . . und in der Calander-Straße wohnen! . . . Pfui! wie gemein! Ich muß jetzt ein Logis in dem schönen Quartier, in der Chaussée d'Antin nehmen; ich will mich auf's eleganteste kleiden, mit Handschuhen schlafen, eine Lorgnette, ja sogar zwei tragen, wenn es Mode ist. O! wie will ich meine sechstausend Franken Renten springen lassen . . . Und um den Anfang zu machen, will ich nicht mehr zu Fuß gehen und gar

noch mit einem Päckchen unter dem Arm ... mein Gott! ich muß ja aussehen wie ein Schneider! Wie wäre es, wenn ich mein Päckchen in die Seine würfe? Doch nein, es sind Gegenstände darin, die mir noch dienen können, aber ich will ein Cabriolet nehmen, um ein Logis zu suchen. He, Kutscher, haltet!"

„Steigen Sie ein, mein Herr!"

„Ich bezahle Euch nach der Stunde; aber es muß schnell gehen, Ihr bekommt ein Trinkgeld."

„Gut, mein Herr, sehen Sie auf Ihre Uhr."

„Auf meine Uhr!" sagt Bouchenot, scheinbar nach ihr in die Tasche greifend; „ah, der Teufel! ich habe sie verloren ..."

„Sie haben sie verloren? ... man hat sie Ihnen vielleicht gestohlen!"

„Das ist sehr möglich... man wird sie mir gestohlen haben."

„Haben Sie schon Anzeige davon gemacht?"

„Das fehlte noch! Ich habe keine Zeit, mich um solche Kleinigkeiten zu bekümmern, ich kaufe lieber wieder eine andere. Vorwärts, Kutscher, peitscht Euer Pferd."

„Wo wollen wir hin, mein Herr?"

„Ein Logis suchen."

„Ein Logis suchen? In welcher Gegend?"

„Potz Kuckuk! im schönsten Quartier, in der Chaussée d'Antin, und dort halten wir vor den Aushängzetteln."

Der Kutscher treibt sein Pferd an und fährt Bouchenot in die Mont-Blanc-Straße. Unterwegs zieht der junge Mann die Umhänge zurück oder streckt den Kopf zum Kabriolet hinaus, um sich den Vorübergehenden bemerklich zu machen; es gefällt ihm so gut in dem Gefährt, daß er gar nicht mehr an das Aussteigen denkt, als sein Kutscher zu ihm sagt: „Hier ist ein Aushängzettel, mein Herr."

„Gut, fraget den Portier, was zu vermiethen ist und was die Wohnung kostet?"

Der Kutscher geht in das Haus hinein und kommt mit der Antwort zurück: „Ein vollständiges, neu tapezirtes Logis, mit Keller, für zweitausend fünfhundert Franken."

„Das ist zu groß," antwortet Bouchenot, „wir wollen weiter sehen."

Man fährt zehn Schritte weiter und sieht wieder einen Zettel. Bouchenot läßt halten und den Kutscher absteigen, der sofort wieder anfragt und meldet: „Ein kleines Logis mit Zimmer und Cabinet, hinten hinaus, für einen ledigen Herrn, um den Preis von zweihundert Franken."

„Das ist zu klein!"

Kaum ist der Kutscher wieder aufgestiegen, so bemerkt man auch auf der entgegengesetzten Seite der Straße einen Zettel und hält abermals; der Kutscher geht, sich zu erkundigen, und sagt: „Mein Herr, ich denke, es sei nicht der Mühe werth, aufzusitzen, um vor jeder Hausthüre wieder abzusteigen."

„Das ist ganz richtig," versetzt Bouchenot, „daß das Fahren nicht bequem zum Logissuchen ist. Ihr könnt laufen und ich folge Euch im Cabriolet, um bloß vor solchen Wohnungen abzusteigen, die mir passend scheinen."

Der Herr und der Kutscher bringen auf diese Weise zwei Stunden allein in der Mont-Blanc-Straße zu. Bald geht der Kutscher in die Häuser und erkundigt sich, bald steigt Bouchenot aus und besieht die Wohnungen. Endlich entschließt sich Bouchenot, ein kleines Logis in der Sanct-Lazarus-Straße für fünfhundert Franken zu nehmen, welches man sogleich beziehen kann.

Der Portier streckt Bouchenot die Hand hin, um das Aufgeld in Empfang zu nehmen. Bouchenot greift in die Tasche: er hat nur fünfzehn Sous und seine Banknote bei sich. Er überreicht das Papiergeld dem Portier mit den Worten: „Ich habe nur Banknoten bei mir, können Sie mir diese wechseln lassen?"

„Im Augenblick, es wohnt ein Bankier im Hause."

„Gut, bringen Sie mir das Geld dafür.“

Der Portier nimmt die Banknote, verbeugt sich bis auf den Boden, weil ein Mann, der nur Banknoten von tausend Franken in der Tasche hat, in den Augen geringer Leute ein erhabenes Wesen ist, welches gleich einem Fürsten behandelt zu werden verdient. Während man das Geld für Bouchenot holt, denkt dieser: „Ich habe nun zwar ein Logis, aber es ist nichts darin, und ich habe keine Lust, auf dem Boden zu schlafen; glücklicher Weise kann man sich in Paris, wenn man Geld hat, in einem Tage eine vollständige Haushaltung anschaffen; ich glaube, man fände sogar ein Weib und Kinder.“

Der Portier kommt mit einem Sack voll Geld zurück, den er Bouchenot ehrerbietig überliefert. Dieser sagt, nachdem er ihn großmüthig für seine Mühe belohnt hat, zu ihm: „Mein lieber Freund, ich sollte auch Möbeln in mein Logis haben, ich habe meine früheren meiner letzten Geliebten geschenkt. Kennen Sie einen Möbelhändler in der Nähe? ich bezahle baar.“

„Ich kann Ihnen noch einen weit besseren Vorschlag machen. Es wohnt ein Engländer im Hause, der nach London zurückgeht und sein Mobiliar verkaufen will; es ist sehr schön, ganz neu, und da er sich nicht mehr länger hier aufhalten kann, wird er es Ihnen fast um Nichts überlassen.“

„Fast um Nichts! so nehme ich es. Kann man das Mobiliar sogleich ansehen?“

„Ja, mein Herr, gehen Sie nur hinauf.“

„Zeigen Sie mir den Weg, Portier. Kutscher, willst Du mit hinaufgehen und die Möbeln ansehen?“

„Ich danke, mein Herr, ich muß bei meinem Gefährt bleiben.“

„Du hast Recht, bleib' bei unserem Gefährt ... gib Deinem Pferde zu fressen, eine doppelte Ration . . . ich bezahle es.“

Der Portier führt Bouchenot zu dem Engländer, der sich seiner Möbeln entäußern will. Der Kauf ist bald abgeschlossen:

um den Preis von sechshundert Franken gelangt Bouchenot in den Besitz eines wunderhübschen Mobiliars, welches ihn bei einem Händler das Dreifache gekostet haben würde. Sogar Bettwäsche und Foulardtücher zum Umbinden um den Kopf erhält er. Er schwimmt in Entzücken und bezahlt Alles baar. Er ist auf dem Punkte, den Portier zu umarmen und zu küssen, und beauftragt denselben, seine Möbeln in sein Logis schaffen zu lassen. Dieser verlangt bloß zwei Stunden Zeit dazu.

Bouchenot steigt wieder in das Cabriolet und läßt sich in seine frühere Wohnung in der Calander-Straße führen. Er beabsichtigt, weder in sein Zimmer hinaufzugehen, noch zu Célina zurückzukehren; aber es ist ihm von Wichtigkeit, seine neue Adresse bekannt zu machen, damit man sie dem Briefträger mittheilen kann, wenn dieser Etwas an ihn abzugeben hätte. Da Bouchenot seine Renten durch die Post zu empfangen hat, so liegt ihm Alles daran, daß diese nicht in den Fall komme, seine Briefe unter die unbestellbaren legen zu müssen. Er gibt der Obsthändlerin, dem Gewürzkrämer und allen Handelsleuten in der Umgegend seine Adresse an, theilt zum Voraus Trinkgelder aus, greift beständig in die Tasche, und man verspricht ihm, dem Briefträger getreulich seine neue Adresse mitzutheilen.

Bouchenot verläßt sodann sein altes Quartier und murmelt: „Lebe wohl, Rom, ich scheide... ich bin von heute an ein glücklicher Bewohner der Chaussée d'Antin . . . werde bei Tortoni frühstücken und im Café de Paris zu Mittag essen! . . . andere Zeiten, andere Sitten! ... und werde von Morgens bis Abends thun, was mir Vergnügen macht. Ach, mein Gott, was fällt mir da ein! Heinrich erwartet mich seit diesem Morgen, um mich in sein Bureau einzuführen! Ich will zwar seine Stelle nicht mehr . . . ich habe sie nicht mehr nöthig. Aber ich darf ihn doch nicht immer auf mich warten lassen... das wäre unhöflich, und ich will nicht, daß man von mir sage, das Glück habe mich

übermüthig gemacht. Ich sollte hingehen und Heinrich sagen, er könne über seine Stelle verfügen. Wenn ich aber hingehe, wird er mich fragen... mich ausforschen, woher ich mein Geld habe... nein, ich will nicht selbst zu ihm gehen. Ei was! ich kann ihm ja schreiben; ein Brief ist etwas weit Bequemeres. Man schreibt nur, was man will, und braucht Nichts zu beantworten. Kutscher, haltet an jenem Kaffeehaus dort."

„Ja, mein Herr."

Bouchenot tritt in's Kaffeehaus, läßt sich ein Glas Malaga geben, verlangt Papier und Feder, und schreibt folgenden Brief an Heinrich:

„Mein lieber Heinrich, erwarte mich heute nicht zum Arbeiten; unvorhergesehene Geschäfte hindern mich, zu Dir zu kommen. Ich theile Dir zugleich mit, daß Du über die mir angebotene Stelle verfügen kannst; ich werde sie entschieden nicht annehmen. Eingegangene Gelder, auf deren Heimbezahlung ich bereits nicht mehr zählte, gestatten mir ein unabhängigeres Leben. Ich habe meinen Entschluß geändert und verzichte auf das Handelswesen. Ich bin aber deßhalb nicht weniger dankbar für Dein Anerbieten, und bitte Dich, mich stets als Deinen Freund zu betrachten."

Nachdem Bouchenot diesen Brief unterzeichnet hat, spricht er zu sich: „Ich hätte vielleicht Etwas von dem Gelde erwähnen sollen, welches ich ihm schuldig bin!... Ah bah!... er braucht es jetzt nicht, ich kann es ihm später zurückgeben. Besorgen wir den Brief an seine Adresse."

Bouchenot steigt wieder ein, läßt sich vor Heinrichs Wohnung führen, schickt den eben geschriebenen Brief durch den Kutscher an seinen Freund, und fährt dann wieder in sein neues Logis in der Sanct Lazarus-Straße, wo er sein Cabriolet, nachdem er den Kutscher splendid bezahlt hat, entläßt.

„Ihr Logis ist eingerichtet, die Möbeln stehen an Ort und

Stelle, und ich hoffe, daß der Herr mit dem Arrangement zufrieden sein werden," sagt der Portier, dem neuen Miethsmann einen Schlüssel überreichend, wie man einem Eroberer die Schlüssel einer Stadt überreicht.

„Gut, Portier," erwidert Bouchenot, ihm den Schlüssel abnehmend; „Sie sind ein pünktlicher Mann; so gefällt es mir. Ihnen trage ich von nun an die Besorgung meines Logis auf; Sie sorgen für die Reinigung meiner Zimmer, meiner Stiefel und Kleider, und bestimmen selbst den Preis Ihrer Bemühung; ist es Ihnen so recht?"

„O gewiß, mein Herr, ich werde stets zu Ihren Befehlen stehen."

„Ei, ich habe noch nicht daran gedacht, Ihnen meine frühere Adresse anzugeben; wenn Sie sich vielleicht nach mir erkundigen wollen . . ."

„O pfui, mein Herr, das ist eine Beleidigung... man sieht wohl, wen man vor sich hat, es ist überflüssig, sich nach einem solchen Herrn zu erkundigen."

„Nun," denkt Bouchenot, „mein Aeußeres muß sehr anständig sein!... Es will übrigens auch was heißen, immer mit vollen Händen zu geben."

Zwanzigstes Kapitel.

Die Liebe ist aus, die Freundschaft zieht sich zurück.

„Herrlich! köstlich! himmlisch!" ruft Buchenot, sich auf ein kleines Canapé werfend, aus, welches seinem Bette gegenüber steht. „Ich habe ein sehr bequemes Logis, ein hübsches Mobilier, bin in dem elegantesten Quartier der Hauptstadt und habe einen Sack voll Geld. Wenn ich sage voll, so will ich damit sagen halb leer, denn ich habe heute ordentlich depensirt. Wir wollen

einmal nachsehen, was mir noch übrig bleibt... dreihundert fünfundsechzig Franken... das ist immerhin noch ein artiges Sümmchen; ich muß aber jetzt sachte thun, daß ich damit bis Ausgang des Monats reiche. Einerlei, ich befinde mich in einer sehr angenehmen Lage... es war mir nie so wohl; nun will ich mein Glück genießen, vergnügt sein, mich amüsiren, aber Alles mit Anstand, wie es sich für einen Mann in meiner Stellung schickt. Und wer weiß ... wenn sich irgend eine große Dame in mich verliebte, eine reiche Erbin meine Huldigungen annähme, warum sollte ich nicht durch eine schöne und reiche Partie mein Vermögen verdoppeln oder verdreifachen? ... Nein, wenn sich eine Gelegenheit bietet, werde ich sie nicht entwischen lassen."

Bouchenot steht auf und spaziert mit Entzücken in seinem Logis auf und ab, welches zwar nur aus zwei größeren und einem kleinen Vorzimmer besteht, da man in der Chaussée d'Antin für fünfhundert Franken nicht viel bekommt, aber neu und geschmackvoll tapezirt und ausgestattet ist.

„Dieses Lokal ist recht artig," spricht Bouchenot vor sich hin, „aber später nehme ich ein größeres. In diesem Augenblicke genügt es für die Möbeln, welche ich mir gekauft habe; wenn ich eine reiche Heirath mache, will ich erst ein elegantes, modernes, gothisches, kurz prachtvolles Mobilier anschaffen, und wer weiß, ob ich mir nicht auch Equipage halte! Jetzt scheint mir nichts mehr unmöglich. Vor der Hand will ich einmal meine Effekten einräumen!"

Bouchenot macht das kleine Päckchen, welches er gebracht hat, auseinander: es befinden sich vier Hemden, sechs Taschentücher, zwölf Vatermörder, ein Paar Beinkleider, eine Weste und einige Paar Strümpfe darin. Er macht eine hübsche Commode von Mahagoniholz auf, die im Schlafzimmer steht, breitet in einer Schublade seine Hemden, in der andern seine Halskrägen, in der dritten seine Taschentücher aus, und denkt dabei: „Ich

bin zwar noch nicht recht mit Wäsche versehen, aber später werden diese Schubladen gefüllt sein, ich spare lieber in andern Sachen. O! ich will Ordnung halten, ausgezeichnete Ordnung; man soll mich nicht mehr erkennen. Ah! ich habe einen Waschtisch, einen hübschen Waschtisch und einen Spiegel. Ach nein, der Spiegel gehört in's Haus; aber ich habe zwei Lehnstühle und sechs mit Seide überzogene Stühle, ein Canapé, einen Sekretär, eine Commode, einen runden Tisch. Ich bin sehr gut möblirt; ich kann vornehme Besuche bei mir empfangen. Ich will auch empfangen; ich werde Thee- und Punschgesellschaften und Soiréen geben. Ach Gott! wie will ich mich amüsiren!"

Damit hüpft Buchenot im Zimmer herum, wirft sich in einen Lehnstuhl, steht auf, um sich auf einen Sessel zu setzen, streckt sich dann auf sein Canapé und von diesem auf's Bett, um zu sehen, ob es recht weich ist.

Nachdem er diese Wirthschaft eine Zeitlang getrieben, fühlt er sich von lauter Hin- und Hersitzen ermüdet und sieht zum Fenster hinaus, um mit seinen Nachbarinnen Bekanntschaft anzuknüpfen, vorausgesetzt, daß sie hübsch seien.

Aber die Fenster ihm gegenüber bleiben zu; endlich wird eines geöffnet und eine etwa sechzigjährige Dame, mit einem Turban auf dem Kopf, geschminkten Wangen und einer Warze auf der Nase zeigt sich. Sie wirft einen Blick auf ihren neuen Nachbar, und dieser macht eilends sein Fenster wieder zu.

„Wenn alle meine Nachbarinnen von diesem Schlage sind," denkt er, „dann werde ich nicht oft zum Fenster hinaus sehen. Man muß zugeben, daß Cölina etwas Anderes war. Sie war wirklich hübsch . . . und ist es noch . . . aber eine Grisette, eine Coloristin . . . das paßt nicht mehr für mich. Ich werde sie bald vergessen haben . . . man vergißt Alles in der Welt . . . besonders wenn man in den Stand gesetzt ist, sich Zerstreuungen zu verschaffen . . . Ich will mich auch zerstreuen . . . zuerst aber einen

hübschen Rock nach neuester Façon bestellen, denn ein Mann, der ein Logis wie dieses bewohnt, kann nicht immer in demselben Anzug ausgehen."

Bouchenot begibt sich zu einem Schneider und bestellt sich einen Ueberrock. Er verlangt ihn auf den folgenden Tag und will ihn baar bezahlen; diese magischen Worte heben alle Hindernisse. Er hinterläßt seine Adresse und schreit laut: „Herr Bouchenot in der Sanct-Lazarus-Straße, Chaussée d'Antin!" Es ist ihm bereits, als ob man nirgends anders, als in diesem Quartier wohnen könne, und was nicht in der Chaussée d'Antin wohnt, scheint ihm nicht der Mühe werth, gekannt zu werden; Personen, die in andern Stadttheilen wohnen, sind in seinen Augen Unglückliche, Paria's, die man nicht besuchen kann, ohne sich zu compromittiren. Das Glück hat Bouchenot den Kopf verdreht, der eigentlich nie recht fest stand; es hat ihn aber auch schon mehr als einmal vernünftigen Leuten verdreht, es darf uns deßhalb nicht wundern, wenn diese Wirkung sich besonders schnell bei Jemand zeigte, der von Haus aus keinen Ueberfluß an Verstand hatte. Es gehört oft mehr Charakterstärke dazu, das Glück zu ertragen und sich nicht zu verändern, wenn es Einen mit seinen Gaben überschüttet, als den widerlichen Stößen des Schicksals Trotz zu bieten. Das Unglück nimmt man wie eine natürliche Sache, wie eine alte Bekanntschaft auf, deren Besuch man stets erwartet; das Glück dagegen blendet uns und setzt uns in Erstaunen; es erscheint wie ein Fremder bei uns, zu dessen Empfang wir nicht so gut vorbereitet sind.

In Erwartung der Essenszeit geht unser neugebackener Rentier auf dem **Boulevard des Italiens** spazieren. Dort studirt er das Aeußere, die Manieren und sogar den Gang der jungen Leute, die gerade den Ton angeben, um sie nachzuahmen; er will ein Dandy werden und geht deßhalb geziert und steif einher, thut, wie wenn ihn seine Stiefeln drückten und schnaubet fortwährend.

eine Grimasse, als ob ihm der Geruch einer Gaz ausströmenden Röhre in die Nase stiege.

Nach einer ziemlich langen Promenade, während welcher Bouchenot nicht ein einziges Mal zu lächeln gewagt hat, aus Furcht es könnte gegen den guten Geschmack verstoßen, tritt er zum Mittagessen in das Café de Paris; auch hier achtet er vor Allem darauf, wie sich die Stutzer beim Essen benehmen. Er läßt sich, obgleich er es nicht liebt, Selterserwasser geben, weil er sieht, daß es die Fashionables trinken, und wagt nicht, eine Omelette, die er gerne ißt, zu bestellen, weil es nicht nobel ist.

Abends geht er, um sich vollends in die feinen Manieren hineinzuarbeiten, in die italienische Oper, obwohl er kein Wort italienisch versteht und für die Musik keinen Sinn hat. In der Mitte des Stückes wandelt ihn eine große Lust zu schlafen an, aber er überwindet sie, zwingt sich zu einer begeisterten Miene und schreit alle Augenblicke: „Bravi! brava! bravo! bravissimo!"

Von der Oper will Bouchenot nach Hause gehen, aber ziemlich unbekannt in dem Quartier der Chaussée d'Antin, verirrt er sich in den Straßen, die in die seinige führen, und erst, nachdem er einen dreifachen Umweg gemacht hat, langt er vor seiner neuen Wohnung an, die er bereits nicht mehr zu finden fürchtete.

Das Hofthor, welches bei Tag offen ist, ist natürlich Abends geschlossen. Bouchenot will klopfen und sucht den Klopfer: es ist keiner da; er sucht eine Glocke und findet auch keine.

„Wie Teufels!" denkt Bouchenot, „macht man es denn, wenn man in meinem neuen Hause in sein Logis will? Ich bin allerdings sehr vergnügt, ein hübsches Apartement in der Chaussée d'Antin zu bewohnen, wenn ich aber die ganze Nacht vor der Thüre zubringen müßte, würde mich dies beim Ausgehen verflucht geniren. He, holla, Hausmeister! Portier! Mache doch Jemand auf!"

Niemand antwortet, und da es schon spät ist, bietet die in der Gegend der Clichy-Straße ziemlich unbelebte Sanct-Lazarus-

Straße einen Anblick der Verlassenheit dar, bei dem es Bouchenot nicht sehr behaglich ist. Er tritt mit dem Fuße an das Hofthor seines neuen Hauses, schlägt mit der Faust daran, aber Niemand macht auf, Niemand läßt sich hören.

„Donner und Teufel! soll ich am Ende auf der Straße schlafen? das ist zum wüthend werden!“ schreit Bouchenot, ganz aus seiner Rolle als Fashionable fallend. „Ich habe kein Logis für fünfhundert Franken gemiethet, um die ganze Nacht davor Schildwache zu stehen. He, Portier! ziehen Sie den Thürstrick an, wenn es gefällig ist; so lassen Sie mich doch in's Henkers Namen hinein . . . ich werde rasend! . . . Ah, man will mich auf der Straße übernachten lassen . . . das wollen wir doch sehen! . . . Diebe! Wache! Mörder! zu Hülfe!“

Niemand gibt Antwort, kein Fenster wird geöffnet, kein Licht gemacht. Nur einige Personen, welche durch die Straße gehen wollten, kehren wieder um und rennen wie besessen davon.

„Ich glaube, in diesem Quartier läßt man die Leute umbringen, ohne ihnen nur ein Glas Wasser zu reichen,“ spricht Bouchenot, des vergeblichen Schreiens müde, zu sich. „Niemand rührt sich . . . zwei Vorübergehende haben sich aus dem Staube gemacht . . . es muß allerliebst sein, wenn man hier angefallen wird; die Spitzbuben können hier mit Erfolg arbeiten . . . das ist nichts weniger als beruhigend . . . Und dieser elende Portier, dem ich heute erst fünfzehn Franken geschenkt habe, und der mich zum Danke auf der Straße läßt. Ah! . . . jetzt kommt mir ein anderer Gedanke, mir das Haus zu öffnen . . . ja, das wird viel besser sein. Feuer! Feuer! Feuer!“

Sein Geschrei blieb lange ohne Erfolg; endlich wird im dritten Stocke von Bouchenots Haus ein Fenster aufgemacht. Ein alter Herr im Schlafrock und drei Foulards um den Kopf steckt den Kopf heraus; er schaut auf die Straße hinab und fragt mit kreischender Stimme: „Wo brennt es?“

„Bei Ihrer Frau!“ entgegnet Bouchenot, dem gerade keine andere Antwort einfällt.

„Warte, Flegel, das gehört Dir; ich will Dich lehren, mich zu verspotten und die Leute bei Nacht im Schlafe zu stören!“ schreit der alte Ehrenmann, den Inhalt eines Nachttopfes auf Bouchenot herunterschüttend, und schlägt dann hastig das Fenster wieder zu.

„Aber, das ist denn doch zu arg!“ ruft Bouchenot in Verzweiflung über die seinen Rock befeuchtende Flüssigkeit aus. „Wird man so behandelt, wenn man in der Chaussée d'Antin wohnt, so ziehe ich morgen aus. Aber jetzt will ich hinein, man soll mir aufmachen oder ich breche das Haus ab.“

Damit hebt Bouchenot Steine auf und schleudert sie gegen die Fensterläden; er ist eben im Begriff, auch das Hofthor zu steinigen, als ihn plötzlich ein kräftiger Arm zurückhält; er kehrt sich erschrocken um und sieht eine Patrouille hinter sich stehen.

„So, Sie wollen das Haus demoliren!“ sagt der Corporal, Bouchenot fest packend. „Das ist ein artiger Zeitvertreib, wir wollen aber schon Ordnung machen. Vorwärts, folgen Sie uns, mein Herrchen.“

„Herr Corporal,“ erwidert Bouchenot, „es freut mich außerordentlich, daß Sie mit Ihrer Patrouille gekommen sind. Ich stehe schon seit einer Stunde auf der Straße und kann nicht in mein Haus hinein, weil man mir nicht aufmacht ... Ich ergreife alle möglichen Mittel, daß man mich höre, und deßhalb habe ich Steine an die Läden geworfen.“

„Ah! um in Ihr Haus hinein zu können, schleudern Sie Steine darauf? Machen Sie das Andern weis, mein Herr; halten Sie uns vielleicht für Rekruten? Es mag sein, wie es will, Sie schlafen heute auf der Hauptwache.“

„Auf der Hauptwache! ... Warum denn, Corporal? Ich sage Ihnen ja, daß ich hier in diesem Hause wohne. Sorgen Sie

dafür, daß man mir die Thüre aufmacht, das wird weit besser sein."

„Vorwärts, nicht raisonnirt und mit gegangen."

„Aber, Corporal, ich bezahle keine fünfhundert Franken für eine Wohnung in der Chaussée d'Antin, um auf der Hauptwache zu schlafen."

„Vorwärts, sage ich, und das gleich. Ich habe Sie angetroffen, wie Sie Steine an die Läden warfen ... so sucht sich Niemand Eingang in sein Haus zu verschaffen."

„Wenn man aber keinen Klopfer und keine Glocke findet ..."

„Schlechte Ausflucht! als ob nicht jedes Haus mit dem Röthlgen versehen wäre, wodurch die Miethsleute das Oeffnen der Thüre verlangen können!"

„Ich versichere Sie, Corporal! ... Helfen Sie mir lieber suchen."

„Marsch, vorwärts! Machen Sie Ihre Anzeige auf der Wache."

Bouchenot sieht sich genöthigt, der Patrouille gutwillig zu folgen, wenn er nicht mit Kolbenstößen dazu gezwungen werden will; er gibt der Gewalt nach, aber nicht ohne sein Schicksal und die Wohnungen der Chaussée d'Antin zu allen Teufeln zu wünschen.

Man kommt zur Wache. Bouchenot verlangt den Commandanten zu sprechen; allein da dieser gerade eingeschlafen war, hält es der Corporal nicht für nöthig, ihn aufzuwecken, und läßt Bouchenot in's Loch spazieren, wo dieser die Nacht in Gesellschaft eines Betrunkenen und eines Diebes zubringen muß, was nichts weniger als angenehm für Jemand ist, der so eben ein hübsches Logis gemiethet und sich ein neues Mobiliar angeschafft hat.

Am folgenden Morgen läßt sich der Wach-Commandant seine Gefangenen vorführen. Bouchenot beklagt sich, erklärt den Vorfall und gibt einem Tambour hundert Sous, damit er in sein Haus gehe, und den Portier zur Bestätigung der Wahrheit seiner Aussagen herbeihole.

Der Tambour geht und bringt den Portier mit, der nicht begreift, warum sein neuer Miethsmann auf der Hauptwache geschlafen hat, während er nur an einem hübschen Bronze-Knopfe auf der linken Seite des Hofthores hätte ziehen dürfen, um in das Haus eingelassen zu werden.

„Sie hätten mir den unglückseligen Knopf zeigen sollen!" schreit Bouchenot, als er die Wache verläßt, „dann würde ich nicht so gelärmt und Steine an die Läden geworfen haben. wäre auch nicht mit . . . kurz, das war eine sehr unangenehme Nacht für Jemand, der entzückt ist, ein Logis in der Chaussée d'Antin zu haben."

Vor dem Hause läßt sich Bouchenot den Bronze-Knopf zeigen, der ganz künstlich in einer Verzierung versteckt ist; er zieht fünf bis sechs Mal daran und ruft aus: „Der Teufels hätte auch ahnen können, daß dieser Knopf gezogen werden kann und eine Klingel in Bewegung setzt?"

„Mein Herr," entgegnet der Portier, „so ist es jetzt an allen anständigen Häusern . . . ich dachte, Sie wüßten das schon, sonst hätte ich es Ihnen gezeigt."

„Es ist wahr, es ist richtig!" sagt Bouchenot, „ich wußte es, aber bei Nacht habe ich für keine zwei Heller Gedächtniß; künftig, ich stehe Ihnen dafür, werde ich nicht mehr auf der Wache schlafen. Ei, wer wohnt denn im dritten Stocke unter mir?"

„Ein alter Junggeselle, ein ehemaliger Offizier."

„Ah so! deßhalb hat er heute Nacht geglaubt, ich verspotte ihn."

„War er grob gegen Sie? Das würde mich nicht wundern, denn er ist ein alter Streithahn."

„Nein, nein, er hat mich durchaus nicht gereizt; sagen Sie ihm übrigens nicht, daß ich es war, der heute Nacht Feuer schrie, man würde mich auslachen, und das ist unnöthig."

„Seien Sie ganz beruhigt, mein Herr, ich werde schweigen."

„Gut! Jetzt will ich mich zu Bette legen, denn man schläft sehr schlecht auf der Britsche."

Bouchenot begibt sich in sein Zimmer, legt sich in's Bett, schläft den ganzen Tag, geht erst zum Mittagessen aus und kommt bald wieder heim, aus Furcht, er möchte den Glockenzug wieder nicht finden; diesmal kommt er aber ohne Beschwerden durch und incommodirt auch die Wache nicht durch sein Geschrei.

Auf diese Weise sind vierzehn Tage verflossen, seit Bouchenot in der Sanct Lazarus-Straße wohnt, und die Manieren vornehmer Leute anzunehmen sucht: er steht sehr spät auf, bringt ganze Stunden mit seiner Toilette zu, geht spazieren, liest Journale, speist zu Mittag, geht in's Theater oder Concert, und begibt sich dann wieder nach Hause, wo er parfümirte Cigarren raucht.

Diese neue Lebensweise behagt ihm zwar nicht außerordentlich, aber sie schmeichelt seiner Eigenliebe und er hofft, daß er sich daran gewöhnen werde. Eines wundert ihn nur, daß er noch keine Eroberung gemacht und noch kein Liebesbriefchen erhalten hat, und doch gibt er sich, wenn er im Theater oder auf dem Spaziergange eine elegante, hübsche Dame sieht, alle mögliche Mühe, sich bemerklich zu machen. Er hat sogar schon mehrmals bei der einen oder der andern verliebte Worte fallen lassen, ohne jedoch Anklang zu finden. Woher kommt es, daß er mehr Glück bei den Weibern machte, als er nur einen und zwar nicht immer ganz tadellosen Rock auf dem Leibe hatte? Diese Frage stellt Bouchenot oft an sich, aber weiß sie nicht zu beantworten. Er begreift nicht, daß man besser gefällt, wenn man sich gibt, wie man ist, selbst mit den Fehlern, die man von Haus aus besitzt, als wenn man sich Zwang anthut und Bildung affektirt. Bouchenot, als er den Grisetten nachlief, seinen Hut schief aufsetzte und nicht so steif einherschritt, hatte ein lebhaftes, munteres Wesen, das manchmal gefiel; als er aber die Stutzer nachahmte, sich zierte

und nicht zu lächeln wagte, machte er sich lächerlich, und wer ihn sah, spottete ihn aus.

> Es läßt die Muse sich nicht zwingen,
> Der Zwang verzerrt ihr Angesicht.

Eines Abends jedoch, als Bouchenot nach Hause kam, rief ihm der Portier, und sagte mit pfiffiger Miene zu ihm: „Es hat eine Dame nach Ihnen gefragt, Herr Bouchenot.“

„Eine Dame!“ entgegnet dieser, sich vor Vergnügen aufblähend.

„Ja, oder eine Demoiselle, ich weiß nicht recht, wie ich sagen soll.“

„War sie elegant gekleidet.“

„Nicht so sehr: sie hatte ein einfaches Kleid und ein Häubchen auf.“

„Also war es eine Kammerjungfer?“

„Wohl möglich, ja, eher eine Kammerjungfer als eine Dame.“

„Was wollte sie?“

„Sie fragte, ob Sie hier wohnen ... und um welche Zeit Sie zu treffen seien.“

„Ihre Herrschaft wird sie hergeschickt haben! Hat sie gesagt, in wessen Auftrag sie da sei?“

„Nein, mein Herr.“

„Ach, wie bin ich so dumm! ... eine große Dame wird ihren Namen nicht dem Portier sagen ... Hat sie Etwas zurückgelassen?“

„Nein, Herr Bouchenot, aber sie hat gesagt, sie komme morgen früh vor elf Uhr wieder her.“

„Gut, lassen Sie das Mädchen hinaufgehen, sie hat ohne Zweifel ein Liebesbriefchen, welches sie mir nur eigenhändig übergeben will.“

Bouchenot geht freudetrunken in sein Logis hinauf; er ist überzeugt, daß er die Eroberung einer vornehmen Dame gemacht hat, und sieht sich bereits als Helden eines glänzenden Abenteuers;

er erhält Geschenke, wird überall gefeiert, geschätzt und gesucht, und fährt in dem Wagen seiner Schönen spazieren; sie leiht ihm ihre Equipage, bis sie ihm ihr Vermögen und ihre Hand anträgt. Er legt sich endlich nieder und wiegt sich in den köstlichsten Träumen. Am folgenden Tage eilt er, sobald er wach ist, an seine Toilette, denn er wünscht, daß die Kammerjungfer einen günstigen Bericht von seiner Eleganz abstatten solle. Er schickt seinen Portier fort, ihm einen prachtvollen Schlafrock zu holen, weil er glaubt, daß ein junger Mann aus der großen Welt Morgens einen Schlafrock anhaben müsse. Diese neue Depense wird es ihm zwar schwer machen, mit seinem Gelde bis an das Ende des Monats zu reichen; aber er will lieber weniger in's Theater gehen und in einem bescheidenen Gasthause essen.

Man bringt den Schlafrock. Bouchenot hüllt sich darein, frisirt, parfümirt und pomadisirt sich. Er steckt den Schlüssel außen an die Thüre, damit man eintreten kann, ohne ihn zu incommodiren; dann legt er sich mit vornehmer Nachlässigkeit auf's Canapé und bemüht sich, die Stellung anzunehmen, die seine Liebenswürdigkeit am meisten heraushebt, und erwartet so ungeduldig die Kammerjungfer mit ihrer Botschaft.

Um halb elf Uhr klopft man zweimal leise an die Thüre.

„Herein!“ ruft Bouchenot, ohne sich zu erheben.

Die Thüre geht auf und Cölina tritt in's Zimmer.

Es wäre eine schwere Aufgabe, Bouchenots Gesicht beim Anblick Cölina's zu beschreiben; alle seine Illusionen sind mit einemmal dahin. Nachem er einen Schrei der Ueberraschung ausgestoßen hat, sinkt er unmuthig auf sein Canapé zurück und murmelt: „Ach, mein Gott! das war schon der Mühe werth, mir einen Schlafrock zu kaufen!“

„Ich bin es,“ sagt das junge Mädchen zu ihrem ehemaligen Geliebten. „Ei, Sie machen eine sonderbare Miene, man könnte glauben, mein Besuch sei Ihnen nicht angenehm!“

„Ihr Besuch!“ entgegnet Bouchenot: „meiner Treu', ich muß gestehen, daß ich nicht darauf gefaßt war!“

„Sie waren nicht darauf gefaßt? ... Ich bin doch gestern Abend da gewesen, und man muß es Ihnen ausgerichtet haben ... ich hatte Ihren Portier ersucht ...“

„In diesem Hause gibt es keinen Portier, sondern einen Hausverwalter.“

„Portier, Hausverwalter, Thürsteher das ist mir ganz gleich: kurz, ich sagte ihm, daß ich heute Morgen wieder kommen wolle.“

„Aber Sie haben ihm Ihren Namen nicht angegeben.“

„Ich dachte, das sei nicht nöthig, und Sie würden mich an der Beschreibung, die er Ihnen von mir machen werde, gleich erkennen.“

„Ich kann nicht verhehlen, daß Sie die Person sind, an die ich zuletzt gedacht hätte.“

„Sie sind unaussprechlich liebenswürdig.“

„Ach, entschuldigen Sie, ich wollte sagen ... ich erwartete nicht, daß Sie mir das Vergnügen Ihres Besuches machen würden.“

„Ich hätte es allerdings auch nicht thun und mehr Charakter zeigen sollen ... aber dann habe ich gedacht, daß ... weil ich wegen des Briefes mit Ihnen gegrollt habe ... Sie Anstand nähmen, mich zu besuchen ... obgleich Sie es gerne hätten ... wenn wir wieder Friede machten ... und in diesem Gedanken bin ich besonders dadurch bestärkt worden, daß es Ihnen sehr daran gelegen war, Ihre neue Adresse allen unsern Nachbarn, der Obsthändlerin, dem Gewürzkrämer und Andern bekannt zu machen ... und durch diese habe ich sie auch erfahren. Ich dachte weiter: da er wünscht, daß ich wissen solle, wo er wohnt, so hofft er mich wahrscheinlich auch zu sehen und erwartet meinen Besuch. Ich habe mir das öfters gesagt ... sollte ich mich hierin getäuscht haben? ... und theilten Sie Ihre neue Adresse nicht deßhalb unsern Nachbarn mit, weil Sie hofften, ich würde Sie besuchen?“.

Cölina macht bei diesen Worten ein so liebliches Gesichtchen, daß ihr die meisten Männer mit einem Kuß geantwortet hätten; aber das Bewußtsein des Reichthums erstickt oft jene süßen Gefühle des Herzens, denen sich ein freimüthiges, einfaches Gemüth ohne Scheu hingibt. Man behauptet daher mit Recht, das Geld mache nicht immer glücklich.

Bouchenot, der nicht weiß, was er erwidern soll, hilft sich damit, daß er Cölina einen Stuhl anbietet und sagt: „Setzen Sie sich doch, Mademoiselle."

„Mademoiselle ... setzen Sie sich! ... O, mein Gott, wie ceremoniell sprechen Sie mit mir!" entgegnet die kleine Grisette, sich immer mehr dem Canapé nähernd. „Da Sie aber auf dem Canapé sitzen, so denke ich, könnte ich auch darauf Platz nehmen. Oder ist es Ihnen nicht recht?"

„So meinte ich es nicht ... aber dieses Canapé ist so schmal, ... man muß so dicht neben einander sitzen."

„Wir waren manchmal noch dichter beisammen, und damals beklagten Sie sich nicht darüber!"

Da Bouchenot nichts hiegegen einwenden kann, läßt er es dabei bewenden, und rückt ein wenig, um Cölina Platz zu machen, und diese setzt sich mit halb wehmüthiger, halb heiterer Miene neben ihn.

„Sie haben eine recht hübsche Wohnung," beginnt Cölina nach einigem Schweigen wieder; „es ist prächtig hier, eine gewichste Treppe ... ach! das ist freilich etwas Anderes als in der Calander-Straße. Und diese Möbeln! ... wie geschmackvoll ... Sie haben also Ihr Glück gemacht?"

„Nein, Mademoiselle ich habe kein Glück gemacht ... das heißt, wenn Sie wollen ... ja, ich habe einen entfernten Verwandten geerbt, wie mir jener Brief verkündete, den ich bei Ihnen erhielt ... aber Sie wollten mir es ja nicht glauben, Sie überzeugen sich jedoch jetzt, daß es Wahrheit war."

„Damals hatten Sie mir durchaus nichts von einer Erbschaft gesagt, und wenn man gute Nachrichten erhält, so begreife ich nicht, warum man sie seine gute Freundin nicht lesen lassen will."

„Wollen Sie wieder Ihr Examen beginnen, Mademoiselle? Wenn Sie sich deßhalb herbemüht haben ..."

„Nein, mein Herr, nein! O, ich habe mir fest vorgenommen, Sie nichts mehr zu fragen, behalten Sie Ihre Geheimnisse, ich will nicht mehr darnach forschen, wenn Sie mich nur versichern ... daß Sie mich immer noch lieben ... daß Sie von keinem Frauenzimmer Geld erhalten, kurz ... daß Sie keine andere Geliebte haben. Geben Sie mir diese Versicherung, dann will ich nicht mehr böse, nicht mehr eifersüchtig und erzürnt sein, keine Frage mehr machen, mich wieder aussöhnen und wie früher mit Ihnen leben, denn obgleich Sie mich plötzlich und barsch verlassen haben ... liebe ich Sie doch immer ... und seit unserer Trennung ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht geweint hätte ... alle Morgen sagte ich: er kommt vielleicht heute ... dann horchte ich, zitterte, wenn man die Treppe heraufkam ... aber Sie waren es nie! ... Ach, ich war so glücklich, als ich Ihre Adresse erfuhr ... denn ich dachte: er erwartet mich, er verlangt nach mir ... Nun, gestehen Sie mir, daß dieses der Fall war! ..."

Bouchenot kratzt sich hinter dem Ohre, wickelt sich in seinen Schlafrock, betrachtet sich und entgegnet: „Wie gefällt Ihnen dieser Schlafrock? ist er nicht wunderschön; kleidet er mich nicht sehr gut? ... Er ist nach der neuesten Façon gemacht."

„Ei, mein Gott, ja! ... Ihr Schlafrock ist wunderschön ... aber Sie antworten mir nicht auf meine Frage."

„Er ist von indischem Stoff ... erste Sorte! So etwas trug man in der Calander-Straße nicht!"

„Nein, denn manchmal hatte man kaum das Nöthige zu seiner Bedeckung ... aber damals gab man den Leuten doch wenigstens Antwort ... sprach nicht in so übermüthigem Tone mit ihnen ...

und that sogar, als ob man sie anbete... Ach! damals gefielen Sie mir besser als in Ihrem indischen Schlafrock."

„Mademoiselle, ich weiß nicht, warum Sie mir dies Alles sagen; ich bin hoffentlich Herr, mich nach meiner Laune zu kleiden, und man wohnt nicht in der Chaussée d'Antin, um sich altväterisch anzuziehen."

„Mademoiselle und immer Mademoiselle! Ach, ich sehe, es ist aus und vorbei. Sie lieben mich nicht mehr."

Bouchenot schweigt; Cölina wendet den Kopf ab und fängt bitterlich an zu weinen. Obgleich sie ihre Thränen verbergen will, bemerkt ihr ehemaliger Geliebter doch ihre feuchten Wangen, er fühlt sich ergriffen, nimmt das Mädchen bei der Hand und frägt: „warum weinen Sie?"

„Ach! Sie wissen es wohl."

„Ich will Ihnen aber gewiß keinen Kummer machen! ... Ich bitte Sie, Cölina, weinen Sie nicht mehr, seien Sie vernünftig und hören Sie mich an."

„Ich höre."

„Sie sind hübsch ... Sie sind in der That sehr hübsch, und ich liebe Sie noch, weil ... Sie so hübsch sind."

„Weiter, weiter doch!"

„Ach! immer sprudelnd wie die brausende Jugend! ... Nun wohl, meine theure Freundin, wir können uns noch bisweilen sehen... Es würde mir Vergnügen machen ... Kommen Sie ... wenn ich Ihnen schreiben werde. Sie begreifen, daß wir nicht mehr wie früher zusammenleben können ... meine neue Stellung gestattet das nicht ... sie beraubt mich auch des Glückes, mit Ihnen auszugehen. Das sind Opfer, die man der Gesellschaft bringen muß, unter welcher man lebt. Aber ich wiederhole Ihnen, das wird uns nicht hindern, uns noch zu lieben ... und auch fernerhin gute Freunde zu bleiben, und so oft es mir möglich sein wird, Ihren Besuch zu empfangen, werde ich es Ihnen mittheilen."

Cölina gibt keine Antwort, aber sie trocknet ihre Augen ab, steckt ihr Taschentuch in ihre Schürze, steht rasch auf und entzieht Bouchenot ihre Hand, die er noch in der seinigen hielt."

„Nun, was machen Sie denn?" fragt der junge Mann.

„Ich gehe ... Adieu, Herr Bouchenot."

„Wie! Sie gehen ... ohne mir zu antworten ... was soll das heißen?"

„Das heißt, mein Herr, daß ich nichts von der Zärtlichkeit eines Mannes will, der sich an mir schämt ... der nicht wissen lassen will, daß er mich liebt ... der sich für zu vornehm hält, mit mir auszugehen. Das heißt, daß ich Ihren Uebermuth und Ihre Vornehmthuerei bemitleide und daß ich, obgleich nur eine Grisette, doch zu stolz bin, einen Geliebten zu haben, der mich, wenn Leute kämen, verstecken oder davon jagen würde."

„Aber Cölina, ich ..."

„O! So dachten Sie nicht, als Sie sich ganz nackt unter den Hahn meines Wasserfasses legten, um den schönen Leander mit mir zu spielen, mich für sich zu gewinnen und zu verführen!"

„Mademoiselle, damals ..."

„Damals, Herr Bouchenot, waren Sie nicht so dumm wie heute, denn Sie wußten zu sprechen und sich angenehm zu machen; jetzt haben Sie nicht einmal den Muth, mir frei heraus zu gestehen, daß Sie mich nicht mehr lieben. Aber seien Sie beruhigt, ich werde Sie nicht mehr mit meinen Besuchen belästigen. Ich bin nicht vornehm genug, um in die Chaussée d'Antin zu kommen, und werde auch nicht mehr dahin kommen, darauf dürfen Sie zählen. Was Sie betrifft, mein Herr, so denke ich nicht, daß Sie sich durch einen Gang in die Calandre-Straße compromittiren werden; wenn aber Ihr Schicksal zufällig eine andere Wendung nehmen, Ihr Reichthum eben so schnell verschwinden würde, als er gekommen ist, dann, mein Herr, werden Sie mich jederzeit bereit finden, Ihnen, wenn es meine Kräfte erlauben, Dienste zu

leisten, und ich werde Sie besser bei mir aufnehmen, als Sie mich heute. Damit empfehle ich mich Ihnen, Herr Bouchenot."

Als das junge Mädchen diese Worte gesprochen hat, verläßt sie das Zimmer, und ist schon lange aus dem Hause, ehe ihr ehemaliger Geliebter sich von seinem Staunen erholt.

„Meiner Treu', was kann ich machen! ich laufe ihr nicht nach," sagt Bouchenot dann vor sich hin. „Ich hätte sie gerne noch manchmal zum Zeitvertreib geliebt . . . da sie aber die Sache ernsthaft nimmt, so ist es besser, wenn ich sie gar nicht mehr sehe. Außerdem hätte man erfahren können, daß ich mit einer Grisette im Verhältniß stehe . . . und das hätte mir geschadet . . sie hat wohl daran gethan, sich zu entfernen. Es ist schade, daß sie nicht eine Dame von Stande ist, denn sie ist wirklich hübsch . . . doch ich werde schon Andere finden, die besser für mich passen, das kann mir gar nicht fehlen . . . Ich will mich mit meinem Schlafrock an das Fenster legen."

Den Tag nach diesem Besuche hört Bouchenot, als er eben im Begriffe ist, seinen Schlafrock abzuziehen, um auszugehen, an der Thüre anklopfen. Er runzelt die Stirne und murmelt: „Ach, ich wette, Mademoiselle Célina will mich wieder belästigen! Diese kleine Grisette läßt mir keine leibliche Ruhe... das fängt an unerträglich zu werden . . . Wenn es so fortgeht, werde ich mich genöthigt sehen, sie durch meinen Portier zurückweisen zu lassen. Nun, herein, der Schlüssel steckt."

Die Thüre geht auf, aber statt der kleinen Coloristin treten Georg und Timotheus in's Gemach.

„Wen sehe ich!" ruft Bouchenot aus; „meine theuren, lieben Freunde sind es! . . . Ach, welch' freudige Ueberraschung!"

„Ja, wir sind es . . . wir müssen Dich wohl am Ende aufsuchen, da wir nichts mehr von Dir sehen und hören," erwidert Georg, Bouchenot die Hand reichend.

„Der Teufel, welches Logis, welcher Luxus!" schreit Timo-

theus. „Als Cölina uns sagte, Du seiest reich geworden, wollten wir es nicht glauben, aber jetzt sehen wir, daß sie nicht gelogen hat."

„Ach! wie schön ihm sein Schlafrock steht!"

„Er sieht aus wie ein Pascha."

„Nicht wahr, meine Herren, ich weiß ihn mit vielem Anstand zu tragen? Ach mein Gott! es ist nicht so schwer, den Fashionable zu spielen, ich habe mich gleich daran gewöhnt, so leicht als an dieses Quartier. Ich kann gar nicht mehr begreifen, wie man anderswo, als in der Chaussée d'Antin wohnen kann."

„Ach, der Teufels-Bouchenot, er ist immer lustig, immer zum Spaßen aufgelegt!"

„Zum Spaßen? O nein, pfui, das ist ungebildet. Ich spaße und lache nicht mehr, ich betrage mich jetzt ganz vornehm. Aber nehmet doch Platz, meine Herren, es wird Euch bequemer sein."

Georg und Timotheus lassen sich auf das Sopha nieder und Bouchenot setzt sich ihnen gegenüber, während er seinen Schlafrock mit Grazie umnimmt.

„Ei! mein lieber Bouchenot," nimmt Georg das Wort, „Du mußt uns auch sagen, durch welche Gunst des Schicksals Du in Deine neue Lage gekommen bist. Timotheus und ich glaubten, Du habest Heinrichs Stelle angenommen und wohnest bei ihm; vor einigen Tagen begegneten wir diesem aber und erkundigten uns nach Dir; statt aller Antwort ließ er uns Deinen Brief lesen, worin Du ihm anzeigst, daß er über die Dir angebotene Stelle verfügen könne. Heinrich war eben so neugierig wie wir, die Ursache Deiner veränderten Verhältnisse zu erfahren, aber wir wußten nicht mehr als er. Gestern hat Timotheus bei unserer kleinen Nachbarin nach Dir gefragt. Sie hat ihm Deine Adresse gegeben, seufzte aber dabei, denn sie behauptet, das Glück habe Dein Herz verhärtet. Wir wollten das nicht glauben und sind deßhalb selbst zu Dir gekommen."

„Und Ihr habt wohl daran gethan, meine lieben Freunde; Ihr werdet mich stets bereit finden, Euch nützlich oder gefällig zu sein. Was die kleine Nachbarin betrifft, ach! meiner Treu," so werdet Ihr wohl begreifen, daß Verbindungen dieser Art nicht immer dauern können. Mademoiselle Cölina hat Manieren . . . eine Sprache . . . die nicht passend sind . . . man sieht ihr zu sehr die Grisette an."

„Sage einfach, Du liebst sie nicht mehr, das finde ich natürlich, aber die Grisetten zu verachten . . . namentlich Du . . . und zu vergessen, was das junge Mädchen für uns gethan hat! . . . ach! das wäre sehr unrecht, Bouchenot, und ich könnte Dich darum nicht loben! . . . Wenn Dich das Glück undankbar macht, so beweisest Du bloß, daß Du es nicht verdienest."

„Nein, nein . . . ich bin nicht undankbar, aber man muß seinen Rang in der Gesellschaft behaupten. Auf dem Boulevard des Italiens, meine Herren, kann man mit keiner Grisette am Arme spazieren gehen!"

„Aber oft mit Frauenzimmern, die weniger werth sind als Grisetten! Damit hast Du uns aber noch nicht auf unsere Frage geantwortet. Sag', woher hast Du Dein vieles Geld? welche Stelle bekleidest Du, die Dich so stolz macht?"

„Stelle? . . . Ich brauche, Gott sei Dank, gar nichts zu thun . . ich lebe von meinen Renten."

„Ah! Du hast Renten?" sagt Timotheus, die Augen weit aufreißend; „und seit wann? . . . Du hattest keine, als wir zu Drei nur einen Rock besaßen."

Bouchenot ist verlegen; er schlägt mehrere Male seinen Schlafrock auseinander und wieder zusammen, betrachtet seine Pantoffeln und murmelt: „Andere Zeiten, andere Sitten . . . das Schicksal ist uns nicht immer feindselig . . . der Teufel steht nicht immer bei armen Leuten Schildwache . . . der Krug geht so lange zum Brunnen . . ."

„Ei, Bouchenot, willst Du den „Sancho Pansa“ spielen?“ unterbricht ihn Georg lachend; „bleib' mit Deinen Sprüchwörtern zu Hause und gib uns Antwort. Woher hast Du Deinen neuen Reichthum?“

„Meiner Treu', lieben Freunde,“ entgegnet Bouchenot, „wenn ich Euch die Wahrheit gestehen soll ... ich habe in der Lotterie gewonnen.“

„In der Lotterie!“ ruft Georg, Bouchenot fest anblickend, aus; „die Lotterie existirt ja seit einem Jahre nicht mehr!“

„Ach nein, nicht in der Lotterie ... im Roulette wollte ich sagen.“

„Im Roulette!“ versetzt Timotheus; „aber alle Spielhäuser sind ja schon seit sechs Monaten geschlossen!“

„Nein, nein ... nicht im Roulette,“ entgegnet Bouchenot, sich in seinen Schlafrock wickelnd; „das ist ja zum Lachen, ich weiß, daß, Gott sei Dank, die Spielhäuser geschlossen sind ... denn das Spielen war eine sehr unmoralische ... scandalöse Sache! ... Wie viele Familienväter und junge Leute haben sich an diesen fluchwürdigen Orten ruinirt! ... Ich selbst weiß ein Lied davon zu singen; ich verirrte mich öfters dahin ... eines Abends besonders ... ich hatte nur noch vierzig Sous in der Tasche ... es regnete furchtbar ...“

„Davon ist jetzt nicht die Rede,“ fällt Georg dem Erzähler in's Wort; „wir brauchen diese Geschichte nicht zu hören; den Ursprung Deines neuen Vermögens wünschen wir kennen zu lernen.“

„Habe ich es Euch nicht schon gesagt, das ist komisch, ich glaubte es Euch schon gesagt zu haben. Nun, meine Freunde, ich hatte in eine fremde Lotterie gesetzt ... ich kaufte ein Loos ... Ihr wißt, eines dieser Serien-Loose ... Die Bankiers schicken sie oft sogar in unfrankirten Briefen! ... Das Schloß Trauf ... Traus ... Trackenstemberg oder wie es heißt, wurde herausgespielt ... Kurz,

ich habe es gewonnen ... ich hätte mein Schloß beziehen können, aber Ihr werdet wohl begreifen, daß ich lieber in Frankreich, in Paris bei meinen Freunden blieb. Ein Bankier machte mir das Anerbieten, mir mein Schloß für hundert und zwanzigtausend Franken abzukaufen... ich willigte ein, und habe auf diese Weise sechstausend Franken Renten, das ist die ganze Geschichte!“

Während Bouchenot erzählt, runzelt Georg die Stirne und seine Züge nehmen einen kalten, gleichgültigen Ausdruck an; Timotheus sieht dagegen Georg mit einer Miene an, die sagen will: glaubst Du Alles das?

Bouchenot hat aufgehört zu sprechen und seine beiden Freunde schweigen. Nach einer Weile sagt aber Timotheus: „Cölina hast Du übrigens keine Lotteriegeschichte erzählt, sondern Du hast gesagt, Du habest einen entfernten Verwandten beerbt.“

„Ach ja ... es ist wahr ... das habe ich ihr gesagt ... allein Ihr werdet zugeben, daß es nicht nothwendig ist, Jedermann auf die Nase zu binden, wie man zu seinem Gelde gekommen ist.“

„Wenn man sein Vermögen auf rechtliche Weise erworben hat, braucht man sich nicht zu scheuen, es offen zu gestehen,“ versetzt Georg, „aber oft verdankt man seine Wohlhabenheit ... einer unlautern Quelle, dann erfindet man tausend Geschichten, eine dummer als die andere, um zu verbergen, was man ohne Erröthen nicht zugestehen könnte.“

„Die Aermel meines Schlafrocks sind zu weit,“ sagt Bouchenot, „aber sie werden sich schon legen... es ist ein indischer Stoff dabei ... A propos, meine Freunde, wir werden hoffentlich mit einander frühstücken? ... So werden wir uns doch nicht trennen ... wir wollen in's Café Anglais gehen ... ich mache mir das Vergnügen, Euch zum Frühstück einzuladen.“

„Ich danke,“ erwidert Georg, sich erhebend, „ich kann Deine Einladung nicht annehmen... ich habe diesen Morgen Geschäfte.“

„Ach der Teufel, das ist ärgerlich ... Jedenfalls wird dann aber Timotheus ...“

„Ich bedaure,“ entgegnet dieser, ebenfalls aufstehend, „ich habe auch Geschäfte und werde mich mit Georg entfernen.“

„Wie, meine Herren, Ihr schlagt es Beide aus? Von alten Freunden ist das sehr Unrecht ... Ihr könnt Eure Geschäfte später besorgen ... wir wollen wieder einmal vergnügt sein, Champagner trinken! Nun, seid Ihr dabei?“

„Lebe wohl, Bouchenot! ... Gehst Du mit, Timotheus?“ sagt Georg trocken.

„Ich bin bereit,“ erwidert Timotheus, seinen Hut nehmend.

„Ei, Ihr entfernt Euch so schnell ... was Teufels pressirt Ihr denn so?“ schreit Bouchenot seinen beiden Freunden nach. Diese waren aber bereits an der Thüre des Hausganges und gingen, ohne zu antworten und ohne dem neuen Crösus die Hand zu reichen, die Treppe hinab. Der Letztere kehrt dann ganz verblüfft in sein Zimmer zurück, wirft sich auf sein Canapé und spricht zu sich: „Wie barsch sie mich verlassen! ... Sollten sie wohl meiner Geschichte von der fremden Lotterie keinen Glauben schenken? ... Kann man denn aber nicht auch Geheimnisse ... Privat-Angelegenheiten haben? Diese Herren sind doch gar zu neugierig. Am Ende kann man nicht einmal mehr reich sein, ohne austrommeln zu lassen, wie man zu seinem Vermögen gekommen ist ... Sie sollen einmal solche Fragen an Leute aus der großen Welt stellen, da wird man sie schön heimschicken!“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Bouchenot will sich verheirathen.

Am letzten Tage des Monats erhält Bouchenot einen Brief durch die Post; er ist an seine neue Wohnung in der St. Laza-

instraße adressirt, zum Beweise, daß man sich vorher in der Calander-Straße erkundigt hat.

Bouchenot macht eilends den Brief auf: es stand kein Wort darin, sondern er enthielt bloß eine Banknote von fünfhundert Franken, welche der Adressat mit dem freudigen Ausruf begrüßt: „Schön, recht schön: man schickt mir mein Einkommen; man könnte nicht exacter sein. Mein Geld ist allem Anschein nach sicher placirt und ich kann wegen meiner Renten ruhig schlafen. Ich bin reich und brauche nicht zu arbeiten ... gibt es ein glücklicheres Verhältniß?... wie richtig hat man den Beruf, zu dem ich mich am meisten hingezogen fühle, errathen!“

Und Bouchenot setzt seine Lebensweise, wie er sie, seit er in der Chaussée d'Antin wohnt, angenommen hat, fort: er steht spät auf, bringt einen großen Theil des Tages mit seiner Toilette zu, geht in's Kaffeehaus, liest die Journale, die Revuen, hört, was es Neues gibt, geht spazieren, ißt zu Mittag und betrinkt sich nicht mehr, weil das nicht zum guten Ton gehört; dann geht er in's Theater oder zeigt sich in einem Garten, wo Musik zu hören ist, begibt sich hierauf nach Hause und legt sich mit dem Bewußtsein: heute habe ich mich den ganzen Tag höchst anständig benommen, ich bin zufrieden mit mir, zu Bette.

Mehrere Monate verstreichen auf diese Weise, ohne eine Veränderung in Bouchenots Existenz herbeizuführen. An dem Ende jeden Monats erhält er regelmäßig durch die Post eine Banknote von fünfhundert Franken. Er hat sich bereits so an den Empfang derselben gewöhnt, daß er die Adresse gleichgültig erbricht, die Banknote ohne Lächeln betrachtet und ziemlich kühl in einem hübschen Sekretair aufhebt, den er sich angeschafft hat. Seit einiger Zeit strahlt nicht mehr jene Zufriedenheit aus den Zügen des jungen Mannes, wie im Anfange seines Glückes: er sieht etwas gelangweilt, kalt und ernst aus: man würde vergeblich die Heiterkeit auf seinem Gesichte suchen, die es sonst verklärte.

Der Bouchenot in der Chaussée d'Antin gleicht nicht mehr dem in der Calander-Straße. Wenn sein ganzes Wesen auch etwas an Anstand gewonnen hat, so hat dagegen sein Antlitz viel von dem verloren, was ihm einen eigenthümlichen Ausdruck gab, und Reiz verlieh.

Kurz, inmitten seiner Größe, seines hübschen Logis in der Chaussé d'Antin und in seinem prächtigen Schlafrock von indischem Stoffe überrascht sich Bouchenot häufig beim Gähnen. Vergebens gibt er sich alle Mühe, der ihn beschleichenden Langeweile zu entgehen, umsonst streckt er sich auf seinem Canapé aus, betrachtet sich im Spiegel und spricht zu sich: Ich bin sehr glücklich.... sehr nobel... es gibt keinen glücklichern Menschen als ich bin!"

Die Langeweile, die sich gern unter einen schönen Schlafrock und in ein hübsches Logis einschleicht, hat sich auch bei Bouchenot Zutritt verschafft und scheint sich bei ihm einquartiren zu wollen; die modernen Kleider, die Wohlgerüche, die Spaziergänge und die Abende im italienischen Opernhause scheinen sie nicht verdrängen zu können; sie macht im Gegentheil reißende Fortschritte und leistet dem neuen Reichen Tag für Tag treulich Gesellschaft.

Die kleine Cölina hat sich nicht mehr bei dem jungen Manne, ihrem früheren Liebhaber, sehen lassen, und dieser daher nicht nöthig gehabt, sie von seinem Portier abweisen zu lassen; Timotheus und Georg haben ihren ehemaligen Stubengenossen ebenfalls nicht mehr besucht. Bouchenot ist ihnen bisweilen unterwegs begegnet, allein so oft er im Begriff stand, sie anzureden, gingen sie hastig an ihm vorüber und stellten sich, als ob sie ihn nicht kennten. Heinrich machte es ebenso, wenn sie irgendwo zusammentrafen, und Bouchenot lächelte umsonst und streckte vergebens seinen alten Freunden die Hand entgegen.

„Wahrscheinlich," dachte er alsdann, „beneiden mich die Herren um mein Geld und meine schöne Stellung; deßhalb

wollen sie auch nicht mehr mit mir sprechen und thun fremd, wenn ich ihnen begegne. O! das muß es sein, ich darf nicht daran zweifeln, sie sind ärgerlich, daß ich mich jetzt in einer so glücklichen Lage befinde. O, die Menschen! der Neid verzehrt sie jeder Zeit; . . . aber doch wundert mich dieses an meinen alten Freunden... mich nicht mehr anzusehen, weil ich reich bin, weil ich mich elegant kleide . . . weil ich unter die feinsten Leute gerechnet werde! . . . Pfui, wie kleinlich, auf mein Glück eifersüchtig zu sein!"

Bouchenots Glück bestand übrigens in immer häufigerem, längerem Gähnen, welches am Ende so überhand nahm, daß er sich seine immer wachsende Langeweile nicht mehr verbergen konnte, sondern sich an einem schönen Morgen beim Aufstehen mit folgendem Monolog Luft machte. „Sapperlot! . . . ein Glück wie das meinige ist zum Einschlafen . . . es ist ausgemacht, daß ich mich zum Verzweifeln langweile . . . Sonderbar! . . . ich habe Geld, mich zu unterhalten . . . und amüsire mich nicht mehr . . . Was soll das heißen . . . woran liegt das? . . . Ich habe nichts zu thun ... und weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll! ... Es ist wirklich unbegreiflich. Der Teufel! ich muß ein Mittel finden, mich glücklich zu fühlen, ohne zu gähnen und schläfrig zu sein . . . Ich will nicht, daß ich durch das Uebermaß meines Glückes den Spleen bekomme! . . . Ich will mir nicht wie die Engländer, um der Langeweile ein Ende zu machen, eine Kugel vor den Kopf schießen; ich will lachen und fröhlich sein wie ehedem, als ich über keinen Sous zu gebieten hatte . . . Damals verschönerten die Liebe und die Weiber mein Dasein . . . damals hatte ich immer drei oder vier Liebschaften zugleich; jetzt gar keine . . . Es ist unfaßlich! Die Grisetten lachen mir unter die Nase! die vornehmen Damen ignoriren meine feurigsten Blicke... Ah, beim Kuckuk! mir kommt eine Idee! ... wenn ich heirathen würde! ... Heirathen, um sich nicht mehr zu langweilen, scheint

auf den ersten Blick sonderbar . . . aber ich habe die Hoffnung, daß mir diese Veränderung meiner Lage vortheilhaft sein wird. Ich habe wenigstens, wenn ich verheirathet bin, Jemand um mich, mit dem ich sprechen kann; ich werde mich dann mit meinem Haushalt beschäftigen, und das wird mir Zerstreuung verschaffen... ich werde meine Frau bitten, mir Früchte einzumachen, und dann den Schaum davon wegessen. O, das muß sehr unterhaltend sein! Alsdann werde ich Kinder bekommen, sehr viele Kinder, ich werde mit meiner Tochter mit der Puppe und mit meinem Sohne mit dem Kreisel spielen... O! das wird köstlich sein, da werde ich gewiß keine Zeit mehr haben, mich zu langweilen. Wie schade. daß mir dieser Gedanke nicht schon lange gekommen ist! Ich muß geschwind heirathen... aber eine reiche Frau; denn da ich meine sechstausend Franken Renten allein aufzehre, hätte ich nicht genug für Frau und Kinder."

Es handelte sich also bloß noch darum, eine reiche und hübsche Frau zu suchen, denn diese letztere Bedingung schien Bouchenot ebenfalls unerläßlich. Da er häufig in ein und dasselbe Kaffeehaus ging, hatte er die Bekanntschaft eines alten Junggesellen gemacht, der in allen Gesellschaften Zutritt und ihm schon oft angeboten hatte, ihn auf einen Ball oder in eine Soirée zu führen. Herr Feuillard, so hieß der alte Hagestolz, war einer jener Männer, die ihr Leben in dem Schooße des Vergnügens zugebracht haben und die man sicher ist, bei jedem Feste, jeder Feierlichkeit und in jeder neuen Aufführung zu treffen. Da er trotz seiner Jahre die Neigungen und den Anzug eines Dandy beibehalten, hatte er eine besondere Vorliebe für die Gesellschaft junger Leute, und deßhalb auch Bouchenot seine Freundschaft zugewendet.

Eines Morgens, als Bouchenot eine Tasse Chocolate neben seinem neuen Bekannten trank, sagte er zu diesem: „Herr Feuillard, Sie würden mir doch Etwas nicht glauben?"

„Was denn, mein lieber Freund?"

„Daß ich, der ich sechstausend Franken Renten und nichts zu thun habe . . . in der Chaussée d'Antin wohne und in den ersten Gasthäusern der Stadt esse . . . mich langweile . . . ja seit einiger Zeit peinlich langweile."

„Darin sehe ich nichts Außerordentliches, mein lieber Freund, denn ich, der ich mein Leben im Schooße des Vergnügens, der Festlichkeiten, der glänzendsten Reunions zugebracht, nie ein großes Concert, ein Pferderennen, eine Fahrt nach Longchamp, eine erste Vorstellung versäumt habe, nun, ich selbst habe mich gar oft gelangweilt. Was ist zu machen? Die nämlichen Vergnügungen führen manchmal Monotonie herbei; dann, werden Sie leicht begreifen, darf ein gebildeter Mann nicht lachen und sich belustigen wie ein angehender Künstler oder ein armer Student, denen Alles recht ist, wenn sie nur Stoff zur Unterhaltung darin finden. Wir andere müssen feine, noble, auserwählte Unterhaltungen haben, und diese findet man nicht so leicht; deßhalb gähnt man auch so häufig in guter Gesellschaft. Aber trösten Sie sich: die Langeweile ist durchaus nichts Unanständiges!... Sie werden sich nie dadurch lächerlich machen, vorausgesetzt, daß Sie sich nur auf gebildete Weise langweilen. Sie können dieses Gefühl dann Nervenleiden, Mißbehagen, Congestionen oder so was Aehnliches nennen; man wird Mitleiden mit Ihnen haben und Ihnen auf tausenderlei Weise seine Theilnahme an den Tag legen."

„Das ist Alles ganz gut, Herr Feuillard, aber dennoch möchte ich mich lieber nicht langweilen und gehe deßhalb mit der Idee um, mich zu verheirathen."

„Ha, ha, ein sonderbarer Einfall! . . . dieser Gedanke ist mir nie gekommen. Aber wer weiß, vielleicht kann er jetzt, wo Alles homöopathisch behandelt wird, reussiren. Ich werde Sie verheirathen, mein Lieber, das ist jetzt etwas sehr Leichtes."

„Wirklich! . . . wüßten Sie mir eine Frau?"

„Frauen, Wittwen, Mädchen ... ach, mein Gott! gibt es denn nicht immer genug! Sehen Sie auf Vermögen?"

„Ja, ich habe sechstausend Franken Renten, meine Frau sollte also wenigstens eben so viel besitzen."

„Das ist in Ordnung, sie muß sogar mehr haben."

„Das wäre mir noch lieber."

„Reiche Fräulein hängen oft an kleinen gesellschaftlichen Gaben, die in der Welt Beifall finden. Sagen Sie mir, welche Gaben haben Sie?"

„Meine Gaben?"

„Oder Talente, wenn Sie lieber wollen. Malen Sie?"

„Nein."

„Machen Sie Verse?"

„Nein."

„Sind Sie musikalisch?"

„Nein."

„Gar nicht musikalisch?"

„Ganz und gar nicht."

„Können Sie denn nicht einmal eine kleine Romanze ... eine kleine Nocturne singen?"

„Ich kenne bloß die Lieder von Beranger."

„Teufel! ... ich möchte Etwas an Ihnen entdecken, wodurch Sie sich empfehlen könnten."

„Ich tanze und walze vorzüglich."

„Pfui, mein Lieber; man tanzt nicht mehr, man geht nur noch."

„Ich trinke ein Glas Champagner auf einen Zug aus."

„O, Sie Weinschlauch! das ist nicht übel ... so Etwas gefällt bei Tische, aber für die Damen sollten wir etwas Anderes haben. Was würden Sie thun, wenn man Ihnen ein Album überreichte und Sie bäte, Etwas hinein zu zeichnen?"

„Ich kann mit drei Federzügen eine Katze zeichnen."

„Wirklich?... O, das ist köstlich!... Zeigen Sie mir sogleich Ihr Talent. Kellner: Papier und Feder!“

Der Kellner des Kaffeehauses bringt das Verlangte. Bouchenot macht Katzen über Katzen. Der alte Feuillard ist entzückt und schreit: „Vortrefflich, originell; damit können Sie ein Frauenzimmer mit zwölf- bis fünfzehntausend Franken Renten erobern. Begleiten Sie mich heute Abend, ich will Sie in einer Gesellschaft vorstellen, wo Sie Fräulein Mirevalle treffen werden. Das ist eine junge, reiche Dame, die Albumswüthend ist. Ich werde Anlaß nehmen, von Ihrem außerordentlichen Talent, Katzen mit der Feder zu zeichnen, zu sprechen; man wird Ihnen das Album zusenden, Sie werden es dann selbst zurückbringen und dies wird Veranlassung geben, daß Sie in's Haus gelangen. Da machen Sie alsdann die Cour; das Uebrige wird sich von selbst fügen.“

Bouchenot ist selig; er begibt sich nach Hause und bringt den ganzen Tag damit zu, Katzen zu machen. Er nützt zwei Bund Federn ab und besudelt ein Ries Papier; er erreicht aber auch eine so eminente Force darin, daß er sich der Aufgabe gewachsen fühlt, sein Talent in dem Album einer eleganten Dame zu produziren. Abends sucht er Herrn Feuillard auf und dieser führt ihn zu einem Gelegenheitsmacher in der Provencer-Straße, wo große Gesellschaft ist. Fräulein Mirevalle erscheint bald in Begleitung ihres Vaters.

Seit Bouchenot jährlich sechstausend Franken zu verzehren hat, hat er eine Zuversicht im Betragen angenommen, die man in der Gesellschaft oft für Lebensart hält. Er fühlt sich nicht mehr verlegen in einem Salon und bietet den Blicken der Anwesenden keck Trotz. Er sucht in die Nähe des Fräuleins Mirevalle zu kommen; diese ist ein ziemlich hübsches Frauenzimmer, welche in der großen Welt sehr zu Hause scheint, und die man eher für eine verheirathete Dame, als ein Fräulein halten könnte.

Der alte Feuillard weiß das Gespräch geschickt auf die Albums zu lenken und Bouchenots Talent, sowie seine Gefälligkeit zu preisen; auch war der Abend noch nicht zu Ende, als Fräulein Mirevalle Bouchenot bereits um die Erlaubniß gebeten hatte, ihm ihr Album zu schicken, und dieser ihr versprochen hatte, ihr eine Katze mit der Feder zu zeichnen.

Tags darauf erhält Bouchenot das Album, und nachdem er seine ganze Kunst in demselben entwickelt hat, bringt er es dem Fräulein selbst zurück, denn der alte Feuillard hat ihm gerathen, durchaus nicht schüchtern zu sein und sich kühn zu erklären.

Der junge Mann wird sehr gut aufgenommen; die Katze wird zum Entzücken schön gefunden. Bouchenot verspricht mehreren Freundinnen des Fräuleins Mirevalle auch Katzen zu machen und hat auf diese Weise Zutritt zu der Dame gefunden, der er die Cour machen will.

Fräulein Mirevalle hatte einen originellen Charakter und die Eigenheit, den übrigen Personen ihres Geschlechtes nicht gleichen zu wollen. Sie bemerkte bald, daß sich Bouchenot um ihre Gunst bemühte. Sie fand, daß er mehr Affektation als Lebensart, mehr Anmaßung als Geist hatte, und in seinen Manieren oft so linkisch war, daß es an's Komische streifte; Alles dies hätte einer Andern mißfallen können, aber gerade umgekehrt nahm Fräulein Mirevalle aus obigem Grunde Bouchenots Erklärung sehr gnädig auf: außerdem hielt sie es für sehr interessant, aus Veranlassung einer Katze zu heirathen.

Nach sehr kurzer Zeit dachte Bouchenot, der Einwilligung des Fräuleins, die er zu heirathen wünschte, gewiß, auch daran, die Zustimmung des Vaters zu erhalten. Der Papa ließ sich nicht durch Federzeichnungen verführen, aber er liebte seine Tochter herzlich, und man hatte allen Grund, zu hoffen, daß er die von ihr gemachte Wahl billigen werde.

Bouchenot trug also sein Gesuch dem Vater des Fräuleins vor, und Herr Mirevalle, als kluger Mann, erkundigte sich bei dem, der sich ihm als künftiger Eidam vorstellte, zunächst nach seinen Familien-Verhältnissen und seinem Vermögen. Bouchenot gab sich für den Sohn eines Großhändlers aus, der ihm sechstausend Franken Renten hinterlassen habe.

„Meine Tochter erhält zwar noch einmal so viel," sagte Herr Mirevalle, „wenn Sie ihr aber gefallen, so soll das kein Hinderniß sein. Wo haben Sie Ihre Capitalien placirt? ... In einem Geschäfte, auf Häusern, Ländereien oder beim Staate?"

Bouchenot war nicht auf diese Frage gefaßt; sie brachte ihn in große Verwirrung und Verlegenheit. Er suchte eine Ausflucht und stammelte endlich: „Meine Capitalien ... meine Capitalien stehen sehr gut... man bezahlt mir die Zinsen alle Monate regelmäßig."

Man bezahlt die Zinsen monatlich? Also sind es keine Staatsrenten?"

„Nein ... sie stehen bei einem meiner Freunde."

„Bei einem Ihrer Freunde? ... Ist dieser Notar, Wechselagent, Bankier? Kurz, ist seine Zahlungsfähigkeit anerkannt?"

Bouchenot zog sein Taschentuch heraus, steckte es wieder in die Tasche, zog es noch einmal heraus und besann sich, was er antworten wollte; sein Zögern entging Herrn Mirevalle nicht, er schien dem Vermögen des jungen Mannes nicht recht zu trauen, und fuhr in ziemlich trockenem Tone fort: „Nun, mein Herr, Sie wissen, glaube ich, nicht einmal, wo Ihre Capitalien stehen?"

„Entschuldigen Sie," entgegnet Bouchenot, indem er einen zuversichtlichen Ton anzunehmen sucht, „entschuldigen Sie ... Herr Mirevalle ... meine Capitalien stehen ... bei einem Gewürzkrämer."

„Bei einem Gewürzkrämer!" ruft Herr Mirevalle mit einem höhnischen Lächeln aus: „Eine eigenthümliche Geldanlage! in

diesem Falle, mein Herr, fordere ich Sie auf, dieselben aufzukündigen und beim Staate anzulegen; und wenn Sie mir Ihren Einschreibschein auf die Staatskasse bringen, wollen wir wieder von Ihrem Antrage sprechen; bis dahin ist es aber überflüssig, daß Sie meiner Tochter die Cour machen und unser Haus besuchen."

Damit kehrt Herr Mirevalle Bouchenot den Rücken, der sich beschämt entfernt und denkt: „Da war es schon der Mühe werth, daß ich mich im Katzenzeichnen übte. Welch' lächerlicher Vater! Ich sage ihm, ich habe sechstausend Franken Renten und er glaubt mir nicht einmal auf's Wort ... ich kann ihm aber doch keinen andern Beweis geben. Ich glaube, daß er dies nur als Vorwand gebraucht hat, um mich abzuweisen, und daß ich ihm nicht reich genug bin. Ich scheere mich übrigens um all' diese Leute nichts; jetzt heirathe ich ein Frauenzimmer ohne Vermögen, und wenn wir sparsam sind, reicht mein Einkommen doch hin. In der Gesellschaft, in welche mich der alte Feuillard eingeführt hat, sah ich ein reizendes Mädchen, Fräulein Desbruyer. Ich fragte, warum sie nicht heirathe? Weil sie Nichts hat, antwortete man mir. Nun! ich will mich edler, großmüthiger zeigen, als andere Männer; ich will Fräulein Desbruyer heirathen."

Bouchenot macht seinen alten Freund damit bekannt, daß er seinen Entschluß geändert habe: Fräulein Mirevalle gefalle ihm nicht mehr, er habe sein Auge auf Fräulein Desbruyer geworfen.

„Die Letztere," erwidert Herr Feuillard, „ist allerdings sehr schön, aber sie hat kein Vermögen."

„Das ist mir gleichgültig, ich habe für uns Beide genug."

„Sie würden damit ebenfalls in eine in jeder Beziehung sehr ehrenwerthe Familie eintreten."

„Das genügt mir; kennen Sie Herrn Desbruyer?"

„Genau."

„Stellen Sie mich als Freier vor und lassen Sie uns die Sache schnell abmachen; ich bin ungeduldig, mich zu verheirathen,

um mich nicht mehr zu langweilen . . . Muß man auch Katzen zeichnen, um diesem Fräulein zu gefallen?"

„Nein; sie ist sehr bescheiden, sie hat kein Album."

„Das ist mir lieber. Mit einer Frau, die allen Künstlern und allen geschickten Männern nachläuft und sie bittet, ihr Etwas zu machen, sehe ich wohl ein, hätte ich nicht ruhig leben können. Wenn man einen Mann heirathet, weil er eine Katze machen kann, ist es sehr wahrscheinlich, daß man ihn mit einem Andern, der ein Pferd oder irgend ein anderes Thier machen kann, hintergehen wird. Die Album-Leidenschaft kann sehr weit führen."

Herr Feuillard hat seinen Schützling bei den Eltern des hübschen Mädchens als einen jungen Mann eingeführt, der sich durch die Reize des Fräuleins Debruyer gefesselt fühle und ihr sein Vermögen und seine Hand anzutragen wünsche.

Bouchenot wird ausgezeichnet empfangen. Er hat Zutritt bei einer liebenswürdigen Familie und kann einem reizenden Mädchen die Cour machen, welches seine Huldigungen zwar schüchtern, aber erkenntlich für seine uneigennützige Liebe aufnimmt. Er bemüht sich leidenschaftlich um sie, denn er sehnt sich, der Gatte eines jungen, schönen und gebildeten Frauenzimmers zu sein, das eben so viel Tugenden als Reize besitzt.

Die Eltern sind ihrerseits hocherfreut, eine gute Parthie für ihre Tochter gefunden zu haben, und nichts scheint sich Bouchenots Hymen zu widersetzen. Schon ist der frohe Tag bestimmt; man beschäftigt sich mit den Vorbereitungen zur Hochzeit, den zu machenden Einladungen, dem Anzuge der Braut, als der Vater der Verlobten, wie er sich eines Tages mit Bouchenot allein befand, zu diesem sagte: „In der That, mein Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Anerkennung ausdrücken soll: Sie sind reich und heirathen ein Mädchen ohne Vermögen! Wenige Männer würden handeln wie Sie."

Bouchenot verbeugt sich, sein künftiger Schwiegervater fährt

fort: „Sie werden es ohne Zweifel nicht unpassend finden, daß ich mich nach einigen Details über Ihr Vermögen erkundige. Ein Vater muß vor allen Dingen wissen, welchen Händen er sein Kind anvertraut, und meine Fragen können Sie nicht beleidigen. Es ist bei solchen Verhältnissen gebräuchlich, seiner neuen Familie seinen Stand und seine Lage zu eröffnen. Ein einziger Blick in Ihre Angelegenheiten wird mir genügen ... Seien Sie überzeugt, Herr Bouchenot, daß ich diese Frage nur aus Pflicht und nicht etwa aus einem Gefühle des Mißtrauens an Sie stelle."

„Der Teufel soll Dich holen mit Deiner Pflicht!" denkt Bouchenot. „Der wird mich gerade so fragen wie der Andere! Wenn ich ihm sage, ich habe Renten, so wird er wissen wollen, woher ich sie beziehe. Rasch, einen kühnen Entschluß gefaßt ... ich will ein anderes Mittel versuchen!"

Herr Desbruyer scheint über das Schweigen seines künftigen Schwiegersohnes erstaunt; dieser wendet sich endlich nach ihm um und antwortet in sehr überzeugendem Tone: „Herr Desbruyer, man hat Ihnen vielleicht gesagt, ich habe Vermögen ... Renten? Nun denn, man hat Sie falsch berichtet."

„Wie, mein Herr?"

„O, seien Sie beruhigt, ich bin deßhalb nicht minder geborgen. Ich nehme monatlich fünfhundert Franken ein, die mir regelmäßig bezahlt werden. Das ist hinreichend."

„Sie haben also eine Stelle?"

„Eine Stelle? ... Ja, so ist es, ich habe eine Stelle."

„Und in welchem Fache, wenn es Ihnen gefällig ist?"

„In welchem Fache? ... Ach, mein lieber Herr, Sie sind sehr neugierig."

„Neugierig, wenn es sich um das Schicksal meiner Tochter handelt ... Meine Frage muß Ihnen im Gegentheil sehr natürlich erscheinen, Herr Bouchenot. Wollen Sie mir gefälligst sagen, welche Stelle Sie bekleiden."

„Wenn ich es Ihnen aber nicht sagen mag."

„Dann, mein Herr, werden Sie meine Tochter nicht heirathen."

„Wie! Sie verweigern mir Ihre Tochter, die nichts hat, während ich ihr ein behagliches Leben versprechen und fünfhundert Franken monatlich beziehe?"

„Und wenn Sie eine zehnmal größere Einnahme hätten, würde ich Ihnen die Hand meiner Tochter verweigern, wenn ich nicht wüßte, auf welche Weise Sie Ihr Geld verdienen."

„Herr Desbruyer, Sie sind lächerlich."

„Nein, mein Herr, ich bin ein rechtlicher Mann und will nur Leute zu meiner Familie zählen, die eine ehrenvolle Stellung einnehmen. Wenn Sie meine Fragen nicht beantworten wollen oder können, so ist es überflüssig, daß Sie weiter an meine Tochter denken."

„Wenn es mir aber unmöglich ist, Ihre Fragen zu beantworten?"

„Dann, Herr Bouchenot, habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Bouchenot ist somit höflich die Thüre gewiesen worden. Er kehrt nach Hause zurück und spricht unterwegs vor sich hin: „Alle diese Leute sind entsetzlich lächerlich . . . durchaus wissen zu wollen, woher ich mein Geld habe. Wenn das so ist, heirathe ich lieber gar nicht. Dann wird man wenigstens keine so dummen Fragen an mich machen, die ich nicht beantworten kann."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Drei junge Leute auf anderem Wege.

Wir wollen Bouchenot eine Zeit lang in seiner Chaussée d'Antin lassen, wo er sein Möglichstes thut, die Langeweile zu

besiegen, die ihn verzehrt, und zu seinen drei Freunden zurückkehren, welche einen andern Weg eingeschlagen haben, zu Glück und Reichthum zu gelangen.

Timotheus, der nun die Rente, die ihm sein Vater gab, für sich allein hatte, reichte damit vollkommen aus, da der Geschmack, den er an der Arbeit fand, die Gedanken an Zerstreuung bei ihm nicht aufkommen ließ. Er konnte sich jetzt anständig kleiden, verfolgte seine Laufbahn, seine Studien, machte sein Examen und ist eben Advokat geworden. Stolz auf diesen neuen Titel, nimmt sein Eifer für die Arbeit noch zu, und seine Eltern, hocherfreut über sein gutes Verhalten, verdoppeln die Summe, die sie ihm ausgesetzt haben, um ihn in den Stand zu setzen, in der Welt zu erscheinen, wo das Verdienst nicht immer ausreicht zum Emporkommen, wo es aber dennoch selten vorkommt, daß fortgesetzte Arbeit und gutes Verhalten nicht belohnt werden.

Georg hat die schriftstellerische Laufbahn verfolgt, eine undankbare Laufbahn, wo die Erfolge Feinde machen, wo die Lorbeeren Dornen sind, wo man nur nach tausend Hindernissen zum Ziel kommt, weil Verdienst viel mehr Neider hat als Arbeit und Wohlverhalten. Man verzeiht es einem Menschen, daß er durch seine Arbeit ein Vermögen zusammengerafft hat, aber man verzeiht ihm nicht, wenn er sich ein wenig Ruhm erworben hat, und sucht ihm denselben unaufhörlich streitig zu machen. Was den Mann von Talent tröstet und ihn fest den betretenen Weg fortwandeln läßt, ohne die Wespen zu fürchten, die unaufhörlich um seine Ohren sumsen, ist, daß mitten unter dieser Menge Neider und Kritiker, Thoren, Pedanten und Uebelwollender eine Macht auftaucht, welche allen literarischen Genossenschaften ferne steht, eine Macht, die seine Werke ohne Leidenschaft, ohne Partheilichkeit beurtheilt, die sich an das hält, was ihr gefällt, und das zurückstößt, was ihr Langeweile macht oder sie ermüdet, diese Macht ist das große Publikum; es kauft die Bücher und zahlt seinen

Platz im Theater; es bewirkt den Erfolg trotz öffentlicher Blätter und Intriguen, und man mag sagen und thun, was man will, nur durch seine Gunst erwirbt man einen dauernden Ruf.

Die ersten Stücke Georgs waren von Erfolg gekrönt; allein er fühlte einen Drang, das, was er dachte und beobachtete, ausführlicher zu bearbeiten; der Wunsch tauchte in ihm auf, mit seiner Feder dem Fluge seiner Gedanken zu folgen, Charaktere zu studiren, sie mit ihren feinsten Nüancen wiederzugeben; er wollte Sittenschilderungen, Volksscenen, originelle Menschen, bürgerliche Gesellschaften, Lächerlichkeiten aller Stände und hauptsächlich Scenen aus dem Privatleben, die Gefühle der Jugend, des verständigen Alters, die Liebschaften der Grisette und der Frau von Welt, kurz, die Zeitgenossen, so wie man ihnen bei jedem Schritte im Leben begegnet, bis auf die kleinsten Züge herab darstellen, statt sie mit jenen gezwungenen Leidenschaften, jenen idealen Schönheiten auszustatten, die man nur in der Einbildung eines Schriftstellers findet.

Er hatte zu sich selbst gesagt: Vergebens sucht man auf dem Lande die Schäferinnen Florians, weil sie nie so gelebt haben, wie er sie malte. Ich will die Bäuerinnen zeigen, wie sie sind, mit ihren rothen und schwieligen Händen, ihrer schwerfälligen und linkischen Haltung, ihrer groben und manchmal unverschämten Sprache. Dies werde ich bei jeder Person beobachten, die ich zeichne. Ich werde meinen Helden weder Gefühle beilegen, die ich nirgends gefunden habe, noch Tugenden, die nirgends existiren; ich werde die Menschen malen wie sie sind, mit ihren Eigenschaften, ihren Fehlern und Schwächen; aber ich werde hauptsächlich gutmüthige, drollige Personen, komische, freimüthige Charaktere, zärtliche, sanfte Gefühle wählen, weil die Schilderung von Verbrechen' Schändlichkeiten und Lastern die Einbildungskraft trübt, peinlich für's Herz ist und zuweilen schwarze Gedanken hervorruft, die man nicht zu erwecken braucht, da die Menschheit

schon an und für sich schlimm genug ist, und endlich, weil es überhaupt nicht mein Geschmack ist, Entsetzliches zu beschreiben, und man eine Sache, die man nicht gerne thut, auch nicht gut thut.

Da es aber unmöglich ist, sich in Theaterstücken auszubreiten, in's Einzelne einzugehen, sich nach Laune über die Fehler und Lächerlichkeiten seiner Personen auszulassen, so schrieb Georg Romane, nicht um Ereignisse auf Ereignisse zu häufen, sondern um das zu schildern, was er oft beobachtet und gehört hatte

Georgs Romane machten ein weit größeres Glück, als er selbst je gehofft hatte. Ihr größtes Verdienst bestand darin, wahr zu sein; jede Kunst hat ihre Grundlage auf der Wahrheit und Treue.

Da geschah es, daß Georg in den Journalen und Revuen unbarmherzig kritisirt wurde; da erhielt er sogar anonyme und pseudonyme Briefe, worin man ihn zur Rede stellte, wie er dazu komme, Glück zu machen und mehr gelesen zu werden als Andere, er, ein obscurer Schriftsteller, ohne Styl, ohne Farbe, ohne Kraft, ohne Phantasie, ohne Erhabenheit, ohne Beruf und besonders ohne Genossenschaft.

Da belehrte man ihn, daß er ein Schriftsteller der Köchinnen und Fischweiber sei, was ihn auf den Gedanken brachte, daß die Anzahl dieser Damen sehr beträchtlich geworden sein müsse.

Da er einen Arbeiter wie einen Arbeiter, eine Bäuerin wie eine Bäuerin, eine Grisette wie eine Grisette sprechen ließ, so machte man ihm den Vorwurf, er könne nicht schreiben.

Da er heiter war und oft lachen machte, sagte man ihm, er sei unanständig.

Da in seinen Werken weder von Vatermord, noch von Kindsmord, noch von Brudermord, noch von Vergiftung und Blutschande die Rede war, warf man ihm vor, er sei unmoralisch.

Einige ließen sich in ihrer geringschätzenden Kritik herbei,

von ihm zu sagen: man liest ihn zwar, aber man spricht nicht über ihn.

Er hätte ihnen mit mehr Wahrheit entgegenhalten können: Man spricht über euch, aber man liest euch nicht.

Anfangs betrübte es Georg einigermaßen, so viel Neid und Haß gegen sich auftreten zu sehen, bald aber würdigte er alle diese Kritiken nach ihrem wahren Werthe: er sah ein, daß man nur Leute, die Glück machen, angreift, und daß der Ruhm allein den Neid erzeugt; so konnte er nach der Zahl der Schmähungen seiner Gegner den Erfolg seiner Werke ermessen. Darum pries er jetzt die Verfasser von anonymen Schreiben für die Mühe, die sie sich angelegentlichst gaben, ihn von seinem sich täglich mehr verbreitenden Ruhme zu unterrichten, und schritt fort auf dem Wege, den er sich vorgezeichnet hatte, und den er, nach den vielen Anstrengungen zu schließen, womit man ihn davon zurückzuhalten suchte, als den guten erkannte.

Heinrich Jumière, der in Fräulein Giraumont immer gleich verliebt war, arbeitete rastlos, um sich ihre Hand zu erwerben. Er sah bereits sein Bestreben gekrönt; sein kleines Vermögen wuchs, sein Credit und sein Ruf waren schon vollkommen gesichert, und wenn er auch Paulinen noch kein glänzendes Loos anbieten konnte, so war er doch überzeugt, ihr eine ehrenhafte Stellung sichern zu können. Alles ließ ihn also eine endliche Erhörung seines Gesuches hoffen; nur noch wenige Wochen, und Heinrich gedachte Paulinens Vater zur Einwilligung in ihre Verbindung zu bewegen.

Eines Abends jedoch überrascht ihn in einer Gesellschaft, wo er gewöhnlich mit seiner Geliebten zusammenkam, die Bläße und Traurigkeit derselben, sowie die kalte, gezwungene Begrüßung Herrn Giraumonts.

„Was ist geschehen? wodurch habe ich mir denn das Mißfallen Ihres Herrn Vaters zugezogen?“ fragt Heinrich, sobald

er sich Paulinen nahen kann, „und warum sind Sie so traurig und so blaß? Um Gottes Willen, sagen Sie mir, was vorgefallen ist!“

„Kommen Sie morgen früh zu uns,“ erwidert Pauline; „mein Vater ist nicht zu Hause, dann kann ich Ihnen Alles sagen. Ach, mein Freund! ich habe viel geweint ... wir sind sehr unglücklich!“

Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld Heinrich den Augenblick erwartet, wo er mit seiner Freundin allein sein kann. Der Abend schien ihm endlos lang, denn Herr Giraumont wich fast nicht von seiner Tochter und schien es darauf anzulegen, daß diese nicht in Heinrichs Nähe gelangen konnte.

Die Nacht bringt unglücklich Liebenden keinen Schlummer zur Beruhigung ihrer Qualen, sie vermehrt sie im Gegentheil und versetzt den Geist in die düsterste Stimmung. Endlich graut der Tag, Heinrich steht auf, zählt die Stunden und Minuten und lebt kaum bis zu dem Augenblicke, wo er sich zu Paulinen begeben kann; aber er findet sie in Thränen, welche sie nicht die Kraft besitzt, vor ihm zu verbergen.

„Sprechen Sie, um Gottes Willen! was ist geschehen, welches Unglück bedroht uns?“ beginnt Heinrich, die Hand seiner Freundin ergreifend.

„Das größte von allen ... mein Vater willigt nicht mehr in unsere Heirath ein. Er will mir zwar einen Gatten geben... aber seine Wahl fiel nicht auf Sie.“

„Er will Sie an einen Andern verheirathen? ...O, das ist unmöglich! ... Weiß er nicht, daß Sie mich lieben und ich Sie anbete? daß ich, um Ihre Hand zu erwerben, von der Carrière zurückgetreten bin, die ich eingeschlagen hatte?... daß ich mich, um Ihr Gatte zu werden, dem Handel widmete und unermüdlich arbeite, um mein Glück zu machen? ... daß meine Anstrengungen mit Erfolg gekrönt werden und mein kleines Vermögen

wächst? ... Hat er mir irgend einen Vorwurf zu machen ... findet er mich zu zerstreut, zu unbesonnen? ... Aber ich verlasse doch mein Bureau nur, um zu Ihnen zu fliegen ... hat er vielleicht nachtheilig über mich sprechen hören?... O! ich will meine Feinde und Verleumder zu Schanden machen und Ihr Vater wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen! ... O, er soll sich überzeugen, daß ich seiner Tochter stets würdig bin."

„Mein Vater macht Ihnen keinen Vorwurf," entgegnet Pauline, gewaltsam ihre Thränen zurückhaltend; „er läßt Ihnen Gerechtigkeit widerfahren und gibt zu, daß Ihr Betragen nur Lob verdient."

„Nun, und dann?"

„Aber er behauptet, man müsse es sich jederzeit angelegen sein lassen, die Wohlfahrt seiner Tochter zu befördern; er behauptet, er habe Ihnen keine bestimmte Zusage gegeben; kurz, er will mich an einen Andern verheirathen, weil der Andere wenigstens dreißigtausend Franken Renten hat und Sie bei weitem kein solches Vermögen besitzen. Ich habe mich ihm zu Füßen geworfen und hundertmal wiederholt, daß mich Ihre Liebe weit glücklicher mache, als ein großes Vermögen; mein Vater ist unerbittlich und behauptet, es wäre ein Unsinn, eine so gute Parthie auszuschlagen; wir Beide würden uns schon trösten. Ach nein, nein ... nicht wahr, mein Freund, wir können uns nie trösten... und Sie werden mich immer lieben?"

„Sie, Pauline! Sie... die Gattin eines Andern! Und wer ist der Andere, der mir mein Theuerstes entreißen ... meine ganze Zukunft rauben will? ... wo hat er Sie gesehen? ... seit wann liebt er Sie? ... Antworten Sie doch!"

„Erinnern Sie sich, mein Freund, eines Marseillers ... eines gewissen Herrn Mortandal, der in die Soiréen der Madame Merlier kam? Er war ihr durch einen Kaufmann vorgestellt worden, und sie erzeigte ihm sehr viel Aufmerksamkeit, denn

Sie wissen, daß man reiche Leute in der Welt immer gut aufnimmt.“

„Herr Mortandal! . . . Ja, ich weiß, wen Sie meinen: einen großen Mann, dessen außerordentliche Höflichkeit eher abstößt als anzieht, denn es liegt etwas Falsches in seinem Blicke und seinem Lächeln. Aber er ist mehr als vierzig Jahre alt, er könnte Ihr Vater sein! . . . Und an diesen will man Sie verheirathen?“

„Er hat mich mehrere Male in Gesellschaft gesehen, und ich hatte das Unglück, ihm zu gefallen. Er ließ sich meinem Vater vorstellen und hob seine dreißigtausend Livres Renten bedeutend hervor! . . . Mein Vater erkundigte sich nach diesem Herrn: er erfuhr, daß er ungeheuer große Geschäfte in Waaren mache, und beträchtliche Niederlagen in mehreren Städten Frankreichs habe; . . . kurz, das glänzende Vermögen Herrn Mortandals verblendete und verführte meinen Vater, und als jener ihn um meine Hand bat, versprach er sie ihm, da er Reichthum für die Hauptsache hält und nicht glaubt, daß die Liebe zum Glück nothwendig sei.“

„Es ist genug,“ sagt Heinrich, sich zum Weggehen anschickend, „ich weiß, was ich jetzt zu thun habe.“

„Wo gehen Sie hin?“ schreit die Jungfrau, Heinrich beim Arme zurückhaltend; „was wollen Sie beginnen?“

„Ich will diesen Herrn Mortandal aufsuchen, und wenn er seine Absichten auf Sie nicht aufgibt, so werde ich sein Leben fordern, oder soll er das meinige haben . . . Ach! das wäre kein großes Opfer, denn wenn ich Sie verliere, Pauline, fühle ich wohl, wird es nur eine Qual für mich sein.“

„Nein, Heinrich, Sie dürfen diesen Mann nicht fordern; wenn Sie mich lieben, schlagen Sie sich nicht und setzen Ihr Leben keiner Gefahr aus . . . dadurch würden Sie mich noch unglücklicher machen, ohne irgend eine günstige Veränderung in unserer Lage herbeizuführen. Ich kenne meines Vaters Grundsätze:

er verabscheut das Duell; ein Mann, der einen Andern gefordert hat, wird nie Zutritt zu ihm finden ... Ich wiederhole es Ihnen, ein Duell könnte Ihnen nur in seiner Meinung schaden. Siegen Sie, so nimmt er Ihre Besuche nicht mehr an, fallen Sie, so wäre ich die Ursache Ihres Todes, und ach! mein Freund, Sie werden mich nicht zu ewigen Gewissensbissen verdammen wollen!"

„Ich soll also mit ansehen, wie Sie die Gattin eines Andern werden, ohne eine Anstrengung zu machen, Sie seinen Armen zu entreißen?"

„Wir wollen noch hoffen... vielleicht vermögen meine Thränen meinen Vater zu erweichen ... Sprechen auch Sie mit ihm ... Sagen Sie ihm, daß nur Sie mein Herz besitzen ... vielleicht wird er doch nicht gerade unser Unglück wollen."

Heinrich verläßt Pauline verzweiflungsvoll und erscheint an demselben Tage bei Herrn Giraumont. Der kleine Greis empfing ihn mit jener kalten Höflichkeit, die zum Voraus jede Hoffnung erstickt.

„Ist es wahr, mein Herr," beginnt Heinrich, „daß Sie die Absicht haben, Ihr Fräulein Tochter an Herrn Mortandal zu verheirathen?"

„Es ist mehr als meine Absicht," entgegnet der alte Kaufmann, „es ist eine ausgemachte Sache."

„Aber es war Ihnen bekannt, Herr Giraumont, daß ich Ihr Fräulein Tochter liebe, da ich Sie um die Hand derselben gebeten habe. Meine frühere Stellung war der einzige Grund Ihrer Weigerung. Ihnen zu gefallen widmete ich mich dem Handelsstande. Jetzt gehen meine Geschäfte gut, mein Credit steht fest... welcher Grund bliebe Ihnen noch, mir Ihre Tochter zu verweigern?"

„Mein Herr, ich lasse Ihren Vorzügen und Ihrem Betragen Gerechtigkeit widerfahren ... ich zweifle nicht, daß, wenn Sie auf diese Weise fortfahren, Sie in zehn bis fünfzehn Jahren ein

hübsches Vermögen erwerben werden. Aber das des Herrn Mortandal ist es schon, und es ist groß... Er ist ein Ehrenmann... ich durfte die Verbindung mit ihm nicht ausschlagen. Es thut mir leid, junger Mann, aber diese Rücksichten müssen den Sieg über die Liebe davon tragen, die nur ein vorübergehendes Gefühl ist. Meine Tochter wird Frau Mortandal."

Heinrich wollte antworten, aber Herr Giraumont verbeugte sich und kehrte ihm den Rücken. Am folgenden Morgen erschien der junge Mann aufs Neue bei Paulinens Vater; aber dieser hatte den Befehl gegeben, ihn an der Thüre abzuweisen, und er mußte sich entfernen, ohne seine Geliebte gesehen zu haben.

Mit der Verzweiflung im Herzen gab sich Heinrich Mühe, seine Leiden zu verbergen, und begab sich in alle Gesellschaften, wo er gewöhnt war, Pauline zu treffen; allein sie fand sich nicht ein. Herr Giraumont sorgte dafür, daß seine Tochter nicht mehr mit ihrem Geliebten zusammentraf.

Als der arme Heinrich nun alle Hoffnung verloren hatte und die, welche ihm so theuer war, nicht einmal mehr sehen konnte, überließ er sich seiner ganzen Trostlosigkeit und faßte den festen Entschluß, an dem Tage, wo Pauline Mortandals Gattin würde, zu sterben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Vergeltung.

Es war an einem schönen Herbstabend; das Wetter war mild, die Luft blau, der Himmel sternenhell. Nachdem Bouchenot seine Langeweile und seine schöne Toilette lange Zeit auf dem Boulevard des Italiens zur Schau getragen hatte, lenkte er seine Schritte unwillkürlich einem andern Quartier zu. Er gelangte allmählig zum Saint-Denis-Thor, dann auf das Boulevard du

Temple mit seinen tausend Sehenswürdigkeiten, und blieb endlich maschinenmäßig vor den Wachsfiguren, den Gauklern und Debureau's Theater stehen, und sonderbar, ohne sich erklären zu können warum, fühlte er sich bereits ein ganz anderer Mensch, er gähnte nicht mehr, sein Gesicht hatte jene frühere Heiterkeit und sein Gang jene Ungezwungenheit wieder angenommen, die er sich in der Chaussée d'Antin nicht erlaubte.

Plötzlich machte er eine Bewegung wie ein Mensch, der mit einem Male einen Entschluß gefaßt hat, und spricht zu sich: „Ach, der Teufel! ich bin recht dumm, mich zu langweilen und nicht zu wissen, was ich mit mir anfangen soll, bloß um vornehm und anständig auszusehen! Ich bin entschieden nicht dazu geboren; die Natur hat mich mit andern Neigungen geschaffen, ich war an ein anderes Leben gewöhnt; um diesem zu entsagen, thue ich mir Gewalt an ... ich werde am Ende noch ganz blödsinnig ... nein, das muß ein Ende nehmen ... Ich weiß nicht, wie ich mich in der Chaussée d'Antin geberden soll, um das Wesen eines Fashionables zu haben, hier ist es mir wohler ... ich athme freier ... ich hätte beinahe Lust zu tanzen. Ich muß wieder in diese Gegend kommen... hingehen, wo es mir gefällt ... zu meinen Freunden, zu meinen Tollheiten und meinen Grisetten zurückkehren... der alte Bouchenot werden. Und um den Anfang zu machen, will ich meinen Hut schief aufsetzen ... es steht mir auch besser. Seit ich Dandy bin, achten die Frauenzimmer nicht mehr auf mich. Ich will meine früheren Manieren, meinen ungezwungenen leichtsinnigen Ton wieder annehmen, dann werde ich wieder Eroberungen machen. Von heute Abend an will ich Unterhaltung suchen, hingehen, wo ich ehemals hinging. Zum Beispiel; heute ist Donnerstag, da tanzt man Abends auf den Rutschbergen von Belleville ... man tanzt da sogar einen recht hübschen Cancan ... gehen wir daher auf die Rutschberge, es müßte doch mit dem Kuckuk zugehen, wenn ich nicht eine Grisette fände,

die meine Huldigung nebst einem Glase Limonade annähme ... Ach! ich will singen, lachen, Sprünge machen, denn das Lied hat doch Recht:

Stets kehrt sich des Menschen Sinn
Zur ersten Liebe wieder hin."

Und Bonchenot, welcher jetzt nicht mehr steif und geziert einhergeht, eilt an die Ecke der Temple-Straße, wirft sich in einen Omnibus, der in die Vorstadt fährt, verzieht sein Gesicht nicht mehr, weil er zwischen zwei Arbeitern in Jacken sitzt, reicht sogar deren sechs Sous dem Conducteur hin und fährt in die Courtille hinauf, wo vom ersten Tage des Jahres bis zum Sylvester-Abend gelacht, getrunken, gesungen und getanzt wird.

Wenn man die Barrière passirt hat und rechts auf den äußeren Boulevards hinfährt, so kommt man bald zu den Rutschbergen von Belleville. Diese Rutschberge sind die einzigen, welche der Mode und der den Parisern eigenthümlichen Unbeständigkeit Trotz geboten haben. Vielleicht hat ihre Bescheidenheit zu diesem Glücke beigetragen; denn während ihre prächtigen Rivalen, die russischen Rutschberge, Beaujon, das Dialta, der Niagara und Tivoli nach und nach vom Schauplatz unserer Vergnügungen verschwunden sind, so rumpeln die Handwerker und die Grisetten denen das Rutschen und Purzeln jederzeit Spaß macht, noch immer die Belleville-Berge herunter.

Der Garten bei den Bergen ist groß genug, um sich darin angenehm zu ergehen, ja man kann sich sogar, wenn man Lust dazu hat, darin ungenirt verirren. Es gibt da schöne schattige Alleen und dunkle Lauben. Endlich ist ein Tanzsaal darin. welcher der Versammlungsort der Menge und der Vereinigungspunkt der Grisetten ist, denn hier werden alle Intriguen an- und abgesponnen, die Liebe gar heiter behandelt; man macht während einer chaine-anglaise seine Erklärung und verschenkt öfters sein Herz bei einer Galopade.

Bouchenot athmet mit Entzücken die Luft des Gartens, obgleich sie nicht wohlduftend ist, aber er erinnert sich dabei an seine Tage der Lust und der Tollheit; er fühlt sich da neu aufleben; frühere süße Empfindungen erwachen wieder in ihm. Er eilt zuerst nach den Rutschbergen und fährt sechsmal nacheinander herunter, um sich wieder an diese Lustbarkeit zu gewöhnen, dann begibt er sich wieder auf den Tanzplatz, belorgnettirt die Grisetten, welche stets die Mehrzahl ausmachen, und entschließt sich endlich, eine kleine lebhafte Brünette zu engagiren.

Das Orchester hat das Ritornell gespielt, zum Zeichen, daß sich die Tanzenden an ihren Platz begeben sollen. Bouchenot holt seine Tänzerin und stellt sich, es fehlt nur noch ein Paar gegenüber; er ruft auf. Alsbald stellen sich ein Herr und ein junges Frauenzimmer Bouchenot vis-à-vis. Das Orchester stimmt an, die Quadrille beginnt, aber Bouchenot bleibt ganz erstarrt, ein Bein in der Luft, stehen, als er in seinem Gegenüber seine ehemalige Nachbarin Cölina erkennt.

Seine frühere Geliebte ist vor seinen Augen und tanzt mit einem jungen Mann. Es gibt Dinge, die Einem immer wehe thun, so sehr man auch Philosoph sein mag. Verlaßt eine Frau und begegnet ihr dann mit einem andern Mann, so werdet ihr augenblicklich, selbst wenn ihr sie nicht mehr liebt, ein ärgerliches, widerwärtiges, selbst eifersüchtiges Gefühl empfinden; weit schlimmer ist es aber, wenn ihr sie noch liebt, und so geht es Bouchenot, der Cölina, trotz aller Mühe, die er sich gegeben, nie hatte ganz vergessen können.

„Nun, mein Herr, fangen Sie an," sagt die Demoiselle, welche mit Bouchenot tanzt, „es ist an uns."

„Ach, entschuldigen Sie, Mademoiselle... Sie haben Recht ... an welcher Tour sind wir?"

„Queue du chat ... kommen Sie doch."

„Queue du chat? ... Ja, Mademoiselle; ist es an uns?"

„Freilich. Können Sie denn nicht tanzen, mein Herr?“

„Ob ich nicht tanzen kann? ... Ach! warum nicht gar ... das ist eine sonderbare Frage.“

„Sie rühren sich aber nicht!“

Um zu beweisen, daß er tanzen kann, macht Bouchenot Sprünge, Entrechats und Jetés; er denkt, er dürfe Cölina die Aufregung, die er empfindet, nicht merken lassen, denn diese blieb ganz ruhig, als sie ihn erblickte, und tanzt vor ihm, als ob sie ihn nicht kennte. Aber Bouchenot bestrebt sich umsonst, gleichgültig zu erscheinen, er sieht unaufhörlich nach Cölina und schenkt den hübschen Catchutcha-Bewegungen seiner Tänzerin keine Aufmerksamkeit.

Es kommt eine Tour, wo sich Gelegenheit bietet, sein vis-à-vis bei der Hand zu nehmen. Bouchenot drückt Cölina's Hand sanft in der seinigen, aber diese zieht sie hastig zurück und erwiedert Bouchenots Druck nicht. Dies schnürt ihm das Herz zusammen, er beißt sich zornig in die Lippen, weiß nicht mehr, was er thut, hält keinen Takt mehr ein, bringt die Touren in Verwirrung, und seine Tänzerin sagt ihm in spöttischem Tone: „Sie tanzen, scheint es, nicht oft!“

Endlich hört der Contretanz auf. Bouchenot führt seine Tänzerin an ihren Platz zurück, denkt aber nicht mehr daran, ihr die Cour zu machen, denn er ist ganz mit Cölina beschäftigt. Er sucht die kleine Coloristin, macht einen Gang durch den Saal und sieht bald seine ehemalige Geliebte neben Mademoiselle Prudentia und einem großen blonden Herrn sitzen, der einen Halskragen anhat, dessen Enden ihm bis in den Mund gehen, und Ohrringe, die aussehen wie Vorhangringe. Dieser Herr wälzt seine Augen so erstaunt umher, als ob er aus dem Monde käme, und bemüht sich unaufhörlich, seine zu kurzen Hosen auf die Knöchel herabzuziehen, die aber eigensinniger Weise immer wieder zurückschnellen.

Bouchenot geht mehrere Male an den beiden Freundinnen auf und ab und denkt: „Wo Teufels haben sie diesen großen Gimpel her . . . Es ist nicht der, mit dem Cölina vorhin tanzte. Ist es vielleicht der neue Geliebte meiner Ungetreuen?"

Cölina hat Bouchenot ganz gut gesehen, aber sie thut nicht dergleichen und stößt Prudentia mit dem Knie, während sie ihr Etwas in's Ohr flüstert; auf das hin schlägt Prudentia, so oft Bouchenot nach ihnen hinblickt, die Augen nieder.

„Man will mich nicht einmal mehr ansehen," spricht Bouchenot vor sich hin, „man würdigt mich nicht einmal eines Grußes . . . das ist sehr unverschämt! . . . Thut man das wohl aus Rücksicht für den großen Pinsel, der bei ihnen ist? . . . Die undankbare Cölina, sie hat mich also ganz vergessen! . . . Das thut mir weh . . . Sie kommt mir hundertmal hübscher vor, als damals wo ich sie alle Tage sah! . . . Mich nicht anzusehen, mir nicht ein einziges Mal zuzulächeln!"

Als Bouchenot merkt, daß er umsonst auf und ab spaziert, denkt er: „Ha, jetzt weiß ich, was ich thue; ich engagire sie zum Tanze . . . dann muß sie mit mir sprechen und mich ansehen."

Und mit entschlossener Miene auf Cölina zutretend, sagt er, sich verbeugend, zu ihr: „Werden Sie mir das Vergnügen schenken, mit mir zu tanzen, Mademoiselle?"

„Ich bin schon engagirt, mein Herr," erwidert Cölina trocken.

„Auf diesen Tanz. Ich erbitte mir also die Ehre auf den nächsten!"

„Auf den bin ich ebenfalls engagirt."

„Also auf den dritten!"

„Ich bin auf den ganzen Abend engagirt."

Bouchenot entfernt sich wüthend; er wirft in seinem Zorn beinahe ein altes Pärchen um, welches Bier mit einander trinkt, beißt sich in die Lippen, ballt die Fäuste und stürzt in den öden Alleen des Gartens auf und ab.

„Das ist sehr unhöflich," murmelt er vor sich hin, „sogar unverschämt . . . sie will nicht mehr mit mir tanzen . . . Ich weiß wohl, daß ich sie nicht dazu zwingen kann . . . aber wenn ich mich nicht bemeisterte, ginge es ihr schlimm . . . Ich will sehen, mit wem sie tanzt . . . ihr Cavalier soll sich in Acht nehmen . . . Sapperlott, ich bin sehr gereizt."

Bouchenot kehrt, als er die Musik hört, in den Tanzsaal zurück und sucht Cölina; sie tanzte mit dem großen Blonden, der früher neben ihr saß, und der bei jedem Schritt in die Höhe fuhr wie ein elastischer Ball.

„Da hat sie einen schönen Tänzer," denkt Bouchenot; „zu diesem gratulire ich ihr . . . besonders wenn der große Gimpel auch ihr Liebhaber ist. Von einem solchen Menschen aus dem Sattel gehoben zu werden . . . ich weiß zwar wohl, daß es meine Schuld ist . . . ich habe Cölina verschmäht und zu ihr gesagt: ich könne nicht mehr mit ihr ausgehen! . . . Ach, es war sehr unrecht von mir, ihr das zu sagen . . . mußte sie aber deßhalb mit einem Andern ausgehen? Treten wir näher und suchen zu hören, was sie mit einander sprechen."

Bouchenot stellt sich hinter Cölina und ihren Tänzer; die kleine Coloristin thut, als ob sie ihn nicht bemerke. Nach einer Weile fängt sie ein Gespräch mit ihrem Cavalier an, und Bouchenot hört folgende Worte: „Wie gefällt Ihnen dieser Garten, Herr Merlandin?"

„Sehr gut, Fräulein, es ist wunderhübsch hier . . . es ist besonders sehr gut componirt."

„Tanzen Sie auch gerne?"

„Ja, ich habe eine besondere Vorliebe dafür . . . ich habe übrigens auch ein sehr gutes Gehör."

„Und lieben Sie das Walzen?"

„Ja, Fräulein, ich walze sogar sehr gut, aber es reizt mich sogleich zum Erbrechen, deßhalb unterlasse ich es."

„Das ist ganz vernünftig von Ihnen."

„Er gefällt mir, dieser Herr Merlandin," spricht Bouchenot, sich entfernend, vor sich hin; „wo Teufels mag Cölina, welche Geschmack und Geist hat, diesen Mann aufgefischt haben? Es ist vielleicht ein Heirathskandidat . . . er sieht mir ganz darnach aus."

Den folgenden Contretanz setzt Cölina aus; sie bleibt bei Prudentia und dem großen blonden Herrn sitzen.

„Und sie hat mir gesagt, sie sei engagirt!" denkt Bouchenot, um den für die Tanzenden bestimmten Kreis herumgehend; „hm, ich hätte große Lust, einen Auftritt herbeizuführen und mit Herrn Merlandin Händel anzufangen . . . Aber nein . . . das hieße mich compromittiren . . . Vergessen wir die Treulose . . . ich will nicht mehr an sie denken . . . sie sogar fliehen, wenn ich ihr zufällig begegne."

Und um den Anfang damit zu machen, sie zu fliehen, setzt sich Bouchenot einige Schritte von Cölina entfernt nieder; er folgt ihr, wenn sie aufsteht, um mit Herrn Merlandin zu tanzen; er folgt ihr sogar, als sie am Arme des großen Blonden, der an dem andern Prudentia führt, den Garten der Rutschberge von Belleville verläßt.

Bouchenot geht stets, in einer Entfernung von dreißig Schritten, hinter Cölina und ihrer Gesellschaft, die Vorstadt du Temple hinunter, immer zu sich sagend:

„Ich folge ihnen nicht... was kümmere ich mich um Fräulein Cölina . . . und ihren großen Tölpel! . . . Es ist ihr Geliebter, denn er hat nur mit ihr getanzt . . . sie haben die arme Prudentia wie eine Wachsfigur auf dem Stuhle sitzen lassen . . . Ach, Cölina, ich kann Ihnen zu Ihrem neuen Anbeter nicht gratuliren."

An der Ecke des Boulevards schlägt Bouchenot, statt den drei Personen zu folgen, welche die Temple-Straße hinaufgehen, seinen Weg rechts ein und eilt seinem Quartier zu.

„Ich will nach Hause in mein schönes Quartier," spricht er

zu sich, „ich weiß wohl, wo Fräulein Cölina wohnt, ich brauche mich nicht in der Altstadt zu beschmutzen ... O, es ist aus ... man wird mich dort nie mehr sehen."

Bouchenot legt sich höchst aufgeregt nieder; er kann die ganze Nacht nicht schlafen und wiederholt in Einem fort: „Ich will nicht mehr an Mademoiselle Cölina denken ... ich liebe sie nicht mehr ... ich finde sie nicht einmal mehr hübsch! ... ich kann tausend interessantere Liebschaften haben ... sie soll mit ihrem Merlandin hin, wohin sie will, das ist mir ganz gleichgültig."

Am andern Tage steht er früh auf, kleidet sich sorgfältig an und geht von Hause fort, ohne sich zu gestehen, wohin er will; aber er verläßt die Chaussée d'Antin, geht durch das Palais-Royal über den Pont-Neuf und gelangt endlich in die Calander-Straße vor seine ehemalige Wohnung; dort bleibt er einen Augenblick unentschlossen stehen, tritt aber doch in's Haus, indem er ausruft: „Ich muß sie durchaus sprechen ... sie muß mir Rede stehen ... alsdann werde ich sie um so leichter vergessen."

Damit eilt Bouchenot schnell die ihm wohlbekannte Treppe hinauf und gelangt bis zur Thüre der kleinen Nachbarin; der Schlüssel steckt außerhalb. Sein Herz pocht gewaltig; endlich entschließt er sich anzuklopfen.

„Herein!" ruft Cölina.

Bouchenot drückt auf die Thürschnalle und tritt zu seiner ehemaligen Geliebten fast so bange und furchtsam ein, als wenn er zu einem ersten verliebten Stelldichein käme.

Als Cölina Bouchenot erblickt, erröthet und erblaßt sie nacheinander, aber bald ihre Bestürzung bemeisternd, fragt sie mit eiskaltem Tone: „Welche Veranlassung führt Sie zu mir, mein Herr?"

„Mademoiselle," entgegnet Bouchenot, indem er sich bemüht, eine ungezwungene Miene anzunehmen, „ich bin gekommen ... um das Vergnügen zu haben, Ihnen einen guten Tag zu wünschen."

„Ich glaubte, es wäre jede Verbindung zwischen uns abgeschnitten und Sie würden mich nicht mehr besuchen!"

„Ich wollte auch nach Georg und Timotheus sehen."

„Diese Herren wohnen nicht mehr im Hause."

„Und dann, Mademoiselle . . . wollte ich Sie fragen, warum Sie sich gestern geweigert haben, mit mir zu tanzen."

„Ich bin der Meinung, Herr Bouchenot, daß ich tanzen kann mit wem ich will, und daß Sie das nichts angeht."

„Ich weiß wohl, daß ich kein Recht mehr habe, Sie daran zu hindern, und ich habe wohl gesehen . . . daß Sie mit Ihrem Geliebten waren . . . Mein Stellvertreter hat übrigens eine kuriose Haltung . . . Wenn ich sage, mein Stellvertreter, so irre ich mich vielleicht . . . denn seit wir nicht mehr zusammenkommen . . . können verschiedene Andere Sie geliebt haben."

„Ich that, was ich wollte, mein Herr, das wird Sie nicht interessiren und ich habe Ihnen auch keine Rechenschaft abzulegen. Indessen will ich Ihnen doch sagen, daß Herr Merlandin nichts weniger als mein Geliebter ist; er ist Prudentia's Bräutigam und eigens von Poissy hergekommen, um sie zu heirathen. Und daß er gestern mit mir und nicht mit ihr getanzt hat, rührt daher, daß Prudentia enge Schuhe anhatte und ihr ihre Hühneraugen wehe thaten. So verhält es sich mit Herrn Merlandin, und ich sage Ihnen das nur, weil ich nicht will, daß man glaube, ich habe einen so häßlichen, so dumm aussehenden Mann zum Geliebten. Wenn ich Liebhaber wollte, so könnte ich genug haben, und brauchte mich nicht mit Merlandins zu begnügen . . . er ist übrigens recht für Prudentia, da die Gatten zusammenpassen müssen."

„Mademoiselle, ich brauche diese Erklärung nicht, um überzeugt zu sein, daß . . . wenn . . . obschon . . . ach, Cölina, ich kann nicht mehr an mich halten . . . wenn man so gut Freund zusammen war, genirt es Einen zu sehr auf diese Weise mit einander zu sprechen . . . ach ich bitte Dich, sprich wieder wie ehemals mit mir."

Bei diesen Worten hat Bouchenot seinen Stuhl neben den des jungen Mädchens gestellt und will sie bei der Hand nehmen, aber Cölina zieht sie hastig zurück und erwidert äußerst trocken: „Nein, mein Herr, ich will nicht mehr mit Ihnen sprechen wie ehemals, und wenn Sie auch mein Liebhaber waren, so sind Sie es jetzt nicht mehr; wir dürfen uns nicht mehr sehen, und ich wiederhole es Ihnen, es besteht keine Gemeinschaft mehr unter uns."

„Cölina! . . . können Sie so unversöhnlich sein? . . . Ja, ich gestehe, daß ich Unrecht . . . großes Unrecht hatte . . . Als Sie mich besuchten, habe ich Sie nicht aufgenommen, wie es hätte sein sollen ... habe Dummheiten zu Ihnen gesagt ... aber ich bitte Sie . . . mein Schlafrock, wollte sagen mein Glück hatte mir den Kopf verdreht ... das ist schon manch' Anderem passirt ... aber da ich mein Unrecht einsehe, da ich Sie herzlich um Verzeihung bitte, Cölina . . . wollen Sie mich nicht mehr lieben?"

„Sie lieben? . . . O nein, mein Herr, das ist jetzt unmöglich."

„Unmöglich? . . . Ach, Cölina . . . meine kleine Cölina, das ist Ihnen nicht Ernst . . . Ich wiederhole Ihnen, ich habe mich gebessert . . . ich bin nicht mehr so einfältig stolz . . . Ich werde mit Dir ausgehen, Cölina, Dich am Arme führen, wohin Du nur willst . . . O, ich fürchte nicht mehr, mich zu compromittiren."

„Aber, ich mein Herr," entgegnet Cölina, sich von Bouchenot entfernend, „werde jetzt nicht mehr mit Ihnen ausgehen."

„Warum denn?"

„Weil ich meinerseits fürchte . . . mich mit Ihnen zu compromittiren."

„Wie das! was wollen Sie sagen, Mademoiselle? . . . ich verstehe Sie nicht."

„O, besinnen Sie sich nur, Herr Bouchenot, dann werden Sie mich schon verstehen."

„Ich bitte Sie um Gottes willen, erklären Sie sich, Cölina."

„Nun gut, mein Herr, da Sie mich zwingen, will ich Ihnen gestehen ... daß, wenn Sie sich fürchteten, sich zu compromittiren, mit einer Grisette auszugehen, ich mich noch weit mehr fürchte, mich in Gesellschaft eines Polizeispions zu zeigen."

„Eines Polizeispions?" ruft Bouchenot aus, dem dieses Wort fast im Halse stecken blieb; „ich ein Polizeispion! ... ich ... ach, wie entsetzlich ... wer konnte Ihnen so etwas Abscheuliches sagen ... wer mich in solchem Grade verleumden?"

„Ihre alten Freunde, die sich jetzt gleich mir schämen, Sie jemals gekannt zu haben ... Sie haben mir zwar nicht gerade gesagt, daß Sie das seien, aber ich konnte es aus ihren halben Worten, hingeworfenen Aeußerungen, selbst aus ihrem Schweigen, wenn ich sie um Etwas befragte, schließen."

„Ach, Cölina, ich schwöre Ihnen bei meinem Leben, daß das nicht wahr ist ... Ihr irrt Euch Alle ... Ihr thut mir schmerzlich Unrecht!"

„O, mein Herr, es handelt sich nicht darum, Phrasen zu machen, sondern aufrichtig zu reden. Sie haben ein Einkommen, dessen Quelle Sie nicht angeben können ... Sie haben keine Stelle, kein Amt, Sie gehen von Morgens bis Abends müßig und leben luxuriös ... sogar üppig. Seit langer Zeit war Ihr Betragen zweideutig und geheimnißvoll; wenn man Sie verleumdet hat, so beweisen Sie auf der Stelle, wie Sie zu Ihrem Gelde kommen, wie Sie es verdienen ... Ah, Sie schweigen ... Sie können nicht antworten. O, Sie würden reden, wenn Sie es ohne Schande könnten ... Sie sehen wohl, mein Herr, daß man Sie nicht verleumdet hat und sich nicht täuscht, wenn man Sie für einen Spion hält. Pfui, mein Herr, pfui ... Ich hätte Ihnen alle Ihre Treulosigkeiten, Ihren Hochmuth und Ihre Dummheiten verziehen ... aber das verzeihe ich Ihnen niemals, daß Sie mich zwingen, Sie zu verachten und mich zu schämen, Sie gekannt zu haben. Kommen Sie nicht mehr zu mir, mein Herr, es ist überflüssig, ich

will Sie nicht mehr sehen und werde meine Thüre nicht mehr öffnen, wenn ich vermuthe, daß Sie davor stehen."

Eine Weile vergeht, während welcher Bouchenot wie niedergedonnert von dem eben Gehörten sitzen bleibt; dann scheint er mit sich zu kämpfen und unentschlossen zu sein, was er thun soll: es sieht aus, als ob er sprechen wolle ... aber plötzlich steht er auf, nimmt seinen Hut und verläßt, ohne einen Blick auf Cölina geworfen zu haben, rasch das Zimmer. Diese eilt ihm bis zur Thüre nach und schlägt sie heftig hinter ihm zu.

Nachdem sich Bouchenot von Cölina entfernt hat, geht er lange planlos umher. Das Wort Spion hallt noch in seinen Ohren. Er leidet, erstickt fast und kaut an seinen Nägeln; es ist ihm, als ob ihn Jedermann mit verächtlicher, geringschätzender Miene betrachte und dieselbe Meinung von ihm habe wie die kleine Coloristin.

Die Zeit zum Mittagessen kommt, aber Bouchenot hat keinen Appetit mehr. Er geht nach Hause und legt sich zu Bette, er fühlt sich krank, er hat das Fieber und beschäftigt sich fortwährend mit dem Gedanken: „Mich für einen Spion zu halten ... ach! wie unglücklich bin ich ... und meine alten Freunde denken dasselbe von mir! ... Ach, jetzt wundert es mich nicht mehr, daß sie an mir vorübergehen und thun, als ob Sie mich nicht kennten ... daß sie sich abwenden, um nicht mehr mit mir zu sprechen ... sogar diese kleine Cölina verachtet mich und scheut sich, mit mir auszugehen, aus Furcht, sich zu compromittiren ... Ist das nicht Demüthigung genug ... ich hätte mich übrigens rechtfertigen, ihr die Wahrheit sagen können ... Warum habe ich es nicht gethan ... Ich weiß nicht ... ich fürchte noch ... und meine Pension würde ich sicher verlieren ... War ich denn aber nicht hundertmal glücklicher, als ich keinen Heller im Besitz hatte? ... Mein Gott, und ich glaubte, man brauche nur Geld, um vergnügt zu sein!"

Einige Tage verstrichen; Bouchenot ist immer traurig und verdrießlich. Er wagt es nicht mehr, zu Cölinen zurückzukehren,

und brennt doch vor Begierde, sie zu sehen; zuweilen geht er bis in die Calander-Straße, aber vor seinem ehemaligen Logis bleibt er stehen, wagt nicht hinaufzugehen und kehrt langsam wieder um. Jetzt kümmert er sich nicht mehr um seine Haltung, auch liegt ihm wenig daran, wie er seinen Hut auf hat.

Eines Morgens, als Bouchenot unentschlossen, wo er sich hinwenden will, auf den Boulevards spazieren geht, sieht er einen jungen, blaß und leidend aussehenden Mann auf sich zukommen; trotz der Veränderung, die mit den Zügen desselben vorgegangen ist, erkennt er Heinrich, eilt auf ihn zu und ruft: „Ich täusche mich nicht; das ist mein Freund Heinrich . . . Mein Gott! wie verändert Du aussiehst... bist Du denn krank gewesen?"

Heinrich blickt in die Höhe und scheint, als er Bouchenot erkennt, umkehren zu wollen, aber es ist zu spät; Bouchenot steht bereits vor ihm. Er begnügt sich daher, mit erzwungener Miene zu erwidern: „Ich danke Ihnen . . . ich bin nicht krank gewesen . . . aber andere Gründe . . . entschuldigen Sie . . . ich habe Eile . . . ich kann mich nicht aufhalten."

„Wie, Du willst mich so schnell verlassen . . . und ohne mir zu sagen, warum Du so verändert aussiehst?"

„O, das wird Sie wenig interessiren . . . ich muß bitten."

„Das soll mich nicht interessiren . . . wie! . . . Du glaubst also ich liebe Dich nicht mehr . . . ich sei nicht mehr Dein Freund? Du sollst das nicht glauben . . . Was habe ich verschuldet, daß Ihr mich Alle so behandelt? . . . Komm', Heinrich . . . reich' mir Deine Hand und schenke mir Dein Zutrauen wieder."

Heinrich zieht seine Hand, die Bouchenot ergreifen wollte, zurück, und entgegnet frostig: „Mein Herr, es gibt Dinge, die man, wie Sie selbst am besten wissen, nicht gestehen kann . . . die, welche früher Ihre Freunde waren, können es jetzt nicht mehr sein . . . Nöthigen Sie mich nicht, Ihnen mehr zu sagen. Adieu."

„Nein . . . nein, beim Teufel, so darfst Du Dich nicht von mir trennen!" schreit Bouchenot, Heinrich am Arme festhaltend. „O, ich weiß wohl, was Ihr Alle von mir denkt . . . Cölina hat mir's gesagt. . . schändliche Dinge . . . aber die nicht wahr sind . . . mich für einen . . . ich kann das Wort nicht aussprechen . . . zu halten . . . Wie könnt Ihr so etwas von mir denken? . . . Ihr beurtheilt mich recht falsch! . . . Heinrich, gib mir Deine Hand, ich bin noch werth, sie zu drücken . . . ich bin kein Spion! . . . ach, ach, ach! . . . ich will immer der Freund meiner Freunde bleiben, ach, ach, ach! . . . und man wird sehen, daß man . . . kurz, das ist schändlich, ach, ach, ach!"

Bouchenot weinte wie ein Kind. Heinrich fühlt sich durch seinen Schmerz erweicht, und überläßt ihm seine Hand mit den Worten: „Nun wohl, wenn man Sie falsch beurtheilt oder verleumdet hat, so können Sie sich rechtfertigen, und unsere Achtung und Freundschaft wird Ihnen dann wieder zu Theil werden. Trösten Sie sich, Bouchenot, Ihr Schmerz wird ein Ende nehmen, aber der meinige nie, o nie . . . ich bin zu hoffnungslosem Leiden verdammt."

„Wie? . . . warum denn? . . . was ist denn geschehen?"

„Das Mädchen, das ich anbete, welches, wie ich mir wenigstens schmeichelte, das Glück meines Lebens ausmachen sollte . . . kurz, meine Pauline soll in acht Tagen die Gattin eines Andern werden."

„Wäre es möglich? . . . Aber ihr Vater . . ."

„Ihr Vater hatte mir Hoffnung gemacht, daß ich sein Eidam werden könnte . . . und ich schmeichelte mir um so eher mit dieser Aussicht, als mein Geschäft gut geht und auf einer soliden Grundlage beruht; aber da zeigte sich eine glänzende Partie für Pauline . . . ein sehr reicher Mann warb um ihre Hand . . . Sie drang umsonst in ihren Vater . . . dieser ist unerbittlich und gestattet mir nicht einmal mehr, sie zu besuchen."

„Armer Heinrich! . . . Ach, jetzt wundert es mich nicht mehr,

daß Du so blaß und abgemagert bist. Gibt es denn gar kein Mittel, diesen Vater zu erweichen . . . oder Deinen Nebenbuhler aus dem Sattel zu heben?"

„Keines . . . Was soll ich machen? . . . Herr Mortandal ist ein allgemein geschätzter Mann . . . und hat wenigstens dreißigtausend Franken Renten."

„Herr Mortandal!" wiederholt Bouchenot, die Farbe wechselnd; „welchen Namen hast Du da ausgesprochen?"

„Den des Mannes, der Pauline heirathen wird, und mir alle Hoffnung auf mein Glück raubt."

„Ach, mein Gott . . . wäre es möglich! . . . O, welch' sonderbarer Zufall!"

„Solltest Du Herrn Mortandal vielleicht kennen?"

„Wahrscheinlich . . . ist es nicht jener Marseiller, den ich in der Abendgesellschaft der Madame Merlier gesehen habe?"

„Derselbe . . . dort hat er auch ohne Zweifel Pauline gesehen und sich zu meinem Unglück in sie verliebt."

„Heinrich . . . mein armer Heinrich . . . höre . . . Du kannst doch noch glücklich werden . . . Deine Geliebte heirathen!"

„O, was sagst Du? wie denn?"

„Weil ich die Heirath des Herrn Mortandal hintertreiben und Dir . . . abscheuliche Dinge von diesem Manne sagen kann."

„O, mein lieber Bouchenot, wäre das möglich?"

„Ja, ja . . . Sieh, es ist aus, ich bin entschlossen . . . ich will Dein Glück machen, Dich mit Paulinen vereinigen . . . mir sollt Ihr es verdanken und dann zugeben, daß ich kein Spion bin! Ich will Dir Alles sagen . . . Dir das Geheimniß, das ich sorgfältig verbarg, eröffnen . . . ich werde zwar meine Renten dadurch verlieren . . . aber das macht nichts . . . man wird mich auch dafür nicht mehr Polizeispion nennen."

„O mein Freund, wenn Du diese Heirath hintertreiben könntest, so würde ich Dir Alles, was ich besitze, geben."

„Ich will kein Geld mehr . . niemals mehr . . . der Reichthum langweilt mich, ich will Dich mit dem Weibe Deiner Neigung glücklich wissen, Du sollst mir die Hand drücken und mich duzen wie ehemals . . . Cölina soll nicht mehr befürchten, sich zu compromittiren, wenn sie mir den Arm reicht, um mit mir auszugehen, kurz, ich will weiter nichts, als daß man mich nicht mehr verachte; denn ich fühle hier in meines Herzens Grund, daß Einen kein Reichthum, kein Wohlsein, keine Pracht für den Verlust der Achtung der rechtschaffenen Leute entschädigen kann.“

„Gut, Bouchenot, gut. Ach, gib mir Deine Hand, daß ich sie drücke; ich sehe jetzt wohl ein, daß wir uns über die Quelle Deines Einkommens getäuscht haben.“

„Du sollst Alles wissen . . . Alles . . . Das Geständniß, welches ich Dir machen werde, kann mich zwar das Leben kosten . . . denn die Schufte haben mich unter Androhung der fürchterlichsten Strafe Verschwiegenheit schwören lassen . . . aber mir liegt nichts daran, ich biete Allem Trotz, meine Furcht ist vorbei . . . es handelt sich darum, Dich glücklich zu machen und mir die allgemeine Achtung wieder zu gewinnen, da kann man schon Etwas wagen.“

„Ach, sprich, Bouchenot, erkläre Dich, ich bitte Dich . . .“

„Komm', wir wollen in Dein Logis gehen; solche Mittheilungen lassen sich nicht im Freien machen . . . denn es handelt sich um keine Kleinigkeit . . . wir können nicht vorsichtig genug sein.“

„Nun, so komm zu mir . . . aber schnell . . . denn ich brenne vor Begierde, Dein Bekenntniß zu hören.“

„Darf ich Dir den Arm geben?“

„Freilich darfst Du . . . Ach, wie kannst Du noch fragen?“

Bouchenot nimmt stolz Heinrich beim Arme und Beide setzen so schnell als möglich ihren Weg fort, denn Beide sind beeilt,

an Ort und Stelle zu gelangen, um sich ohne Zeugen unterreden zu können.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Worin Schnauzer noch einmal erscheint.

Als die beiden Freunde bei Heinrich angekommen sind, schließt sich dieser mit Bouchenot in sein Zimmer ein; der Letztere sieht nach, ob alle Fenster fest zugemacht sind, ob sie von Niemand gehört werden können, und entschließt sich erst nach allen diesen Vorsichtsmaßregeln, seine Erzählung anzufangen.

„Du weißt, lieber Heinrich, daß Du ziemlich lange von Paris abwesend warst: damals wohnte ich mit Georg und Timotheus zusammen und wir waren sehr unglücklich ... das heißt sehr arm, denn im Ganzen störte das unsere Heiterkeit nicht; wir hatten gleichwohl manchmal unsern Spaß und machten gute Miene zum bösen Spiele ... und doch waren wir so weit heruntergekommen, daß wir zu Drei nur noch einen Rock hatten. Eines Tags ... ich glaube, es war am Vorabend Deiner Rückkehr, ging ich aus; die Reihe, den Rock anzuziehen, war an mir. Wir hatten einige Effekten verkauft; es blieben mir fünf Franken in der Tasche, von denen ich meinen Freunden eine Pastete zum Nachtessen nach Hause zu bringen versprochen hatte. Sobald ich aus dem Hause war, spielte ich den Dandy, blähte mich auf, zerbrach einen Stock, kaufte Wohlgerüche statt einer Pastete, kurz, als ich nur noch einige Sous übrig hatte, sah ich mich genöthigt, ein trockenes Frühstück einzunehmen. Ich trat eben in eine Garküche, um mir Etwas geben zu lassen, als ich ein ziemlich hübsches Mädchen vorbeigehen sah. Du weißt, daß ich immer eine sehr entschiedene Neigung für das schöne Geschlecht hatte. . . ich stecke also meinen Schinken in die Tasche und laufe dem Mädchen nach ...“

„Aber, Bonchenot, ich begreife nicht, welche Beziehung das Alles auf meine Heirath haben kann!“

„Warte nur, es kommt schon; laß mich die Sache der Ordnung nach erzählen, sonst gerathe ich in Verwirrung. Das Mädchen hatte einen Hund … einen großen pudelähnlichen Hund bei sich … Dieser verfluchte Hund ist an Allem Schuld!… Das Mädchen war eine dicke Gans, die mir kein Gehör gab, aber der Hund machte sich an mich und wollte mich nicht mehr verlassen … Ich bemerkte bald, daß ich Schnauzers Freundschaft dem Schinken in meiner Tasche verdankte, und ich that mein Möglichstes, den Hund von mir wegzujagen, aber vergebens; kurz, das junge Mädchen verschwand und Schnauzer blieb bei mir. Ich will Dir nicht alle die Abenteuer erzählen, in welche mich der verdammte Hund hineingezogen hat, Du brauchst nur zu wissen, daß ich mich, nachdem ich geschlagen worden … wollte sagen, nachdem ich mich mit Gauklern herumgeschlagen hatte, Abends in einem erbärmlichen Zustande auf dem Sankt-Antons-Boulevard befand. Mein oder vielmehr unser Rock war in Fetzen gerissen… kurz, ich schämte mich so sehr über mein Aussehen, daß ich es nicht mehr wagte, meinen Kameraden unter die Augen zu treten, die auf den Rock warteten, um am andern Tage ausgehen zu können. Dann ging ich lange fort, den Leuten ausweichend, und die entlegensten Straßen suchend … so kam ich über den Kanal und setzte mich endlich, so viel ich mich erinnere, in einem kleinen Sträßchen auf eine steinerne Bank. Der Hund, welcher mich einen Augenblick verlassen hatte, kam bald wieder zu mir zurück; er schien mich aufzufordern, ihm zu folgen. Ich dachte, wir befänden uns wahrscheinlich in der Nähe seiner Herrin und ging Schnauzer nach, da es mir nicht unlieb gewesen wäre, das junge Mädchen wieder zu sehen, welchem ich auch gerne den Hund wieder zurückgegeben hätte.

„Schnauzer führte mich zu einem alten baufälligen Hause;

man sah nirgends ein Licht. Der Hund kratzte an der Thüre eines Hausgangs; ich näherte mich, um zu klopfen, aber ich fand eine Klinke, die mir den Eingang ohne Weiteres öffnete. Das Innere war stockfinster, aber der Hund durchlief schnell den Gang, und ich entschloß mich, ihm zu folgen, da ich immer noch der Meinung war, das junge Mädchen zu finden. Ich schreite also, im Finstern tappend, vorwärts, komme in einen kleinen Hof und vor eine Kellertreppe; hier höre ich dumpfe, gleichmäßige Laute wie Hammerschläge ... Ich weiß nicht, welcher Dämon mich regierte, aber statt mich davon zu machen, steige ich in den Keller hinab, komme wieder in einen Gang ... und sehe Licht, welches aus einem Gewölbe drang, dessen Thüre halb offen stand; von daher kam das Geräusch. Ich höre mehrere Männerstimmen ... ich lausche: sie sprechen von der Polizei ... sie fürchten, überrascht, verhaftet zu werden ... und erwarten einen ihrer Kameraden, der fortgegangen ist. Ich sehe, daß ich in ein Versteck von Räubern gerathen bin und denke bloß noch an meine Rettung; aber ich trete zwischen ein Brett, falle, und drei Männer eilen aus dem Gewölbe unter entsetzlichen Verwünschungen auf mich zu.

„Einer dieser Männer, der die andern zu commandiren schien, fragte mich mit einer... betäubenden Stimme: „„Was thun Sie da? wie kommen Sie hierher?"" — „„Ich kam zufällig her, weder in der Absicht, Ihnen zu schaden, noch Sie zu überraschen, meine Herren,"" entgegnete ich zitternd, denn ich gestehe, daß es mir nicht wohl zu Muthe war. — „„Und wissen Sie, was wir hier treiben?"" fuhr er fort. — „„Ich vermuthe, daß sie falsches Geld machen,"" erwiderte ich, „„aber lassen Sie mich meines Weges gehen, und ich schwöre Ihnen, daß ich Sie nicht anzeigen werde. Außerdem weiß ich ja gar nicht, wo ich bin, in welcher Straße ich mich befinde ... Der Zufall führte mich her, weil Sie Ihre Thüre zu schließen vergessen hatten. Lassen Sie mich hinaus und Sie sollen nie wieder von mir sprechen hören."" Während ich

dieses sagte, bemerkte ich, daß sich die Männer gegenseitig anblickten ... ich sah sie sogar lachen, welches mir von guter Vorbedeutung schien. Dann sprach der Anführer ganz leise mit den Andern, kam hierauf wieder auf mich zu und sagte: „„Wir wollen Dich wieder in Freiheit setzen, jedoch unter der Bedingung, daß Du nie von dem sprichst, was Du in dieser Nacht gesehen hast; wenn Du diesen Schwur nicht hältst, so nimm Dich in Acht, Du würdest Dich der fürchterlichsten Strafe aussetzen!““ Ich versprach, gelobte und schwor Alles, was man wollte. Dann verband man mir die Augen, nahm mich bei der Hand, führte mich aus dem Gewölbe und aus dem Hause hinaus, eine Strecke Weges fort; endlich, als ich meine Binde abnahm, befand ich mich in einer andern Straße nächst des Kanals. Ich lief, was ich laufen konnte, und kehrte ganz zitternd und krank zu meinen Freunden zurück, denen ich nicht zu erzählen wagte, was mir begegnet war.“

„Das ist ein sonderbares Abenteuer! ... aber ich sehe noch nicht ein ...“

„Warte doch! ... Tags darauf kamst Du zu uns und liehest uns Geld; denke Dir aber mein Staunen, als ich, während meine Freunde zum Frühstück bei Dir vorausgegangen waren, dreihundert Franken in gutem Gold in der Tasche meines zerrissenen Rockes fand; ... die Elenden hatten mir ein Geschenk damit gemacht... Was war zu thun? ... Es wäre mir schwierig gewesen, ihnen ihr Geld zurückzuschicken ... ich gab es daher aus ... und nun wirst Du begreifen, warum ich nicht sehr eilte, die mir von Dir angebotene Stelle anzunehmen. Da ich aber Alles aufgezehrt hatte, war ich im Begriff, bei Dir einzutreten, als Du mich zu Madame Merlier führtest ... Nun denke Dir, wen ich in dieser glänzenden Gesellschaft traf? ... Das Oberhaupt meiner Falschmünzer!“

„Wäre es möglich? ... Nein, das kann nicht sein ... Du kannst es geglaubt haben, aber Du hast Dich geirrt.“

„Ich habe mich so wenig geirrt, daß ich am Morgen nach dieser Gesellschaft ein Schreiben empfing, welches nebst Danksagungen für meine Verschwiegenheit eine Banknote von tausend Franken und das Versprechen enthielt, mir, so lange ich mein Wort halte, monatlich fünfhundert Franken zu schicken. Das ist die geheimnißvolle Ursache meiner veränderten Lage ... und seit jener Zeit hat man pflichtgemäß das Versprechen gehalten: jeden Monat erhalte ich in einem Schreiben eine Banknote von fünfhundert Franken."

„Aber der, welcher Dir das schickt... jener Elende, den Du bei Madame Merlier erkannt hast ... wer ist er?"

„Du hast es nicht errathen? ... Dein Nebenbuhler ist's, derjenige, der Deine Pauline heirathen will!"

„Herr Mortandal?"

„Derselbe."

Heinrich bleibt einige Augenblicke stumm vor Ueberraschung; dann fällt er Bouchenot um den Hals, umarmt ihn mehrere Male und ruft aus: „Ach, mein Freund, welches Glück! ... wäre es möglich! ... Nein, er wird gewiß Pauline nicht heirathen, sie wird nicht die Frau eines Elenden werden, und wenn Herr Giraumont das wüßte! ... Wer aber hätte das geglaubt? ... Herr Mortandal ... ein geachteter Kaufmann ... ein Mann, mit dessen Vermögen und Credit es so gut steht!"

„Zum Henker! es ist nicht schwer, Geld zu haben, wenn man es sich selbst macht."

„Herr Mortandal wäre ein Falschmünzer? ... Bouchenot, weißt Du auch ganz gewiß, was Du da behauptest? weißt Du, daß auf einem solchen Verbrechen der Kopf steht ... und daß man, um Jemanden eines solchen zu bezüchtigen, Beweise haben muß?"

„Beweise! ... Beweise! ... Diese sich zu verschaffen, möchte keine Schwierigkeiten haben; aber gewiß ist, daß das, was ich

gesagt habe, mir Wort für Wort so begegnet ist. Jetzt ist es an Dir, Vortheil daraus zu ziehen; was mich anbelangt, so werde ich wahrscheinlich an einem der nächsten Abende beim Nachhausegehen zur Belohnung meiner Schwatzhaftigkeit ermordet werden; aber ich bin darauf gefaßt. Wenn Du nur glücklich wirst und ich nicht mehr verachtet bin, sind alle meine Wünsche erfüllt, und es wird mir auch nicht wehe thun, ein Geld zu verlieren, das aus so abscheulicher Quelle kommt."

„Muth, mein lieber Bouchenot, ich werde über Dein Leben wachen. Von heute an wohnst Du bei mir und verläßest mich nicht mehr."

„Gerne, ich habe die Chaussée d'Antin satt."

„Aber zuerst müssen wir darauf denken, wie wir diesen Mortandal entlarven ... Du mußt mich an das Haus führen, in dem Du ihn überrascht hast."

„Dich dahin führen, das wird kaum möglich sein! ... wie soll ich es wieder finden? ... Ich sagte Dir ja, daß es Nacht war und in einem mir ganz unbekannten Viertel. Ich lief aufs Gerathewohl und kam dahin, ohne zu wissen, wie!... und beim Fortgehen hatte man mir die Augen verbunden."

„Aber jener Hund, der Dich an das Haus führte?"

„Schnauzer! ... Ach ja, beim Kuckuk, wenn man wüßte, wo der wäre, dann wohl ... aber wo ihn finden? Das junge Mädchen, das ihn verloren hat, ist eine Freundin Cölina's und heißt Prudentia; ich habe sie seitdem mehrere Male wieder gesehen."

„Nun, von dem jungen Mädchen könnte man erfahren ..."

„Gar nichts, sie hat den Hund nicht wieder gesehen; sie wohnte in einem Viertel, das von dem, wo mir das Abenteuer zustieß, sehr entfernt ist. Den Schnauzer hatte sie von ihrem Pathen, einem Gärtner, erhalten, der in seine Heimath zurückgekehrt ist. Von dieser Seite ist nichts zu hoffen; Alles, was ich weiß, ist, daß wir den Hund einmal in Montmartre gesehen

haben: er war bei Männern, die ich nicht kannte und die ihn seiner alten Herrin nicht zurückgeben wollten."

„Was ist da zu machen? . . . Woher Beweise nehmen, um diesem Mortandal die Maske abzureißen oder ihn zu zwingen, der Hand Paulinens zu entsagen? . . . Ach, die Briefe, die er Dir geschrieben hat . . ."

„Er hat mir nur einen einzigen geschrieben, aber der ist nicht unterzeichnet, und Du wirst Dir leicht denken, daß er nicht von seiner Hand geschrieben ist."

„Gleichviel; zunächst will ich an Herrn Giraumont schreiben und ihn bitten, die Heirath seiner Tochter noch zu verschieben, indem ich ihm wichtige Mittheilungen über Herrn Mortandal zu machen verspreche; dann begeben wir uns auf den Weg, um das Haus zu suchen, wo Du in jener Nacht warst . . . und wir werden es finden, es muß sein."

„Ja, wenn man es seither nicht niedergerissen hat, was wohl möglich wäre . . . denn es ist fast ein Jahr her."

„Ach, Bouchenot, raube mir nicht sogleich wieder alle Hoffnung, nachdem Du sie kaum erst in mir erweckt hast."

„Lieber Freund, ich will Dir nichts rauben, nur fürchte ich, unser Unternehmen möchte etwas schwierig sein; nun, wir wollen es versuchen. Das sage ich Dir aber zum Voraus, daß, wenn ich das Haus der Falschmünzer wieder erkenne, ich nur mit bewaffneter Macht dasselbe betrete, weil ich mich erst so spät als möglich umbringen lassen will. Schreibe immerhin dem Papa Giraumont; ich will inzwischen einen Fiaker nehmen, zu Georg, Cölina und Timotheus fahren und ihnen erzählen, woher ich mein Geld bekam. Ich habe einmal geschwatzt, nun will ich es auch der ganzen Welt sagen. Ah, man hielt mich für einen Polizeispion; ha, der Teufel! man soll erfahren, daß das nicht wahr ist, und wenn es nöthig sein sollte, will ich meine Geschichte in allen Vierteln austrommeln lassen."

„Thue das ja nicht, Bouchenot, denn sonst erführe es Herr Mortaubal; er würde wohl auf seiner Hut sein und wir ihn nicht mehr überraschen können. Du mußt im Gegentheil unsern Freunden das strengste Stillschweigen anempfehlen.“

„Stillschweigen ... meinetwegen ... aber das ist einerlei, erzählen muß ich ihnen Alles. Ich will vor keinem Menschen mehr ein Geheimniß haben... ich will keinen Schritt mehr thun, ohne daß die ganze Welt weiß, wohin ich gehe... mein Betragen soll so klar sein wie Felsenwasser, und Niemand soll mehr von mir sagen können, ich sei ein Polizeispion.“

Bouchenot läßt Heinrich seinen Brief schreiben; er selbst geht fort, nimmt einen Fiaker, läßt sich zu Georg und Timotheus führen, deren Wohnungen ihm Heinrich mitgetheilt hat, und ohne sich durch den eiskalten Empfang, den sie ihm bereiten, aus der Fassung bringen oder ihnen Zeit zu lassen, ihn nach dem Grunde seines Besuchs zu fragen, sagt er ihnen in einem Athem: „Meine Herren, Sie haben mich in falschem Verdachte gehabt. Ich will Ihnen die Quelle meines Geldes entdecken, und Ihnen alle meine Abenteuer erzählen, weil ich nicht dulde, daß Sie fürchten müssen, sich zu compromittiren, wenn Sie mir die Hand geben,“ und fährt so fort, ihnen Alles zu erzählen, wie er es Heinrich erzählt hatte, worauf ihm Georg und Timotheus um den Hals fallen und ihm Glück wünschen, daß er einem schlecht erworbenen Einkommen entsagt habe, um ihren Freund glücklich zu machen.

Bouchenot verläßt seine alten Freunde und läßt sich in die Calander-Straße führen. Er steigt die Treppe hinauf und spricht und gestikulirt immer vor sich hin, als ob er schon vor Cölina stände; als er aber bei der kleinen Coloristin anklopft, will ihm diese, die seine Stimme erkannt hat, nicht aufmachen, sondern ruft ihm durch die Thüre zu: „Lassen Sie mich in Ruhe, mein Herr, ich will Sie nicht mehr sehen: Sie wissen warum. Es ist unnöthig, daß Sie sich zu mir herbemühen.“

„Mademoiselle," sagt Bouchenot, seinen Mund an das Schlüsselloch legend, „ich will mich rechtfertigen... will Ihnen beweisen, daß ich kein Polizeispion bin. Meine Freunde haben mir bereits ihre Achtung wieder geschenkt... Sie werden mir auch die Ihrige nicht versagen. Oeffnen Sie um Gottes Willen die Thüre."

Cölina hat aufgemacht. Bouchenot tritt ein, setzt sich, bittet um die ganze Aufmerksamkeit des jungen Mädchens, und wiederholt ihr Alles, was er bereits seinen alten Freunden gesagt hat. Cölina hat Bouchenot mit dem lebhaftesten Interesse zugehört; ihr Gesicht drückt das große Vergnügen aus, das sie bei der Rechtfertigung ihres Geliebten empfindet. Ja, sie läßt ihn nicht ausreden ... wirft sich in seine Arme, nimmt ihn beim Kopfe, küßt ihn auf die Stirne und ruft aus: „Armer, lieber Bouchenot, wie froh bin ich ... ich kann Dich also noch lieben ... immer lieben! Ach, sehen Sie, mein Herr, daß Ihr Bauchgrimmen fingirt war ... Du erschrackst nur, als Du diesem abscheulichen Manne begegnetest, als Du Furcht hattest, in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden."

„Es ist wahr, ich gestehe: Alles, was mich an dieses entsetzliche Abenteuer erinnerte, brachte mich in Bestürzung und um meine Fassung. Jetzt ist es aus, ich bin entschlossen... und auf Alles gefaßt."

„Wie auf Alles gefaßt?"

„Natürlich, jetzt, da ich gesprochen und die Quelle von Herrn Mortandals Reichthum verrathen habe, muß ich mich gefaßt machen, an einem schönen Abend ermordet zu werden!"

„Warum nicht gar! Da möchte ich dabei sein! Höre, bleib' bei mir, verlasse mich nicht ... gehe nicht aus; verstecke Dich in meinem Bette und rühre Dich nicht."

„Dein Vorschlag, meine Liebe, hätte allerdings viel Angenehmes, aber ich habe Heinrich versprochen, ihm bei der Nachforschung nach dem Hause der Falschmünzer behülflich zu sein, und ich muß mein Wort halten."

„Warum aber Herrn Mortandal nicht gleich bei Gericht anzeigen?"

„Warum? Weil man vor allen Dingen Beweise und bestimmte Anzeichen haben muß. Einen reichen Mann kann man nicht so ohne Weiteres denunciren; ja, wenn es ein armer Teufel wäre... dann ginge es etwa; aber ein Mann, der dreißigtausend Franken Renten hat . . . macht immer den Eindruck eines Unschuldigen."

Bouchenot verläßt Cölina, nachdem er ihr versprochen hat, sie bald wieder zu besuchen. Er kehrt zu Heinrich zurück; dieser hat seinen Brief abgeschickt und wartet ungeduldig auf Bouchenot, um mit ihm die Nachsuchungen zu beginnen, welche zur Entdeckung der Wahrheit führen könnten.

Die beiden Freunde gehen aus und lenken ihre Schritte nach dem Quartier, in das sich Bouchenot an dem Abend seines Unfalls bei den Gauklern begeben hatte. Sie ziehen langsam fürbaß und suchen hauptsächlich die ödesten Straßen auf. Heinrich bleibt oft stehen und sagt zu seinem Gefährten: „Besinne Dich einmal recht, ist es nicht dieses Haus?"

Bouchenot betrachtet es, schüttelt den Kopf und erwiedert: „Nein, das ist es nicht . . . ich meine, es sei eine große Mauer daran gewesen... aber ich weiß es nicht bestimmt... Doch ja... ich erinnere mich jetzt, daß keine Häuser in der Nähe standen, es kann also nicht hier sein."

Man setzt seinen Weg wieder fort, steht öfters stille, geht manchmal wieder rückwärts, um ein Haus, welches einige Aehnlichkeit mit dem gesuchten hat, anzusehen, aber Bouchenot wiederholt immer: „Es kann nicht das sein. Ich entsinne mich jetzt ganz genau: es war am Ende eines Gäßchens, in dem sich sonst kein Haus befand; es war eine ganz vereinzelte Baracke, und diese sind es alle nicht."

Der Tag verstreicht unter vergeblichem Suchen. Am folgenden

Morgen machen sich Heinrich und Bouchenot wieder auf den Weg und durchstreifen, ohne einen günstigeren Erfolg, das ganze Quartier, in welchem das geheimnißvolle Haus stehen soll.

„Es ist unbegreiflich,“ sagt Bouchenot, „man muß das Haus abgebrochen haben, sonst würden wir es sicher finden.“

Heinrich verzweifelte: er sah die zu Paulinens Vermählung mit Herrn Mortaudal festgesetzte Zeit immer näher rücken, und da er das, was er an Herrn Giraumont geschrieben, immer noch durch keinen Beweis unterstützen konnte, so kümmerte sich der alte Handelsmann nichts um diese Warnung, die er für eine Eingebung der Eifersucht hielt, und wollte den Hochzeittag seiner Tochter nicht weiter hinausschieben.

Heinrich, ermüdet von den allem Anscheine nach fruchtlosen Nachforschungen, war trostlos und niedergedrückt zu Hause geblieben, denn übermorgen sollte, ohne daß er es hindern kann, Pauline das Weib eines Andern werden. Georg und Timotheus leisten ihm Gesellschaft; sie suchen ihm Trost einzusprechen und eine Hoffnung zu erwecken, die sie selbst nicht mehr theilen. Bouchenot ist nicht bei ihnen, er ist zu Cölina gegangen, um sich im Vereine mit ihr zu besinnen, durch welches Mittel man diese Verbindung hintertreiben könnte, welche Heinrichs Unglück ausmacht.

Plötzlich läutet man heftig. Die drei Freunde beben zusammen, Heinrich ahnt eine gute Nachricht; in der That tritt auch gleich darauf Bouchenot mit einem großen Hund an einem Tuche in's Zimmer.

„Victoria, meine Freunde,“ schreit er, „Victoria! da bringe ich Schnauzer, den ich wieder gefunden habe . . . ich bringe ihn, zwar ohne Erlaubniß seines Herrn, aber das macht nichts, ich bringe ihn doch.“

„Schnauzer!“ ruft Heinrich aus, dessen Augen freudig und hoffnungsvoll strahlen.

„Was ist das für ein Hund?" fragen Georg und Timotheus.

„Ei der Kuckuk! der, der an all' meinen Abenteuern Schuld ist ... der mich Nachts in jenes kleine Haus führte, welches wir nicht wieder finden können. Aber er wird es finden, er... O!... die Hunde sind klüger als die Menschen ... sie haben eine feinere Nase."

„Durch welches Glück hast Du diesen Hund gefunden?" frägt Heinrich.

„Ach, meiner Treu'! der Zufall ... die Vorsehung ... oder vielmehr Bayonner-Schinken hat mir dazu verholfen. Hört mich an: ich war im Begriffe, zu Cölina zu gehen, den Kopf voll Gedanken über diese verfluchte Heirath, die unsern Freund zur Verzweiflung bringt, und überlegend, wie man diesen Mortandel nöthigen könnte, davon abzustehen. Da ich weiß, daß Cölina eine lebhafte Einbildungskraft hat, hatte ich ihr versprochen, mit ihr zu frühstücken, und während des Frühstücks wollten wir uns über die Sache besprechen. Plötzlich fällt mir ein, daß ich gestern meiner Schönen auch versprochen hatte, ihr Etwas zum Frühstück mitzubringen; ich ging gerade an Véro-Dodat vorbei, trete ein und lasse mir ein prächtiges Stück Bayonner-Schinken geben ... denn ich weiß, daß Cölina diesen besonders liebt ... Ich stecke den Schinken in meine Rocktasche und verfolge meinen Weg. Im Durchgehen durch die Sanct-Honorius-Straße nöthigt mich eine Masse hin und her fahrender Wagen, um auszuweichen, einen Augenblick in den Laden eines Weinhändlers zu treten; nach einer Weile setze ich meinen Weg wieder fort, aber ich habe noch keine zehn Schritte gemacht, als ich Etwas zwischen meinen Beinen spüre: es war ein großer Hund, der dicht an mir lief. Ich will ihn eben wegjagen ..., als ich, denkt Euch mein Erstaunen, meine Freude, Schnanzer in ihm erkenne, der, seiner Neigung für Schinken getreu, wahrscheinlich mein Frühstück gerochen hatte, als ich vor der Hausthüre seines Herrn stand, mir deßhalb nachgelaufen war, und fortwährend seine Schnauze in meine Tasche

zu bohren suchte. O! nun könnt Ihr Euch wohl denken, daß ich ihn nicht mehr fortjagte. Ich band sogar im Gegentheil, damit er mir nicht entrinnen sollte, woran das arme Thier übrigens gar nicht dachte, mein Taschentuch an sein Halsband und eilte so schnell als möglich, damit mir sein Herr nicht nachsetze, hierher, um Euch meinen glücklichen Fang zu zeigen."

„Jetzt wollen wir mit dem Hunde in das Quartier zurückkehren, welches wir schon einige Tage vergeblich durchstreifen," sagt Heinrich.

„Halt!" versetzt Bouchenot, „ich meine, es wäre besser, wir warteten die Nacht ab, denn Schnauzer hat mich Nachts in das einsame Haus geführt. Wir wollen ihn bei seinen Gewohnheiten lassen."

„Er hat Recht," sagt Georg, „wir wollen die Nacht abwarten. Aber wir gehen mit Euch, wir lassen Euch die Falschmünzer nicht allein aufsuchen."

„Kommt nur mit," erwidert Bouchenot, „das ist mir um so lieber."

„Und wir versehen uns mit Waffen," versetzt Timotheus; „Jeder muß ein Paar Pistolen zu sich nehmen."

„Vortrefflich!" ruft Bouchenot aus. „Bis dahin wollen wir gut essen und viel trinken, damit wir auch Muth zu dem Unternehmen haben."

„Hauptsächlich aber müssen wir auf Schnauzer achten, daß er uns nicht durchgehe," sagt Heinrich.

„O! sei ganz beruhigt, so lange ich Schinken in der Tasche habe, entfernt er sich nicht."

Die vier jungen Leute essen mit einander zu Mittag und erwarten ungeduldig die Nacht. Timotheus hat seine und Georgs Pistolen geholt; Heinrich versieht sich auch mit den seinigen; Bouchenot will keine andere Waffe als ein Federmesser. Endlich wird es Abend und man macht sich mit Schnauzer, den man noch an der Leine führt, auf den Weg.

In dem auf der entgegengesetzten Seite des Kanals gelegenen Quartier, in der Gegend der Barrière von Ménilmontant, läßt man den Hund los, aber nicht aus den Augen. Bouchenot hat vorher seine Tasche geleert, damit sich Schnauzer nicht hartnäckig an ihn halte. Eine Zeit lang folgt der Hund den jungen Leuten und scheint sie nicht verlassen zu wollen. Aber plötzlich beim Umbiegen in eine wenig belebte Straße läuft Schnauzer weg, ohne sich umzusehen.

„Jetzt findet er sich zurecht," sagt Heinrich, „er wird uns führen, gebt genau auf ihn Acht."

Die jungen Leute müssen aus Leibeskräften laufen, um dem Hunde nachzukommen, der schnell voraustrabt und schon durch mehrere Gäßchen gesprungen ist.

„Hier ist es," schreit Bouchenot, „ja, hier ist es, ich erkenne das Haus ganz gut!"

„Und wir sind wenigstens zwanzigmal an diesem Haus vorbeigegangen," sagt Heinrich, „ohne daß Du es erkanntest."

„Weil mir Etwas unbegreiflich ist: früher stand das Haus allein in der Straße, und jetzt sind zwei weiter da, eines daneben und eines gegenüber."

„Nun ja! die hat man seither gebaut," sagt Georg. „Man sieht gut, daß sie neu sind."

„Ach, meiner Treu! das hat mich getäuscht; aber es ist das rechte Haus, und Ihr seht ja auch, Schnauzer steht an der Thüre und möchte gerne hinein. Ich will einmal sehen, ob man, wenn man auf die Klinke drückt ..."

Heinrich eilt an die Thüre, aber die Klinke ist abgeschraubt und diesmal die Thüre fest zu.

„Was jetzt beginnen?" fragt Bouchenot. „Mit Gewalt in's Haus einzudringen wäre unklug; dann sind wir auch nicht überzeugt, ob Herr Moriandal und seine Genossen sich gegenwärtig darin befinden, und wir sollten sie eigentlich auf der That ertappen."

Während sich die jungen Leute beriethen, was zu thun sei, hält ein Cabriolet an dem Eingange des Gäßchens; ein Mann steigt aus und nähert sich langsam dem Hause, vor welchem der Hund steht; die jungen Leute haben sich zurückgezogen und hinter einer Mauerecke verborgen, um von dem Manne nicht gesehen zu werden, aber sie haben vergessen, den Hund mitzunehmen, der nicht von der Thüre weicht.

Die aus dem Gefährt gestiegene Person gelangt vor die Thüre des Hauses; dort zieht sie einen Schlüssel aus der Tasche und ist im Begriff, aufzuschließen, als Schnauzer zu bellen anfängt.

„Der Teufel hole den Hund!“ sagt eine Stimme, in welcher Heinrich ganz gut die des Herrn Mortandal erkennt; „ich hatte ihn nicht bemerkt. Was thut er da? Marsch, geh'!... Er rührt sich nicht . . . Was liegt daran, schnell hinein!“

Herr Mortandal ist hineingegangen, hat aber hinter sich und Schnauzern, der sich mit eingeschlichen, die Thüre zugeschlossen.

„Wir sind nun gewiß, daß Herr Mortandal da drinnen ist,“ sagt Heinrich; „jetzt muß aber einer von Euch, meine Freunde, ein Cabriolet nehmen, sich zu Herrn Giraumont führen lassen und ihn hierher bringen, um ihm zu beweisen, auf welche Art sein künftiger Eidam seinen Reichthum erwirbt.“

„Das laßt mich besorgen!“ ruft Bouchenot aus, dem nichts erwünschter ist, als von dem Hause wegzukommen, „ich eile . . . und bringe den Schwiegervater mit ... Ihr aber inzwischen seid vorsichtig und laßt unsern Mann nicht entwischen.“

Bouchenot läuft und fliegt davon, er nimmt ein Cabriolet, läßt sich zu Herrn Giraumont führen, den er wichtiger Angelegenheiten halber zu sprechen begehrt. Man führt ihn in das Arbeitszimmer des Greisen, zu dem er ohne Umschweife sagt: „Herr Giraumont, ich habe die Ehre, Sie davon zu benachrichtigen, daß Sie im Begriffe stehen, Ihr Fräulein Tochter mit

einem Falschmünzer zu verehelichen. Da Sie wahrscheinlich einen Mann, der ein solches Gewerbe treibt, nicht zum Eidam erwählen wollen, so mache ich Ihnen den Vorschlag, sich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen, damit Sie alsdann handeln können, wie Sie es für passend erachten."

Herr Giraumont fährt bestürzt zurück und ruft aus: „Ein Falschmünzer! Herr Mortandal ein Falschmünzer! Ach, mein Herr, das ist nicht möglich . . . das ist eine neue Verleumdung, die man erdichtet hat, damit ich ihm meine Tochter nicht gebe."

„Ich mache Ihnen aber ja den Vorschlag, sich mit eigenen Augen zu überzeugen! . . . Ich glaube, daß das Glück Ihrer Tochter wohl verdient, daß Sie einen Gang machen, um gewiß zu erfahren, ob Sie wahr berichtet wurden."

„So wollen wir gehen, mein Herr, ich bin bereit, Ihnen zu folgen."

Der Greis steigt mit Bouchenot in das Cabriolet; sie verlassen dasselbe am Eingange des Gäßchens, wo sie Heinrich und seine Freunde treffen, die vor dem Hause warteten.

Heinrich tritt auf Herrn Giraumont zu und redet ihn an: „Glauben Sie nicht, mein Herr, daß mich die Eifersucht zu dieser Handlung veranlaßt, sondern man hat mich versichert, daß Herr Mortandal nur ein erbärmlicher Falschmünzer sei, der sich hier in diesem einsamen Hause seinem verbrecherischen Gewerbe widme. Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen behülflich zu sein, den Mann kennen zu lernen, dem Sie Ihre Tochter anvertrauen wollen. In diesem Augenblicke befindet sich Herr Mortandal hier in diesem Hause: wir haben ihn hineingehen sehen und er ist noch nicht zurückgekommen. Was wollen Sie thun, mein Herr? Sie haben zu bestimmen: sollen wir uns mit Hülfe der Polizei das Haus aufmachen lassen oder ein anderes Mittel anwenden? Sprechen Sie, wir gehorchen."

„Sind Sie ganz gewiß, daß sich Herr Mortandal in diesem Hause befindet?" fragt der Alte.

„Ja, Herr Giraumont."

„Nun, wir wollen alles Aufsehen vermeiden; wir müssen nur in's Haus zu gelangen suchen, um zu wissen, was Herr Mortandal darin macht."

„Ja, wir müssen allerdings hineinzukommen suchen," erwidert Bouchenot, „obgleich es vielleicht sehr gefährlich für uns werden kann; wie wollen wir aber die Thüre aufbringen?"

In diesem Augenblicke hörte man im Hausgang ein Geräusch; kurz darauf wird heftig an der Thüre gekratzt: Schnauzer ist es, der mit Gewalt heraus will. Der Hund hat während des Kratzens vermittelst seiner Pfoten die Klinke aufgedrückt, die sich innerhalb befindet; Bouchenot hört dieses von Außen, stößt hastig die Thüre auf, ehe die Klinke wieder zurückfällt, und so ist ihnen der Eingang in's Haus geöffnet.

„Schnauzer ist wahrhaftig unser Schutzengel," sagt Bouchenot. „Kommen Sie, meine Herren, treten Sie leise ein. Nehmen Sie Ihre Waffen, ich will Ihnen folgen."

„Geh' lieber voraus und zeige uns den Weg," sagt Georg.

„Nein, ich kann es von hinten besser übersehen. Kommt, aber ganz leise!"

Man tritt in's Haus, geht schweigend durch den Gang in den kleinen Hof, und hört, sobald man sich der Kellerthüre nähert, schon in einiger Entfernung Hammerschläge.

„Hören Sie?" sagt Bouchenot, „sie sind eben in der Arbeit begriffen."

„Wir wollen sachte hinunter gehen," sagt Heinrich, „ich sehe einen Lichtschimmer."

Die jungen Leute und der Greis gehen die Treppe hinab und kommen in den Keller, wo sie in einem nahen Gewölbe, dessen Thüre nur angelehnt ist, sprechen hören. Georg, Heinrich und Timotheus spannen den Hahn ihrer Pistolen und bringen plötzlich mit dem Rufe: „Ergebt Euch, Ihr Elenden!" in das Gewölbe.

Und nun sahen sie Herrn Mortandal, von Männern umgeben, wovon die einen Oel und Branntwein in Fässer füllten und dann zuschlugen, während die andern durch Röhren, die unter der Erde durchgeleitet waren und jenseits der Barrière ihre Verbindung hatten, Flüssigkeiten in großen Gefäßen auffingen, welche auf diese Weise kein Octroi bezahlten.

„Es sind keine Falschmünzer!“ ruft Bouchenot, seinen Kopf zu der Oeffnung des Gewölbes hereinstreckend, während Heinrich und seine beiden Freunde erstaunt vor den Schmugglern stehen, die ebenfalls von diesem unerwarteten Besuche nicht wenig überrascht sind.

„Wie, meine Herren, sind Sie vielleicht Zollbeamte?“ fragt Herr Mortandal, die jungen Leute erstaunt anblickend.

„Nein, aber man hatte uns versichert, Sie geben sich hier mit Geldmachen ab.“

„Ah! ich errathe, wer ihnen das gesagt hat,“ versetzt der Marseiller, welcher jetzt auch Bouchenots ansichtig wird. „Ich habe den Herrn auf diesem Glauben gelassen, weil ich mir dachte, er werde sich weit mehr vor einem Falschmünzer, als einem Schmuggler fürchten! ... So, Herr Bouchenot, Sie haben mich verrathen? Das ist nicht schön!“

„Ei, der Teufel! . . . Sie hätten mir wohl sagen können, daß es sich nur um Oel und Branntwein handle,“ versetzt Bouchenot, „dann wäre ich nicht in beständiger Todesangst gewesen, seit ich Sie kenne.“

In diesem Augenblicke zeigt sich Herr Giraumont, der bisher außerhalb des Gewölbes geblieben war, Herrn Mortandal; dieser Anblick scheint dem Letzteren etwas unangenehm zu sein, aber er sucht sich zu fassen und sagt mit einem erzwungenen Lächeln: „Wie, mein lieber Schwiegervater, Sie wollen auch unsere geheime Niederlage sehen?“

„Mein Herr,“ entgegnet der Greis, „es ist mir um Ihret-

willen sehr lieb, daß Sie kein Falschmünzer sind, aber ich will ebensowenig einen Schmuggler zum Schwiegersohn;... ich achte nur solche Gewerbe, die man bei hellem Tage betreiben kann, und welche sich vor den Augen der Polizei nicht zu scheuen brauchen; das wird hinreichend sein, Ihnen begreiflich zu machen, daß zwischen uns Alles aus ist."

„Warum nicht gar, Herr Giraumont!... Das ist nicht geschmuggelt, das ist nur ein kleiner Unterschleif."

„Ich achte eines so wenig wie das andere; seien Sie übrigens beruhigt, es wird Sie Keiner von uns anzeigen. Kommen Sie, meine Herren, ich glaube, daß unser Geschäft hier jetzt beendigt ist. Herr Heinrich, reichen Sie mir Ihren Arm."

Heinrich läßt sich nicht zweimal bitten: er eilt eifrigst herbei und entfernt sich mit Herrn Giraumont. Georg und Timotheus folgen ihnen und Bouchenot kommt hintendrein.

„Ach!" wiederholt er immer, „wenn ich gewußt hätte, daß es sich bloß um Oel und Branntwein handelte! Das sind rechte Dummköpfe; es geschieht ihnen aber recht, warum haben sie mich zum Narren gehalten."

Vierzehn Tage nach dieser Begebenheit wurde Heinrich Paulinens Gatte, und seine drei Freunde wohnten der Feierlichkeit bei, die sein Glück begründete.

Bouchenot nahm die ihm von Heinrich angebotene Stelle an. In der ersten Zeit arbeitete er weder gut noch fleißig, aber Heinrich war sehr nachsichtig; nach und nach gewöhnte er sich jedoch an die Arbeit: denn er sah ein, daß man keine Zeit zur Langeweile hat, wenn man beschäftigt ist, und das Vergnügen weit größer ist, wenn man es seltener genießt.

Cölina war ordentlich, thätig und sparsam geworden, und Bouchenot blieb ihr am Ende treu. Man muß sowohl in der Liebe als in andern Dingen an nichts verzweifeln.

Der gefeierte, verhätschelte, wohlgenährte Schnauzer blieb bei Heinrich und Paulinen, die ihm ihr Glück verdankten.

Aber Bouchenot sagte manchmal: „Trotz all' dem wissen wir noch nicht, was den Hund in das Haus der Schmuggler lockte."

Fräulein Prudentia endlich heirathete Herrn Merlandin, der Bouchenot und Cölina zu seiner Hochzeit einlud, und ehe er mit seiner Frau nach Poissy zurückkehrte, zu ihnen sagte: „Ei! der Pathe meiner Frau hat mir aufgetragen, mich nach einem Hund Namens Schnauzer zu erkundigen, und mich gebeten, diesen Hund zuweilen zu dem Manne zu führen, von dem er ihn zum Geschenk erhalten hatte: es sei ein Gärtner, der bei der Barrière von Ménilmontant wohne; aber meine Frau hat mir gesagt, sie habe den Hund verloren, und der Gärtner ist, so viel ich gehört habe, schon lange gestorben."

„Ach, daher rühret Schnauzers Anhänglichkeit an das einsam stehende Haus!" ruft Bouchenot aus, als Herr Merlandin geendet hat; „jetzt wundert es mich nicht mehr, daß der Hund die Lokalitäten des Hauses so gut kannte: es ist seine Wiege, sein Jugendaufenthalt; vielleicht wünschte er seine Familie wieder zu sehen! Neben seiner Liebe für den Schinken bewahrt Schnauzer auch das Andenken an seine alten Freunde und die elende Baracke, worin er erzogen wurde. Es gibt viele Menschen, die kein so gutes Gedächtniß haben als dieser Hund."